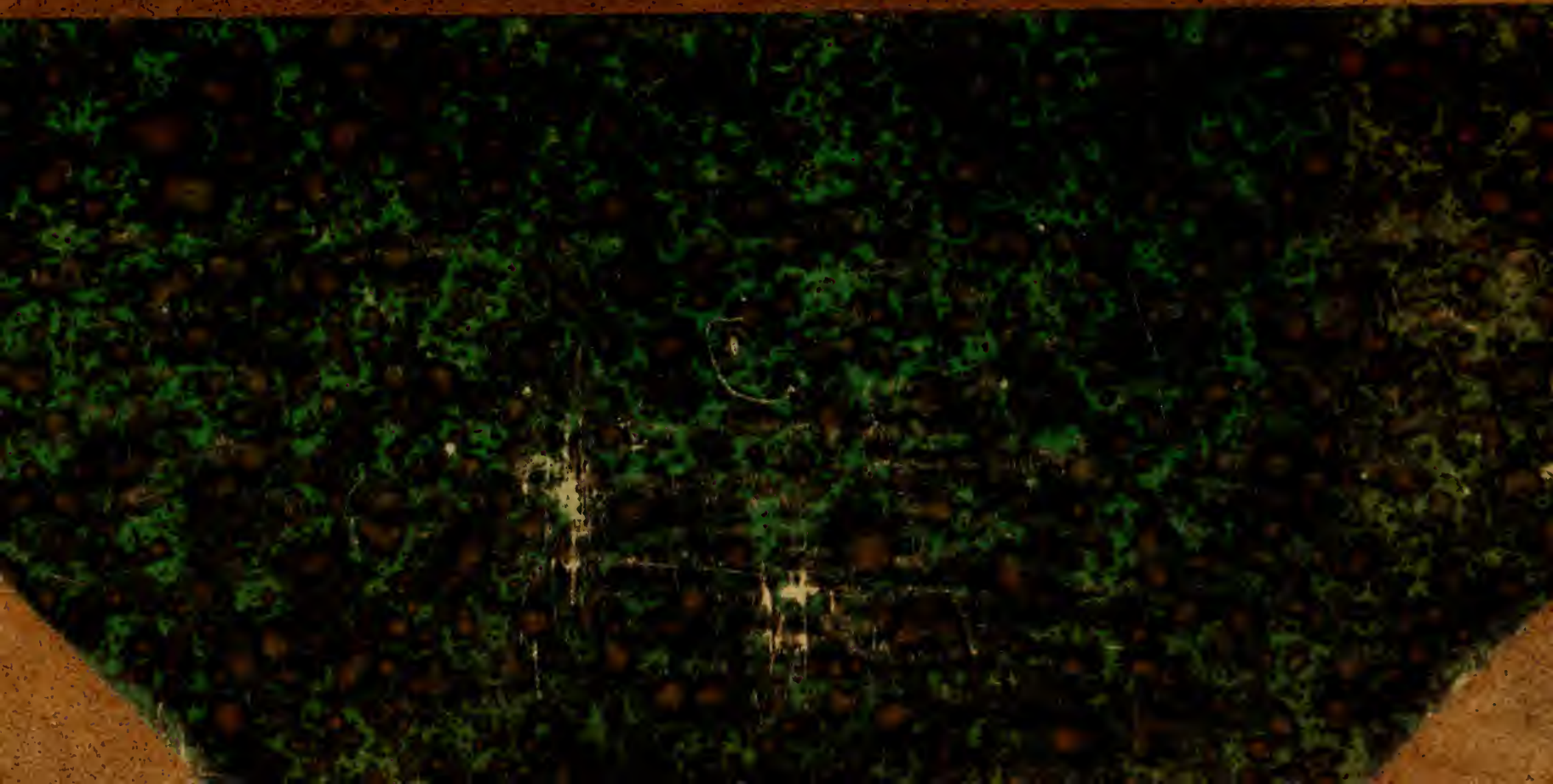
3 1761 07359782 5



728.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/namenlosegeschic01hack

Namenlose Geschichten.

Illustrierte Ausgabe.

Erster Band.

Namenlose Geschichten.

Von

F. W. Hackländer.

Illustriert von Fritz Bergen.

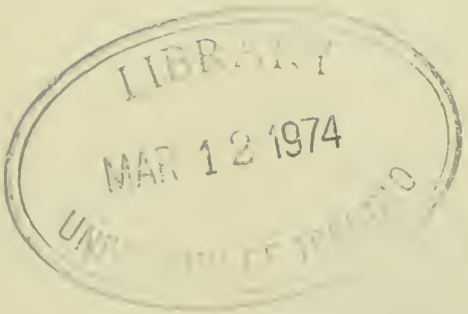
Erster Band.

[illegible]

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.

PT
2284
H2A15
18--

Alle Rechte vorbehalten.



Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Inhalt des ersten Bandes.

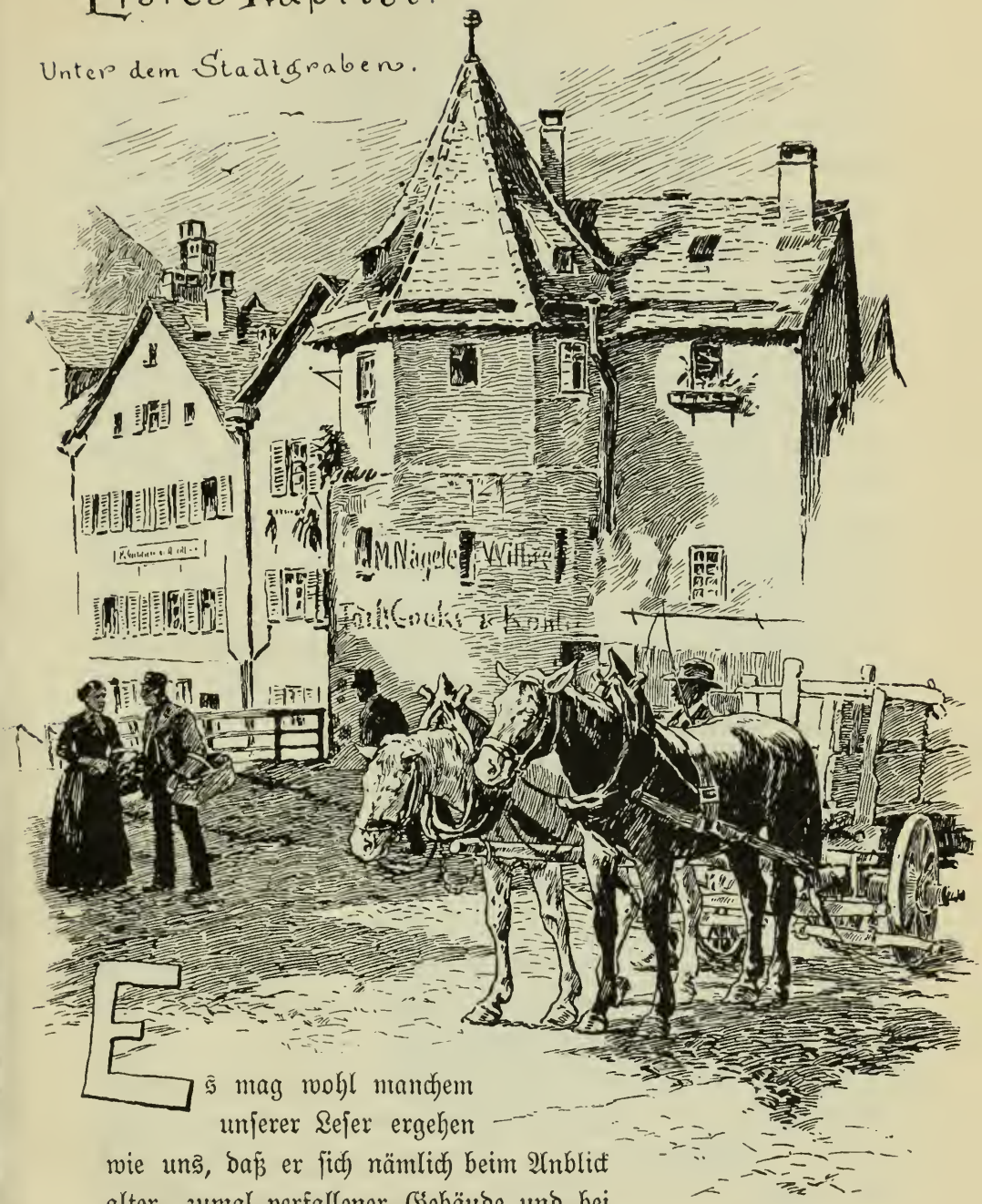
		Seite
1. Kapitel.	Unter dem Stadtgraben	1
2. „	Unter dem Stadtgraben	14
3. „	Unter dem Stadtgraben	27
4. „	Unter dem Stadtgraben	41
5. „	Ein Bürgerball und seine Folgen	68
6. „	Ein Bürgerball und seine Folgen	82
7. „	Aus dem Marstall	107
8. „	Aus dem Marstall	124
9. „	Vor dem Hofball	138
10. „	Aus dem Marstall	155
11. „	Ein Hofball und seine Folgen	169
12. „	Aus dem Kutscherzimmer	184
13. „	Ein Hofball und seine Folgen	217
14. „	Elstergasse Numero vierundvierzig	232
15. „	Unter dem Stadtgraben	247
16. „	Ein Bürgerball und seine Folgen	267
17. „	Unter dem Stadtgraben	295
18. „	Im Hoftheater	306
19. „	Ein erstes Debut	315
20. „	Tauwetter und Frühlings-Anfang	327
21. „	Unter dem Stadtgraben	349
22. „	Anna	377

Seite

23. Kapitel. Ein Bürgerball und seine Folgen 396
24. „ Ein neuer Tänzer 415
25. „ Die Flucht 427
26. „ Das Ende des Traumes 451
27. „ Aus dem Marstall 469
28. „ Aus dem Marstall 482
29. „ Unter dem Stadtgraben 492
30. „ Das Ende des Traumes 508
31. „ Ein Hofball und seine Folgen 516
32. „ Alfreds Erzählung 532

Erstes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.



Es mag wohl manchem unserer Leser ergehen wie uns, daß er sich nämlich beim Anblick alter, zumal verfallener Gebäude und bei Spaziergängen auf wüsten Plätzen, die früher von einiger Bedeutung waren, unwillkürlich aber gern der Vorzeit erinnert, welche

jene alten halbverfallenen Gebäude bevölkerte und in glänzenden Gewändern voll Lust und Freude über die jetzt so öden Plätze dahinschritt. In unserer Umgebung, und wohnten wir auch in der kleinsten Stadt, ist so Manches, das durch sein Aussehen fremdartig in unser Leben hineinblickt. Sind es nicht alte Schlösser, welche Kunst und Fleiß der Vorfahren mit riesenhaften, reichverzierten Thorwegen, mit Statuen und Skulpturen aller Art geschmückt, so ist es ein einsamer Marktbrunnen mit Röhren in Gestalt fabelhafter Untiere, aus denen das Wasser sprudelt, oder eine Rittergestalt, die sonderbar lächelnd auf die neue Generation herabblickt, welche sie umgibt und nicht selten ebenso verwundert hinaufschaut. Die alten Häuser rings um den Brunnen sind dieselben geblieben, und an hohen Giebeln hängen in den willkürlichsten Gestalten allerlei Dachrinnen-Tiere, die so häßlich, wie sie der Künstler geschaffen, nie existieren konnten; die Kirchturm-Uhr hat denselben bekannten Klang, wie vor vielen hundert Jahren, nur ist sie vor Alter etwas heiser geworden; die Thüren da unten öffnen sich auf dieselbe Art wie früher, und die Bewohner der Häuser kommen nach wie vor aus denselben heraus; aber der alte Ritter da oben auf dem Brunnen sieht mit jedem Jahrzehnt das Äußere dieser Menschen wechseln. Und wie hat sich dasselbe gar geändert seit der Zeit, wo er von seinem Piedestal herabsteigend, ohne viel Aufsehen zu erregen, unter ihnen hätte herwandeln können!

Es ist aber nichts so geeignet, dergleichen Phantasien Raum zu geben, wie die Zeit der stillen Mitternacht, wo die Straßen leer, die Häuser geschlossen sind; nichts ist dann hörbar, als das Rauschen der Brunnen, und diese rieselten damals gerade so wie heute, in derselben Gestalt, mit demselben Ton.

An das Portal eines alten Hauses gelehnt und an dem großen, mit Eisen beschlagenen Thor desselben lauschend, ist man leicht versucht, zu glauben, drinnen erhebe sich das alte lustige Leben und verjage die neue nüchterne Zeit mit ihren frostigen, poesielosen Gestalten. Dumpf wirbeln die Pauken, der Baß reißt gellend den Takt in das wirre Tongemälde einer lustigen Tanzmusik, Gläser

klirren, und der Thorweg ist mit Dienern aller Art angefüllt, welche Fackeln tragen, um ihre Herrschaft nach Hause zu begleiten. Jetzt öffnen sich geräuschlos die Flügel des großen Thors, und die Treppe herab wimmelt der glänzende Zug der Gäste, die das gastliche Haus verlassen; Fackelglanz und Kerzenschimmer erhellen die gewölbten Vorhallen und schimmern auf Gold- und Silberstickerei, auf buntem Sammet und wallenden Federn. Der Hausherr steht oben an der Treppe, die Hand der Gemahlin ruht in der seinigen, und Beide

winken den Gästen recht wehmütig zum Abschied bis zur nächsten Mitternacht. Der Page, der vor ihnen steht, hält den kleinen Bologneser empor, der mit hinabschlüpfen wollte. Endlich hat sich das Haus entleert, Herr und Herrin auf der Treppe werden immer bleicher, immer unbestimmter, und verschwinden endlich in dem Dampf der Fackeln und Kerzen; die gespenstigen Gäste ziehen in die Nacht hinaus mit unhörbarem Tritt, und obgleich die Damen von den Kavalieren aufs beste unterhalten werden, hört man weder sprechen noch lachen: dunstig und nebelig schweben sie dahin und zerfließen vor dem nachschauenden Blick, ehe sie ihm verschwinden.

So hat jeder Platz auf der Erde, jedes Haus, das wir bewohnen, seine mannigfachen Geschichten, die sich dem Auge des tiefer Schauenden bald anmutig bald grauenhaft enthüllen.

Vor allem aber wollen wir in diesem Sinne einen Platz ins Auge fassen, auf welchem unsere einfache Geschichte beginnt. Nicht als ob derselbe große welthistorische Momente gesehen hätte, oder als ob auf demselben viel Ungeheures geschehen wäre, — nein, im Gegenteil, was hier geschah und wie sich dieser Platz im Laufe der Jahre änderte, mag auch an vielen andern Orten ebenso geschehen sein; nur erinnern wir uns nicht, daß schon jemand desselben anderswo mit einigen beschreibenden Worten erwähnt hätte.

Wie alle deutschen Städte in vergangenen Tagen, so hatte auch die Residenzstadt von der wir eben sprechen, in alten, mittelalterlichen Zeiten Wall und Mauer, breite Gräben und Zugbrücken. Viele Schutzmittel gegen äußere Feinde zwängten die Stadt wie in einen eisernen Gürtel zusammen und gestatteten lange nicht, daß sich Leben und Treiben, Handel und Verkehr über diese Schranken hinaus ergoß. Als aber die Zeiten etwas milder wurden, oder die Stadt als fester Punkt ihre Bedeutung verlor, oder als das immer mehr sich regende Leben gewaltsam übersprudelte und vor den Mauern Häuser erstehen ließ, die hohnlachend über die allabendliche Straßensperre zu den alten Thoren hereinsahen,

da begannen diese allmählich zu verfallen, zuerst die Mauern, dann die Thorbogen, dann die festen Türme, und was sich nicht von selbst demütigte und aus Altersschwäche und Lebensüberdruß verfiel, dem half die Menschenhand nach und riß die alten Werke ebenso emsig

nieder, wie sie dieselben früher aufgebaut; die Gräben füllten sich mit Schutt und Steinen, darüber wuchs Unkraut und Strauchwerk, Gras und Blumen, und diese verwesten wieder und wurden zu Staub und guter Erde, woraus wieder Neues erwuchs; und das ging so fort, bis sich die tiefen Gräben langsam auffüllten; und da auf dem guten, feuchten Grunde hier Bäume trefflich heranwuchsen, so gab es unter ihren überhangenden Zweigen bald schattige, angenehme Spaziergänge.

Nur einer dieser Gräben widerstand hartnäckig jedem Versuche ihn zu entfernen. Nachdem auf fast allen Seiten der Stadt die Gräben verschwunden und einige der alten Türme und Thorbogen mit dichtem Epheu bewachsen, nur noch als eine Merkwürdigkeit fast mitten in der Stadt stehen geblieben waren, hatte sich einzig und allein auf der Stelle, von der wir sprechen, der Graben in seiner ganzen Tiefe und Breite erhalten. Nicht als ob die Stadt hier in ihrem Wachstum zurückgeblieben sei, — im Gegenteil, sie war hier ausgedehnter als irgendwo, und den alten Stadtgraben faßten auf beiden Seiten lange Reihen neuer Häuser ein.

Der erste Grund zu diesem hartnäckigen Festhalten an seinem längst nicht mehr zeitgemäßen Dasein war wohl, daß der alte Stadtgraben hier nicht so breit und tief war, wie anderswo, und man wohl glauben mochte, wenn erst die tieferen Stellen zugeschüttet seien, werde das Bischen hier von selbst nachfolgen. Zweitens hielt ihn als eine Art Kirchhof das Volk heilig; denn an dieser Stelle war bei den vielen Belagerungen, welche die Stadt ausgehalten, Sturm und Verteidigung beständig am heftigsten gewesen, manch ein Bürger und Bürgerskind schlief da, niedergestreckt auf dem Felde der Ehre, den ewigen Schlaf. Mochte es nun die Rücksicht sein, um die Gefallenen hier zu ehren und ihrer Ruhestatt eine gewisse Weihe zu geben — genug man erbaute an dem Stadtgraben mit den Steinen der Mauer ein Kloster, und fromme Kapuziner machten ihn zu ihrem Garten und pflanzten da in stiller Bescheidenheit ihren Kohl. Auch versäumten sie nicht, wo bei dem Aufgraben des Grundes Lanzenspitzen, Schwerterklingen, Pickel-

hauben und Menschenknochen in größerer Anzahl zum Vorschein kamen, ein Kreuz zu errichten, um, indem sie auf diese Art die Gefallenen ehrten, ihren Garten selbst gegen die Angriffe der Stadtbehörde sicher zu stellen.

So lag der Klostergarten lange Zeit in einem stillen Grunde mitten in der Stadt; rings herum hatten die Mönche tüchtige Mauern aufgeführt, um die Blicke der Neugierigen abzuhalten, sie hatten Bäume gepflanzt, Wasser hergeleitet und lebten da unten fromm und gottgefällig.

Da aber in dieser Welt nichts von Dauer ist, so hörte auch das Kloster an einem schönen Tage auf, ein Kloster zu sein, die Mönche verschwanden, die kleine Thür, die aus dem Gebäude in den Stadtgraben führte, wurde zugemauert, der Graben verwilderte, die Wasser hörten auf zu laufen, und die Bubenschar belustigte sich lange Zeit damit, die Mauern abzubrechen und langsam in den Graben hinabrollen zu lassen; denn der Magistrat war noch nicht mit sich darüber einig, was mit dem alten Stadtgraben zu beginnen sei. Endlich beschloß man, denselben aufzufüllen, und that von Rechtes wegen, was die Knaben der Stadt unbefugter Weise angefangen: die Mauern wurden hinabgeworfen, der Stadtgraben an beiden Seiten geöffnet und zum Durchgang in zwei Straßen gebraucht, die bis jetzt keine Verbindung hatten. Das Kapuziner-Kloster vermietete man an eine Menge ärmerer Familien, von denen eine gute Anzahl in dem großen weitläufigen Gebäude Platz fand; des Gartens bemächtigten sich die Kinder der Stadt zu einem außerordentlich gut gelegenen Spielplatze, und hier geschah alles das, was die Jugend in ihrem lebensfrohen Übermut nur auszuführen pflegt. Bald wurde der Angriff und die Verteidigung der Stadt dargestellt, und die junge Generation kämpfte mit hölzernen Schwertern und eben solchen Spießen tapfer und heldenmäßig auf derselben Stelle, wo ihre Vorfahren vor Alter das Gleiche gethan. Die Kinder äfften den Lauf der Zeit vollkommen nach, und als wegen allzuviel zerschlagener Nasen und blauer Augen, nicht zu gedenken der zerrissenen Hosen und Jacken, das Kampfspiel verboten wurde, so beschloß die ganze Versammlung, das Klosterleben wieder erstehen zu lassen, und alsbald tönten in dem Stadtgraben geistliche Gesänge, der weibliche Teil der Schule wurde streng abgesondert, und feierlichen Schrittes

zogen die Buben in Prozession unter dem Steingerölle dahin. Diese harmlosen Spiele aber sollten ein blutiges Ende nehmen; nicht als ob eines der Kinder einmal bedeutenden Schaden genommen hätte, sondern der Magistrat beschloß in seiner Weisheit, den alten Stadtgraben zur Richtstätte umzuwandeln, und hier wurde nun eine Reihe von Jahren geköpft und gestäupt und alle möglichen Strafen ausgeführt, die das Gericht für gut fand, den Verbrechern aufzulegen, ohne daß die Menschheit durch die vielen Beispiele im Geringsten gebessert worden wäre. Doch war der Platz von da an geflohen und gemieden, und man erzählte sich unter der Hand an langen Winterabenden von schrecklichen und unerhörten Spukgestalten, welche in dem alten Stadtgraben sichtbar wurden und die umher Wohnenden ängstigten. Bald wollte man die alten, längst vermoderten Kämpfer der Stadt gesehen haben, wie sie den letzten Geköpften voll Abscheu, daß das unreine Blut sich mit dem ihrigen vermische, über die Mauer entfernt hätten; bald habe sich, so sagte man, zur Nachtzeit die kleine vermauerte

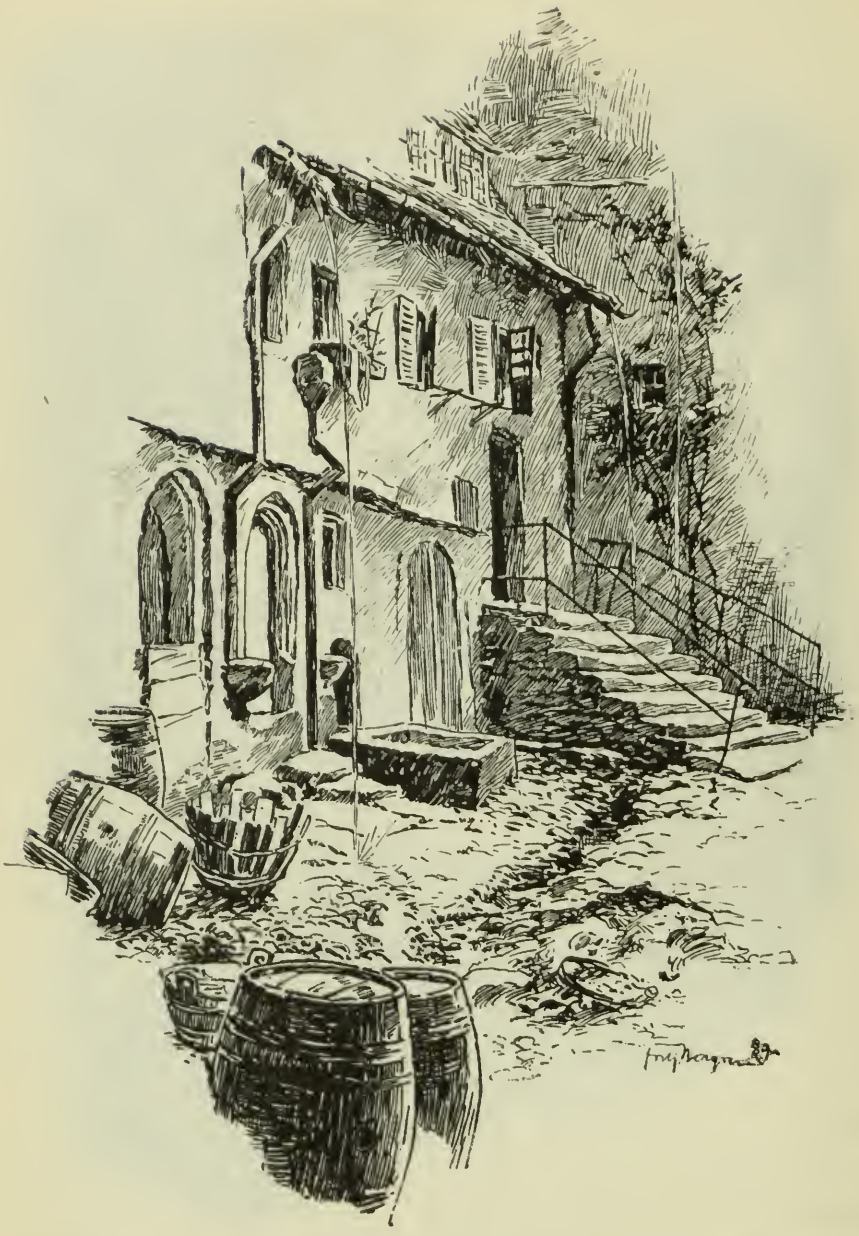
Thür des Klosters geöffnet, und die Mönche seien paarweise erschienen mit feierlichem Schritt und haben mit traurigem Gesang den Graben durchschritten, wehklagend, daß die heilige Stelle entweiht sei. Obgleich nun, wie es bei allen Gespenstergeschichten geht, nie Einer behauptete, er habe dies und das mit seinen eigenen Augen gesehen, so wurde doch, namentlich in der Dunkelheit, der alte Stadtgraben von Niemand gerne besucht, und man machte lieber einen großen Umweg, wenn man von einer Straße, welche in gerader Linie durch den Stadtgraben verbunden wurde, in die andere wollte. Die Bubenschar hatte sich längst einen anderen Spielplatz ausgesucht und ließ dem Unkraut und Strauchwerk freien Spielraum, welches sich behaglich ausdehnte und diesen Platz mitten in der Stadt höchst unangenehm für das Auge machte.

Endlich wurde dieser Anblick den Vätern der Stadt unerträglich, auch war man des Platzes hier sehr benötigt, und so faßte man die großartige Idee, den alten Graben teilweise zu überwölben, anderenteils zu pflastern und den benachbarten Hauseigentümern unentgeldlich kleine Stücke zu Hofraum und Garten abzutreten.

Dieser Durchgang, finster und unheimlich, wie er war, gehörte nicht zu den angenehmen Teilen der Stadt und war doch den mittleren und ärmeren Volksklassen, die hier herum und namentlich in dem alten Kloster wohnten, von großem Nutzen. Da hatten Obstverkäuferinnen, vor dem Regen geschützt, ihre Waren aufgestellt, da befanden sich kleine ambulante Bücher- und Bilderläden, und, wenn es draußen gar zu sehr stürmte und schneite, trieb auch wohl eine Knabenschar ihre lärmenden Spiele hier und freute sich an dem dumpfen Klang, mit dem ihre dünnen Kinderstimmen von dem Gewölbe wiederhallten.

Der Eingang ins Kloster war in demselben frei gelassen worden und befand sich an der Seite in einem kleinen melancholischen Hofe; hier ragten die von Alter geschwärzten Mauern unendlich in die Höhe, und neue viereckige Fenster wechselten ab mit den

alten gotiſchen des ehemaligen Kloſters; ein einſamer Streifen Epheu ſchlang ſich dort hinauf, und wenn er auch wenig Sonnenlicht genoß, ſo hatte er deſto mehr Feuchtigkeit, denn die alten, ſeltſam geformten Dachrinnen mündeten alle in den kleinen Hof, und wenn es regnete, ſpie es eine wahre Sündflut von Waſſer



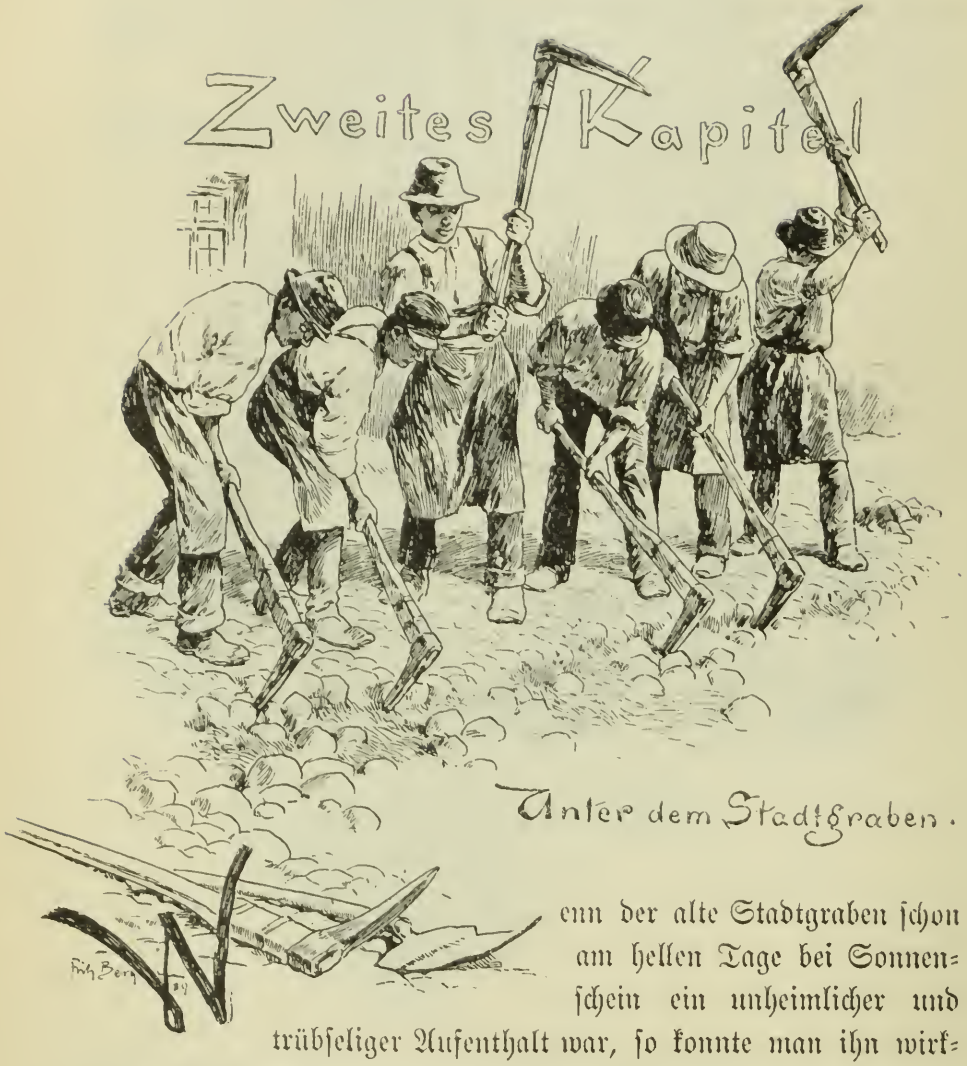
herab. Jedes der verschiedenen Fenster hier war anders verziert: an diesem flatterte Wäsche an dünnen Seilen, an jenem waren Blumenbretter angebracht, und Geranien und Kapuziner fristeten hier in dem dunklen Winkel ein kümmerliches Dasein; auf dem Boden dieses Hofes standen Fässer von allen erdenklichen

Formen, um das kostbare Regenwasser aufzufangen, und wenn man dazwischen die großen Kehrichthaufen sah, so konnte man sich kopfschüttelnd fragen, warum die gestrenge Polizei nicht kräftigst einschritt. Doch wußte jeder, der genauer bekannt war, daß es unter den ordentlichen Familien, die hier wohnten, auch viel exzentrische Gemüter gab, die es der Polizei schwer machten, sich allzu vorsorglich in ihre innern Angelegenheiten zu mischen.

Dieser Durchgang nun, sowie die umliegenden Gebäude hießen:

„Unter dem Stadtgraben."

Zweites Kapitel

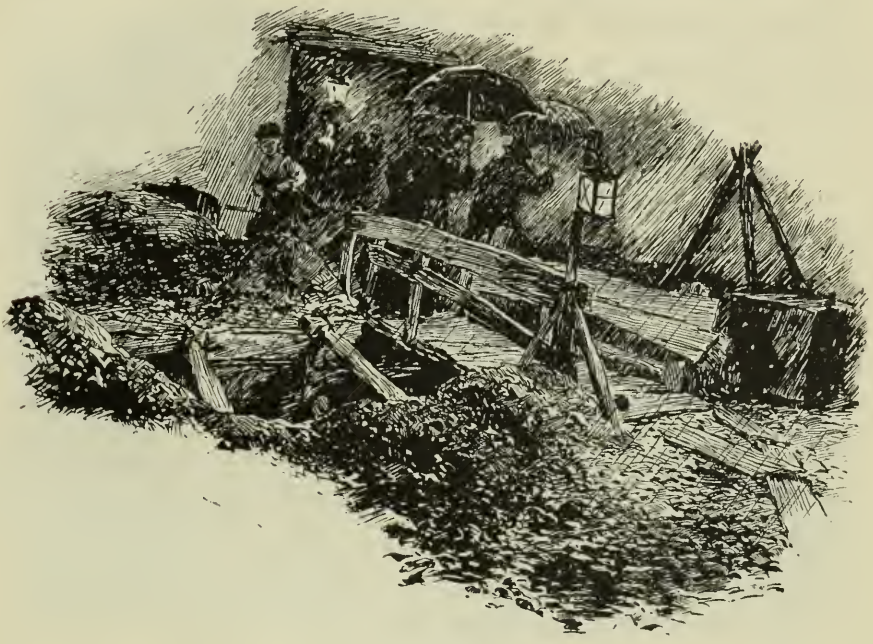


Unter dem Stadtgraben.

Wenn der alte Stadtgraben schon am hellen Tage bei Sonnenschein ein unheimlicher und trübseliger Aufenthalt war, so konnte man ihn wirklich trostlos nennen, wenn man ihn an einem Abende betrat, wie an demjenigen, an welchem unsere namenlose Geschichte beginnt.

Es war ein unfreundlicher, trüber Novembertag; dichte Nebel, welche die Erde einhüllten, hatten vor- und nachmittags kräftig mit einander gerungen, bald waren sie aufgestiegen und bedeckten

die Höhen rings um die Stadt mit schweren, grauen Kuppen; bald sanken sie auf den Erdboden nieder und hüllten dort alles so dicht ein, daß man, auf der Straße gehend, nicht auf drei Schritte deutlich bemerkte, ob einem ein Mensch, ein Pferd oder ein Wagen begegnete; dazu war es naßkalt, das Pflaster feucht und schlüpfrig, und man mußte fest auftreten, um nicht auszu-



gleiten. Was der Nebel schon am Morgen hätte thun sollen, nämlich vollständig auf die Erde herabkommen, das that er erst am Abend, indem er sich in einen feinen scharfen Regen auflöste, der mit einigem Schnee vermischt, den Dahinwandelnden vom Wind unangenehm in das Gesicht geweht wurde. Dabei befanden sich die Straßen der Stadt teilweise in großer Zerstörung; man war im Begriff, die alten Straßenlaternen zu pensionieren und die Residenzstadt mit Gas zu erleuchten; deshalb war das Pflaster in einer Breite von vier Fuß, und dabei oft ganze Straßenlängen, ausgehoben und ein tiefer Graben gemacht, um den Gasröhren im Schooße der Erde ein bequemes Lager bereiten zu können.

Wo diese Röhren bereits lagen, da war der Graben wieder zugeworfen, und wenn auch der harmlos Vorüberwandelnde, der zufällig auf die lose Erde trat, tief einsank, wenn auch Eilwagen und Omnibus, die mit zwei Rädern hineingerieten, dem Umschlagen nur mit genauer Not entgingen, so waren das kleine Übelstände, die in Anbetracht der allgemeinen Nützlichkeit der Sache wohl zu ertragen waren. Wo aber die Röhren noch nicht gelegt waren, da gähnte der Graben in einer Tiefe von vier Fuß, und um den Darüberschreitenden zu warnen, hatte man an solchen Stellen kleine schwarze schmutzige Laternen aufgesteckt, die, schon an sich trübselig, jetzt durch Oelmangel, Nebel und Regen in einem wahrhaft jammervollen, trübroten Licht dämmernden und den Wanderer schon allein durch ihr melancholisches Aussehen darauf vorbereiteten, daß sich zu seinen Füßen etwas Furchtbares aufthue.

Ein solcher Graben mit einer solchen Laterne sperrte den einen Eingang des Stadtgrabens vollständig und zum großen Ärger aller Leute, die ihren Weg eigens hieher lenkten, um unter dem Gewölbe eine Zeit lang im Trockenen gehen zu können, und man hörte an dieser Stelle viele leise Flüche, sowie den halbunterdrückten Schrei weiblicher Stimmen, wenn sie an den tiefen Graben kamen und den Sprung wagten, das Lachen der Straßenjungen, die diesen unwillkürlichen Kraftanstrengungen zuschauten und sie mit einem Zungenschlag, wie auf der Rennbahn, begleiteten; dann traten Alle schallenden Schrittes in das Gewölbe, stampften mit den Füßen und schüttelten ihre Mäntel und Regenschirme, um den anhängenden Schnee zurückzulassen, der auf diese Art in dem Gewölbe liegen blieb und dasselbe noch feuchter und unbehaglicher machte. Dazu pfiff der Wind von einer Seite, und die Straßenlaterne, die in der Mitte dieses Durchgangs hieng, ächzte kläglich hin und her. In dem kleinen Seitenhofe brach sich der Luftstrom und fuhr heulend und pfeifend, da er keinen Ausweg an den steinernen Mauern fand, in die Höhe und in's Freie. Kein Tier war auf der Straße oder im Gewölbe zu sehen, und eine Katze die eben von einem nachbarlichen Besuche kam, eilte mit rasenden

Sätzen über den kleinen Hof ins Kapuzinerkloster, um sobald als möglich ihren warmen Ofenwinkel zu erreichen.

Wer hätte nach allem dem glauben sollen, daß in diesem Gewölbe trotz des Unwetters eine Gesellschaft menschlicher Wesen, auf einem Stein neben der verwitterten Klosterthüre saß und ruhig

und unerschüttert von Sturm und Regen auf etwas zu warten schien? Es mochten sechs bis acht Frauen aus der niederen Volksklasse sein, die dort neben einander kauerten, mit einem trübseligen Schweigen, das nur zuweilen unterbrochen wurde durch einen absichtlich sehr laut ausgestoßenen Seufzer oder durch die Bemerkung, es scheine, als wolle der ganze Himmel mit all' seinen Wassern auf die Erde herabkommen. Die Weiber waren ärmlich angezogen, sie hatten unter ihre Umschlagtücher Kopf und Arme verborgen und zitterten trotzdem vor Kälte und Nässe; eine brennende Laterne stand in der Mitte vor ihnen, beleuchtete die abgemagerten und traurigen Gesichtszüge, und zeigte zu gleicher Zeit, daß vor jedem

der Weiber auf dem Boden eine ebensolche Laterne, aber unangezündet, nebst einem kleinen blechernen Gefäße stand.

Diese Frauen waren nichts mehr und nichts weniger als Dienerinnen der Stadt, und hatten die wichtige Verrichtung, täglich die Straßenlaternen mit frischem Öl zu versehen und sie anzuzünden. Das Öl wurde jeden Abend unter sie ausgeteilt, und beim Eintreten der Dämmerung fanden sie sich zu diesem Zwecke an gewissen Orten ein und verkürzten sich die Zeit, bis sie ihr Öl erhielten und an die Arbeit gehen konnten, mit allerlei Bemerkungen über ihr sauer verdientes geringes Brot, wobei sie gewöhnlich versicherten, daß das Amt einer Laternenanzünderin eine langsame Art von Hungertot sei. Doch hatten sich diese Ansichten der armen Weiber seit einiger Zeit bedeutend geändert, und wenn wir vorhin von unterschiedlichen Seufzern sprachen, so waren sie nicht vom schweren Amte erpreßt, sondern galten einer neuen Einrichtung, die sie mit dem Verluste ihres Erwerbes bedrohte — der Gasbeleuchtung nämlich.

Ein neuer heftiger Windstoß, der durch das Gewölbe heulte und vor der Öffnung desselben die kleine Laterne an dem breiten Graben auslöschte, brachte die Zungen der Laternenanzünderinnen auf einmal in Bewegung.

„Geh' Sie doch hin, Winklere!" sagte eines der Weiber, „und zünd' Sie die Laterne wieder an; nicht war, Sie thut's mit Ihrem guten Gemüt? Mir wär's dort finster genug, und wenn's in der Finsternis ein paar zerbrochene Beine gäbe, welche die Gassenlicht-Herren zu bezahlen hätten, thät' mich's auch freuen."

„Natürlich werd' ich's wieder anzünden," entgegnete die Angeredete, indem sie gewaltig hustete und sich zugleich erhob. Es war eine kleine buckelige Person, welche die brennende Laterne vom Boden aufhob und damit dem Eingange zuschritt.

„Gebt nur Acht," fuhr die andere Stimme fort, „die Winklere weiß schon, warum sie besorgt ist, die schleicht sich schon wieder in ein Ämtchen hinein, die wird schon wieder angestellt, und wenn sie sie auch nur als Wetterhex auf das Dach setzen."

„Habt ihr denn eigentlich eine Idee davon," sagte eine andere Stimme, „was das mit dem Gaſſenlicht eigentlich ſagen will, und warum wir unſern Dienſt deshalb verlieren müſſen? Laternen müſſen ſie nun doch einmal haben, und die Laternen muß auch ein Chriſtenmenſch putzen und muß ihnen Öl geben, das liegt auf der Hand; aber ich weiß ſchon, wir ſollen abgeſchafft werden, denn die Herren vom Stadtrat werden ſchon andere Leute im Auge haben, welche die Laternen anzünden ſollen, ja, ja, ganz andere Leute als wir, und natürlich viel jünger und verſtändiger."

„Schwätz' Sie kein ſo dummes Zeug!" ſagte die erſte Stimme wieder, „das Gaſſenlicht iſt nichts, wie ſo verflucht's Maſchinenwerk; da bauen ſie draußen ein Gaſſenhaus, und in dasſelbe kommen große Maſchinen, wie in der Spinnerei drüben am Bach, und ein großer Schornſtein daneben, und das arbeitet in einer Viertelſtunde alles das, wofür ſich alle Laternenanzünderinnen Morgens und Abends zu plagen haben; ich ſage euch, dieſe Maſchine iſt unſer Unglück, und wo ſo ein Unrat anfängt zu laufen und zu wuſeln, ſollt man's gleich zerſchlagen."

Eine dritte Stimme erhob ſich jetzt ſchüchtern und wollte gehört haben, das Gaſſenlicht bekäme kein Öl, ſondern werde durch die Luft allein hervorgebracht, — eine Behauptung, über deren Unhaltbarkeit und Lächerlichkeit ſämtliche Weiber in ein gellendes Gelächter ausbrachen.

„Luft, Luft?" ſagte die erſte Stimme wieder; „wie man nur ſo dumm ſein kann und ſo etwas glauben! Wozu legen ſie denn dieſe dicken eiſernen Röhren? Wohl damit die Luft hindurch geht? eine eiſerne Röhre für die Luft! nun hör' mir einer an, ſo was hab' ich mein Lebtag nicht gehört. Ich will's euch ſagen, was die Röhren bedeuten: Dieſe Röhren laufen in dem Gaſſenhaus alle in einem großen Keſſel zuſammen und dieſer große Keſſel iſt voll Öl, und da thut man nichts, als jeden Abend den Hahnen aufmachen und läßt das Öl in die Laternen laufen, und ſo braucht man euch nicht mehr — verſtanden?"

„Bloß die Winklere allein," ſagte eine vierte Stimme mit

krächzendem Ton; „dort kommt sie zurückgehumpelt, bloß die wird beibehalten, und, wenn man sie nicht als Wetterhex brauchen kann, so darf sie an den großen Ölhahnen sitzen und ihn langsam aufdrehen.“

„Spottet nur,“ sagte die Verhöhnte und setzte die Laterne ruhig auf den Boden. „Ihr wißt Alle, daß ich ein so armes Weib bin, wie ihr, die ihre paar Groschen vom Laternenanzünden für ihr kümmerliches Leben ebenso braucht und die sonst nichts hat.“

„Und die uns das Geschäft verderbt,“ sagte die erste Stimme mit bitterem Tone, „ja Winklere, Sie hätte uns doch das Geschäft verdorben, wenn's der Teufel in den nächsten Tagen nicht ganz holen würde.“

„Ich? — Und womit denn?“

„Ja Sie! Hat Sie nicht durch ihr Scherwenzeln und durch ihre Bittgänge herausgeschlagen, daß die nichtsnutzige Weibsperson, die Marie, die Laternen in der hohen Gasse anzünden darf, und sind wir dadurch nicht alle verschimpfiert worden, und sagt nicht seit der Zeit der Stadtsoldat Steinmann, der, beiläufig gesagt, einst in der Hölle in dem Öl braten wird, das er uns abgezwackt

und dem Rate gestohlen, — hat er nicht seit der Zeit gesagt, wir seien alle zusammen liederliche Weibsbilder?"

„Und das ist noch nicht alles," sagte die erste Stimme, „jetzt liegt die Marie schon ein halbes Jahr zu Bette als Strafe für ihren sündhaften Lebenswandel, und was thut die Frau Winklere, die hochmütige Mama von dem hochmütigen königlichen Stallknecht? Anstatt die Gelegenheit zu benutzen, um die Weibsperson los zu werden, geht sie her und versieht die ganze Zeit den Dienst der Marie."

„Und ist da was Böses drinn?" fragte die Winklere.

„Ei, nun seh' mir eins die Frage an!" antwortete die Andere, „was hat der Steinmann neulich gesagt? Er hat gesagt, wenn er gewußt hätte, daß eine von uns zwei Stadtviertel versehen könnte, so hätte man eigentlich nur die Hälfte der Lampenanzünderinnen anzustellen gebraucht, und hat hinzugesetzt, wenn nicht ohnehin alles aufhörte, so würde man darauf hin die Hälfte von uns fortjagen."

„Der Steinmann ist ein hartherziger, schlechter Kerl," sagte die Winklere, die auch anfing in Zorn zu geraten, so heftig es ihre zarte Stimme erlaubte, „und der Steinmann wird seiner gerechten Strafe nicht entgehen."

Über diesen Punkt waren sämtliche Weiber vollkommen einig und eine mit sehr schriller Stimme meinte, wenn es unter dem größten Höllenofen ein recht tiefes und glühendes Aschenloch gäbe, so wäre das ein passender Platz für den Steinmann.

Doch wie man in der Fabel nur den Wolf zu nennen braucht, damit er erscheine, so war es auch hier, und die Weiber, die im Begriff waren noch einige besondere und recht empfindliche Strafen zu erdenken, die den Stadtsoldaten im Jenseits unfehlbar erwarten dürften, bemerkten in demselben Augenblicke am Ende des Durchgangs eine lange Gestalt und den Schein einer Laterne, welche hinter dieser Gestalt hergetragen wurde, wodurch dieselbe, da man weder das Licht selbst noch den Träger sah, wie in einem roten Feuer heranzuschweben schien. Diese Gestalt war Herr Steinmann,

welcher ein großes Ölgefäß in der Hand trug, und hinter ihm drein wandelte ein kleiner Bube mit der Laterne, von welcher der oben erwähnte Schein herkam.

Bei diesem Anblick verstummten die Weiber plötzlich und flüsterten sich nur leise zu, keine solle mit dem Ungeheuer ein Wort sprechen.

Dieses Ungeheuer näherte sich nun langsamen Schrittes, hustete zuweilen, und wenn dasselbe auch nicht gerade aussah, wie man sich die Ungeheuer gewöhnlich vorstellt, so war sein Gesicht doch so seltsamer Art, daß man glauben konnte, der Herr Stadtsoldat Steinmann habe einmal bei einer nächtlichen Runde etwas ganz furchtbar Entsetzliches gesehen, wodurch seine Gesichtszüge auf eine solch' unangenehme Art verzerrt worden seien, wie sie zum Schrecken aller kleinen Kinder sich öffentlich sehen ließen; dabei war er blatternarbig und hatte nur noch ein einziges Auge, welches sehr unangenehm schielte.

Wenn er als Diener der öffentlichen Gewalt die Knabenschaar zur Ruhe bringen wollte, so brauchte er sich nur vor sie hinzustellen und sie mit seinem einzigen Auge scharf anzusehen, was vollkommen hinreichte, um die Buben in höchster Angst nach Hause zu jagen. Ja, sein Anblick erschien denselben so entsetzlich, daß sie, um sich selbst recht in Furcht und Schrecken zu jagen, zuweilen Steinmannles spielten, wobei dann der Knabe, der ihn vorzustellen die Ehre hatte, sich bemühte, durch die furchtbarsten Grimassen und Fratzen die Gesichtszüge des Stadtsoldaten nachzuahmen.

In seiner Eigenschaft als Oberaufseher der Lampenputzerinnen und Ölverteiler hatte er sich den Ruhm erworben, daß ein Wort von ihm, ja sein Anblick hinreichte, um die armen alten Frauen zur strengsten Pflichterfüllung anzuhalten. Wie eine Katze schlich er Tag und Nacht umher, und wenn eines der Weiber zufällig ein bischen Öl in ihrem Kännchen übrig behielt und nicht alles in die Laterne goß, so konnte plötzlich in dem hellen Scheine dicht vor der Übelthäterin das schreckliche Gesicht des Herrn Steinmann auftauchen und sie lächelnd an ihre Pflicht erinnern. Dabei maß

er ihnen das Öl so knapp zu, daß die Laternen schon eine Stunde, bevor sie erlöschen durften, auffallend zu kränkeln begannen und durch ein trübes Aufflackern deutlich anzeigten, daß es ihnen an der notwendigen Nahrung fehle. Doch konnte man dem Steinmann darüber nichts anhaben, denn das Gefäß war bis an den Rand gefüllt, und wenn er der letzten Anzünderin ihr Öl gegeben, so drehte er dasselbe um, und es rannte kein Tropfen mehr heraus; böse Zungen aber behaupteten, der Steinmann habe unten in seinem Ölgefäß einen großen Schwamm, den er später zu Hause in seine eigene Lampe auspresse.

Die Ölverteilung heute Abend begann von Seiten der Empfängerinnen mit einem melancholischen Schweigen und von Seiten des Austeilers mit einem bösartigen Blinzeln seines einzigen Auges; er bemerkte wohl, daß die Weiber beschlossen hatten, keine Unterhaltung anzuknüpfen, und es verursachte ihm deshalb die größte Freude, durch ein einziges Wort im Stande zu sein, ihre Zungen auf's Feindseligste zu entfesseln.

Während die Weiber ihre Ölgefässe schlossen und jede ihre Laterne anzündete, zog der Stadtsoldat eine Schnupftabaksdose aus Birkenrinde hervor, nahm bedächtig eine Prise und versicherte wie leid es ihm thäte, daß er durch die neue Gasbeleuchtung gezwungen sei, bald für immer eine so angenehme Unterhaltung, wie ihm die Ölausteilung gewähre, verlieren zu müssen.

Die Winklere schloß mit einem stillen Seufzer ihre Laterne, die übrigen Weiber rafften sich entschlossen von ihrem Steinsitze auf, um davon zu gehen.

„Von morgen an," sagte der Stadtsoldat sehr bedächtig und langsam, indem er eine zweite Prise nahm, „braucht nur die Hälfte hieher zu kommen, um Öl zu fassen!" Und bei diesen Worten verzerrte sich sein Gesicht zu einem scheußlichen Lachen, als er bemerkte, wie auf diese Neuigkeit hin die Weiber plötzlich Halt machten und ihn ängstlich und erwartungsvoll ansahen.

„Ja, ja, von morgen an nur noch die Hälfte," fuhr er fort und klappte den Deckel auf seine Dose; wir haben die Gasbeleuch-

tungs-Gesellschaft unabläßig angetrieben, und obgleich sie erst im nächsten Monat anfangen wollte, so werden doch schon, Dank unsern Bemühungen, in dem dritten, sechsten und achten Stadtviertel die Gaslaternen morgen Abend angezündet werden können; die betreffenden Weiber sind deshalb von heute an schon entlassen."

Wie der Steinmann vorausgesehen hatte, so brach auf diese Ankündigung hin ein wahrer Strom von Worten, Klagen, ja Schmähungen los; manche Weiber setzten ihre Laternen hin, fuhren mit dem Schurzzipfel an die Augen und meinten, es sei gar nicht möglich, daß man ihnen so plötzlich und über Nacht ihr bischen Brot nehmen könne.

Es war in dem engen Durchgang ein Klagen und Lamentieren daß es ein Stein hätte erbarmen können; aber je mehr die armen Weiber wehklagten und weinten, um so inniger freute sich Herr Steinmann; auch schien es ihm durchaus nicht wehe zu thun, wenn mitunter sehr harte Äußerungen gegen seine eigene Person fielen, ja er nahm ganz ruhig und lächelnd eine neue Prieſe, als der Jammer der Weiber in offene Rebellion auszubrechen drohte, indem die Hartnäckigsten erklärten, wenn man sie so schonungslos fortjage, so würden sie auch heute schon keinen Dienst mehr thun, und der Teufel möge die Stadt beleuchten wie er wolle, und ihnen sei es gleich, wenn dies sogar durch eine große Feuersbrunst geschehe.

Der Stadtsoldat stand, wie gesagt, in diesem Lärmen ruhig und lächelnd da, als wenn ihn das alles durchaus nichts anginge, und nur wenn eines der Weiber in ihrer Aufregung zu nahe auf ihn trat, wandte er sich um und scheuchte sie mit einer furchtbaren Grimasse weit zurück; ihn schien dieses Geschrei außerordentlich zu amüsieren, und anstatt, daß er sich Mühe gab, den Sturm zu beschwichtigen, vermehrte er in vielmehr noch durch seine Bemerkungen.

„Dankt Gott," sagte er lachend, „daß der scheußliche Hundedienst ein Ende hat! Habt ihr nicht allesamt oft bedauert, daß ihr euch je zum Geschäft des Lampenanzündens hergegeben, was?

he? Habt ihr nicht immer euch verschworen und euch selbst Esel genannt, daß ihr je dieses Geschäft übernommen? Jetzt seid ihr's ja los, dankt eurem Heiland auf den Knien dafür, dankt dem Steinmann, — jetzt macht, daß ihr fortkommt, oder . . ."

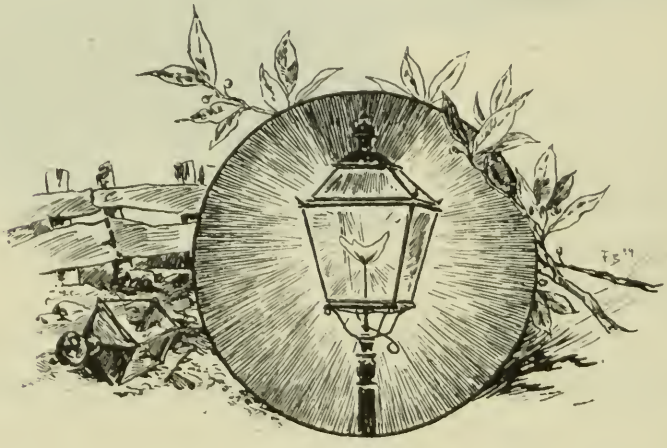
Das einzige Auge des Stadtsoldaten begann vor innerer Lust und Bosheit zu funkeln, und er streckte den gebieterischen Arm nach dem Eingange aus.

Dies war das gewöhnliche Ende von dergleichen Scenen gewesen, und es hatten sich die Weiber darauf stillschweigend entfernt; heute aber, wo das lange Befürchtete so plötzlich über sie hereingebrochen war, wo die armen, durchnäßten und frierenden Weiber den harten Winter vor der Thüre sahen, folgten sie nicht dem gebieterischen Wink ihres ewigen Plagegeistes, sondern ihre

Thränen begannen reichlicher zu fließen und ihre Klagen übertönten das Geheul des Windes und den niederplätschernden Regen in dem engen Hofe nebenan.

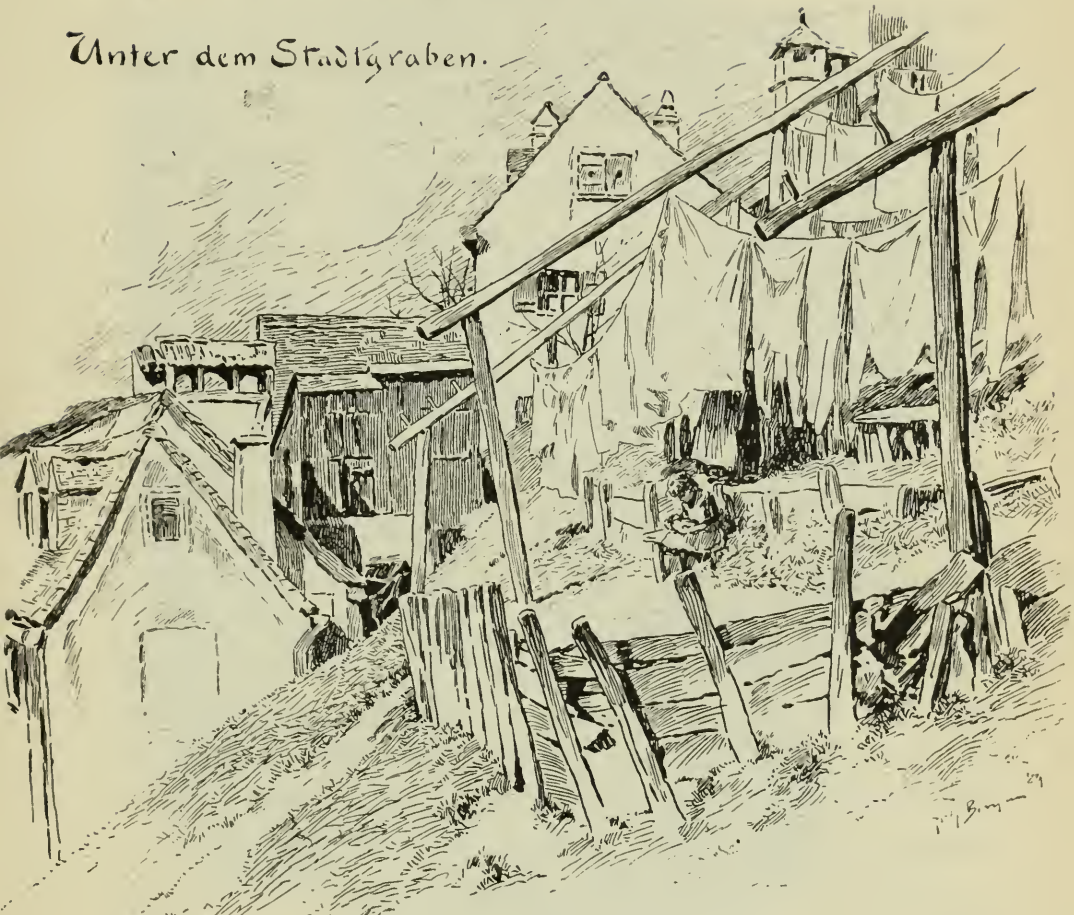
Leute, die durch das Gewölbe eilten, blieben einen Augenblick erstaunt stehen und gingen dann rasch fort, als sie den Steinmann gewahrten. Dieser schnupfte heftig und wollte ebenfalls den Schauplatz seiner That verlassen, als eine große starke Frau, gefolgt von zwei Dienstmädchen, die auf ihren Köpfen große Körbe mit Wäsche trugen, in das Gewölbe trat und erstaunt bei den heulenden Weibern stehen blieb.

Der Leser aber soll im nächsten Kapitel erfahren, wer diese Frau war und was sich weiter begeben.



Drittes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.



Die Frau, welche bei dem großen Jammer der Lampenanzünderinnen plötzlich erschien und vor denselben ihren festen, aber eiligen Schritt anhielt, war die ehrsame Witwe eines königlichen Hofkutschers, der in seinen besten Jahren das Zeitliche gesegnet und die Frau mit drei kleinen Kindern zurückgelassen hatte.

Da die Besoldung des Kutschers von jeher nicht groß zu nennen war, auch derselbe bei dem stundenlangen Sitzen auf dem Bock, wenn er bei Bällen, Konzerten und dergleichen in bitterkalter Nacht auf seine Herrschaft zu warten hatte, von dieser kleinen Besoldung ein erkleckliches verwenden mußte, um sich behufs innerer Erwärmung etwas Geistiges anzuschaffen, so kann man sich leicht einbilden, daß der Frau von den Überbleibseln des Gehaltes nicht viel zu gute kam, weshalb sie ein einträgliches Geschäft, das sie von ihrer Mutter überkommen, sorgsam beibehielt und möglichst ausdehnte. Dieses Geschäft bestand in dem Besorgen der Wäsche für die Gesandtschaften und andere große Häuser der Stadt.

Frau Welscher hatte ihren Mann, den Hofkutscher, eigentlich nur zum Staat geheiratet, und es ließ sich auch in den ersten Jahren ganz gut an, wenn die junge, hübsche Frau mit dem stattlichen Manne in glänzender Livree Arm in Arm dahinwandelte.

Sie hatten drei Kinder mit einander, als der Mann starb, und der Frau blieb von ihm nichts übrig, als das Andenken an manchen guten und manchen bösen Tag, die sie mitsammen verlebt, sowie die Kundschaft einiger Hofdamen, die der selige Kutscher Welscher beständig gefahren und in welch angestrengtem Dienst er sich, so behaupteten nämlich seine Kameraden, den frühen Tod geholt; denn so eine Hofdame läßt nicht mit sich spassen, und spaßt auch nicht mit ihrem Kutscher und ihren Pferden, und wenn nachts alle Geschöpfe zur Ruhe gegangen sind, wenn sogar Wachposten und Nachtwächter einnicken, so hört man gewiß noch eine verspätete Equipage auf dem Pflaster rasseln — einen Hofdamenwagen.

Frau Welscher hatte sich bei ihrem Geschäft und durch den Umgang mit vornehmen Leuten oder doch mit deren Kammerdienern und Kammerjungfern einen gewissen Grad von Bildung angeeignet, die sonst Leute ihres Ranges nicht besitzen; hierdurch, sowie durch einen außerordentlich rechtlichen und ehrsamen Lebenswandel hatte sich die Frau nicht nur in dem Hause, wo sie wohnte, sondern im ganzen Stadtviertel, wo dieses Haus lag, ein größeres Ansehen erworben, als selbst der Polizei-Kommissär besaß. Sie wohnte in

dem alten Kapuzinerkloster und war bei häufig vorkommenden Streitigkeiten der Nachbarschaft eine vollkommen kompetente richterliche Behörde, und wer bei einem Streit von ihr Unrecht bekam, der mochte sein Urteil in aller Geduld hinnehmen, denn eine

Appellation dagegen würde ihm die ganze Nachbarschaft für ein Majestätsverbrechen ausgelegt haben.

Dieses Ansehen nun, in welchem die Waschfrau stand, äußerte sich auch bei ihrem Erscheinen sogleich auf die heulenden Lampenanzünderinnen, ja sogar auf den hartherzigen Steinmann. Die

Weiber hörten auf zu weinen und eine beeilte sich auf die Frage der Frau Welscher nach dem Spektakel die schreckliche Ursache desselben anzugeben und hinzuzusetzen, auf welch' boshafte und scheußliche Weise der Stadtsoldat ihnen ihre Entlassung mitgeteilt.

Die Waschfrau stemmte den Arm in die Seite, und die beiden Dienstmädchen hinter ihr thaten das Gleiche, es gehörte ihr ganzes Ansehen dazu, die keifenden und lärmenden Weiber zu vermögen, sich ruhig zu verhalten, nachdem sie, wie eine Schar Gänse durcheinanderschreiend, ihre Anklage alle zusammen bekräftigt hatten.

Jetzt aber schwiegen sie mit einemmal und hoben ihre Laternen in die Höhe, um aus den Gesichtszügen der Frau Welscher zu erfahren, ob sie aus denselben eine Hoffnung schöpfen könnten; natürlicherweise war dem nicht so, die Waschfrau schüttelte den Kopf und sagte: „Seht, ihr Weiber, da ist nichts zu machen, der Stadtrat ist in seinem Recht; er hat euch angenommen, um die Straßenlaternen anzuzünden und jetzt, da keine mehr anzuzünden sind, wenigstens nicht in der Art wie früher, entläßt er euch und hat sein vollkommenes Recht dazu."

Ein tiefer Seufzer war die Antwort auf die Entscheidung, und die Weiber waren von diesem Augenblick an so hoffnungslos, als hätte der oberste Gerichtshof des Landes diesen Ausspruch gethan.

„Ihr könnt nichts thun," fuhr die Frau fort, „als euch an die Gnade des Rates wenden, um irgend ein anderes Ämtchen zu erhalten; leider habt ihr keine Aussicht, mit diesem Gesuch von eurem Aufseher, — diesem Menschen da, — unterstützt zu werden; doch Gott ist barmherzig, und wenn ich einer von euch mit meinem besonderen Rate dienen kann, so wißt ihr alle, wo ich wohne. „Ihr aber," wandte sie sich zum Stadtsoldaten, „solltet Euch in Eure Seele hinein schämen, diese armen Weiber, die mit dem erbärmlichen Lohne oft noch Mann und Kinder ernähren mußten, zu verhöhnen und ihren Abschied sauer zu machen."

„Vor wem soll ich mich schämen?" grinste der Steinmann, „vor Euch vielleicht?"

„Ja, und vor der ganzen Stadt, die Euch kennt," sagte die Frau, und die beiden Dienstmädchen setzten laut genug hinzu „der widerwärtige, häßliche Kerl!"

Der Stadtsoldat wollte allen Ernstes böse werden, doch war er klug genug, sich zu besinnen, daß er in einem Viertel sei, dem nicht zu trauen, und daß es nur ein Wort von der Frau, die vor ihm stand, bedürfe, um ihm den nächsten Besuch unter dem Stadtgraben sehr unangenehm zu machen! auch standen die beiden handfesten Mädchen der Waschfrau so herausfordernd da, ja, sie faßten schon an ihren schweren Körben, um sie auf den Boden zu setzen,

was ganz wie eine Vorbereitung zum Kampfe aussah, wie ein: „Macht euch fertig!“ — um bei dem geringsten beleidigenden Worte, das er gegen ihre Frau und Meisterin ausstoßen würde, über ihn herfallen zu können, daß er es für besser hielt, unter verschiedenartigen Drohungen für die Zukunft mit seiner Laterne den Heimweg anzutreten.

Auch die Weiber verabschiedeten sich von der Frau Welscher und gingen still seufzend ihres Weges. Anfänglich wankten die Laternen auf einem Punkte durch das Gewölbe bis zum Ausgange, die ärmlichen Schuhe schlurften auf dem Pflaster, die Ölmaße klapperten, hie und da hustete Eine schwer auf, und als die Weiber von dem noch heftig strömenden Regen auf's Neue durchnäßt wurden, sagten sie einander wehmütig gute Nacht und gingen nach allen Richtungen auseinander.

Noch lange sah man die kleinen roten Lichter in den Straßen umherirren, hörte die schweren Seile der Straßenlaternen niederrasseln und sah manch' blasses, eingefallenes Gesicht, wie es sich bemühte, den halb durchnäßten Docht in dem gläsernen Gehäuse anzuzünden.

Droben aber, in den Fenstern der Häuser, wurden ebenfalls Lichter angezündet, und manch' frohes Kindergesicht drückte in dem behaglichen warmen Zimmer die Nase platt an das angelaufene Fenster und konnte nicht begreifen, was die Frau an ihrer Laterne so lange zu schaffen habe; der Vater aber, der hinzutrat, sagte: „Nun, das hört doch glücklicherweise auf, die ganze Stadt wird sich freuen über das Gaslicht, das wir jetzt bekommen.“

Unterdessen ging die Frau Welscher ihrer Wohnung zu und hatte ein Gespräch angeknüpft mit der Winklere, die nebenher hinkte, um an dem alten Kapuzinerkloster eine Laterne anzuzünden.

„Wie geht's Eurer Kranken?“ sagte die Waschfrau, „Ihr könnt morgen eine warme Suppe für sie holen, — was macht die Marie?“

„Ach Ihr wißt ja noch nicht, — — Gott, das hab' ich ver-

gessen," entgegnete die Winklere und setzte Ölmaß und Laterne auf den Boden, „Gott hab' sie selig, die unglückliche Person! Sie ist heute mittag gestorben, ich glaube an Entkräftung, denn mit

ihrer Schwindsucht hätte sie's noch ein paar Monate ausgehalten; ich hätt' es aber auch gewiß nicht früher sagen dürfen, denn wenn der Steinmann erfahren hätte, daß sie schon heute mittag gestorben sei, so hätte er mir unbedingt den Lohn für den letzten Tag abgezogen."

„Die arme Person!“ sagte die Frau Welscher weich. „Und wo ist das Kind?“

„Ja, das Kind, das hab' ich bei ihr lassen müssen; ich hab's bei seiner armen Mutter eingeschlossen.“

„Bei der Toten?“ fragte erschreckt die Waschfrau.

„Ich konnt's nicht anders machen,“ entgegnete die Winklere, „es klammerte sich an das Bett fest und wollte seine Mutter durchaus nicht verlassen; hätt' ich es mit Gewalt hinweggenommen, so hätte das Gezeter und Geschrei des kleinen Mädchens die Nachbarn aufmerksam gemacht.“

„Aber was wollt Ihr heute Nacht machen?“ fragte die Frau, „wo soll das Kind bleiben?“

„Ich will es in Gottes Namen in mein Stübchen nehmen und morgen sehen, ob sich mitleidige Seelen finden, die etwas für das Kind thun wollen.“

„Und von dem Vater hat man nichts gehört?“ fragte die Waschfrau, „hat er sie so elend zu Grunde gehen lassen, die arme Marie?“

„Ach, daß sich Gott erbarme,“ entgegnete die Winklere, „was denkt so ein Herr weiter an ein armes bürgerliches Mädchen, wenn er sie in's Unglück gebracht! Von sich hören lassen? ja, abgereist ist er und hat sie nie wieder gesehen, und was hat er ihr zurückgelassen? ein paar seidene Kleider, einen goldenen Ring, und so etwas Flitterkram.“

„Ich mochte die Marie immer leiden,“ sagte betrübt die Frau Welscher, „es war ein gutes Geschöpf, eine fleißige Näherin, aber immer etwas leichtsinnig.“

„Ob sie ein gutes Geschöpf war!“ sagte die Winklere, und Thränen rollten über ihre Wangen. Wie hat sie ihr Mädchen, das arme Kind, gepflegt! und sie hat es recht gut erzogen und immer aufgeputzt, wie eine Puppe, ach, daran hat sie sich die Schwindsucht an den Hals und zu tot genäht, Gott hab' sie selig! Und als sie nun endlich auf dem Bett lag und nicht mehr ausgehen konnte und auch am Ende nicht mehr im Bette nähen, und

der Armendoktor kam, wie hat sie es da getrieben? Obgleich ihr der Tod in den Augen saß, hat sie ihn nie um ihren Zustand gefragt, sondern nur gesagt: „Das Kind darf doch auch davon nehmen? das arme Kind ist so schwach.“ Und denken Sie nur, als er einmal Wein mitgebracht, da mußte die Kleine den Wein trinken, und die arme Kreatur sagte, es stärke sie so viel mehr, wenn sie sähe, wie das Kind wieder zu Kräften komme, als wenn sie den Wein selbst trinke; ja Frau Welscher, schloß die Winklere ihre Rede und trocknete ihre Augen mit dem Halstuche: „es ist viel Elend in der Welt!“

Die Waschfrau, deren Augen ebenfalls feucht wurden, schien über etwas ernstlich nachzudenken; sie ließ die beiden Mägde in das Haus hinauf gehen und ließ sie droben sagen, sie werde in einer halben Stunde nach Hause kommen; dann besann sie sich noch einen Augenblick und sagte darauf zur Winklere: „Komm' Sie, Frau, wir wollen zu dem armen Kinde gehen, ich will es heute Nacht zu mir nehmen, und morgen wollen wir sehen, was weiter zu machen ist.“

Die arme Lampenanzünderin, welche über diesen Entschluß höchlich erfreut war, versicherte wiederholt, Gottes Segen werde solch' einem edlen Werke nicht fehlen, und so gingen die beiden Frauen dahin durch den Stadtgraben bis ans Ende der andern Straße, wo sie vor einem kleinen, unscheinbaren und höchst ärmlich aussehenden Hause stehen blieben; die Winklere deutete mit dem Finger auf ein Fenster im untern Stock, das gänzlich finster da lag und so niedrig am Boden, daß man daraus abnehmen konnte, das Zimmer, zu welchem dieses Fenster gehöre, müsse mehrere Fuß unter dem Boden liegen; das erste Stockwerk dieses Hauses war, wie es bei alten Gebäuden oft der Fall ist, über das untere hinausgebaut, und dann kam eine zweite, dritte und vierte Etage, und in allen brannte Licht, sogar in dem einzigen Giebelfenster, zu welchem die schneidenden Töne einer Violine in die Nacht hinausseufzten. — — Nur unten war's finster. —

Vor diesem Hause befand sich eine Straßenlaterne, und die

Winklere öffnete den kleinen Kasten und ließ sie herab, dann zündete sie das Licht in derselben an, mehr zu sich selber als zu der Waschfrau sprechend: „Ach, diese Laterne habe ich immer am liebsten angesteckt, ein Licht konnten wir bei aller Sparsamkeit für die arme Person da drinnen nicht herausschlagen, und nun wußt' ich wohl, wie sehr sie sich in ihrem dunkeln Zimmer freute, wenn sie mich endlich kommen hörte, sie und ihr Kind, und wenn sie in einem leichten Schlummer lag, da wachte sie gern auf bei dem Rasseln der alten Laterne und versicherte, es sei ihr ordentlich, als erwärme sich die Stube, wenn die Lichtstrahlen hineinfielen. Sie fielen gerade auf ihr Bett, und wenn Sie durch das Fenster schauen wollten, Frau Welscher, so könnten Sie die arme, tote Person in ihrem Bette liegen sehen. — — Gott! das kleine Kind, es hat mich erkannt, hören Sie, wie es mir ein Zeichen gibt!"

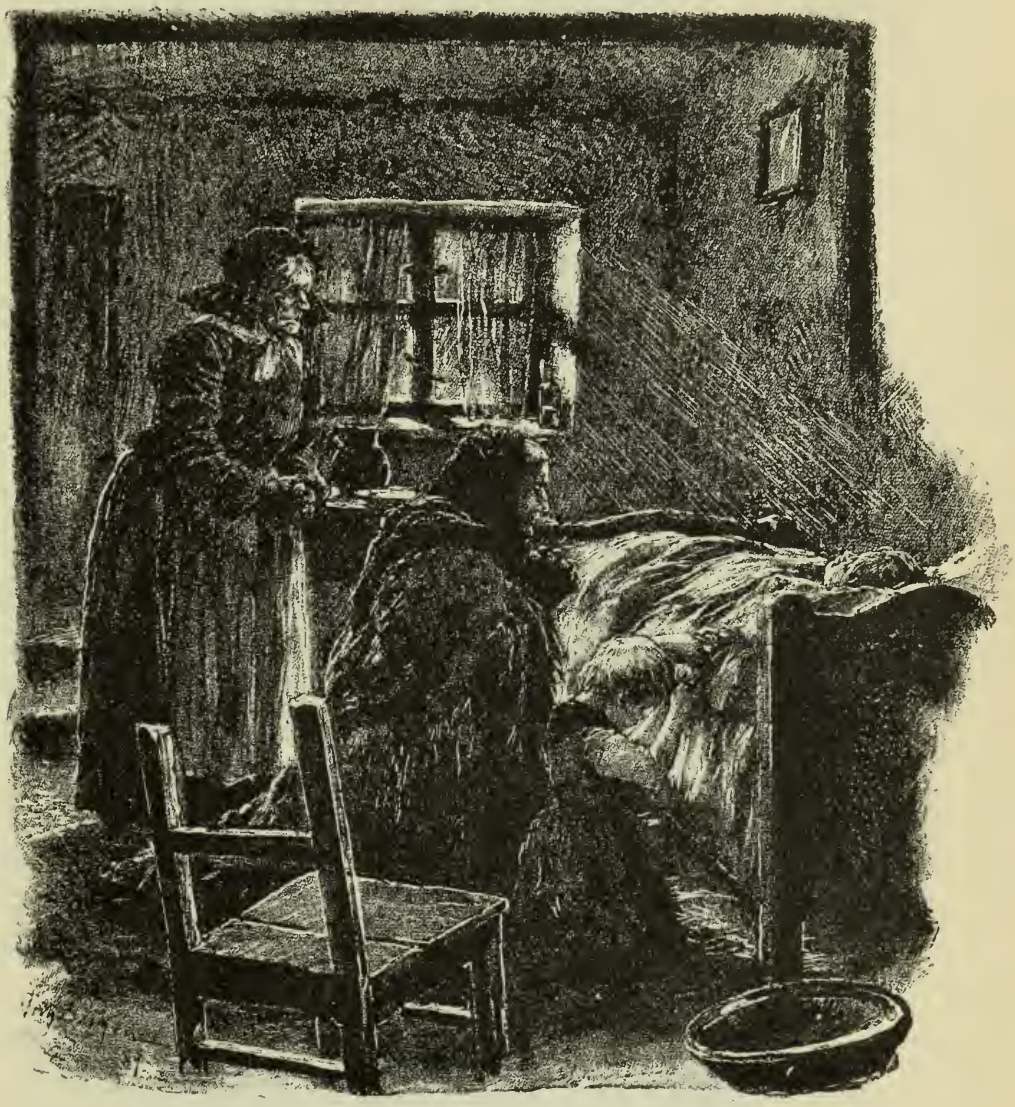
Und die Waschfrau, der es schauderte, durch das Fenster zu sehen, hörte wirklich, wie von innen an die Thür leise geklopft wurde — drei leichte, dumpfe Schläge.

Rasch fuhr die Winklere in die Tasche, holte einen Schlüssel heraus und öffnete die Hausthür, welche zugleich den Eingang zum Zimmer bildete. Es war hier früher einmal ein Laden gewesen, aber die Spezereiwaren verdarben, weil das Gewölbe zu feucht war.

Klopfenden Herzens traten die beiden Weiber in das Gemach, und ein kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren lief eilig auf die Winklere zu und verbarg ihr Gesicht in den Falten ihres Rockes. „Ach Frau, ach Frau," sagte das kleine Wesen, „laßt mich nicht mehr allein, die Mutter lacht nicht und spricht nicht mit mir, freilich ist sie tot, habt ihr gesagt, und der Kummer habe sie tot gemacht, aber ich habe ihr ja nichts gethan, und mit mir könnte sie doch wohl sprechen."

„Sei ruhig, mein Kind," sagte die Winklere; „das kommt alles wieder." Und sie trat mit gefalteten Händen und schweigend vor das Bett der toten Mutter.

Die Waschfrau hatte sich vor demselben auf ein Knie niedergelassen und betete leise und innig; das Kind kauerte sich neben sie hin, und legte die kalte starre Hand auf seinen Kopf, um die



Mutter zu vermögen, ihr durch die dichten Locken zu fahren, was sie in früheren besseren Tagen so oft gethan.

Ärmlich war das Gemach über alle Beschreibung, sowie das Bett, in welchem die Tote lag; ein Stuhl mit einigem elenden

Weißzeug und eine Kiste in der Ecke, keine Truhe, die etwas Wertvolles verschloß, sondern eine einfache Kiste aus weißen Brettern, mit Heu ausgefüllt, welches mit einem alten Weiberrock bedeckt war. — Dort hatte das Kind geschlafen.

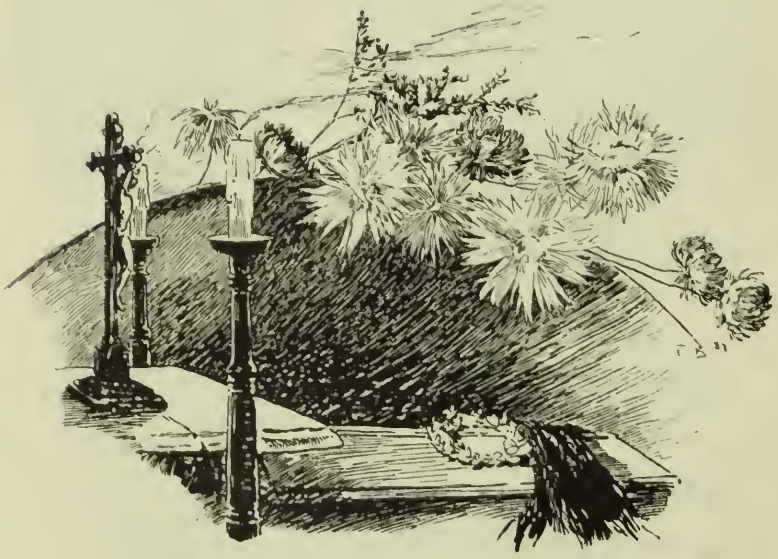
Die Tote lag auf ihrem Bette ausgestreckt, eine Hand auf dem Herzen, die andere hing an der Seite herab; ihr Gesicht war, wie es bei Brustkranken gewöhnlich der Fall ist, eingefallen und wachsbleich, doch hatte der Tot dasselbe nicht verzerrt; es war das Antlitz eines jungen Weibes von einigen zwanzig Jahren, dem man ansah, daß es einstens schön gewesen war. Durch das gewölbte Fenster drang der Schein der Straßenlaterne, und da dieselbe vom Winde hin und her bewegt wurde, so warf das flackernde zitternde Licht seine beweglichen Strahlen über das Antlitz der Gestorbenen, daß man hätte glauben können, sie zucke bisweilen mit den Lippen.

Nachdem die beiden Weiber eine Zeitlang still gebetet, erhob sich die Frau Welscher und zog das ärmliche Leintuch über das Angesicht der Verstorbenen. Die Winklere nahm den alten Weiberrock aus dem Kasten in der Ecke und heftete ihn mit einigen Stecknadeln vor das Fenster des Zimmers; sie sagte, es sei ihr schauerlich, wenn das Licht der Laterne die ganze Nacht durch auf das Gesicht der armen Marie falle, und sie könne sich nicht des Gedankens erwehren, als werde sie davon aufgeweckt und schaue um sich, verwundert, daß sie gestorben sei; auch setzte sie mit leiser Stimme hinzu: „Ich wohne hier neben dran, und wenn ich heute Nacht vorbeiginge, so müßte ich durch das Fenster hineinsehen und würde immer glauben, sie lebe doch noch."

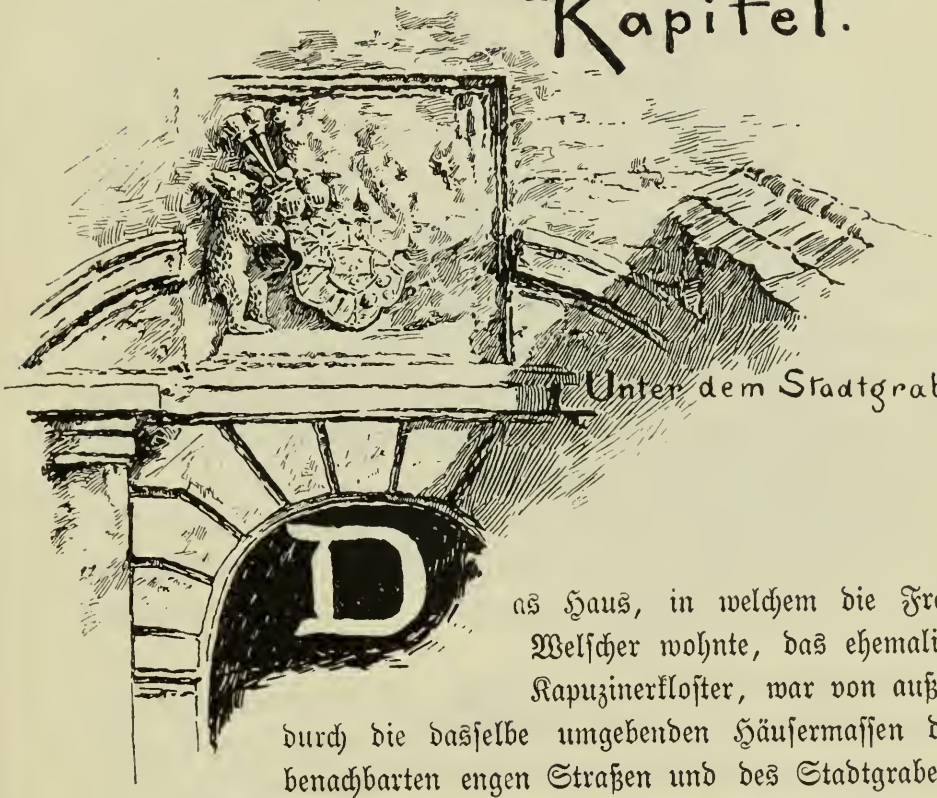
Als dieses geschehen war, zog sie eine Putzschachtel unter dem Bette hervor und nahm daraus einige alte seidene Tücher, welche sie dem kleinen Mädchen um den Kopf und um den Hals wand, zog ihm ein paar Handschuhe an und schob ihm ein zusammengedrehtes Hemdchen unter den Arm. Damit war der An- und Auszug für das Kind besorgt, die Frau Welscher nahm es bei der Hand, und alle drei verließen das Zimmer. Nachdem die Thüre

geschlossen war, beteten sie noch ein Vaterunser, und die Waschfrau sagte: „Komm' Sie morgen früh, um nach dem Kinde zu sehen, Winklere," — und alsdann ging sie ihrem Hause zu.

Die Lampenanzünderin nahm ihre Laterne auf, überzeugte sich, daß der alte Rock vollkommen das Fenster verdecke, und ging dann eilig an ihr Geschäft, die übrigen Straßenlaternen anzuzünden. Sie hatte viel Zeit verloren und fürchtete nun, der Steinmann möge ihr unterwegs begegnen. Doch war dieser Plaggeist längst zu Hause; überhaupt schien Niemand sonderlich darauf acht zu haben, daß jetzt erst die Laternen angezündet wurden; es stürmte und schneite an einem fort, auf den Straßen war Niemand mehr zu sehen, und nur zuweilen hörte man in der Entfernung eine herrschaftliche Equipage rollen.



Viertes Kapitel.



Unter dem Stadtgraben.

Das Haus, in welchem die Frau Welscher wohnte, das ehemalige Kapuzinerkloster, war von außen durch die dasselbe umgebenden Häusermassen der benachbarten engen Straßen und des Stadtgrabens kaum sichtbar; es hatte sich, des Unschönen seines Äußern bewußt, bereitwillig versteckt und war zufrieden, daß blos sein einziger allenfalls schöner Teil, — es war ein riesenhafter, treppenförmiger Hausgiebel, — über die andern Dächer hinwegblickte und daß eine alte rostige Wetterfahne mit stattlichem Kreuze heute noch, wie schon vor ein paar hundert Jahren, von den umliegenden Höfen deutlich gesehen wurde. Auch im Innern war

das Kloster zur Zeit seines Bestehens in der damaligen Umgebung wenig interessant gewesen; heute aber, wenn man durch die Straße kam, wo all' die neuen Häuser standen, mit viereckigen Fenstern und eben solchen Thüren, geraden Treppen und hellen Gängen, konnte man sich eines gewissen Eindrucks nicht erwehren, wenn man in das ehemalige Kloster trat.

Der Eingang war in dem erwähnten kleinen Hofe, und an der massiven Thüre sah man deutlich das verstümmelte Wappen des gräflichen Geschlechts, unter dessen Protektorate das Kloster erbaut ward; hinter dieser Thüre, die Tag und Nacht offen stand, gähnte ein langer, finsterer Gang dem Eintretenden entgegen, und es dauerte eine Zeitlang, ehe in die Finsternis einiges Licht kam, und zwar, wenn es draußen nicht gar zu dunkel war, durch eine kleine, viereckige Öffnung, die in's Freie ging; dann bemerkte man, wenn sich das Auge etwas an die Dunkelheit gewöhnte, im Hintergrunde des Ganges von oben herab eine dürftige Helle, welche bei längerem Hinstarren die Formen einer alten Wendeltreppe erkennen ließ. Diese Helle kam aus dem ersten Stock, wo sich eine kleine Weinwirtschaft befand, welche recht sinnig das Refektorium des Klosters zu ihrem Gastzimmer gemacht.

Von den untern Räumen des Hauses war nichts bewohnbar und in diesem feuchten, dunkeln Gewölbe wurden Fässer aufbewahrt und allerlei Gerät, das den Mietsleuten des Klosters im Wege stand.

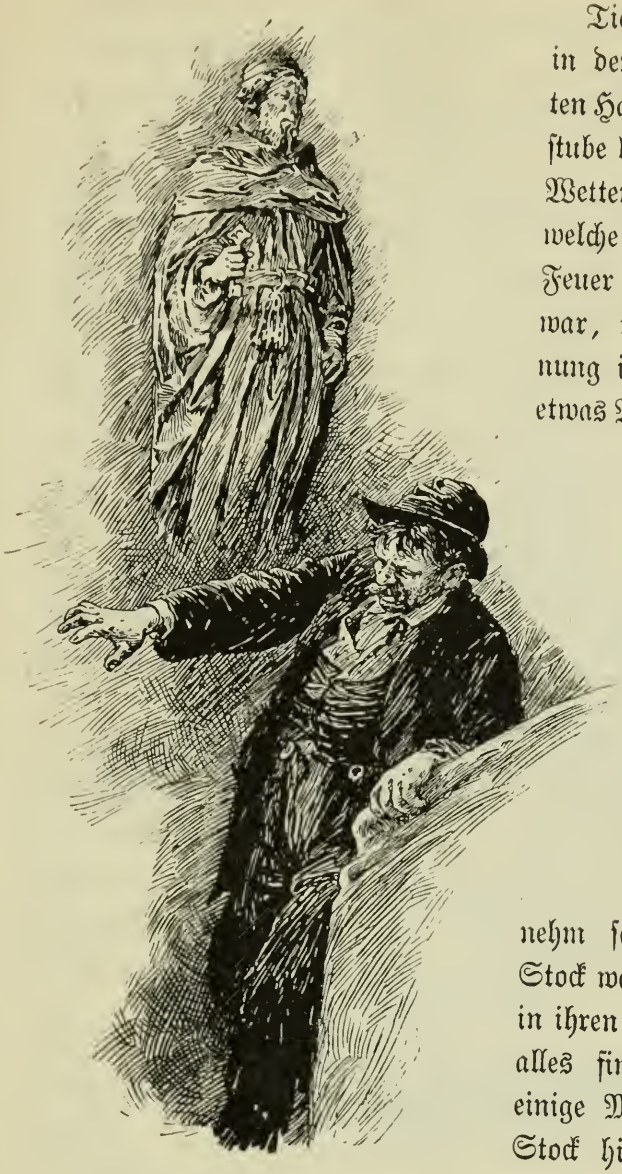
Die Wendeltreppe war von Stein und die einzige bequeme Einrichtung im Hause; gehörig breit und solid, wie sie war, konnten die Leute des Hauses die schwersten Lasten bequem auf ihr transportieren. Für die Kinder dieser Hausbewohner war sie nebenbei eine Quelle beständigen Vergnügens und ein Gegenstand stillen aber angenehmen Grauens; auf ihrem breiten Geländer rutschten die Knaben von oben hinunter, und auf den ungeheuren Ruheplätzen trieben die Mädchen ihre harmlosen Spiele. Vom zartesten Lebensalter an bis zu der Zeit, wo man die Schule verläßt, tummelten sich die Kinder, die in dem Kloster wohnten, auf der Treppe

herum, und auf dem alten Steinwerk jauchzte und lachte es den ganzen Tag, rumorten und krabbelten eine Menge kleiner Geschöpfe beständig auf und nieder. Diese Treppe war ihre Gouvernante, ihre Amme, ihre Kleinkinderbewahranstalt, und das dauerte den

ganzen Tag, bis der Schatten des Abends begann zuerst den Fuß der Treppe und den untern Gang in tiefe Dunkelheit zu hüllen, und nun das erste Stockwerk, wo schon größere Fenster waren, und alsdann das zweite und zuletzt das dritte, wo ein großer Bogen im Dache die Treppe so lange erleuchtete, als überhaupt das Licht in der Natur noch nicht vollständig verschwunden war. Die Kinder folgten allabendlich dem verschwindenden Licht, und dann hörten

die lärmenden Spiele der Buben auf, sie kauerten zu den Mädchen hin auf den großen Ruheplätzen, zuerst auf dem ersten Stocke, dann auf dem zweiten, und wenn ihnen die unerbittliche, finstere Nacht überall geheimnisvoll und düster folgte, so saßen sie zuletzt noch an dem großen Dachbodenfenster und schauten in die goldene Abendluft und ließen ihre Gesichtchen bestrahlen von der letzten Glut der untergehenden Sonne. In solchen Momenten stockte die lustige Unterhaltung der Kleinen, und aus dem dunkeln Treppenhause schienen schwarze Schatten emporzusteigen und mischten sich in die kindlichfrohen Gespräche; alsdann fröstelte es sogar den keckſten unter den Buben, die Kinder jedes Stockwerks drängten sich eng zusammen und suchten hastig, den Beherztesten an der Spitze, ihre Stuben auf, und bald war die Treppe leer und lag einsam und ausgestorben da.

Es ging nämlich die Sage, es sei in dem alten Kloster zur Nachtzeit nicht geheuer, und die verstorbenen Kapuziner wandelten oft gespensterartig darin herum; namentlich wäre, so hieß es, der Bruder Pförtner ein unruhiger Gesell und erscheine allabendlich auf der Erde, um sich schmerzlich zu überzeugen, daß die Thür, die er so sorgfältig verschlossen, allnächtlich offen stehen bliebe. Der Bruder Pförtner, dessen Ebenbild aus Holz geschnitzt mit einem großen Schlüsselbund am Gürtel unten an der Treppe stand, war übrigens ein harmloses Gespenst und hatte nie Jemanden etwas zu Leide gethan; viele Bewohner des Hauses erzählten gern und bereitwillig, daß ein Bruder, ein Onkel, eine Tante, ein Vetter den Kapuziner deutlich wandeln gesehen. Einer sogar behauptete, er habe ihn selbst husten gehört, und ein Schuster im dritten Stock, der von seinen stillen Wirtshausfreuden schon zu jeder Stunde der Nacht nach Hause gekommen war, sagte aus: Den Kapuziner habe er eigentlich nicht gesehen, wohl aber sei er im Stande, tausend Eide zu schwören, daß in einer Nacht die Statue an der Treppe verschwunden gewesen sei; er habe mit den Händen auf den leeren Fleck gefühlt, und am andern Morgen sei sie wieder unten gestanden, wie immer.



Tiefe Stille lag heute Abend in den untern Räumen des alten Hauses, sogar in der Schenkstube befanden sich des schlechten Wetters wegen nur zwei Gäste, welche vor dem helllodernden Feuer saßen, dessen Schein es war, welcher durch eine Öffnung in der Thür die Treppe etwas Weniges beleuchtete; von hier aber ging sie finster in den zweiten Stock und lag da schmutzig und unreinlich mit Gemüse-Abfällen und Strohhalmen bedeckt; die Kalkwand, an der man sich hinaufführen mußte, war glänzend und unangenehm schlüpfrig; im zweiten Stock waren die Bewohner alle in ihren Zimmern, darum hier alles finster, und es kostete einige Mühe, in den dritten Stock hinauf zu tappen, wo die Frau Welscher wohnte.

Man muß nicht glauben, daß diese würdige Frau so hoch hinaufgezogen wäre, um wohlfeiler in der Miete zu sitzen, sie hatte vielmehr die großen Räume und Bodenkammern, die zum Trocknen ihrer Wäsche unerläßlich waren, ins Auge gefaßt, sowie eine feuerfeste gewölbte Küche, die ihr sehr zu statten kam. Aus dieser Küche nun brach, so oft sich die Thüre öffnete und

so oft die hin- und herlaufenden Dienstmädchen die großen Ofenthüren aufstießen, ein gewaltiger Feuerschein auf den Gang hinaus und beleuchtete die schwarzen Wände und das Geländer der Treppe blutrot.

Die Wäsche der Frau Welscher war an dem heutigen Tage in jenes Stadium getreten, wo sie durch Bügeln einen sanften Glanz erhält und die letzte Hand an sie gelegt wird. Dieses Geschäft wurde im großen Wohnzimmer rechter Hand versehen, und alle Augenblicke öffnete sich die Thüre und liefen die Mädchen zur Küche, um neue glühende Bolzen zu holen; die Ofenthür wurde mit einer eisernen Stange aufgestoßen, und darin sah es aus wie in einem kleinen Hochofen: eine unendliche Glut strahlte heraus, und die Bügelstähle lagen darin rot und weiß glühend: hie und da fiel eines dieser glühenden Eisen auf den Steinboden, dann zischte die Feuchtigkeit desselben hoch auf, die Mädchen schrieen und suchten mit rot angestrahlten Gesichtern den Deserteur zu fangen und sperrten ihn lachend in das schwarze Bügeleisen.

In dem Wohnzimmer der Frau Welscher sah es nun recht behaglich und freundlich aus; dieses Wohnzimmer war zugleich das Schlafgemach der Frau selber, und das große Ehebett stand in der Ecke hinter dem Ofen. Leider war dieses Bett seit dem Tode des seligen Herrn Welscher viel zu groß für die einsame Frau, da sie sich nicht entschließen konnte, ihrem ersten Manne einen Nachfolger zu geben.

Zwei große gotische Fenster gingen auf den ehemaligen Stadtgraben und zeigten bei Tage ein gutes Teil Dächer und Schornsteine der neueren Stadtteile. Das Wohnzimmer war ordentlich und reinlich möbliert. Doch sah man jedem einzelnen Stücke an, daß es schon lange Zeit gedient: auch war in der Farbe der Stühle von Eichenholz, sowie in dem Getäfel, welches durch das Zimmer lief, eine Harmonie eingetreten, die deutlich anzeigte, daß beide schon lange Jahre zusammen gewohnt hätten und älter geworden seien. Und so war es auch. Diese Wohnung hatte die Mutter der Frau Welscher schon lange Jahre vor ihrem Tode inne gehabt

und hier dasselbe Geschäft getrieben, von dem die Tochter jetzt ihren Lebensunterhalt zog.

In der linken Ecke des Zimmers stand ein großes Sofa, seine gepolsterten Arme mütterlich weit geöffnet und in seiner auf-

fallenden Größe im Stande, eine ganze Familie allliebend zu umschlingen. Hier befand sich die nachwachsende Familie Welscher, bestehend aus zwei Mädchen und einem Buben, erstere im Alter von acht und sieben Jahren, der männliche Sprößling dagegen ungefähr sechs, alle drei gesunde und wohlgebildete Kinder.

Die beiden Fräulein Welscher saßen auf dem Sofa und buchstabierten in einem Bilderbuche; sie lasen einförmig und im strengsten Takte, wie es Kinder zu machen pflegen und was von Weitem klingt, wie der gedämpfte Ton einer melancholischen Straßenorgel. Der Sprößling aber stand hinter den Schwestern mit seinen beiden Füßen auf dem Sofa, hielt in der einen Hand einen gebratenen Apfel, in der andern ein ansehnliches Stück Butterbrot und sprach diesen beiden Leckerbissen sehr eifrig und mit der größten Unparteilichkeit zu. Das Bilderbuch der Schwestern handelte von der Naturgeschichte und erzählte von den einzelnen Eigenschaften, von den Fehlern und Tugenden der Haustiere, und so oft die Schwestern sich bemühten, den Namen eines dieser nützlichen Geschöpfe auszusprechen, so bemühte sich der Herr Bruder mit vollen Backen und im schnarrenden Tone die Stimme dieses Tieres täuschend darzustellen und die eigentümlichen Bewegungen desselben sehr geschickt zur Anschauung zu bringen. Bald krähte er wie ein Hahn und schlug dabei mit den Händen, daß Apfelbrocken und Stücke Butterbrot in der Stube herumflogen, bald bellte er wie ein Hund und versuchte eine der Schwestern gelinde zu beißen, welche ihn statt aller Antwort vom Sofa herunterwarfen, worauf er alsdann mit einem großen Geschrei wieder hinaufkletterte.

Mitten in der Stube befand sich eine lange Tafel, an welcher von drei Frauen eifrig gebügelt wurde; sie hatten einen ganzen Berg von fein geglätteter Wäsche vor sich aufgehäuft, und wenn sie sich gerade auf ihre Arbeit bückten, so sah man nichts, als ihre Hände mit den Bügeleisen, die eifrig und unaufhörlich rechts und links hinausfuhren.

Die Dienstmädchen trugen die abgekühlten Eisen fort und brachten dafür andere mit glühenden Stählen; dies war ein kleiner Moment, wo ausgeruht wurde, darnach ergriff jede der Frauen ein frisches Bügeleisen, hielt es einen Augenblick an die Wange, um zu erproben, ob es nicht gar zu heiß sei, und fing wieder an zu arbeiten. In dem Zimmer herrschte bei solchen Veranlassungen die gewöhnliche dunstige und feuchte Atmosphäre, welche eine große

Masse frischer Wäsche mit sich bringt; dazu klapperten die Bügeleisen und zischte die feuchte Leinwand, die beiden Schwestern lasen fort und fort, der Bruder lärmte und schrie, und

auf dem Ofen schmorten einige Äpfel mit leisem, singendem Geräusch und gaben in dem allgemeinen Dunst ihren eigentümlichen Geruch ab.

Wenn jedoch der Lärm des Buben zu arg wurde, oder die feuchte Leinwand zu heftig zischte, so ließ sich aus der Ecke des Zimmers die feine, zitternde Stimme einer alten Frau vernehmen,

die dort Ruhe, hier Vorsicht gebot; überhaupt schien diese wirklich sehr alte Frau in Abwesenheit der Herrin des Hauses die Aufsicht zu führen. Sie saß an einem kleinen Tischchen in der Nähe eines der gotischen Fenster, und ihr schneeweißes Haar, das sie zurückgestrichen unter einer altmodischen, sehr reinlichen Haube trug, sowie die eingeschnittenen Gesichtszüge zeigten ihr sehr hohes Alter.

Wenn ich sie vorhin Frau nannte, so habe ich ihr sehr unrecht gethan, denn sie war die vierundachtzig Jahre alte Jungfer Kiliane und ihres Zeichens erste Büglerin, als welche sie in der ganzen Stadt bekannt und respektiert war. Ihr Anzug bestand in einem altmodischen Kattun-Überrock und gekräuselten Busenstreifen von demselben Stoff, mit sehr kurzer Taille; vor sich hatte sie feine Damenwäsche, der sie mit einem kleinen, zierlichen Bügeleisen die letzte Vollendung gab; zu ihrer Linken war eine Näherin, der die fehlerhaften Stücke hingereicht wurden, und welche Knöpfe und Bändel hinnähen mußte. Jungfer Kiliane trug eine große Brille und hatte trotz der starken Hitze, die im Zimmer herrschte, die Füße auf einer Wärmflasche stehen. Zu ihrer rechten Seite saß an einem etwas größeren Tische eine andere Gestalt, die wir etwas näher ansehen müssen.

Es bedarf nur eines Blickes auf die Nadel, welche dieselbe, ein junger Mann von vielleicht dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, in der Hand hielt, sowie auf seine nach orientalischer Weise untergeschlagenen Beine, um vollkommen gewiß zu sein, daß wir es mit einem Schneider zu thun haben; auch müssen wir leider hinzufügen, daß der junge Mann nur ein Flickschneider war. Wir können dies mit dem besten Willen unmöglich verheimlichen, denn er war gerade im Begriffe, an einem Beinkleid des jungen Herrn Welscher einen defekt gewordenen, sehr notwendigen Teil zu ergänzen. An der ganzen Figur des Schneiders ist vorderhand nichts Auffallendes und Bemerkenswertes, als ein wirklich ausdrucksvolles Gesicht, sehr weiße Hände und eine gewisse gute Manier, mit welcher er sein volles, blondes Haar um den Kopf ge-

ordnet hatte; fing er aber an zu sprechen, so bemerkte man einen gelinden Zungenanstoß, verbunden mit der Schwierigkeit, die Buchstaben St auszusprechen, welchem Naturfehler er dadurch abzuhelfen suchte, daß er auf dem S so lange verharrte, bis er in den Bereich des T kam und alsdann krampfhaft über dasselbe herfiel und es festhielt.

Bis jetzt fanden wir keine Gelegenheit, diese seltsame Sprachweise zu vernehmen, denn alles war mit seiner Arbeit beschäftigt

und niemand hatte Zeit, eine Konversation anzuknüpfen. Endlich jedoch fing die Schwarzwälder Uhr neben dem Ofen sehr laut an zu schnarren und schlug darauf hell und vernehmlich siebenmal, was den jungen Herrn Welscher außerordentlich zu beunruhigen schien, denn er versicherte mit vollen Backen und immerfort kauend, daß es jetzt schon sieben Uhr sei, und er um diese Zeit gewöhnlich sein Nachtessen bekomme.

Jungfer Kiliane, welche ihrem Gehör nicht recht traute, blickte die Uhr einen Augenblick durch ihre Brille fest an und sagte:

„Wahrhaftig, es ist schon sieben Uhr, ich weiß nicht, wo die Frau bleibt."

„Die Frau," entgegnete der Schneider, „bleibt selten über sieben Uhr aus, und ich glaube faſſſſ=t, es iſſſſ=t ihr etwas Sonderbares begegnet."

„Sie werden sie im Gasthof zu lange aufgehalten haben, es ist eine englische Familie dort mit drei erwachsenen Töchtern und die können mit ihrer Wäsche nie ein Ende finden."

„Es sind überhaupt gar sonderbare Leute, diese Engländer, beſſſſ=tändig mißvergnügt, haben viel Geld und sind dabei sehr knauserig. Gott, wenn ich so viel Geld hätte! ich habe mir oft gedacht, Jungfer Kiliane, wenn ich viel Geld hätte, was das für ein Leben gäbe."

„Nun, was wär' es weiter?" fragte die alte Jungfer.

„Zu erben habe ich eigentlich gar nichts," seufzte der Schneider, „und wenn die ganze Welt ausſſſſ=türbe, so bekäme ich doch in rechtmäßiger Weise keinen Kreuzer; aber die Lotterie, die iſſſſ=t mein Trost, meine Hoffnung."

„So? spielt Er in der Lotterie?" fragte die Kiliane.

„Das nicht," entgegnete der Schneider, „man muß das Glück seinen eigenen Weg gehen lassen, ihm bei Leibe nicht vorgreifen, auch hab' ich kein Geld dazu; doch denk' ich immer, ich bekomme einmal ein Los geschenkt und dieses Los gewinne den höchſſſſ=ten Satz."

Die alte Büglerin schüttelte den Kopf und meinte, da könne er lange warten.

„Das glaub' ich auch," versetzte der arme Flickschneider und ließ einen Augenblick die Hand mit der Nadel sinken, „und doch iſſſſ=t der Gedanke so schön, es sind meine seligſſſſ=ten Träume, daß, wenn eines Tages der Kollekteur zu mir hereinträte, und während er spräche: Lieber Herr Dubel, sich vor Freude und Rührung die Augen mit seinem Sacktuch abwischte, lieber Herr Dubel, Sie haben das große Los gewonnen, — dieser Augenblick wär' wahrhaft selig."

Die Kiliane lächelte bei diesen Worten und sagte: „Jetzt wär' ich doch begierig, was Er mit all' dem Gelde anfinge, wenn man Ihm so zehn Säcke voll Doppel-Louisdor ins Haus schleppte. Er kaufte sich zuerst ein schönes Haus und neue Kleider?" Und dabei sah die alte Person fragend in die Höhe.

Herr Dubel schüttelte still lächelnd mit dem Kopf.

„Nicht? Nun Er würde sich ein großes Logis nehmen, einen Koch anschaffen, Equipage halten."

Herr Dubel schüttelte abermals mit dem Kopf.

„Auch das nicht?" fragte verwundert die Kiliane, „Er wird alsdann doch nicht Flickschneider bleiben wollen?"

Der Schneider steckte die Nadel auf sein linkes Knie, fuhr mit seiner weißen Hand durch die vollen Haare und schaute, wie in seligen Gedanken versunken, schmunzelnd an die Decke. Nach einigen Augenblicken, während welcher die alte Büglerin ihn aufmerksam ansah und selbst ihr Eisen ruhen ließ, sagte der Schneider: „Sieht Sie, Jungfer Kiliane, ich würde alsdann meinen Gedanken

ausführen, den ich schon seit meiner frühſſſſ=ten Jugend im Herzen trage, eine Schwärmerei, der ich mich nicht entschlagen kann, eine Lieblings=Idee, die mich verfolgt bei Tag und bei Nacht, ich würde nämlich — aber Sie wird lachen, Jungfer Kiliane, — ich würde nämlich Theater=Direktor werden."

„Theater=Direktor?" sagte erstaunt die Büglerin und ließ ihre Hände in den Schooß fallen.

„Ja," fuhr der Herr Dubel eifrig fort, „Theater=Direktor, Heger und Pfleger dieser schönen Kunſſſſ=t, ich würde ein solches Regiment, einen solchen Herrscherſſſſ=tab nicht mit dem Zepter eines Kaisers vertauschen; wäre ich nicht reicher und mächtiger, wie jedes gekrönte Haupt, ſſſſ=tänden mir nicht alle Teile dieser Welt, alle SSSS=tände dieser Erde zu Gebot? Ich will nach Asien! Ein Zug an der Klingel und Asiens Palmenwälder, Asiens Bambushäuser ſſſſ=tehen vor meinem erſſſſ=taunten Blick und aus allen Büschen schweben die Bajaderen hervor und loben mich, ihren Gebieter. Zu heiß iſſſſ=t mir diese Luft, zu drückend; ich will die brennende Bruſſſſ=t kühlen am Eise des Nordpols; noch einige tausend Meilen weiter, wie selbst Franklin und Roß gekommen, will ich die Schneeluft genießen — Verwandlung, und es ſſſſ=tarren die Eismassen empor, ein ewig zugefrorenes Meer liegt unabsehbar vor mir ausgebreitet, das Eis kracht, der Seevogel krächzt, die Einsamkeit thut dem Herzen wohl. Doch bin ich endlich übersättigt von dem einförmigen Anblick dieser ſſſſ=tarren Massen — zurück nach dem Süden! italienische Luft, italienischer Himmel, ein Gasthaus in Terracina, das Schlafgemach der schönen Zerline!"

Bei dieser heftigen Rede schüttelte die Kiliane erstaunt den Kopf und sagte: „Nehm' Er's mir nicht übel, Dubel, aber dergleichen schiefe Ansichten kommen von dem Lesen der vielen konfusen Bücher her, mit denen Er sich abgiebt."

Der Schneider hatte seine Schere auf den Schenkel gestützt, ungefähr in der Art, wie gemalte Marschälle ihren Stab zu handhaben pflegen, und schaute triumphierend um sich, indem er fort=

fuhr: „Und das alles wäre mein, und das alles hinge an dem Blick meines Auges und hoffte und fürchtete bei dem Zucken meiner Wimper — o, ich wäre ein glückseliger Mensch, ich dürfte mich in den Coulissen aufhalten, ich dürfte mit den hochmütigen Schauspielerinnen ganz vertraulich sprechen, dürfte den koketten Sängerinnen einen kleinen Verweis geben und dürfte mit den niedlichen

Tänzerinnen lachen und scherzen, und dabei wäre ich nicht blos geduldet, ich wäre die Person, um welche sich alles dreht; vor mir zieht der Theaterdiener seinen Hut, und mich betrachtet der erssss-te Held in ssss-tiller Ehrfurcht. . . . O Gott, das wird aber nie sein, und ich werde mein Lebtag nichts werden, als ein erbarmungswürdiger Flickschneider!“ —

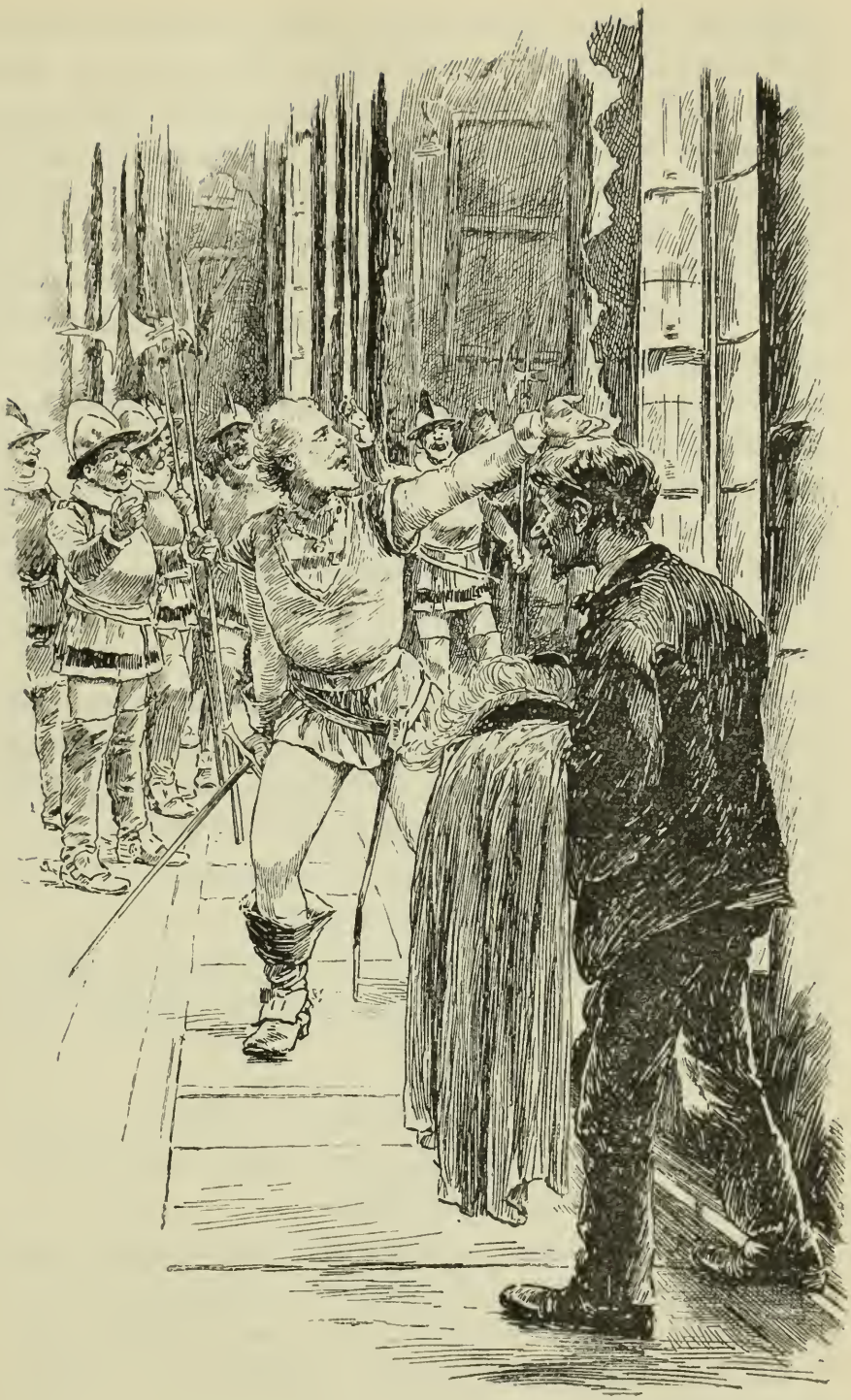
Hastig warf er die Schere in der Hand herum und begann auf dem Tische mit großem Geklapper ein Stück Zeug zuzuschneiden; die Kiliane verfolgte mit ihrem kleinen Bügeleisen aufmerksam und hartnäckig eine eigensinnige Falte, die sich unbefugter Weise

in eine Chemiſette eingeſchlichen, und vertilgte ſie endlich nach längerem Kampfe.

Die Bügeleiſen klapperten wie zuvor, die Leinwand ziſchte, die Uhr pickte, und es war dasſelbe Geräuſch und Geſumme, wie den ganzen Abend, mit dem kleinen Unterſchiede, daß der junge Herr Welſcher eingeſchlafen war und ein außerordentlich heftiges und taktmäßiges Schnarchen hören ließ. Eine der Büglerinnen meinte, es wäre, als ſäge er einen eichenen Block durch, und eine andere ſetzte lachend hinzu: „Ja, und jetzt kommt er wieder an einen harten Aſt, und da ſpringt ihm die Säge zurück.“

Jungfer Kiliane hatte die Falte ausgerottet und nahm das vorige Geſpräch wieder auf, indem ſie ſagte: „Aber wenn Er ſo viel Luſt zum Komödienſpielen hat, warum geht er denn nicht hin und wird Schneider bei der Theater-Garderobe?“

„Ich habe früher auch daran gedacht,“ entgegnete Herr Dubel, „und ich will Ihr geſſſſ-tehen, daß ich mir einſſſſ-tens alle Mühe gab, eine ſolche SSSS-telle zu erhalten, doch kam ich davon zurück, denn es iſſſſ-t ein ganz poeſiloſes und ärmliches Geſchäft. Was iſſſſ-t ſo ein Theaterſchneider? Den Tag über ſitzt er zuſammengekrümmt und muß nähen, bis die Nadel glüht, ach, und all' die ſchönen Kleider, die Abends auf dem Theater ſo herrlich ſſſſ-trahlen und glänzen, ſetzt er zuſammen aus geringen, ſchlechten SSSS-toffen, und die herrlichen SSSS-tickereien, womit ſie prangen, ſind nur elendes Flitterwerk, das er aufnäht, und kommt nun endlich die SSSS-tunde, wo der glückliche Künſſſſ-tler ſſſſ-tolz in ſeine Garderobe tritt, ſo iſſſſ-t der arme Schneider ſein unterthäniger Diener, und muß ſich hudeln laſſen nach der Laune des Herrn, ja, nach dem Charakter der Rolle, die er gerade ſpielt. Tritt der Schauſpieler als König auf, ſo iſſſſ-t der Schneider der Sklave, und der Tyrann, welchen er anzieht, läſſſſ-t ihn für ein fehlendes Band, für eine etwas kurze Taille grimmig merken, wie es ihn nur Ein Wort koſſſſ-te, um ihn lebenslänglich auf die Galeere zu ſchicken, oder wie er nichts anderes verdiene, als unter dem Beil des Henkers zu fallen. Hat er den Anzug eines feilen



Böſewichts, eines entſetzlich ſchlechten Kerls zu beſorgen, ſo erhält er die heimtückiſchſſſſ=ten, boshafteſſſſ=ten Redensarten für einen kleinen Fehler: er ſolle Gift ſaufen bei der nächſten Veranlaſſung, wünſcht ihm der ſchlechte Charakter, oder er fährt plötzlich mit der Hand nach der verborgenen Taſche ſeines Rocks, wo er den Dolch aufbewahrt. Und auf dieſe Art, Jungfer Kiliane, muß ſich ſo ein armer Teufel abplagen und muß bald hier, bald da ſein. Kaum hat er den König und den Böſewicht angezogen, ſo erſucht ihn der würdige Hausgeiſſſſ=tliche, ihn endlich auch einmal zu bedienen, zuerſſſſ=t würdevoll und liebreich, wie es die Rolle vorſchreibt, dann aber heftig, wie in der Ermordungs=Scene des SSSS=tückes, und iſſſſ=t dieſer endlich befriedigt, ſo muß er einen Trabanten an=ziehen, bis er, wenn das Zeichen zum Anfange des SSSS=tücks gegeben wird, ermattet in einen SSSS=tuhl fällt und auch jetzt noch keine Ruhe, keine Idee, daß er hinter den Couliſſen ſſſſ=tehen und das SSSS=tück mit anſehen dürfe; der erſſſſ=te Liebhaber hat während des erſſſſ=ten Akts ſeinen Mantel umzunehmen, und der unglückliche Schneider wird mit dem Mantel an die letzte Couliſſe poſſſſ=tiert, hinter einem alten Felſen und muß dort das SSSS=tichwort abwarten. — Jetzt ſchreit der Held:

Zu den Waffen, tapfere Gefährten,
Nieder mit dem Tyrannen!

und rennt mich beinahe um. Geſchwind meinen Mantel! eilen Sie ſich doch ins Teufels Namen, Sie ſind entſetzlich ungeſchickt! Jetzt ſpringt er wieder auf die Bühne —

Hinaus in jene Wüſſſſ=te — — —!"

„Er erzählt das ſo lebendig," ſagte die Jungfer Kiliane lachend, „als habe Er das ſelbſt mit angeſehen."

„Das hab' ich auch, entgegnete trübſelig der Schneider; „einer meiner Bekannten iſſſſ=t in der Garderobe des Theaters und hat mich hie und da bei großen SSSS=tücken auf die Bühne geführt, zu Luſt und Schmerz, und ich ging gewöhnlich mit zerriſſenem Herzen nach Hauſe."

„Nehm Er mir nicht übel," entgegnete die alte Büglerin eifrig, „aber Er hat gar viel verrückte Ideen in seinem Kopf, schlag' Er sich die Grillen aus dem Sinn und bleib' Er fleißig bei seinem Handwerk, da kann was Rechtes aus ihm werden; Er ist ein fleißiger und geschickter Mensch und würde dem ersten Meister in der Stadt keine Schande machen; ich begreif' Ihn wahrhaftig nicht, warum Er Flickschneider bleibt und nicht lieber in eine solide Werkstatt geht."

Herr Dubel seufzte tief auf und entgegnete: „Weil ich meine Freiheit liebe, weil mich alles Rohe und Unelegante aneckelt, ich habe die Gefühle eines reichen Mannes, ohne leider dessen Geld zu besitzen, ich kann nicht mit sechs Gesellen aus einer Schüssel essen, ich kann nicht mit zwei in einem Bett und mit vier in einer elenden Dachkammer schlafen; o Gott, ich kann's nicht!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und die Frau Welscher trat ein, an der Hand ein kleines Mädchen führend, welches sich verwundert in dem Zimmer umsah; ebenso verwundert blickten die Büglerinnen auf die Frau und das Kind, es ruhte für einen Augenblick die Arbeit, und die Stille, welche im Zimmer herrschte, wurde nur durch das Picken der Uhr und das Schnarchen des Herrn Welscher unterbrochen; auch letzteres hörte in einigen Sekunden auf, denn das Geschrei der kleinen Mädchen: „Mama, Mama!" erweckte den Sprößling, und er fuhr mit einem lauten Gebrüll in die Höhe und folgte schlaftrunken seinen Schwestern, welche mit dem Ausdruck des größten Erstaunens, ja mit einer Art von Schrecken das kleine Mädchen anstarrten.

Die Frau Welscher ließ das arme Kind in der Nähe des Ofens stehen und ging rasch durch das Zimmer zu Jungfer Kiliane hin, nicht ohne vorher einen prüfenden, sachkundigen Blick auf die Haufen fertiger Wäsche auf dem großen Tisch zu werfen; sie nickte zufrieden mit dem Kopfe und sagte alsdann zu der alten Büglerin: „Kiliane, komm' Sie ins Nebenzimmer, ich hab' mit Ihr zu sprechen;" worauf die Alte ihre Brille ablegte, sie einen Augen-

blick kopfschüttelnd ansah und alsdann mit ihr ins andere Zimmer ging.

„Höre Sie," sagte die Waschfrau, „die Marie ist gestorben, sie liegt in ihrem kleinen Zimmer neben der Winklere und hat auf der Herrgottswelt nichts zurückgelassen, als das kleine Mädchen, das ich eben mitgebracht; ich frag' sie jetzt, Kiliane, was soll ich mit dem armen, kleinen Geschöpf anfangen, soll ich es nur für diese Nacht hier behalten und es morgen der Armen-Kommission übergeben, oder was meint Sie?"

Die Kiliane stemmte die linke Hand in die Seite, stützte mit der rechten das Kinn, wie sie gewöhnlich that, wenn sie nachzudenken pflegte, dann sprach sie ziemlich rasch und heftig: „Frau, darin kann ich nicht raten, Sie hat selbst drei Kinder, und wenn Ihr Einkommen auch ziemlich ist, so muß man sich doch nicht leichtsinnigerweise fremder Leute Kinder auf den Hals laden, und obendrein welcher Leute Kind!"

„Die Marie war doch ein braves Mädchen."

„Bis sie sich verführen ließ," entgegnete die Kiliane, „und das Mädchen dort in die Welt setzte; aber was geht das mich an. Sagt mir eure feste Meinung, Frau, und dann will ich Euch sagen, was ich denke, aber lasset Euch durch Euer gutes Herz nicht hinreißen; man kann der ganzen Welt nicht helfen, und wenn man das Seinige vor Gott redlich thut, so könnte man, mein' ich, schon zufrieden sein."

Die Waschfrau legte ihre beiden Hände auf den Rücken und spazierte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; die Kiliane ließ den Kopf sinken und blinzelte unter ihrem mächtigen Haubenstreif mit einem seltsam lächelnden Ausdruck auf die Frau Welscher hin.

Die Kiliane hatte nämlich das beste Herz von der Welt, und wir sind überzeugt, daß sie in diesem Augenblick entschlossen war, das Kind selbst aufzunehmen, wenn die Frau Welscher sich veranlaßt sehen könnte, es fortzuschicken; doch so wie die Waschfrau

das Faktotum des ganzen Stadtviertels war, so war die alte Büglerin die oberste ratgebende Behörde bei der Frau Welscher selbst, und wozu die Kiliane riet, das geschah unwiderruflich. In diesem wichtigen Falle nun wollte die Kiliane mit ihrem Rate zurückhalten, bis sie einen festen Entschluß ihrer Freundin erfuhr, und dieser Entschluß

ließ nicht lange auf sich warten. Die Waschfrau blieb mitten in dem Zimmer stehen, schlug mit der linken Faust auf die rechte Handfläche und sagte entschieden: „Und wenn ich heute zum erstenmale ihrem Rate nicht folgen sollte, Kiliane, so behalt' ich dieses arme kleine Mädchen doch da; wo drei Kinder essen, kann auch ein viertes mithalten."

Die Kiliane faltete ihre Hände, und ein paar Thränen rollten über ihr weißes Gesicht. „Gott weiß, daß sie recht hat," sprach

sie triumphierend, „vollkommen recht, Frau, aber das war eine wichtige Sache, da mußte ich mit meinem Rate zurückhalten, bis Sie mir Ihren festen Entschluß gesagt."

Inzwischen war das Kind, über dessen Schicksal hier entschieden wurde, der Gegenstand der Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden; die Mägde, welche neue Bügelstähle holten, blieben einen Augenblick an der Thür stehen, die Büglerinnen schauten mehr auf das Mädchen, als auf ihre Arbeit, und sogar der Herr Dubel war von seinem Tisch herabgestiegen mit der Absicht, einen Blick auf die Uhr zu werfen, eigentlich aber, um die kleine Fremde zu beschauen; am gespanntesten aber waren die drei Kinder der Frau Welscher auf die Dinge, welche da kommen sollten; sie standen im Halbkreis um das Mädchen herum, eifersüchtig und halb gereizt, wie es kleine Hunde zu machen pflegen, wenn sich ein fremder Eindringling zeigt.

Das fremde Mädchen stand nun neben dem Ofen auf demselben Platze, wo die Waschfrau seine Hand losgelassen, und schaute verwundert in das seltsame Getriebe um sich; es mochte in einem Alter von etwa fünf Jahren sein, war ziemlich groß und zierlich gewachsen und hatte ein feines, blasses und sehr ausdrucksvolles Gesicht; lange, schwarze Locken, die früher sorgfältig geordnet waren, denen man aber ansah, daß in den letzten Tagen keine sorgsame Hand sich um sie bekümmert, beschatteten ihren Kopf, und ein großes glänzendes Auge gab den etwas ermatteten Zügen Leben und Bewegung. Der Anzug war ärmlich und bestand in einem Kleidchen von Wollzeug, in dunklen Strümpfen und Schuhen, welche letztere offenbar einer erwachsenen Person angehörten. Um den Hals hatte das Mädchen seltsamerweise einen langen, blauseidenen kostbaren Seidenstoff gewunden, wie ihn vornehme Herren zu einer guten Toilette zu tragen pflegen, und ihre Hände staken in weißen, wenig beschmutzten Glace-Handschuhen, die ebenfalls einem Manne gehört hatten, und deren große Formen an den kleinen Fingern des Kindes sonderbar aussahen.

Jungfer Kiliane trat ein und gieng stillschweigend an ihre

Arbeit, die Frau Welscher machte einen Gang durchs Zimmer, sagte ihren Kindern ein freundliches Wort, lobte den Fleiß der Büglerinnen und setzte das fremde Mädchen auf einen Stuhl neben dem Ofen, nachdem sie ihm zuvor das blaue Tuch und die Handschuhe ausgezogen, beides in ein Papier gewickelt und in einem Schubladenfache sorgfältig aufgehoben.

Mittlerweile war es acht Uhr geworden, die Dienstmädchen räumten einen der großen Tische ab, deckten ein sauberes, großes, leinenes Tischtuch darüber und brachten zinnerne Teller, Messer und Gabeln, sowie eine Schüssel voll dampfender Suppe und eine dergleichen voll Kartoffeln in der Schale, zu welcher ein Teller mit Gänsefett aufgesetzt und das Abendessen auf diese Art hergerichtet wurde. Alsdann setzte sich alles zu Tische, die Jungfer Kiliane nahm den obern Platz an demselben ein, neben ihr saß der junge Herr Welscher, dann die Waschfrau selbst, dann das fremde Kind u. s. w. Das jüngste Fräulein Welscher, welches auf solche Art ihren Ehrenplatz neben der Mama verloren, aß vor Kummer und Neid heute Abend ihr Brot mit Thränen und konnte nur durch die ernsten Blicke der Mutter von einem förmlichen Attentat auf die arme Fremde abgehalten werden. Überhaupt zeigten sich sämtliche drei Kinder nichts weniger als freundlich gegen dieselbe gesinnt, und der junge Herr Welscher, nachdem er zum Ergötzen der Dienstmägde unterschiedliche Grimassen gegen das Kind gemacht, warf ihm eine Hand voll zusammengeballter Kartoffelschalen zu, wofür er mit einer klatschenden Ohrfeige von der harten, knöchernen Hand der Kiliane belohnt wurde.

Mittlerweile war die gewaltige Suppenflut versiegt, die Kartoffeln verschwunden, und die letzten Reste des Gänsefettes vertilgte der junge Herr Welscher mit einem Stück Brot. Der Tisch wurde abgeräumt, die alte Kiliane sowie die Büglerinnen richteten sich zum Nachhausegehen, erstere band sich eine schwarze Kapuze um den Kopf, hängte ein kleines Tuchmäntelchen um und steckte ihre Laterne an; letztere richteten die großen Haufen Wäsche auf einen Seitentisch zusammen, stellten die Bügeleisen auf einen Haufen

und schlugen ein großes Tischtuch über die fertige Wäsche. Der Herr Dubel zog seinen Rock an, suchte seinen Hut hervor und rechnete mit der Waschfrau ab; diese Abrechnung war eigentlich mehr ein Tauschgeschäft zu nennen, denn der Schneider besorgte einen Tag in der Woche die Flickereien für die Familie, und dafür wurde ihm seine Wäsche umsonst besorgt, und man muß gestehen, daß diese Wäsche, wenn auch klein an Zahl, doch bestens in Ordnung war. Hiefür sorgte aber auch die Kiliane, und jedes Hemd, das dem Herrn Dubel gehörte, jedes Vorhemdchen, jeder Vatermörder wurde von ihr mit besonderer Aufmerksamkeit durchgesehen, und wir sind überzeugt, sie hätte einen Fehler in der Wäsche eines gräflichen Hauses übersehen, aber eine schlecht gebügelte Weste des Herrn Dubel hätte sie nicht durchgehen lassen. Dafür war der junge Mensch aber auch voll Artigkeit gegen die alte Person, las ihr Abends, ehe das Licht gebracht wurde, an den Tagen, wo er bei der Frau Welscher arbeitete, die Zeitung vor, begleitete sie, wie auch heute, nach ihrer Wohnung und führte sie dabei sorgsam, wie es nur ein Enkel thun kann, der überzeugt ist, daß ihm seine Großmutter ein bedeutendes Vermögen zu hinterlassen Willens ist.

Heute Abend machte sich die Kiliane in ihren Taschen einiges zu schaffen, ehe sie schied, dann pätschelte sie beim Weggehen das fremde Kind auf den Kopf und drückte ihm etwas in die Hand.

Es wurde nun von allen Seiten gute Nacht gewünscht, — „wohl zu schlafen," — „bis morgen also" — und bald war die Stube der Frau Welscher leer und man hörte nichts mehr, als das Picken der Uhr, das Sausen des Windes, welcher Regen und Schnee an die Fenstern trieb, und dazu wie früher das Schnarchen des jungen Herrn Welscher, der nach genossenem Abendbrot auf dem Sofa wieder eingeschlafen war.

Die Waschfrau ordnete das Zimmer, richtete die Stühle an ihren Platz und nahm ein großes Buch vor, worin sie Soll und Haben für ihre Kunden eintrug, ins Soll so und so viel Dutzend

Hemden, ins Haben die geleistete Zahlung. Nachdem dieses Geschäft beendigt, rief sie ihre beiden Töchter zu sich und sagte ihnen mit kurzer, aber eindringlicher Rede, das fremde Kind werde auch ferner bei ihnen wohnen und müsse artig und freundlich behandelt

werden; wer nicht also thue, der werde sehen, wie es ihm gehe. „Es ist aber bald Weihnachten," sagte die Frau und rechnete an den Fingern, „ihr könnt euch denken, wenn das heilige Christkind kommt und erfährt, daß ihr gegen ein fremdes, armes Kind unartig gewesen seid, so wird die Bescherung für diesesmal schlecht ausfallen. Wer von euch will zu eurem kleinen Bruder ins Bett und wer will bei dem Mädchen schlafen?"

Auf die Frage erfolgte keine Antwort, vielmehr zogen sich die zwei Gesichter der Fräulein Welscher bedächtig in die Länge,

und die beiden Schürzen derselben dirigierten sich unwillkürlich gegen zwei Paar feuchte Augen.

„Wer will bei dem fremden Kinde schlafen?“ fragte die Frau abermals. „Du, Emilie?“

Ein Kopfschütteln war die Antwort.

„Du, Sophie?“

Ein zweites Kopfschütteln.

„Schön,“ antwortete die Frau, „also wird das Kind im Bett der Mama schlafen.“

Das war für die beiden Mädchen ein fürchterlicher Schlag, denn das Mama-Bett wurde von den Kindern wie ein Heiligtum betrachtet, und nur bei leichtem Unwohlsein oder bei einer außerordentlich guten Aufführung war einem hie und da erlaubt worden, in demselben bei der Mutter zu schlafen.

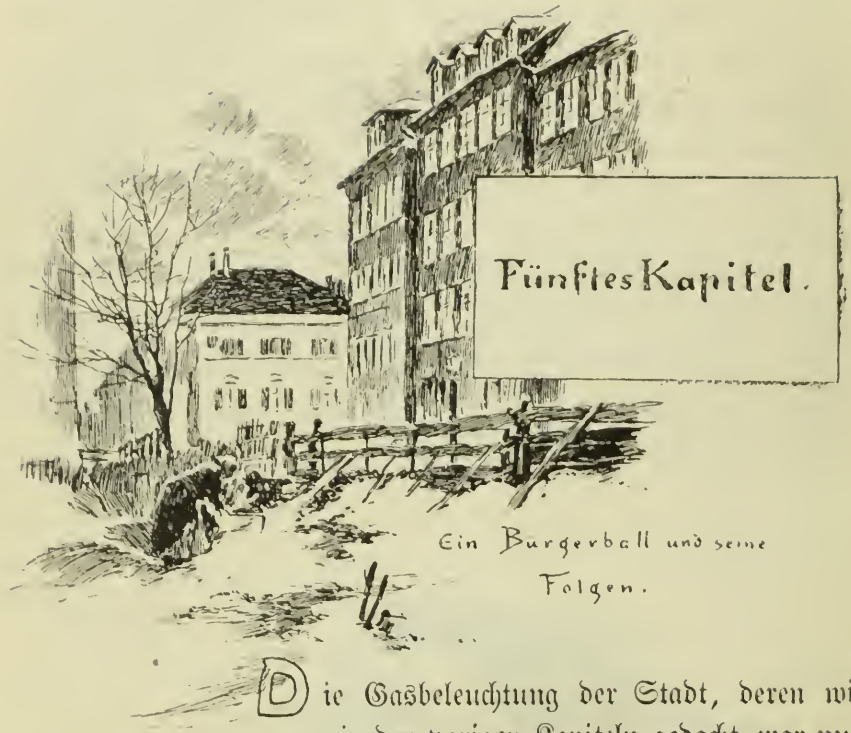
Das Mama-Bett hatte aber auch namentlich Winters außerordentlich schätzbare Eigenschaften: in demselben befand sich eine gute, sehr breite Matratze und ein sehr dickes und weiches Federbett, und dann stand es auch in der Nähe des Ofens und war dadurch beständig von einer behaglichen Wärme durchströmt.

Genug. Die beiden Töchter brachen bei dieser Erklärung der Mutter in ein lautes Weinen aus, dem sich der junge Herr Welscher, aus dem zweiten Schlaf erwachend, abermals und jetzt mit einem furchtbaren Gebrüll anschloß. Das fremde Kind drückte sich zitternd hinter den Ofen und wußte nicht, was mit ihm geschehen würde.

Nach einigen Sekunden aber erklärte sich Emilie bereit, das fremde Mädchen zu sich ins Bett zu nehmen, und wie schon hier auf Erden die Belohnung einer guten That oftmals rasch erfolgt, so auch jetzt: Emilie wurde in das Mama-Bett spediert, Sophie und der Herr Welscher sollten zusammen schlafen und das Kind allein in dem andern Bett.

Ehe aber dieses geschah, mußten die beiden Mägde einen großen Kübel übrig gebliebenen, warmen Seifenwassers hereintragen, das fremde Kind wurde von der Frau Welscher seiner

armseligen Lümpchen entkleidet, in den Kübel gesetzt und sorgfältig gebadet und gewaschen. Als die Reihe an die Händchen des Mädchens kam, und es das linke, welches es fest geschlossen hielt, öffnen mußte, fand die Waschfrau in demselben einen alten holländischen Dukaten, welchen die gute Kiliane da hineingesteckt hatte. Dieser Dukaten wurde sorgfältig aufgehoben, alsdann die Haare des kleinen Mädchens sauber gekämmt und dasselbe hierauf mit reinem, frischem Weißzeug und einem gestreiften Nachtkittel bekleidet, dann wurden die dichten, schwarzen Haare unter einem weißen Nachthäubchen verborgen, und als das Kind so frisch und glänzend dastand, hatte die gute Frau Welscher Freude an ihrem Werk, küßte es auf die Stirn, ließ es ein Abendgebet sprechen und legte es alsdann zu Bette. Die Kinder gingen ebenfalls in das ihrige, Emilie ins Mama-Bett, und wir sind überzeugt, daß die ganze Familie eines guten und soliden Schlafes genoß.



Fünftes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Die Gasbeleuchtung der Stadt, deren wir in den vorigen Kapiteln gedacht, war nun in einigen Stadtvierteln, namentlich in den neueren und breiteren Straßen, ins Leben getreten; die schmutzigen Gräben hatte man meist zugefüllt, an einigen Stellen dieselben sogar wieder gepflastert; doch erwies sich dies sehr bald als unpraktisch; das lockere Erdreich gab nach, und wo man die Röhren gelegt, bildeten schon nach wenigen Tagen die Pflastersteine eine ziemliche Vertiefung, in welcher sich Regen- und Schneewasser ansammelte und sicherlich für die Fußgänger und Fahrenden schon unangenehm geworden wäre, wenn nicht ein frühzeitiges, aber starkes Frostwetter den Boden gehärtet und im nachfolgenden Schneesturme mit seiner weißen Decke wie mit einem großen Mantel christlicher Liebe die Schwächen des residenzlichen Pflasters bedeckt hätte.

Es hat um diese Gasbeleuchtung bei den Vätern der Stadt manche Streitigkeiten gegeben, namentlich hatte die höchst schwierige Frage, was mit den alten Straßenlaternen wohl anzufangen sei, manche Debatte hervorgerufen. So viele Straßenlaternen, die der Stadt ein so bedeutendes Geld gekostet, so mir nichts dir nichts abzuschaffen, war von den jüngern

Mitgliedern des Stadtrats freilich mit jugendlichem Leichtsinn bald ausgesprochen; aber die ältern Väter setzten lange Zeit hindurch dem Andringen der Neuerungssüchtigen die Frage entgegen: was geschieht mit den alten Straßenlaternen? eine Frage, die indessen wie so manche andere in der Welt, nicht vollständig gelöst wurde.

Genug, die Röhren waren gelegt, die Kandelaber aufgepflanzt, und an einem stillen Abend war die ganze Bevölkerung einiger Stadtviertel in großer Aufregung: es brannten heute die Gaslaternen zum erstenmale.

Ein ganzer Haufen Buben zog hinter dem Anzünder her und verwunderte sich zuerst höchlich über das ungemein kleine Laternchen, das der Mann an einer langen Stange trug, brach aber alsdann in ein ungeheures Jubelgeschrei aus, als sich nun plötzlich die erste Flamme blendend weiß entzündete und hoch aufflackerte. Doch war diese Freude nicht von großer Dauer; denn weil die Einrichtung noch ziemlich mangelhaft war, so sank die Flamme bald wieder in sich zusammen, brannte dunkelrot, sprang wieder plötzlich in die Höhe und geberdete sich zum großen Ergötzen der Straßenjugend auf sehr komische Art.

Die lange, breite Straße, welche zuerst beleuchtet wurde, sah aus, wie mit Irrlichtern besät, die bald groß, bald klein, bald blau, bald rot brannten.

Vorn unter den Zuschauern, die beim Anzünden um jeden Kandelaber einen großen Kreis bildeten, sah das häßlich verzerrte Gesicht des Stadtsoldaten Steinmann hervor; er freute sich ganz unsinnig über die neue Einrichtung, und seine Freude war um so größer, als er unter dem Haufen das betrübte Gesicht der alten Winklere erblickte, die bei mehreren ihrer entlassenen Kolleginnen stand, die Hände in die Schürze gewickelt und dem neuen Licht traurig zuschauend. Zuweilen, wenn die Flammen ganz niedersanken und sich zu besinnen schienen, ob es nicht besser sei, zu erlöschen, zuckte ein zweifelhafter Hoffnungsstrahl auf ihrem Gesichte empor; Steinmann wurde in solchen Augenblicken ganz ingrimmig und jagte alsdann mit tüchtigen Scheltworten und auf handgreifliche Weise die Buben von der Stelle weg, wo die Röhre lag, indem er sich den Anschein gab, als glaube er, das Herumtrampeln auf denselben thue dem Lichte Schaden; hauptsächlich war es aber seine Lust, Kopfnüsse auszuteilen, was ihn zu diesem Verfahren bewog.

Endlich verlief sich der Haufe und Steinmann ging die lange Straße hinab, jede Laterne aufmerksam betrachtend und hie und da einen harmlosen Spaziergänger wegjagend, der ebenfalls zufällig stehen blieb oder auf der verbotenen Rinne lief.

Sein Hauptaugenmerk hatte der Stadtsoldat aber heute Abend der Straßenjugend gewidmet, welche auf den glatten, mit Schnee bedeckten Trottoirs lustig schleifte; da schlich er sich langsam hinzu, stellte dann rasch einen Fuß auf die Schleife und lachte laut auf, wenn die Buben plötzlich und heftig auf ihre Nase purzelten. Wehe auch dem Dienstmädchen, das unter dem Schleier der Nacht Wasser

auf die Straße goß! Steinmann war da und Steinmann hielt die Frevlerin am Arme fest und notierte sich augenblicklich den Namen der Herrschaft, sowie die Hausnummer, zur gerechten Strafe.

Unter so harmlosen Scherzen und Privatvergnügungen wandelte der Stadtsoldat seines Weges dahin, mit seinem einzigen Auge aufmerksam wie eine Katze umherspähend. Wo sich zufälligerweise an einer dunklen Hausthür ein Liebespaar sehen ließ, da eilte er hin; doch war ihm heute Abend die Gasbeleuchtung in Ausübung der Sittlichkeitspolizei hinderlich; denn kaum näherte er sich besagter Hausthür, so verschwand das Mädchen hinter derselben, das Schloß fiel zu, und ein langer, wie es schien, baumstarker Handwerksgesell lachte dem Steinmann in's Gesicht.

Am Ende der Straße blieb der Stadtsoldat vor einem ansehnlichen Hause stehen, ging die Treppen hinauf und erkundigte sich, als auf sein Klingeln die Glasthür geöffnet wurde, ob der Herr Stadtrat zu Hause sei.

„Der Herr Stadtrat sind da," antwortete das hübsche Dienstmädchen, „und der Herr Stadtrat rasieren sich eben."

„Fragen Sie ihn, ob ich ihn sprechen kann," antwortete der Steinmann schmunzelnd und wollte dem Mädchen auf die runden Backen klopfen; doch öffnete sich in demselben Augenblick die Thür des Zimmers, der Herr Stadtrat in eigener Person trat hastig in den Gang, und bei seinem Anblicke sah man deutlich, daß das Dienstmädchen nicht gelogen, als es vorhin seine Beschäftigung angegeben. Der Stadtrat schwang in der linken Hand ein Rasiermesser, hatte eine weiße Serviette umgebunden, und der Seifenschaum auf seiner Wange zeigte deutlich an, wo er mit seiner Arbeit stehen geblieben war.

„Ist Jemand vom Flaschner da?" fragte er hastig und setzte verdrießlich hinzu, als er des Stadtsoldaten ansichtig wurde: „so der Steinmann! was giebt's Neues?"

Steinmann zog seine Mütze herunter und meldete gehorsamst, daß die Gaslaternen in den Straßen angezündet seien und so hell und freundlich brennen, daß einem das Herz im Leibe lache.

„Schon gut," sagte der Stadtrat verdrießlich, „ich danke! — Wenn aber nur der Flaschner käme!" setzte er seufzend hinzu: „guten Abend!"

Damit zog er sich ins Zimmer zurück, und nachdem der Stadtsoldat einen vergeblichen Versuch gemacht, die Hand des Dienstmädchens zu erfassen, ging er ebenfalls davon.

In dem Zimmer angekommen, nahm der Stadtrat das Geschäft des Rasierens, in welchem er durch die Ankunft des Stadt-

soldaten unterbrochen worden war, eifrig wieder auf, doch kann man nicht sagen, daß dieser Eifer ein anhaltender war, denn kaum hatte er einen kräftigen Strich über die linke Wange gethan, so lief er an die Thür des offenstehenden Nebenzimmers und rief hinein: „Gott, wenn mich nur der Flaschner nicht sitzen läßt, ich habe eine solche Angst im Leibe, daß ich vor Zittern kaum das Rasiermesser halten kann. Wenn mich der Flaschner wirklich im Stich ließe, ich wäre blamiert, sowohl als Mensch wie als Stadtrat."

Aus dem Nebenzimmer antwortete hierauf eine fette weibliche Stimme: „Warum mußt du dir auch beständig solche Geschichten mutwilligerweise auf den Hals laden? Kümmere dich künftig um deine eigenen Sachen!" —

Die Stimme sprach so langsam, daß, bevor sie geendigt hatte, der Stadtrat lange wieder vor seinem Toilettespiegel stand und schon einen halben Schnitt gethan hatte; jetzt hielt er aber inne und fuhr wieder an die Thür des Nebenzimmers. „Ich mir auf den Hals laden?" sagte er gereizt; „was lade ich mir auf den Hals? was lade ich mir mutwilligerweise auf den Hals? Ich lade mir nichts auf den Hals, aber auf meinem Halse liegt das Wohl der Stadt, dafür muß ich treulich sorgen, und zu diesem Wohl der Stadt gehört auch das, was du nennst: mutwillig auf den Hals laden; — aber ihr Weiber habt keine Einsicht, keinen Begriff vom Großen und Schönen!" —

Mit diesen letzten Worten ging der Stadtrat wieder an den Rasiertisch, murmelte aber immer in sich hinein: „Als wenn ich dergleichen gemeinnützige Anstalten zu meinem Privatvergnügen zu unterstützen pflegte! Ich lade mir dergleichen Geschichten auf den Hals, und obendrein mutwillig, sagte sie; ich müßte lachen, wenn ich nicht fürchtete, mich zu schneiden."

Die fette Stimme im Nebenzimmer hustete gelinde und sagte dann ruhig wie vorher: „Wer ist denn am meisten gelaufen wegen der Gasbeleuchtung, wer hat nicht Ruh' gehabt bei Tag und bei Nacht und so lange gewirtschaftet und graben lassen, bis die

ganze Stadt wie ein Moraſt ausſah? Ich für meine Perſon gehe ſeit der Zeit nicht mehr aus dem Hauſe; man läuft ja Gefahr, ſich den Hals zu brechen."

Ungeachtet der Gefahr des Halsabſchneidens lachte der Stadtrat bei dieſen Worten krampfhaft auf, doch gebrauchte er dabei die Vorſicht, das Raſiermeſſer weit von ſich weg zu halten; mit zwei Schritten war er wieder an der Thür des Nebenzimmers und rief: „Beim Herkules! es iſt wirklich ſtark, was man alles von dir erleben muß! Eine Einrichtung, von der ich mit Stolz reden kann, von welcher meine Kinder und Enkel ebenſo ſprechen werden, eine Einrichtung, welche der Nachwelt bis ins hundertſte Glied zu Gute kommt, eine Einrichtung, die dadurch, weil eben bei dieſer Einrichtung ich die Hauptſache war, wirklich ins Leben trat, und die dadurch für mich ſo äußerſt ehrend iſt, und das Alles begreifſt du nicht einmal! Aber was ſchwatz' ich hier, was ſprech' ich dir Vernunft vor, wozu nützt's? Ich will mich gar nicht mehr ereifern!" —

Damit gieng der würdige Vater der Stadt feſten Schrittes zurück an ſeinen Spiegel, und da er ſein Geſchäft eifriger als je aufnahm, ſo wäre er in wenigen Augenblicken fertig geweſen, wenn die fette Stimme im Nebenzimmer nicht auf die lebhafte Rede des Stadtrats nach einer ziemlichen Pauſe geantwortet hätte: „Für all' das ſchwere Geld hättet ihr ein ſolides Schlachthaus bauen können."

„Ein Schlachthaus!" jauchzte der Stadtrat, und man konnte einen Moment lang ungewiß ſein, ob dieſes Jauchzen Freude oder Schmerz ausdrückte, aber es war mehr das letztere was ihn bewegte, und mit einem großen Sprunge ſtand er abermals in der Thür des Nebenzimmers und wiederholte äußerſt zornig: „Ein Schlachthaus, ei, ein Schlachthaus! Frau, man merkt augenblicklich, daß du eine Metzgerstochter biſt! Ein Schlachthaus und eine Gasbeleuchtung! ob wohl ein vernünftiger Menſch im Stande ſein wird, das in eine Paralelle zu ſtellen — ja, und in einem Atem zu nennen? Eine Gasbeleuchtung, eine der edelſten und menſchen-

freundlichsten Einrichtungen, eine Einrichtung, welche die Stadt und Residenz den ersten und größten gleich stellt, — und haben wir nicht ebenfalls ein Schlachthaus? gelegen wie ein Schlachthaus gelegen sein muß, in einem finstern Winkel der Stadt, klein, unscheinbar, und ist diese Lage in ihrer Kleinheit und Unbedeutendheit nicht recht sinnig gewählt? Soll man in einem prachtvollen Gebäude zur Schau tragen den schmerzvollen Tod so vieler unglücklicher Geschöpfe, in glänzender Umgebung recht erkennen lassen, welch' ein grausames, blutiges Geschöpf der Mensch ist? weite Hallen bauen, um gefühllose Zuschauer herbeizuführen, die sich weiden an dem fließenden Blut und dem Todesgeröchel unzähliger armer Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit? Nein, verehrte Kollegen —"

„Ja so!" verbesserte sich der Stadtrat, denn ihm war im Eifer des Gesprächs etwas von seiner Rede entschlüpft, die er vor einiger Zeit in der Stadtratssitzung pro Gasbeleuchtung contra Schlachthaus gehalten.

„Ich weiß wohl," fuhr er hitzig fort, „daß mir gerade aus deiner Familie heftig opponiert wurde, und welche Minen dein Vetter, der Metzgeroberzunftmeister, wider mich springen ließ; ich werd' es ihm nie vergessen, daß er absichtlich den alten Ochsen mehrere Tage hangen ließ, die Nachbarschaft mit dem Geruch verpestete und also eine Bittschrift zu Wege brachte um Erbauung eines Schlachthauses; aber wir triumphierten — welch' eine Himmelsgabe ist das Licht u. s. w.! Aber jetzt spar deine Bemerkungen und laß' mich mit meinem Rasieren zu Ende kommen."

Für jetzt wurde dieses Geschäft denn auch ohne Störung vollzogen; der Stadtrat wusch sich mit einem warmen Schwamme das Gesicht, kämmte sein etwas borstiges Haar gerade in die Höhe, legte alsdann eine weiße Halsbinde um, knöpfte sich in eine weiße Weste hinein, schlüpfte in einen schwarzen Frack, und als er sich so im Ballanzuge in seinem Spiegel beschaute, begriff er vollkommen das Gefühl, mit welchem sich Gott der Herr am sechsten Schöpfungstage eingestand, daß er mit seinem Werke zufrieden sei.

So angezogen und gerüstet trat der Stadtrat ins Nebenzimmer; und während er die Hände auf den Rücken legt und mit großen Schritten nachdenkend auf- und abspaziert, und, so oft er

ans Fenster kommt, vergnügt auf die hellen Strahlen der Gaslaternen hinabschaut, finden wir Zeit, uns in diesem Zimmer umzusehen und die persönliche Bekanntschaft der Besitzerin jener fetten Stimme zu machen.

Das Zimmer, in welchem der Stadtrat seinen äußeren Menschen

geputzt, war einfach möbliert; es hatte einen kleinen Sofa von Rohrgeflecht, einige Stühle, Kommode und Spiegel und ein kleines Stehpult, auf dem sich mehrere Aktenfascikel befanden; das andere Gemach daneben war mit einer gewissen bürgerlichen Eleganz möbliert, an den drei Fenstern desselben hingen weiße gestickte Vorhänge, diesen Fenstern gegenüber befand sich ein Sofa von Nußbaumholz mit grünfarbenem Plüsch überzogen, und im Zimmer umher eben solche Stühle.

Vor dem Sofa stand ein runder Tisch; auf diesem eine kleine Lampe, ein Kaffee-Service mit 2 Tassen, und vor demselben auf dem Sofa saß die Inhaberin jener fetten Stimme, eine korpulente Frau, die Gemahlin des Stadtrats.

Wir wollen dieser Dame nicht zu nahe treten, indem wir behaupten, daß sie sich im tiefsten Negligé befand, und setzen deßhalb hinzu, daß dieses Negligé einen Anstrich von großer Sauberkeit besaß und daß dasselbe am heutigen Tage eine Uebergangsperiode bildete, durch welche die Stadträtin aus dem Alltagsanzuge in den vollkommensten Ballstaat überzugehen im Begriffe war.

Ja, es war der erste Winterball dieses Jahres, der heute Abend in der Bürgergesellschaft statt finden sollte, der erste Ball dieses Winters und der erste Ball ihres Lebens, den Stadtrat und Stadträtin in dieser neuen Würde mit ihrer Gegenwart verherrlichen wollten.

Die Frau war eben mit ihrer sechsten Tasse fertig, und eine außerordentliche Zufriedenheit glänzte auf ihrem dicken, wohlgerundeten, nicht unschönen Gesichte.

Die Stadträtin war aus einer reichen Bürgersfamilie, deren Mitglieder samt und sonders zur Wohlbeleibtheit sich hinneigten, sie war eines jener Wesen, die sich harmlos ihres Lebens freuen, die keinen Spektakel in der Welt machen wollen und können und in stiller Verborgenheit ein gedeihliches Leben führen. Leidenschaften kannte die Frau nicht, Kinder hatte sie keine, und besondere Vorliebe nur für einen guten Kaffee, im Kreise ihrer vertrautesten Bekanntinnen genossen. Die Stadträtin wäre bei etwas mehr Leb-

haftigkeit eine interessante, schöne Frau gewesen; doch nahm sie sich kaum die Mühe, ihre Augenlider zu öffnen, und schien keine Ahnung davon zu haben, daß sie unter diesen Augenlidern ein Paar anziehende, schöne Augen verbarg.

Der Stadtrat dagegen war eine kleinere magere Figur, lebhaft, leicht erregt, und im Sprechen sowie in den Bewegungen von einer eidechsenartigen Behendigkeit. Er war Patriot und Vater der Stadt im edelsten Sinne des Wortes. Wir müssen gestehen, daß er vorhin mit vollem Rechte davon sprach, welch große Verdienste er sich um die Gaseinrichtung in der Residenzstadt erworben; rastlos war er von einer Behörde zur andern gelaufen, hatte Eingaben an das Ministerium und an den König zu Dutzenden gemacht und in der betreffenden Stadtratssitzung durch seine feurige Rede, von der wir vorhin einige Proben hörten, den Ausschlag gegeben.

Jetzt eilte er mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab, horchte bei jedem Geräusch, das sich auf der Treppe hören ließ, und seufzte bei jeder fehlgeschlagenen Hoffnung nach dem Flaschner, der immer noch nicht erscheinen wollte. Bald trommelte er auf die Fensterscheiben, bald zupfte er an den Fenstervorhängen und trat an den Tisch, seine Frau zu ermahnen, daß sie sich anziehen möge.

„Meine Liebe," sagte er, „es ist noch eine halbe Stunde, bis der Wagen kommt, und du weißt, daß wir denselben mit dem Regierungsrat und Frau genommen haben und dieselben um alles in der Welt keine Sekunde unnötig vor dem Hause dürfen halten lassen; erzeige mir die Gefälligkeit und laß mich nicht noch obendrein auf dich warten; ich stehe ohnedies wie auf Kohlen und weiß mir vor Unruhe gar nicht zu helfen."

Dabei begann der Spaziergang durch das Zimmer von neuem und mit solcher Hast, daß die Frackschöße flogen und der Stadtrat es nur mit größter Mühe vermeiden konnte, einige Stühle und ein Nachttischchen über den Haufen zu rennen.

Die Frau zuckte die Achseln und konnte trotz der vorhin gehörten Strafpredigt sich nicht enthalten, abermals zu sagen: „Ja,

wie kann man sich auch nur solche Geschichten auf den Hals laden?"

Der Stadtrat war im Begriff, abermals zornig zu werden, bezwang sich aber, indem er auf der Treppe ein Geräusch hörte, und eilte achselzuckend ins Vorzimmer. Gott sei Dank! es war diesmal der so lange ersehnte Flaschner, und wenn er sich nicht in so außerordentlich rußigem und schwarzem Anzuge befunden hätte, so würde ihn der Stadtrat in der Freude seines Herzens trotz weißer Weste und Halsbinde feierlichst an seine Brust gedrückt haben; doch begnügte er sich, ihm die Hand zu schütteln, und vernahm mit freudestrahlendem Gesicht die Botschaft, daß in der Bürgergesellschaft die Gaseinrichtung so eben zu stande gebracht, daß der neue Kronleuchter aufgehängt worden, und daß die Lichter in demselben zu seiner, des Flaschners, vollkommenen Zufriedenheit am Brennen wären.

Jetzt schwamm der Stadtrat in einem Ozean von Seligkeit; sein Schritt wurde gemäßigter und feierlicher, er streckte den Kopf in die Höhe, zog die Halsbinde hoch hinauf, und war selig in dem Gedanken, trotz vieler Mühe und Widersprüche solche Arrangements getroffen zu haben, die jeden der ankommenden Ballgäste aufs Höchste überraschen würden, und daß sein Name, der Name des Stadtrats Schwämmle, von Mund zu Mund gehen und von vielen schönen Lippen feiernd genannt werden würde.

Die Stadträtin hatte sich langsam entfernt und kehrte bald darauf im Ballstaat zurück; sie war in ein schwarzseidenes Kleid hineingezwängt, und wenn man auf ihrem Rücken bemerkte, wie krampfhaft die Hacken und Haften ineinander verbissen waren, so konnte man nur mit Schrecken daran denken, wie furchtbar es sein müßte, wenn diese armen Dinger durch allzustarke Bewegung gezwungen würden, einander loszulassen und sich heftig und unaufhaltsam zu trennen. Auf dem Kopfe trug Frau Schwämmle eine zierliche Haube mit Rosaband und hatte sich sogar in ihrer neuen Würde bis zu einer künstlichen Blume verstiegen.

Der Stadtrat zog seine Handschuhe an, befestigte an dem

rechten Arm eine weiße Schleife, das Zeichen seiner Würde als Festordner; dann nahm er seinen Hut, denn der Wagen mit Regierungsrat und Frau rollte vor, und nach einigen, durchaus notwendigen Komplimenten saßen alle Vier auf den gemäß ihrem Range ihnen zukommenden Plätzen und rollten dem Lokale der Bürgergesellschaft zu.

Sechstes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen

Wer den Stolz kennt, mit welchem die mittlere und die reiche Bürgerklasse das Lokal, das sie zu ihren Wintervergnügungen erbaut, als ihr Eigentum zu betrachten pflegte, wie einige der ältern Herrn bei jedem Tanzvergnügen, bei jedem Konzert Länge und Höhe des großen Saals mit prüfendem Blick maßen, um sich zu überzeugen, daß der Saal der höheren Bürgergesellschaft wenigstens um sechs Zoll niedriger und wenigstens um vier Zoll schmäler sei; wer die Strenge kennt, mit welcher in

den meisten Fällen darauf gesehen wurde, daß zur Bürgergesellschaft, wenigstens zu den Mitgliedern derselben, nur Urbürgerkinder von reinem Blut zugelassen wurden; wer es weiß, daß bei dem Aufnahmegesuch eine Urgroßmutter oder ein Urgroßvater, der vor einigen achtzig Jahren eingewandert war, von dem Vorstand als fremdes, eingeschmuggeltes und nicht vollkommen ebenbürtiges Blut betrachtet wurde; wer sie endlich kennt, diese Bürgergesellschaft-Republik mit streng abgesonderten Kreisen nach Familien, nach Vermögensverhältnissen und nach der königlichen Rangordnung, regiert von selbstgewählten Oberhäuptern, ein Staat, in welchem möglicherweise der letzte Kotillontänzer von heute morgen an der Spitze der Geschäfte stehen konnte; wer alles dies genau überlegt und ins Auge faßt, der begreift den freudigen Schreck, die selige Überraschung, welche Jeden überschüttete und beschlich, indem er, als sich die Flügelthüren vor ihm öffneten, statt der bisherigen Stearinkerzen und Oellampen den herrlich glänzenden Kranz von Gaslichtern auf dem neuen Kronleuchter erblickte!

Es war ein Gemurmel in dem Saale, ein Durcheinanderrennen, ein Betrachten des neuen, fabelhaften Lichtes, vom kleinsten Kellner in der Tiefe bis zum Orchester-Dirigenten in der Höhe, alles war in außerordentliches Staunen, in vollkommene Befriedigung aufgelöst; Eins rannte, indem es aufwärts sah, gegen das Andere, und es gab heute mehr Entschuldigungen wegen Aufeinanderstoßens und getretener Hühneraugen, als sonst bei der verwickeltsten Kotillon-Tour.

Es war noch früh, und die, welche zuerst gekommen waren, erfreuten sich sichtlich an dem unbegrenzten Erstaunen der Nachfolgenden; von dem Glanze schon etwas gesättigt, warfen sich diese Anwesenden in die Brust und fühlten sich geschmeichelt von den Ausrufungen der Freude, mit denen jeder neue Ballgast in den Saal trat, und beantworteten die Fragen nach dem charmanten Licht mit selbstgefälligem Lächeln, als habe sie selbst es gar nicht überrascht, und jeder ließ den andern durchblicken, er habe, im Vertrauen gesagt, auch die Hand dabei im Spiele gehabt.

Trotz dieser Undankbarkeit, wodurch die Verdienste des Vaters Schwämmle etwas geschmälert wurden, ward sein Name doch, zuerst mit leisem Gemurmel, dann lauter und immer lauter in allen Ecken genannt; einer seiner Kollegen, der ihm freundlich gesinnt war und der mit ihm pro Gasbeleuchtung contra Schlachthaus gestimmt, eilte geschäftig durch den Saal, sprach hier mit Freunden und Bekannten und Unparteiischen, prallte dort mit einer kalten Verbeugung zurück, als er bemerkte, daß er in die Nähe einer Gruppe Schlachthaus-Menschen geraten war.

Der Kollege des Stadtrats Schwämmle, ein schon ältlicher Mann mit sanften Gesichtszügen und eben solcher Stimme, suchte schwitzend vor Hitze und innerer Aufregung die Anwesenden zu vermögen, dem Helden des Tages einen freundlichen, feierlichen Empfang zu bereiten. Die Freunde stimmten natürlich bei, den Unparteiischen war es gleichgültig, und die jungen Herren und Damen, die eigentlich gar keiner Richtung angehörten, freuten sich auf das Beifallsgeschrei. Sogar bei einigen Blutmenschen seiner Bekanntschaft versuchte es der sanfte Kollege, indem er ihre beiden Hände ergriff, und dabei dieselben freundlich schüttelnd den Versuch machte, ihnen schmunzelnd von unten herauf in die finster niedergeschlagenen Augen zu blicken. Bald sah man ihn hier, bald dort; jetzt eilte er die Stiege hinauf zum Orchester, klopfte dem Dirigenten auf die Schulter, indem er ihm einige Worte hastig sagte, bot dem Paukenisten eine Prise an und blieb oben stehen, sehr aufgeregt vor Erwartung, und sah mit klopfendem Herzen nach der Eingangsthür des Saales.

Jetzt stürzt ein Kellner herein und winkt mit der Serviette, der sanfte Kollege auf dem Orchester zupft die Halsbinde in die Höhe und giebt dem Dirigenten einen bedeutsamen Wink.

Die Thür öffnet sich und als Vater Schwämmle hereintritt am Arme seiner dicken Gattin, da schmettern die Trompeten, da wirbeln die Pauken und der ganze Saal hallt wieder von dem wütenden Geschrei: Hoch lebe Schwämmle! — Hoch der Stadtrat

Schwämmle! — Dreimal donnernder Tusch und dreimal schreien die Ballgäste.

Die Orchester-Mitglieder haben sich würdig benommen und namentlich der Paukenist, eingedenk der eben erhaltenen stadträtlichen Prise, hat gearbeitet, daß es klang, wie ein fern dahinziehen-

des Gewitter; ein solcher Moment muß das grausamste Herz erschüttern; ja, man bemerkt unten im Saale einige Schlachthaus- und Blutmenschen, die ebenfalls kräftig mitschreien; der sanfte Kollege oben auf dem Orchester trommelt mit den Füßen, brüllt, daß er blau im Gesicht wird, und hat die goldene Schnupftabaksdose in der Hand, womit er alle Bewegungen des Taktierstockes nachahmt; doch ist er vor Rührung und Hochgenuß beständig einen Vierteltakt voraus.

Vater Schwämmle aber, solchergestalt überrascht und namenlos

gefeiert, ließ den Arm seiner dicken Gattin los, drückte die Hände vor seine Brust, als wollte er sagen: Seid umschlungen Millionen! und wischte sich alsdann die Augen, indem er auf diese Art pantomimisch ausdrückte: Laßt sie fließen die Thränen der Wonne! Dann trat er vollends in den Saal, mehr von der Menge geschoben, als freiwillig gehend; rechts und links griff er nach den Händen, die sich ihm entgegenstreckten, und drückte immer mehrere zugleich an sein Herz; auch versuchte er einige passende Worte zu stottern, aber er zeigte auf sein Herz: dieses sei zu voll, und warf dann einen schwärmerischen Blick an die Decke des Saales, was so viel heißen sollte, als: „Das will ich euch nie vergessen!“

Einige Augenblicke schwelgte der sanfte Kollege oben im Anblick der Wogen von Glück und Ehre, in welchen der Stadtrat, sein Freund, da unten herumschwamm; dann aber, als er bemerkte, wie die Kraft des Schwimmers zu erliegen schien und die Fluten liebevoller Aufmerksamkeiten über dem Haupt des Freundes zusammen zu schlagen drohten, gab er dem Orchester-Dirigenten ein Zeichen, worauf dieser eifrig an seinen Notenpult klopfte, die linke Hand ebenfalls in die Höhe hob, sich um einige Zoll streckte, dann die Musikanten links und rechts herausfordernd ansah und beim Niederfallen des Taktierstockes eine lustige Polka losbrechen ließ, welche wie frischer Wirbelwind da unten in das nebelhafte Gewühl fuhr, den Menschenknäuel auseinander trieb, die Paare ordnete und dem Stadtrat Raum und Zeit gab, sich aus dem erdrückenden Getümmel in die stille Heimlichkeit eines benachbarten Restaurationszimmers an der Hand seiner dicken Gattin zurückzuziehen.

Diese Restaurationszimmer, welche den Saal auf allen Seiten umgaben, waren ebenfalls schon ziemlich angefüllt, und der Stadtrat Schwämmle schritt zwischen den Tischen hindurch, rechts und links freundlich grüßend und mit einiger Freude die ehrerbietigen Blicke hinnehmend, welche ihm von allen Seiten gespendet wurden.

Auch diese Zimmer waren mit Gas beleuchtet, und die schlanken

Messingröhren hingen von der Decke herab auf die Tische, bogen sich dann unten zierlich in die Höhe und ließen die weiße Flamme ausstrahlen.

Der Stadtrat hatte fast das Gemach erreicht, wo ihrem Range gemäß seine Gattin sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, als ihm die unerwartete Ehre zu teil wurde, von einem andern Tische eingeladen zu werden. Dieser war besetzt von den Gattinnen einiger Regierungs- und Kanzleiräte, welche, die Höchsten im Range der Bürgergesellschaft, gewöhnlich ein eigenes Zimmer behaupteten. Zwar blickten einige ebenfalls hier sitzende, schon ältliche Honoratiorentöchter verschämt auf ihre Teller, als sich die Metzgerstochter in ihrer Nähe auf einen Stuhl niederließ, doch war der Stadtrat heute einmal der Held des Tages, und so konnte man sich schon erlauben, ihn einigermaßen zu feieren, namentlich da der Präsidierende dieses Damenzirkels, der pensionierte Hauptmann von Müller, dem Stadtrat einen Stuhl neben den seinigen schob und ihm mit kräftigen Worten versicherte, die neue Gasbeleuchtung hier mache sich verflucht schön.

„Sehr schön! wirklich gut! außerordentlich schön!“ bekräftigten die Damen im Kreise, und eine lange, dürre Hofrätin, die vor dem Theekessel saß, in weißem, zierlich ausgeschnittenem Kleid, fügte hinzu, indem sie der Stadträtin eine Tasse Thee reichte: „Ja, dieses helle Licht ist so geeignet für eine gut gewählte Toilette.“

„Eine herrliche Erfindung!“ sagte der Hauptmann: „wie hätte man noch vor zwanzig Jahren gelacht bei der Behauptung, man würde heutzutage einen Saal mit Luft erleuchten! denn das Gas, meine Damen, ist nur eine brennbare Luft, welche von dem Gasometer durch die Röhren getrieben wird.“

„Nur bei dem Tanzen soll es nicht ganz angenehm sein,“ sagte eine der älteren Honoratiorentöchter, „es soll sehr heiß machen, man muß sich mit dem Tanzen in acht nehmen.“

Sie wollte damit andeuten, als sei sie freiwillig und aus Furcht vor der Hitze des Gases sitzen geblieben.

Neben der dürren, nicht sehr schönen Hofrätin saß ein junger, blasser Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, ihr Sohn, was man aus einer erschreckenden Familienähnlichkeit deutlich sah. Dieser junge Mensch schien außerordentlich schüchtern und hatte seinen Stuhl so weit zurückgezogen, daß er kaum zwischen seiner Mama und einer sehr dicken Kanzleirätin durchzublicken vermochte. So oft er von ersterer ermahnt wurde, einigen Thee zu genießen, streckte er seine Hand zitternd durch die kleine Lücke, die ihm geblieben, und Löffel und Tasse klapperten zusammen, während er einen furchtsamen Blick umherwarf, um zu erfahren, ob es auch jemand bemerke, wie ungeschickt und unsicher er sich in dieser gewählten Gesellschaft benehme.

Er befand sich heute zum erstenmal auf einem Balle und hatte diesen Ort des Vergnügens wahrhaftig nicht aus freien Stücken gewählt; die Hofrätin jedoch, welche sein zwanzigstes Jahr als den passendsten Zeitpunkt zum Eintritt in die Welt bestimmte, war trotz seines Bittens nicht von dieser Idee abgegangen und behauptete, er könne nur auf praktischem Wege seine Ungeschicklichkeit und seine Furcht vor dem weiblichen Geschlecht überwinden.

Der junge Mensch hatte den besten Tanzunterricht erhalten, einer der ersten Schneider der Residenz mußte ihm einen außerordentlich eleganten Ballanzug besorgen, und so saß er da im schwarzen Frack und weißen Glacéhandschuhen und schauderte zusammen, so oft ein Kleid hinter ihm rauschte, denn da er noch sehr undeutliche Begriffe von den Gesetzen eines Balles hatte, so fürchtete er immer, von irgend einer tanzlustigen Dame in den Tanzsaal geschleppt zu werden — ein wehrloses Opfer zur Schlachtbank.

Ach! er hatte sich nie auf den heutigen Abend gefreut, die ganze vergangene Nacht hatte er kein Auge zugethan und immer von allerlei Entsetzlichem geträumt, das ihm begegnen würde. Bald trat er seiner Tänzerin auf den Fuß, bald riß er ihr die Schleppe vom Kleid herunter, bald stürzte er mitten im Saale hin und über ihn alle Tänzer und Tänzerinnen, einen großen Haufen

bildend, wie es zuweilen bei den Buben auf der Schleifbahn vorkommt; ja, in den Morgenstunden der vergangenen Nacht hatte er ein noch viel schrecklicheres Gesicht: da träumte ihm, er stehe in einer Française, und als er sich genau besah, bemerkte er zu seinem

größten Entsetzen, daß er seine — Unaussprechlichen zu Hause gelassen habe.

Aber trotz allem Widerstreben, trotz allem Bitten, ihm noch einige Jahre Ruhe zu gönnen, mußte er mit auf den Ball; und man klage die Mutter deshalb nicht der Grausamkeit an. Sie hatte an ihrem Manne, dem Hofrat, das erschreckende Beispiel erlebt, was es heißt, einen Mann zu besitzen, der alle feinen Gesellschaften, alle großen Bälle, alle Tanzvergnügungen, alle Konzerte floh und der nur Abends im Wirtshause hinter seinem Schoppen vergnügt war; sie wollte ihren Sohn nicht zu einem ähnlichen, unwürdigen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft erziehen.

Die arme Frau hatte in ihrem Ehestand schon viel gelitten; um sogar in ihren jungen Jahren einen Ball zu besuchen, hing sie beständig von der Freundlichkeit, ja, von der Barmherzigkeit anderer Menschen ab; glücklicherweise war sie Hofrätin, zählte sich zur siebenten Rangklasse, weshalb sämtliche Sekretärs- und Revisors-Frauen es sich zur Ehre machten, in ihrer Gesellschaft zu sein. Jetzt aber war der Moment gekommen, wo sie nicht mehr von der Gnade der achten Rangklasse abhing, indem ihr Sohn in das Alter getreten war, in welchem er seine Mutter mit Anstand auf den Ball führen konnte, und dies war der zweite Grund, aus welchem sich der junge Eduard hier befand.

Die erste Polka zu tanzen, hatte er entschieden abgelehnt und horchte mit klopfendem Herzen in den Ballsaal hinüber; er wünschte der Tanz möchte eine Ewigkeit dauern, denn für den zweiten, einen Walzer, hatte ihm die unerbittliche Mutter den Befehl gegeben, ins öffentliche praktische Leben einzutreten.

Man muß aber nicht glauben, daß der junge Eduard sich in seinem sonstigen bürgerlichen Leben mit einer ähnlichen Schüchternheit bewegte; vielmehr hatte er das Kneipgenie von seinem Vater ererbt; er fühlte sich im Wirtshause, in der Weinstube vollkommen an seinem Platze und bewegte sich allda mit größter Sicherheit. Auch dem weiblichen Geschlechte war er bis zu einer gewissen Rangklasse nicht abgeneigt; nur fürchtete er die verbindlichen Redensarten, die feinen Unterhaltungen, und in der Gesellschaft eines Kleides von Kattun oder Merino fühlte er sich weit behaglicher, als beim Rauschen eines seidenen Gewandes oder beim Flattern eines eleganten Ballanzuges.

Drinnen im Saale aber schnarrte die Violine, jubelte die Klarinette, und dazwischen stöhnte der Kontrebaß und schien in beständigem Hader zu liegen mit den dumpfen Paukenschlägen, die immerfort bemüht waren, seine brummende Stimme zu übertönen.

Armer Eduard! Endlich war die Polka beendigt, und erhitzt vom Tanze, mit blitzenden Augen und glühenden Wangen flüch-

teten die Bürgerstöchter in die Restaurations-Zimmer und begaben sich allda unter die schützenden Fittige ihrer respektiven Mütter und Tanten, um geduldig zu erwarten, bis beim Wiederanfange der Musik ein anderer Ritter die sanft widerstrebende Jungfrau aufs Neue vom Mutterbusen hinweg in den Wirbel des Tanzes reißen würde.

Auch an den Tisch, von dem wir eben sprachen, traten einige erhitzte Mädchen, und die ebenfalls dicke und vollbusige Tochter der Frau Kanzleirätin, ein munteres lustiges Ding, lehnte sich auf

den Stuhl ihrer Mutter, hinter welchem der unglückliche Eduard saß, und als sie nach einer Tasse Thee und nach einigem Backwerk langte, streifte sie bemerklich den schüchternen jungen Mann. Es schwamm ihm vor den Augen, wo er nichts sah, als einen entblößten Nacken, eine schlanke Taille und ein sehr füll- und faltenreiches Ballkleid. Zu Vermehrung seiner Bestürzung gab ihm die Mutter einige sehr bedeutsame Winke und zeigte mit dem Finger auf das Mädchen vor ihm, so daß sich Eduard nicht anders zu helfen wußte, als indem er aufstand und den pensionierten Hauptmann ersuchte, mit ihm einen Gang in den Saal zu machen. Die Mutter entließ ihn mit der ernsten Ermahnung, um keinen Preis

den nächsten Tanz zu versäumen, und Eduard versprach es klopfenden Herzens.

Im Ballsaale wandelten unterschiedliche Gruppen von jungen Mädchen und jungen Herren, fächelten sich mit ihren weißen Sacktüchern Kühlung zu und erholten sich von der gehabten Mühe. Ältere Herren hatten ebenfalls die Restaurationszimmer verlassen und betrachteten sich die jüngere weibliche Generation oder staunten an die Decke des Saals hinauf, wo der Kronleuchter in ungetrübter Herrlichkeit prangte.

Der Stadtrat Schwämmle und sein sanfter Kollege gingen ebenfalls auf und ab, und ersterer bemühte sich, durch liebevolle, freundliche Worte, die er an Einzelne spendete, die Ehre einigermaßen zu vergelten, die ihm in Masse zu Teil geworden.

Der Hauptmann und der junge Eduard betrachteten sich die Damen; aber so oft der erstere auf eine Gruppe Mädchen lossteuerte, um seinen jungen Freund vorzustellen und ihn zu veranlassen, eine Tänzerin für den nächsten Walzer zu gewinnen, schauderte dieser jedesmal zurück und machte allerlei sonderbare Einwendungen. Endlich aber klopfte der Taktierstock auf dem Orchester bedeutsam aufs Notenpult — die jungen Damen gerieten in sichtbare Bewegung, die jungen Herren stürzten wie Raubvögel auf sie los und in die Nebenzimmer, und dem jungen Eduard klopfte das Herz erschrecklich und es sauste ihm gewaltig in den Ohren — der Befehl der Mutter, der Walzer, der eben begann, die Ermahnung des Hauptmanns, ins Teufels Namen endlich zuzugreifen, alles das klang ihm wie Hohngelächter der Hölle, und er kam sich wie ein Verdammter vor, hinter dem die Himmelsthür zugeschlagen ist, und der hinaus soll auf ein weites wogendes Meer, wo ihn vor dem fürchterlichen Falle nichts mehr erretten kann.

„Engagieren Sie, engagieren Sie!“ rief der Hauptmann, „die Zeit verrinnt, der Walzer beginnt! Sehen Sie, dort stehen drei Damen, die, wie mir scheint, noch keine Tänzer haben; fahren wir auf das Zentrum los, auf jenes hübsche, blonde Mädel, und wenn

diese schon versagt ist, so wenden sie sich an die beiden anderen, nette, allerliebste Kinder."

Der gute Hauptmann hatte auch nicht viel Ballkenntnis und schien durchaus nicht zu wissen, wie sich junge Damen zu geberden

pflegen, die zu Anfang eines Walzers noch keine Tänzer haben; solche sehen schüchtern, aber dennoch auffordernd nach allen Seiten und gehen mit entschiedenen, aber sehr langsamen und kleinen Schritten einem Stuhl in der Ecke des Saales zu, breiten ihre

Fächer aus, wenn sie einen besitzen, und sind es mehrere, so wandeln sie Arm in Arm dahin, mühsam aber hörbar lachend, als wollten sie sagen: „die unglücklichen Männer suchen Tänzerinnen und merken nicht, daß wir noch nicht engagiert sind.“ Eine von ihnen schleift auch wohl mutwillig einen Walzerpas, oder rennt unvorsichtiger Weise einem jungen Herrn in die Arme und sagt alsdann vielleicht, wenn der junge Mann sich entschuldigt: „Sie irren, ich bin noch nicht engagiert.“

Die drei aber in der Mitte des Saales, die da festen Fußes stehen und den Angriff des jungen Eduards erwarten, konnte man, mit einiger Ballkenntnis, nicht zu jenen zählen; sie erwarten den heranstolpernden jungen Menschen sicheren Blickes, und die kleine Blonde, der es nicht an Tänzern fehlen würde, wenn der Ball auch dreimal vierundzwanzig Stunden dauerte, wirft trotzig die Lippen auf, als der unglückliche Eduard jetzt vor ihr steht und etwas von nächstem Walzer und großer Ehre und vielem Vergnügen stammelt, sie macht einen Knix und bedauert, daß sie engagiert ist. Die beiden andern rechts und links, nachdem der jammervolle Blick des neuen Tänzers auf sie gefallen ist, knixen ebenfalls und bedauern ebenfalls, daß sie engagiert sind, und in dem Augenblick glaubt der junge Mann, daß sämtliche Damen, die jetzt in den Ballsaal treten, ihm gleichfalls zuknixen und ebenfalls bedauern, daß sie ebenso engagiert sind, und alsdann knixen ringsum die Stühle und Bänke, und bedauern ihm nicht helfen zu können, und dann knixen die Musikanten auf dem Orchester und scheinen zu sagen, sie müßten spielen, und dann knixen die Flammen auf dem Kronleuchter, weil sie leuchten müssen, und dann der pensionierte Hauptmann, und Eduard summt und wogt es im Kopfe, und er weiß nicht, wie er an den Theetisch zu seiner Mutter zurückkommt und auf seinen Stuhl hinfällt, beladen mit drei allerliebsten Körben.

Der Walzer beginnt und zornig strahlen die Augen der Hofrätin; umsonst erzählt der Hauptmann leise von der erlittenen Niederlage, umsonst bittet die dicke Kanzleirätin ebenfalls leise, den

jungen Menschen zu schonen, Alles umsonst; erzürnt richtet sich die Mutter empor in ihrer ganzen ansehnlichen Größe, mit einem Zornblick schmettert sie den Sohn noch tiefer hinab, verwandelt darauf durch ein äußerst sinnreiches Mienenspiel das erzürnte Antlitz in ein mildlächelndes und bittet die ihr gegenübersitzende, etwas ältliche Honoratiorentochter um die Ehre, mit ihrem Eduard den leider schon begonnenen Walzer zu tanzen.

Eduard, durch der Mutter Hand emporgeschnellt, stammelte etwas von Überraschung, Unmöglichkeit, doch legte dies die Dame ihm gegenüber als einen glühenden Wunsch aus, mit ihr zu tanzen, sie nimmt ihr Sacktuch zierlich in die Hand, kommt eilig dem jungen Manne entgegen und der pensionierte Hauptmann muß das Paar in den Tanzsaal begleiten.

Wie ein Fisch auf trockenem Sand schnappt der junge Mensch nach Atem, seine Knie zittern ihm, er drückt krampfhaft die Hand seiner Tänzerin, welche diesen Druck freundlich erwidert.

Jetzt treten sie in den Saal und alle Augen richten sich nach dem so spät eingetretenen Paar, welches die Rollen getauscht zu haben scheint; sie tritt siegreich einher mit erhabenem Kopfe, eine reife, stolze Sonnenblume, er wankt an ihrer Seite, eine geknickte Lilie. An der Stelle, wo sie in die Reihe der Tanzenden eintreten, steht Vater Schwämmle und er macht sich ein Vergnügen daraus, den Sohn der Hofrätin, indem er die andern Paare um Entschuldigung bittet, vorne hin zu stellen.

„Gleich kommt die Reihe an Sie," flüsterte der freundliche Stadtrat; die, welche gerade gewalzt haben, treten klopfenden Herzens in die hinteren Reihen, der Stadtrat zählt sechs neue Paare ab, voran den unglücklichen Eduard, der nicht mehr weiß, ob er sich in einem Tanzsaale oder sonst wo befindet; er könnte auf einem Karussel sitzen, so täuschend und geschwind drehte sich Alles mit ihm herum; er machte einen krampfhaften Versuch, in ein Nebenzimmer zu entfliehen, doch seine Tänzerin hält ihn mit fester Hand.

„Wenn's gefällig ist," sagte Vater Schwämmle, und wie ein

Wirbelwind sausen die sechs Paare dahin; zuerst erhält Eduard einige Rippenstöße und gelinde Fußtritte von den Nachfolgenden und genießt dadurch ein momentanes Bewußtsein; auch wird er, so oft er beim Orchester vorbeirast, durch Trompetengeschmetter und Paukenwirbel zu sich selber gebracht, sonst hat er aber die Augen geschlossen, und es ist ihm zu Mut, als sänke er langsam unter in dem tiefen Wasser, allerlei Nixen mit blitzenden Augen, bloßen Armen, in weißen Kleidern, schweben neben ihm her, endlich kommt er auf dem Boden dieses tiefen Wassers an und vermag es festen Fuß zu fassen; er schlägt die Augen auf, atmet mühsam, und erinnert sich endlich, daß er im Ballsaal ist; seine Tänzerin steht neben ihm und versichert, es sei nicht so ganz schlecht gegangen; der pensionierte Hauptmann kommt und sagt dasselbe.

Eduard, der mit Erstaunen bemerkt, daß er nicht niedergestürzt ist, daß er nicht ein halb Dutzend Kleider zerrissen hat, und daß an seinem eigenen Anzug auch nichts fehlt, fühlt sich wunderbar ermutigt und gestärkt; es taucht, obgleich noch sehr undeutlich, eine Ahnung in ihm auf, daß das Tanzen doch am Ende ein Vergnügen sei, und als wieder die Reihe an ihn kommt, und als Herr Schwämmle wieder sagt: „Wenn's gefällig ist!" — da fühlt er nur ein gelindes Herzklopfen und ist wirklich schon im stande, bei dem Umherwalzen einigemal freiwillig die Augen zu öffnen.

Jetzt ist der Tanz zu Ende und die Tänzerin führt ihren Tänzer im Triumph zum Theetisch zurück. Mutter Hofrätin, welche die ganze Zeit über auf Nadeln saß, und mit banger Sehnsucht dem Ausgang des Kampfes entgegen sah, ist höchlich erfreut bei der Versicherung, daß Alles gut abgelaufen.

„Jetzt noch eine Française und eine Polka," sagte das schelmische Mädchen, und dann ist Herr Eduard für alle Zeiten eingetanzt."

„Mit einer so vortrefflichen Lehrmeisterin," versetzte lächelnd die Mutter, „kann es ihm nicht fehlen, daß er in kurzer Zeit

einige Sicherheit erlangt. Eduard wird Sie, mein Fräulein, um die nächste Française und um die nächste Polka bitten."

Eduard nickte mit dem Kopfe, und einige kaum verständliche Worte, die er hervorbrachte, sollten sagen, daß er sich außerordentlich glücklich schätzen würde, und obgleich man den Sinn dieser Rede erraten mußte, so verstand ihn das Fräulein doch vollkommen und erklärte sich bereitwillig, Française und Polka mit ihm zu tanzen.

Darauf machte der junge Eduard und der pensionierte Hauptmann abermals einen Spaziergang in dem Saale, und der erstere trat schon weit sicherer auf als früher; er vermochte es sogar, bei der kleinen, blonden Person von vorhin mit einem kalten Blicke vorüber zu gehen, und alsdann begaben sich die beiden Herren nach dem großen Buffet, um einige Gläser Punsch zu sich zu nehmen. Hier befand sich der junge Eduard nun schon mehr in seinem Element; er setzte sich mit dem Hauptmann an einen Nebentisch, pflanzte den Hut verwegen auf sein Ohr und trank einige Gläser des warmen und starken Getränkes hastig nach einander aus.

Auch der Hauptmann, der versicherte, daß ihm das Theewasser da drüben den ganzen Magen verdorben, nahm mehr von dem Punsche zu sich, als er hätte thun sollen, und in einer Viertelstunde — draußen wurde unterdessen die Mazurka getanzt — befanden sich beide Herren in dem Anfang einer kleinen geistigen Erheiterung und wurden hiedurch so außerordentlich lustig und wohlgemut, daß sie beschlossen, dieses erste Tanzdebut mit einer Flasche Champagner zu begießen.

Wenn man in der Aufregung, namentlich nach einem heftig angreifenden Tanze, einigen Punsch genießt und darauf Champagner trinkt, so kann es vorkommen, daß man infolge dieser verschiedenartigen Genüsse zu allerhand lustigen Streichen aufgelegt ist. Umsonst fing drüben die Française an, umsonst ermahnte der Hauptmann mit einigen schwachen Worten, man solle die „alte Schachtel" nicht sitzen lassen und an den Zorn der Mama denken; der junge Eduard hielt es in diesem Augenblicke für weit passender, einige kleine Entdeckungsreisen in der Nachbarschaft des Tanzsaales anzustellen. Der Hauptmann gab nach, und die Beiden traten in ein anstoßendes Zimmer, wo sich ihnen ein sonderbarer Anblick darbot.

Sie gerieten nämlich in die Garderobe der Bürgergesellschaft, wo rings an den Wänden Mäntel und Überröcke, Kapuzen und Hüte aller Art hingen, jedes Stück mit einem Zettelchen versehen, auf welchem eine große Nummer zu lesen war.

Die Atmosphäre in diesem Zimmer war nicht gerade angenehm zu nennen; vom Buffet herein drang unterschiedlicher Punsch- und Weingeruch, und die Mäntel und Überröcke, die draußen in dem Regen und Schnee ziemlich naß geworden waren, gaben einen wohlbekannten feuchten Dunst von sich, der mit dem oben erwähnten Geruch eine sonderbare Mischung hervorbrachte.

Inmitten dieses Gemaches aber hatte sich eine kleine Tanzgesellschaft gebildet, welche außerordentlich heiter und guter Dinge zu sein schien; es waren zwei Herren und drei Damen; der eine der Herren hatte eine Serviette unter dem Arm und leistete, wenn er gerade nicht mit Tanzen beschäftigt war, auf dem Balle die Dienste eines Kellners; der andere Herr aber, geliebter Leser, war niemand anders, als der vortreffliche Herr Dubel, der bei Tanzgelegenheiten hier beschäftigt war, seine Kunst und seine Nadel der notleidenden Menschheit zu widmen, das heißt, abgerissene Knöpfe anzunähen oder einen im Sturm des Tanzes defekt gewordenen Frackschoß zu reparieren. Von den beiden Damen war die eine eine Nähterin, welche dem weiblichen Geschlecht der Ballgesellschaft dieselben Dienste leistete, wie Herr Dubel dem männlichen. Das zweite Mädchen war eine junge Dame aus der Stadt, die im Gasthofe, welcher zur Bürgergesellschaft gehörte, das Kochen erlernte; die dritte Dame, eine Putzmacherin, endlich saß auf einem Stuhle in der Ecke und schaute zu.

In diesen harmlosen Zirkel nun traten der junge Eduard und der pensionierte Hauptmann, als die zwei Paare sich gerade aufgestellt hatten, um nach den fern herüberklingenden Tönen der Tanzmusik eine Française zu eigenem Nutz und Frommen aufzuführen.

Die Damen wollten sich beim Anblick der fremden Herren zurückziehen, doch holte der galante Hauptmann die Nähterin unter einem alten Mantel hervor, wohin sie sich geflüchtet, und der junge Eduard that also mit der Elevin der Kochkunst.

Nach einigem Sträuben stellten sich die beiden Paare wieder auf; auf einen ermunternden Rippenstoß des Hauptmanns enga-

gierte der junge Eduard die Putzmacherin, dann trat der Hauptmann allein als viertes Paar ein, und der Tanz begann zum großen Vergnügen sämtlicher Anwesenden.

Wie fühlte sich der junge Eduard so behaglich in diesem Zirkel, wie war die Putzmacherin charmant, und wie leicht tanzten die Nähterin und die Elevin, wie amüsant war erst der Kellner und der Herr Dubel! Namentlich der Letztere machte so kühne, herausfordernde Sprünge, Entrechats und Pirouetten, er und der Kellner steigerten einander und überboten sich; aber Dubel blieb der Held des Abends, und bei jeder beendigten Figur schwenkte er seine Tänzerin im Kreise, daß die Röcke flogen, und ließ sich, nachdem er ihr auf solche Art seine Kraft und Überlegenheit gezeigt, sanft auf ein Knie nieder — der siegreiche Ritter vor der zarten Dame.

Auch Eduard war wie ausgewechselt, er hatte den Hut keck auf ein Ohr gesetzt, bald steckte er seine Hände in die Hosentaschen, bald schritt er an der Hand der Putzmacherin mit einer Sicherheit, die erstaunend war, und als nun gar der pensionierte Hauptmann einen Damenmantel von der Wand nahm und mit diesem tanzte, als sei es eine menschliche Figur, da stieg der Jubel auf die höchste Höhe.

Leider endigte aber in diesem Augenblick die Française drüben, und der junge Eduard, der sich jetzt zu amüsieren anfing, beredete die Anwesenden leicht, einigen Punsch zu sich zu nehmen und dann die nächste Polka ebenfalls en petit comité zu genießen.

Mittlerweile hatte sein Verschwinden drüben am Theetische keine geringe Bestürzung hervorgerufen; seine ihm von der Mutter octroyierte Tänzerin war gänzlich außer sich; denn da sie zuversichtlich auf Eduard wartete, so hatte sie ein anderes Engagement zur Française abgelehnt, — ein Fall, der ihr lange nicht vorgekommen war, und sie blieb nun doppelt sitzen. Die Hofrätin, welche begreiflicherweise in dem Ausbleiben ihres Sohnes nur übergroße Angst und Schüchternheit erblickte, dachte trotzdem auf eine scharfe und exemplarische Bestrafung, und so oft sich nach Be-

endigung des Tanzes ein Männertritt im Zimmer hören ließ, richtete sie sich in voller Majestät empor.

Aber Eduard kam immer nicht; die Polka begann, er blieb aus; zu dem Zorn der Mutter gesellte sich die Besorgnis, es könnte

ihrem einzigen Sohne ein Unglück zugestoßen sein. Die Polka nahm ihren Fortgang, im Tanzsaale unter rauschender Musik ausgeführt von einigen vierzig geputzten und geschmückten Paaren, und im Nebenzimmer des Buffets ausgeführt von der kleinen Privatgesellschaft in größter Ausgelassenheit, wozu der neu angeschaffte Punsch das Seinige beigetragen. — — — —

Sogar die schweigsame Stadträtin Schwämmle fand nun das Benehmen des jungen Eduards unbegreiflich, und die Honoratorentochter that, als sei ihr so etwas in ihrem ganzen Leben nicht begegnet.

Als nun auch die Polka beendigt war und kein Eduard erschien, beschloß die Hofrätin, ihren Sohn aufzusuchen; sie nahm die unglückliche Verlassene an ihren Arm und betrat den Tanzsaal mit erhobenem Haupte und tiefem Schmerz in ihren Zügen. Zuerst spähte sie in den Winkeln des Saales umher, denn sie glaubte nicht anders, als dort ihren Sohn zu finden, zerknirscht in einer Ecke sitzend und still weinend, aus Furcht vor dem mütterlichen Zorn.

Der Ballsaal war nicht mehr in der hellglänzenden und jungfräulichen Frische, wie vor einigen Stunden; ein feiner Staub und Duft erfüllte die Räume und verdunkelte die Lichter, welche überhaupt außerordentlich trüb zu brennen anfingen.

Der Stadtrat Schwämmle und sein sanfter Kollege betrachteten den Kronleuchter, an welchem die Flammen bald ungewöhnlich hoch flackerten, bald mehr in sich zusammensanken, als gerade notwendig war; auch brannte das Gas nur hie und da weiß und klar, meistens aber dunkelrot und mit unheimlichem Feuer.

Tänzer und Tänzerinnen bemerkten dies aber weniger, denn sie wogten während der großen Pause, die jetzt eingetreten war, plaudernd und lachend durcheinander; dort zog eine Schar Mädchen, sechs bis acht, Arm in Arm, lustig und heiter, und vor ihnen tänzelten junge Herren und sagten ihnen alle erdenklichen Artigkeiten; hier führte ein alter Herr seine ebenfalls schon ältliche Tochter spazieren und pflichtete derselben vollkommen bei, die Bürgerbälle seien das nicht mehr, was sie früher gewesen: keine gesetzten Tänzer mehr, die sich um gebildete junge Mädchen bekümmerten, sondern nur naseweises junges Volk, kaum der Ammenstube entwachsen, eine wahre Kleinkinder-Bewahranstalt.

In der Mitte des Saals trieb eine stattliche Mutter mit stolz erhobenem Haupte ihre vier erwachsenen Töchter vor sich her.

Diese hatten ebenfalls den Kopf hoch und stolz erhoben, und wie alle fünf dahinzogen in ihren weißen, bauschigen Kleidern, hätte man sie für Schwäne halten können, wenn sie schweigsamer gewesen wären.

Weiter hinten bemerkte man eine Anzahl junger Damen, welche zu zwei und zwei in einer Reihe hintereinander gingen und durchaus keinen der jungen Herrn zu beachten schienen; jetzt aber wurden die ersten von mehreren Tänzern angeredet und blieben plötzlich stehen; die nachfolgenden hätten ganz gut an der Seite vorbei gekonnt, aber sie blieben auch stehen und prallten an die ersten an, und die dritten prallten an die zweiten, und die vierten an die dritten und so fort; es war ein Anprallen, ein Lachen und Kichern, das höchst amüsant war — „und wie bin ich erschrocken!" sagten die einen, und „wie haben Sie mich gestoßen!" sagten die andern, und das ging so fort, bis sämtliche Damen mit sämtlichen Herrn, die sich hier zufällig begegneten, in ein eifriges Gespräch verwickelt waren.

Aber Eduard kam immer nicht. — — —

Die Pause war vorüber, der Staub durch ausgesprengtes Wasser niedergeschlagen, und die unglückliche Mutter suchte immer noch vergeblich ihren Sohn; da fügte es das Schicksal, dessen unerbittliche Hand ausgestreckt schwebt über dem Haupte der Menschen und unberufen und oft schrecklich die Zügel des Lebens erfaßt oder den Schleier von schauerlichen Thaten hinwegzieht, — da fügte es das Schicksal, daß die Hofrätin auf einen Knäuel von Herren aufmerksam wurde, die in eifrigem und leidenschaftlichem Gespräche an der Eingangsthüre des Saales standen, dort, wo es zum Buffet hineingeht, und es fügte sich ferner, daß aus diesem Knäuel der Stadtrat Schwämmle mit erhitztem Gesicht heraustrat und auf die Hofrätin zuschritt, sie im Namen der Gesellschaft feierlichst ersuchend, dem Benehmen ihres Sohnes Einhalt zu thun, der im Begriffe sei, etwas Entsetzliches zu begehen.

Ahnungsvoll, aber gefaßt, trat sie näher, und wie die Scharen der Erwachenden am jüngsten Tage ihre dichten Reihen dem Engel

des Gerichts öffnen, so öffnete sich der Knäuel der jungen Herrn im Ballsaal vor der heranschreitenden zitternden Mutter, und sie sah das Entsetzliche, sie sah das namenlose Unglück, die Schmach, welche ihr Sohn ihrem Namen, ja der ganzen Bürgergesellschaft angethan! — —

Der junge Eduard stand in der Eingangsthür zum Buffet mit ungeheuer freundlichem und lächelndem Gesichtsausdrucke, und an einem Arme hatte er die sich sträubende Putzmacherin, an dem andern Arm die sich ebenfalls sträubende Nähterin, und obendrein hatte er das Gräßliche begangen, dem Stadtrat Schwämmle einige Grobheiten zu sagen, als er ihn aufmerksam machte auf die Unschicklichkeit, welche er zu begehen im Begriffe sei.

Die Honoratiorentochter wollte bei diesem Anblicke in Ohnmacht fallen; da sie aber keinen Stuhl neben sich sah und keine bereitwillig geöffneten Arme, so ließ sie es vorderhand bleiben; doch war es ihr in diesem schrecklichen Augenblicke, als werde es im Ballsaale dunkler und immer dunkler; die unglückliche Hofrätin hatte dasselbe Gefühl und kam auf die Vermutung, auch sie müsse unbedingt eine Ohnmacht anwandeln, denn es flimmerte ihr nebelhaft vor den Augen, aber auch den jungen Herren, die umherstanden, flimmerte es nebelhaft vor den Augen, und der Stadtrat und sein sanfter Kollege sahen mit Entsetzen, daß die Flammen des Kronleuchters sich unendlich lang streckten und dann zu kleinen blauen Punkten zusammenschmolzen.

„Entsetzlich!“ kreischten viele Damen, und die fette Kanzleirätin, die ebenfalls gefolgt war und an deren Mutterbusen sich die dicke Tochter ängstlich verbarg, sagte erschüttert, indem sie auf das überall verschwindende Licht zeigte: „Es ist kein Wunder, wenn erschreckliche Zeichen geschehen an einem Orte, wo Putzmacherinnen und Nähterinnen in der Gesellschaft anständiger Leute erscheinen!“

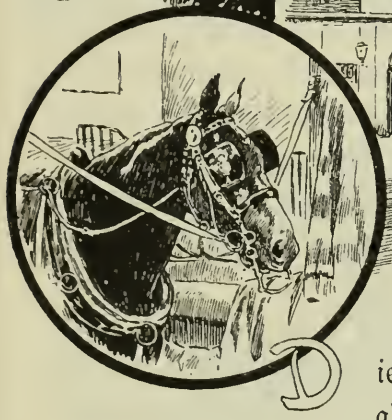
Lieber Leser! hast du je eine Abbildung gesehen, wie bei dem großen Diner des hochseligen Königs Sardanapal die Finsternis das Licht des Tages verschlang und die entsetzte, schauernde Mensch-

heit sich gegenseitig an die Brust flüchtete, um Schutz zu suchen gegen die hereinbrechenden Schrecken der gewaltigen Natur? So ungefähr sah es in diesem Moment auch in der Bürgergesellschaft aus; noch einmal zuckten die Flammen gespenstig lang mit blauem,

flackerndem Licht und zeigten die entsetzten Züge der erschrockenen Ballgesellschaft, die sich ohne Ansehen der Person, des Ranges und Geschlechts gegenseitig an die Brust flüchtete, — dann ging es wie ein Seufzer rings umher, es zischte und prasselte aus den Röhren, ein Angstruf erscholl und — tiefe Finsternis herrschte im ganzen Hause. — —

Stadtrat Schwämmle-Sardanapal hielt mit Mühe die unglückliche Hofrätin aufrecht und sah mit brechendem Auge, wie mehrere Schlachthaus- und Blutmenschen, hohnlachenden Larven gleich, mit angezündeten Talglichtern in den Saal sprangen; die Honoratiorentochter aber stürzte schreiend durch das Buffett in das Garderobezimmer, und als sie auch dort keinen Stuhl erblickte, wohl aber die geöffneten Arme des Herrn Dubel, so fand sie diesen Moment äußerst passend, in wirkliche Ohnmacht zu fallen; — — — — wie lange sie, die geknickte Blüte, dort in den Armen des Schneiders ruhte, werden wir später erfahren.

Siebentes Kapitel



Aus dem Marstall.

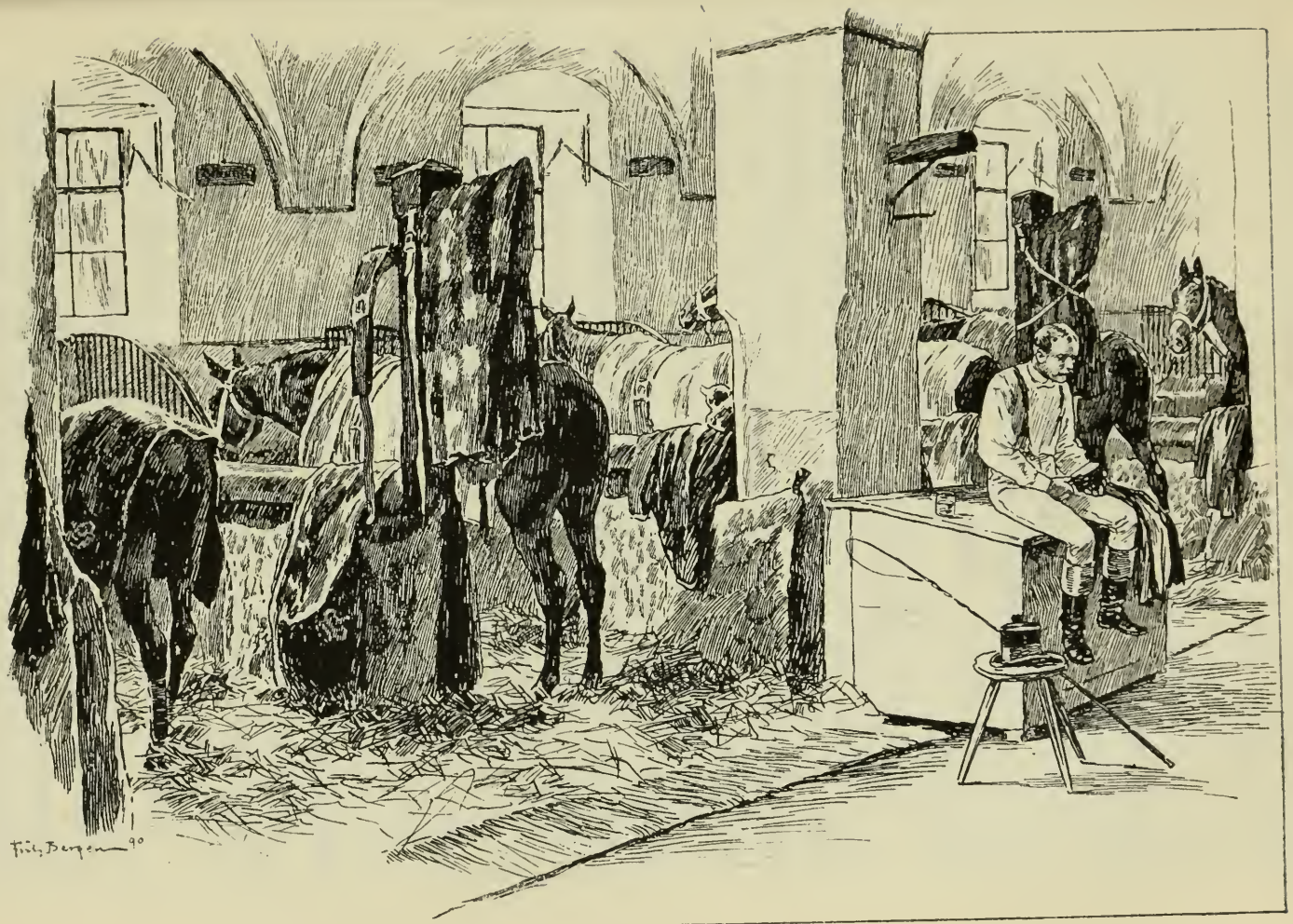
Die Gebäude des königlichen Marstalles, obgleich sie in stattlicher Länge und Ausdehnung dalagen, sahen neben dem hohen, imposanten Schlosse durchaus nicht schön und bemerkenswert aus; sie waren außerordentlich lang, einstockig mit einer hohen Mansarde, hatten kleine Fenster und waren mit blaßgelber Farbe angestrichen.

Wenn man dagegen seine Scheu vor dem weißen Plakat, das an dem Thore prangte und auf welchem deutlich zu lesen stand, daß für jedermann, der hier nichts zu thun habe, der Ein- und Durchgang verboten sei, überwand und in die Ställe trat, so mußte man gestehen, daß die Pferde eine recht beneidenswerte und angenehme Wohnung hatten; namentlich an frostigen Tagen oder wenn draußen Schnee und Winterregen fiel, mochte wohl schon mancher die Pferde in ihrer behaglichen Stallung und der tierischen Gesellschaft um die sanfte Wärme, die hier herrschte, beneidet haben.

Die Ställe waren außerordentlich hübsch und geschmackvoll eingerichtet; jedes Pferd hatte seinen besonderen Stand und eins war von dem andern durch feststehende Barrieren getrennt. In jedem dieser Ständer befand sich eine steinerne, glatt geputzte Krippe, eine hübsche Raufe aus Gußeisen, der Boden war gepflastert, und wo diese kleine Wohnung für jedes einzelne Pferd hinten endigte, war ein zierliches Rohrgeflecht angebracht, welches auf dem Boden auflag und jedes Pferd, wenn es darauf trat, sanft erinnerte, daß hier die Grenzen seines Reiches seien und es nicht weiter zurückgehen dürfe.

Über jedem Stande hing eine Tafel, worauf der Name des Bewohners verzeichnet war, und wenn man diese Namen las, so konnte man glauben, man sei in die Götter- und Heldenzeit versetzt und befinde sich in einem mythologischen Reitstall. Da waren Jupiter und Juno, Mars und Venus, Kastor und Pollux, Achill, Ulysses, Ajax u. s. w. Auch die Namen berühmter Orientalen sah man hier, und neben Achmet und Bairactar sah man Tamerlan, Roxana und Soliman.

Am allerbehaglichsten war der Marstall nachmittags um drei und vier Uhr, wenn die Pferde ihr Diner beendigt hatten, wenn das Heudessert verspeist war und die Tiere einer angenehmen Siesta oblagen; alsdann gewährten die ruhig dastehenden und still vergnügten Pferde in der feierlichen Stille, die sie umgab, einen höchst angenehmen Anblick; in dem mittleren Gange des Stalles, der mit dem technischen Ausdruck die Stallgasse heißt, war alles schön aufgeräumt, man sah kein Gerät umherstehen, das nicht hieher gehörte, das notwendige Lederzeug war an den Pfeilern der Stände zierlich aufgehängt, und wenn man so die Stallgasse hinabsah, bemerkte man nichts als die vollen Schweife der Pferde, die vergnügt hin und her wedelten, und sah im Vorbeigehen hier einige mit gesenkten Köpfen und träumend dastehen, während andere leise zusammenflüsterten und allerlei unbekannte, seltsam klingende Töne ausstießen. Im ganzen herrschte alsdann eine feierliche Stille, welche heute noch erhöht oder recht fühlbar wurde durch ein ein-


Fritz Bergen 90

faches Lied, welches am unteren Ende des Stalles von einer Stallwache gepfiffen wurde.

„Wenn die Schwalben heimwärts ziehen —"

klang es in melancholischen Tönen und lullte die schläfrigen Pferde in tiefe und sanfte Träume von ihrer südlichen Heimat; denn alle, wie sie hier standen, waren arabischem Geblüt entsprossen.

Von dem Künstler jedoch, der dieses Lied vortrug, war nichts zu sehen; er hatte sich vielleicht nach beendigtem Mittagessen in einen großen Haufen Stroh gelegt und hielt pfeifend ebenfalls seine Siesta.

Das einzige menschliche Wesen, das wir demnach hier erblicken, war ein junger Mann in der Livree der königlichen Stallleute, welcher in der Mitte der Stallgasse auf der großen Futterkiste saß und mit seinen Sporen zum oben erwähnten Liede klirrend den Takt schlug.

Der junge Mann war groß und schlank gebaut, hatte hellgelbe Lederhosen an und Klappenstiefel dazu, der obere Teil seines Körpers befand sich in Hemdärmeln, und die Kleidungsstücke, welche solchergestalt fehlten, lagen hübsch zusammengefaltet neben ihm auf der Kiste, nämlich eine rote Weste, ein blauer Rock und auf demselben ein Paar Zügel; der lackierte Hut stand neben ihm auf einem Schemel und in demselben die große Wagenpeitsche.

Dies alles deutete darauf hin, daß der junge Mann im Begriffe sei, einen Dienst anzutreten, und es ward diese Absicht noch bestätigt durch den Anblick eines Paars mächtiger Schimmel, die der Futterkiste gegenüber vollkommen angeschirrt und in ihren Ständern herumgedreht standen, so daß die Köpfe in die Stallgasse schauten.

Diese Schimmel schienen es durchaus nicht angenehm zu finden, daß man im Begriffe war, sie aus der behaglichen Wärme des Stalles und der noch nicht beendigten Siesta an den Wagen zu spannen, denn sie schüttelten unwillig mit ihren Häuptern, steckten die Mäuler zusammen und schienen durch heftiges Schnauben ihren Unwillen über diese Ungerechtigkeit auszudrücken; auch stampften

sie zornig mit den Hufen und schlugen hie und da an die Bretterwand, daß es dröhnte, so daß sich der Kutscher ihnen gegenüber mehreremal genötigt sah, sie mit einigen passenden Worten zur Ruhe zu verweisen.

Dieser schien sich nebenbei für die vorhabende Fahrt mit einem kleinen Vesperbrote zu stärken und hatte zu dem Zweck auf den Knien einen großen Laib Brot, von welchem er von Zeit zu Zeit ein tüchtiges Stück abschnitt; neben ihm auf der Futterkiste stand ein Schoppenglas mit weißem Wein, das er zuweilen bedeutsam in die Höhe hob und durch dasselbe, sowie durch das Stallfenster an den grauen Winterhimmel hinaufsah, als vergleiche er die Flüssigkeit im Glase mit der Flüssigkeit draußen, die in Gestalt von weißen Schneeflocken lustig in der Luft herumtanzte. Nach einer jeden solchen Betrachtung nahm er einen tüchtigen Schluck und wischte sich alsdann mit der umgekehrten Hand den Schnurrbart.

„He, he! alter Pluto!" rief er jetzt zu den Pferden hinüber, die neue Zeichen der Ungeduld gaben, „kann das alte Vieh nicht einen Augenblick stehen? kommst noch früh genug in den Schnee hinaus, wirst's schon noch satt kriegen, alte Kreatur!" Und dann seufzte er in sich hinein: „Heute wird das Fahren wieder einmal kein Ende nehmen, ungefähr sechs bis acht Visiten — mit der ersten Hofdame," zählte er an den Fingern, „dann mit der Kammerjungfer ein neues Kleid beim Schneider holen, vielleicht auch in die Leihbibliothek um ein altes Buch heranzuschleppen, dann auf den alten Ball, das wird wieder eine schöne alte Geschichte werden! — Tibull!" rief er wieder zu den Pferden hinüber, „kann der alte Gaul keinen Augenblick still stehen? wart, ich werde ihm einen Besuch machen!"

Mittlerweile hatte sich die Stallthüre langsam geöffnet und eine ärmlich, aber reinlich gekleidete Frau mit gebeugtem Rücken, etwas hinkend, schlich herein und sah sich, wie sie die Stallgasse herunter kam, schüchtern und vorsichtig und nach allen Seiten um. Hiebei faßte sie hauptsächlich die Schilder über den Pferdeständern ins Auge, und als sie schon von Weitem sah, daß „Tibull" und

„Pluto" zum Herausziehen fertig dastanden, beschleunigte sie ihre Schritte und pätschelte einen Augenblick die Köpfe der Schimmel, ehe sie sich nach dem Futterkasten umwandte, von welchem der junge Kutscher lächelnd zuschaute.

„Ich hatte nicht geglaubt, dich hier im Stalle zu finden, Joseph," sagte die alte Frau, und der Kutscher entgegnete:

„Ich hatt' es auch vor einer Stunde noch nicht geglaubt. Was macht die alte Frau, was läuft Sie in dem alten Schneewetter herum?"

„Ei nun," entgegnete dieselbe, „was soll ich zu Haus den ganzen Tag Holz verbrennen! Ich hab' nach ein paar Leuten gesehen, und jetzt wollt' ich wissen, was du machst, und ging glücklicherweise durch den Stall, weil es da so angenehm warm ist, und bin nun froh, dich hier zu finden."

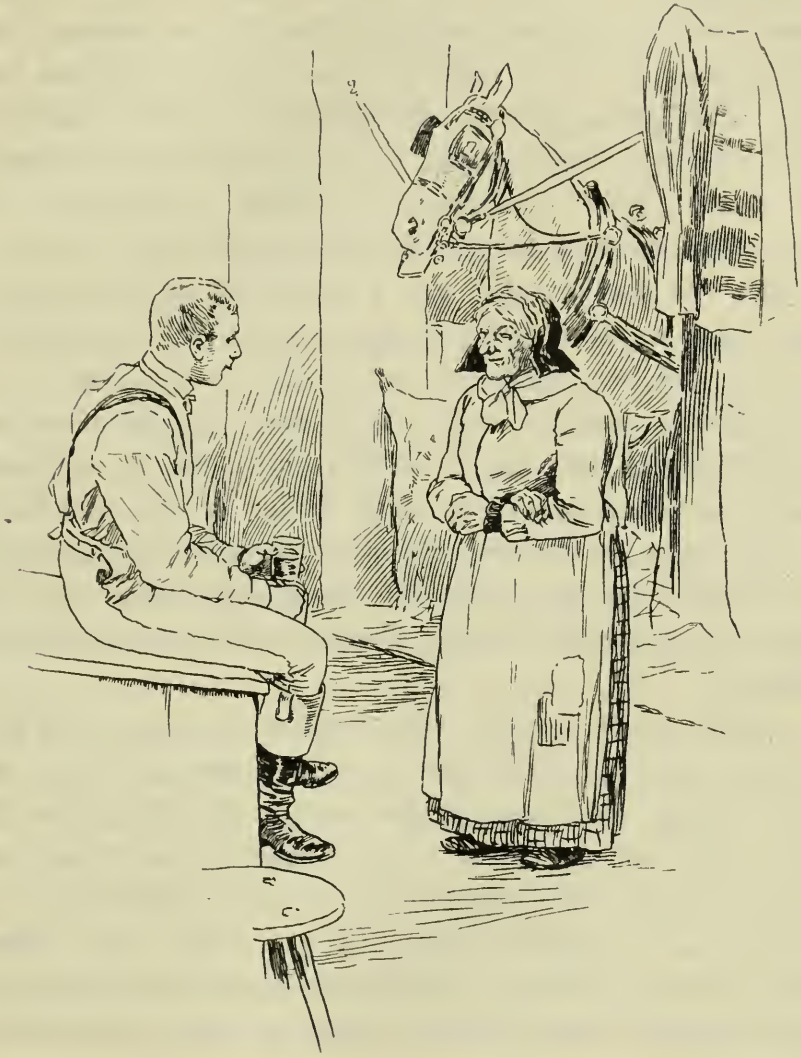
Der Leser kann unmöglich erraten, wer die alte Frau sei; denn obgleich sie ihm bereits vorgestellt wurde, so geschah dies doch nur bei Nacht und Nebel in aller Schnelligkeit, weshalb wir uns erlauben müssen, zu sagen, daß wir die Frau Winklere vor uns haben, sowie ihren Sohn, den königlichen Kutscher.

„Aber alte Frau," entgegnete der junge Winkler, „Ihr wißt, daß der Durchgang durch den königlichen Stall verboten ist, und wenn Euch der alte Stallmeister sieht, so wird er sagen: „Alte Weiber gehören vor allen Dingen nicht in den Stall."

Nach dieser Ermahnung, die durchaus nicht so ernst gemeint war, hielt der Kutscher abermals sein Glas gegen das Stallfenster, diesmal prüfend, ob er von dem Weine etwas abgeben könne. Doch schien das Resultat dieser Prüfung günstig auszufallen, denn er reichte das Glas seiner Mutter hin: „Trinkt einmal, alte Frau, es ist ein vorzüglicher Achter; wollt Ihr auch ein Stück von dem alten Brot?"

Die Frau Winkler nahm Beides dankbar an und trank mit sichtlichem Behagen einen Schluck von dem vorzüglichen Achter; eine längere Pause entstand, während welcher der Kutscher in das Schneegestöber hinaussah, die beiden Schimmel die Ohren gespitzt

hatten, indem sie ebenfalls nach einem Stück Brot lüstern waren, und die unsichtbare Stallwache, jetzt aber in einer andern Tonart, die Schwalben fortwährend heimwärts ziehen ließ.



„Hat's geschmeckt, alte Frau?" sagte der Kutscher gutmütig lachend; „na, trinkt den Wein nur aus, es thut Eurem alten Körper wohl, und dann sagt, wo kommt Ihr eigentlich her? war't Ihr bei der Frau Welscher, was macht das alte Kind? ich wollte sagen, das Kind von der Marie; sitzt's hinter dem Ofen und

freut sich, daß es einmal in einem warmen Zimmer ist, der arme Wurm? In meiner nächsten Zeit, die ich zum Ausgehen habe, werde ich die alte Welscher besuchen; in vollster Uniform werde ich sie besuchen; ich werde auf der Treppe mit den Sporen tüchtig klirren, daß sie im ganzen Hause ihre alten Thüren aufreißen und mit Erstaunen sehen, wie auch Leute vom alten Hof sich nach dem Kinde erkundigen. Wird die alte Welscher es bei sich behalten?" fragte er alsdann hastig, setzte aber, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: „Seht, alte Frau, die Marie — Gott hab' sie selig — hat manchen dummen Streich gemacht, aber der allerdümmste von ihren Streichen war doch, daß sie, als das alte Kind nun einmal da war und als es laufen konnte, mit dem Steinle, Ihr wißt, den vom Stalle — war freilich nur ein Vicarier, — kein Verhältnis anfangen wollte; der Steinle hat geweint, wie ein alter Schloßhund, und hat bei der Kollekte, die wir für das arme Kind zusammengebracht, einen ganzen Gulden gegeben, jetzt haben wir doch schon vier Gulden und dreißig Kreuzer, und am Ende des Monats, ich kann leider für heute nichts thun, lege ich noch einen Gulden und dreißig Kreuzer darauf, das macht sechs Gulden."

„Nein, nein!" sagte die Frau Winklere, „du kannst den Monat nichts mehr geben, du hast ja meine Hausmiete bezahlt und schon Anfangs vierundzwanzig Kreuzer zur Kollekte gethan; du kannst nichts mehr geben, — o Gott! wenn ich doch wieder was verdienen könnte! Du ziehst dir ja an deinem Munde ab, was du mir zahlst — ach Gott! wenn ich nur wieder dazu komme, etwas verdienen zu können! Wo bin ich in diesen vier Tagen nicht als herumgelaufen und hab' doch nichts, wie eine armselige kleine Hoffnung."

„Heult nicht so, alte Frau," sagte der Kutscher; „so lange was da ist, geb' ich Euch gern, was thu ich sonst mit dem alten Gelde? So Gott will, bekomm' ich nächstens vier Gulden Zulage, und dann wird's schon besser gehen."

„Ich habe mir immer gedacht," fuhr die Frau betrübt fort,

„du willst einmal zum Stadtrat Schwämmle hingehen; der ist ein Mann, der bei der Stadt viel vermag und der so allerhand kleine Dienstchen zu vergeben hat; auch ist er im Grunde schuld an unserem ganzen Unglück, denn er hat eigentlich die Gassenbeleuchtung angefangen; du nimmst ein Herz und gehst zu ihm, — und dies that ich und sagte: Herr Stadtrat, ich bin eine arme, alte Frau und bin durch das Gassenlicht brotlos geworden; es giebt freilich viele arme Frauen, die ebenfalls brotlos geworden sind, aber ich habe einen Sohn, Herr Stadtrat —"

„Nun, was soll da herauskommen!" sagte der Kutscher, neugierig und streng aussehend.

„Ich hab' einen Sohn," fuhr die Frau fort, „und dieser Sohn ist im königlichen Leibstall, Herr Stadtrat, und dieser Sohn ist ein braver Mensch, Herr Stadtrat, — du brauchst nicht zu lachen, Joseph, — und dieser Sohn, Herr Stadtrat, giebt mir mit Gewalt, was er erübrigen kann, und sehen Sie, das geht nicht bei einem königlichen Bedienten, Herr Stadtrat, ein königlicher Diener braucht alles, was er bekommt, und muß immer sauber und anständig einhergehen, namentlich die vom königlichen Stall, Herr Stadtrat, und wenn sich die vor den Augen des Stallmeisters nicht immer ordentlich sehen lassen, da kommen sie in Mißachtung und werden hintenan gesetzt, Herr Stadtrat, und bekommen keine Zulage und affezieren nicht und gehen zu Grund, und dann ist das Unglück erst vollständig da."

Die Frau war bei dieser Rede sichtlich bewegt geworden und wischte sich mit ihrem Schürzenzipfel die Augen; der Kutscher aber trommelte heftig mit seinen Sporen auf dem Futterkasten und bekämpfte eine ihm unmännlich scheinende Rührung mit Gewalt.

Die Frau fuhr in ihrem Berichte fort: „Und wie heißt Sie?" fragt der Herr Stadtrat Schwämmle. — „Ich bin die Frau Winklere," sage ich. — „Und Ihr Sohn heißt auch Winkler?" sagt er, und antworte ich: „Das will ich doch meinen," und dann sagt er: „Schau, schau, das ist also der Reitknecht Winkler, Ihr

Sohn; ei, ei, das trifft sich ja ganz hübsch," sagte er, „ein sehr gewandter Bursche, ein braver Reitknecht."

„Aha!" lachte Joseph, „jetzt fällt mir ein, warum der mich lobt."

„Ihr wißt, Frau Winklere," sagte der Stadtrat zu mir, „daß wir vor zwei Jahren die Prinzessin Katharina einholten in feierlichem Auftritt, und damals war ich noch nicht Stadtrat und ritt ein Pferd, das äußerst unbändig und scharf war, dazu die Musik, die vielen Fahnen, all' das Volk, das Hurraschreien — nun, da hat mir Ihr Sohn einen wesentlichen Dienst geleistet."

Der Kutscher lachte bei diesen Worten so unbändig, daß er mit seinen Händen die Seiten halten mußte, und schrie so lustig auf, daß Tibull und Pluto in ihrem leisen Gespräch plötzlich verstummten, und daß sogar das Schwalbenlied auf einmal abgebrochen wurde.

„Der alte Schwämmle," sagte er und wischte sich die Thränen aus den Augen, „der Herr Schwämmle saß gar zu komisch auf seinem Pferde, die Knie hoch an den Hals hinaufgezogen, die Fußspitzen abwärts, die Sporen hinter dem Sattelgurt vergraben, und das gequälte alte Vieh machte einen Bocksprung um den andern; da kommen wir vorbeigesegelt in vollem Galopp, hinter dem Prinzen Eugen eine zahlreiche Suite, und das klapperte und klirrte auf dem Pflaster, daß einem das Herz im Leibe lachte; ich ritt damals solch einen wilden alten Hengst, schneidig wie der Teufel, kaum vierjährig und das alte Vieh macht immer nur Sätze von sechs Ellen; so fuhren wir wie das Donnerwetter durch die berittenen Kaufleute, und der alte Schwämmle, dessen Pferd die Sache gefiel, und das mit uns davon wollte, zog die Zügel unmenschlich kurz an — jetzt steigt der Gaul, gerade wie ich neben ihm bin, und ich denke bei mir: du altes Vieh brauchst auch wegen ein bischen Haber nicht so wild thun, und der Schwämmle seufzte: um Gotteswillen, halten Sie mein Pferd einen Augenblick! und ich, mitleidig, wie ich immer bin, pariere meinen Hengst auf dem

Pflaster, haue dem Gaul des Schwämmle eins mit dem Knopf der Reitpeitsche über die Nase, daß er den Kopf zwischen die Füße streckte, dann fasse ich den Stadtrat am Arm, zeichne dem Gaul noch eins über die Kruppe und rufe: er solle ins Teufels Namen seine alten Sporen herausziehen, ich meinte natürlich aus dem Sattelgurt, der Schwämmle aber verstand die Geschichte anders und ließ sich von ein paar Leuten, die herzu sprangen, in der Geschwindigkeit die Sporen aus seinem alten Absatz herausreißen, und von dem Augenblick an ging der alte Gaul ruhig. Ja, so ein Sporn ist ein gefährliches Ding für jemand, der es nicht versteht."

Die Frau Winklere schlug die Hände zusammen und sagte freudig lachend: „Ei der tausend, das hast du mir ja noch gar nie erzählt; deshalb war der Stadtrat so freundlich, sieh, sieh! und deshalb hat er mir Hoffnung gemacht auf einen kleinen Erwerb; er sagte nämlich, es sei eine kleine Stelle bei der Bürgergesellschaft offen, um die vierteljährigen Beiträge einzukassieren, und die könne er mir vielleicht verschaffen; obendrein, setzte er hinzu, wollten einige Herrn eine konzertive Zeitung gründen, und da könnte ich vielleicht als Austrägerin hinkommen — aber warum hast du mir die Geschichte nie erzählt?"

Der Kutscher hielt wiederholt sein Glas gegen das Fenster und während er freundlich mit einem Auge dazu blinzelte, ließ er die Weintropfen, die sich jetzt noch in demselben befanden, in einer Ecke zusammenlaufen, verhalf sich zu diesem spärlichen Reste und sagte alsdann: „Es giebt manche Dinge, alte Frau, die man nicht gleich wieder erzählt, ich hatte den Morgen noch eine Geschichte, die für mich viel angenehmer war. Wie ich dem alten Schwämmle geholfen und nun so dahin fegte, um die alte Suite wieder einzuholen, da stand mein Schatz, das heißt mein jetziger Schatz, die Sophie, am Fenster, und wie sie mich so daherkommen sah, so hat sie mir später gestanden, habe es in ihrem Herzen lebhaft gesprochen: der und kein anderer! und Ihr wißt, alte Frau, auf die Sophie kann ich mir was einbilden."

„Das ist wahr!“ sagte die Winklere und schaute mit mütterlichem Stolze recht hochmütig um sich; „da ist keiner vom ganzen Stall, der mit einem solchen Mädchen Bekanntschaft hat, nicht einmal der Oberreiter.“

Der Kutscher, welcher dieses Gespräch beendigen zu wollen schien, sagte jetzt, indem er von der Futterkiste herunterstieg: „Ihr habt mir aber noch gar nicht gesagt, ob die alte Welscher das Kind bei sich behalten will, oder was mit dem Wurm geschehen soll.“

„Das habe ich wirklich noch nicht gesagt?“ sagte die Frau eifrig; „nun freilich will sie es behalten, ach Gott! Die Welscher ist eine so brave Frau, und auch die Jungfer Kiliane ist recht brav, sie hat dem Kinde einen Dukaten geschenkt, um ihm etwas machen zu lassen, und will auch mit für dasselbe sorgen.“

Der Kutscher nickte vergnügt mit dem Kopfe, zog alsdann eine dicke silberne Uhr heraus und überzeugte sich mit einem Blicke, daß es Zeit sei, an seinen Dienst zu gehen; doch hielt er sie zuvor an sein Ohr, um zu hören, ob sie nicht zufällig stehen geblieben sei, dann sagte er: „die Welscher hat's von ihrem Manne, dem alten Welscher; seh' Sie, Frau, das war ein Kutscher, der drehte mit Vieren auf einem Teller um, hieb Euch mit der Peitsche einen Achter in die Luft, daß man ihn nachher noch deutlich sehen konnte. Ich hab' als kleiner Bub' das Fahren von ihm gelernt und manche Ohrfeige von ihm bekommen. Als er gestorben war, soll Se. Majestät der König Sr. Excellenz dem Oberststallmeister gesagt haben: „„Geben Sie Acht, alter Oberststallmeister,““ hat er gesagt, „„so einen, wie den Welscher, bekommen wir so bald nicht wieder, geben Sie Acht, ich hab's gesagt!““

Mit diesen Worten nahm der Kutscher seine rote Weste von dem Schemel neben sich, fuhr mit der Hand an dem Tuch hinunter, als wollte er Staub abwischen, dessen sich aber keiner da befand, und zog sie an. Während er vorn zuknöpfte, bemühte sich die Mutter, das Futter der Weste so lang als möglich herabzuziehen, sich freuend über die gute Taille ihres Sohnes.

„Aber Joseph," sagte sie, „warst du nicht heute schon einmal im Dienst? Wie kommt es, daß du noch einmal einspannen mußt, und namentlich bei solchem Schneewetter?"

„Weiß der Teufel, wie das kommt, alte Frau, das heißt, ich weiß es ganz genau, weshalb ich heut' noch einmal fahren muß; aber ich möchte eigentlich nur wissen, warum bei mir immer so Widerwärtigkeiten vorkommen. Wird einer krank, wie heute, so ist es sicherlich der, für den ich einstehen muß, und so auch jetzt: da hat einer einen Anfall von Wechselfieber gekriegt, und nun muß ich in dem Hundewetter hinaus und muß den Gespensterwagen fahren."

„Was sagst du, Joseph," rief die Mutter entsetzt, „den Gespensterwagen!"

„Freilich, alte Frau," entgegnete der Kutscher und fuhr in seinen blauen Rock hinein, „den Gespensterwagen."

„Joseph, du willst wohl sagen: den Leichenwagen," entgegnete die Winklere.

Der Kutscher, welcher gerade den blauen Rock zuknöpfen wollte, hielt in diesem Geschäft plötzlich inne und spuckte auf die Seite aus, während er mit einem Blick der ungeheuersten Verachtung vor sich niedersah.

„Einen Leichenwagen fahren?" sagte er alsdann bitter lachend;

„alte Frau, was habt Ihr für merkwürdig verbrannte und alte Ideen! Ein königlicher Kutscher und ein Leichenwagen! wie kann man das nur in einem Augenblicke nennen? Doch ich vergaß," setzte er lächelnd hinzu, „daß Ihr eigentlich nicht wissen könnt, was wir Stallleute unter dem alten Gespensterwagen verstehen. Seht Ihr, Mutter, der Gespensterwagen, das ist nichts mehr und nichts weniger als der Wagen der ersten Hofdame und die Benennung „Gespensterwagen" ist eine sehr richtige und gutgewählte alte Benennung, ich habe sie nicht erfunden."

Der Kutscher setzte, während er zu sprechen fortfuhr, seinen lackierten Hut etwas keck aufs Ohr, warf die Zügel über die Schulter, nahm die Peitsche in die Hand und wickelte die Peitschenschnur auf, indem er das Ende derselben mit Zeigefinger und Daumen erfaßte und alsdann mit der Hand eine kreisförmige Bewegung beschrieb. „Alte Frau, es mag ein Wetter draußen sein, welches es will, es mag regnen oder schneien, es mag die Sonne scheinen oder es mag stürmen, daß sich Hunde und Katzen verbergen, paßt auf, der alte Gespensterwagen fahrt doch durch die Straßen; es mag morgens oder mittags sein, bei einer Hitze, wo jeder alte Christenmensch froh ist, im Schatten zu sein — der Gespensterwagen ist auf der Straße; es mag nachmittags sein oder abends, sei es in der Dämmerung oder mitternachts zwischen zwölf und ein Uhr — Ihr könnt' drauf fluchen, daß Ihr den Gespensterwagen seht; ewig rollen die Räder an dem alten Wagen, ewig schaukeln die Federn, und ich bin überzeugt, wenn die alte Hofdame einmal einen Tag lang nicht ausfahren sollte, was jedoch noch nie vorgekommen ist, so würde der Gespensterwagen am ganzen Leibe zitternd in der Remise stehen, als sei ihm was Entsetzliches begegnet."

Die Frau Winklere schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Es fahren aber doch keine Gespenster darin?"

„Für jetzt noch nicht," sagte Joseph, „aber wenn die alte Hofdame einmal tot ist, wollen wir sehen, was geschieht; alsdann gehe ich dem Wagen zehn Schritt aus dem Wege; denn daß

die Alte da oben einmal spuken muß, das kann nicht fehlen, sonst gäb' es keine Gerechtigkeit mehr, sie hat das um uns alle verdient."

Damit zog Herr Winkler seine beiden Schimmel aus dem Stande, sah sorgfältig nach, ob nicht ein Hälmchen Stroh oder

Heu irgendwo sitzen geblieben sei, schnallte die Regendecke fester an und zog, den Hut hälftig auf das rechte Ohr gesetzt, die Stallgasse hinab.

Am Ende derselben links in einem leeren Stande lag auf einem großen Strohhaufen der Pfeifer des Schwalbenliedes und war sanft entschlummert; Joseph, der dies schon von weitem be-

merkte, wickelte lächelnd seine Peitsche los und applizierte mit ungemeiner Sicherheit mit dem Ende der Schnur einen feinen Hieb auf einen Teil des Körpers, den die Stallwache unvorsichtigerweise emporstreckte, und als der also Getroffene in die Höhe sprang, rief der Kutscher mit ernster Miene: „Thür auf!“ und ging gravitätisch mit seinen beiden Schimmeln von dannen, innerlich aufs Vergnügteste lachend.

Die Frau Winklere folgte ihrem Sohne, aber in sehr weiter Entfernung von den Schimmeln, denn sie hatte gehört, daß solche Tiere manchmal sehr bösartig seien und gern ausschlagen.

In der Remise, die sich neben dem Marstall befand, war wegen des schlechten Wetters nur eine einzige Thüre geöffnet und aus derselben hervor ragte die Deichsel des Gespensterwagens, und der Wind, der durch den Hof in die Remise fuhr, spielte mit den gelben, schweren Troddeln oder schüttelte auch zuweilen leise das Gestell des Wagens.

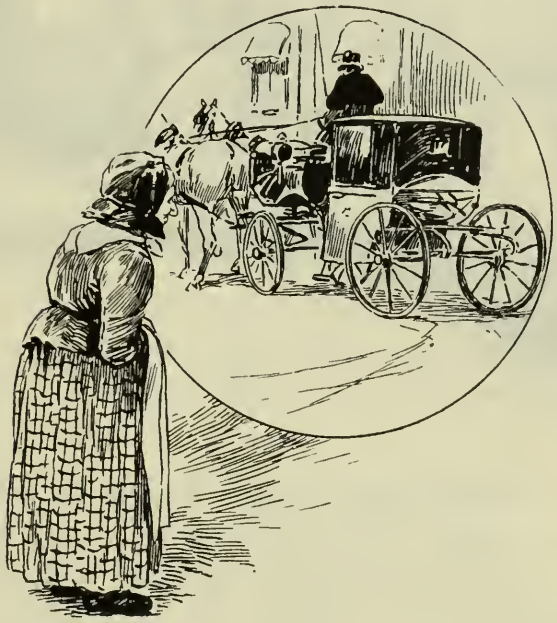
Der Kutscher stellte die Pferde zu beiden Seiten der Deichsel, schnallte die Aufhalter fest, dann trat er an den Wagenschlag, öffnete ihn und nahm seinen mit Pelz besetzten Mantel heraus, den er alsdann mit großer Geschicklichkeit auf den Sitz des Bockes hinaufwarf. Hierauf steckte er die Peitsche daneben, spannte die Pferde vollends ein, schnallte die Zügel fest und reichte seiner Mutter die Hand zum Abschied, während er im Begriffe war hinaufzusteigen.

„Vergeßt also nicht, alte Frau,“ sagte er, „zu der Welscher hinzugehen und ihr zu sagen, daß ich nächstens komme in großer Uniform, um mich nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen; auch mehrere meiner Kollegen werden ebenfalls kommen, und das alte Haus soll aufpassen, ich meine nämlich das alte Kloster, wenn es uns heranwackeln sieht. Adieu Frau!“

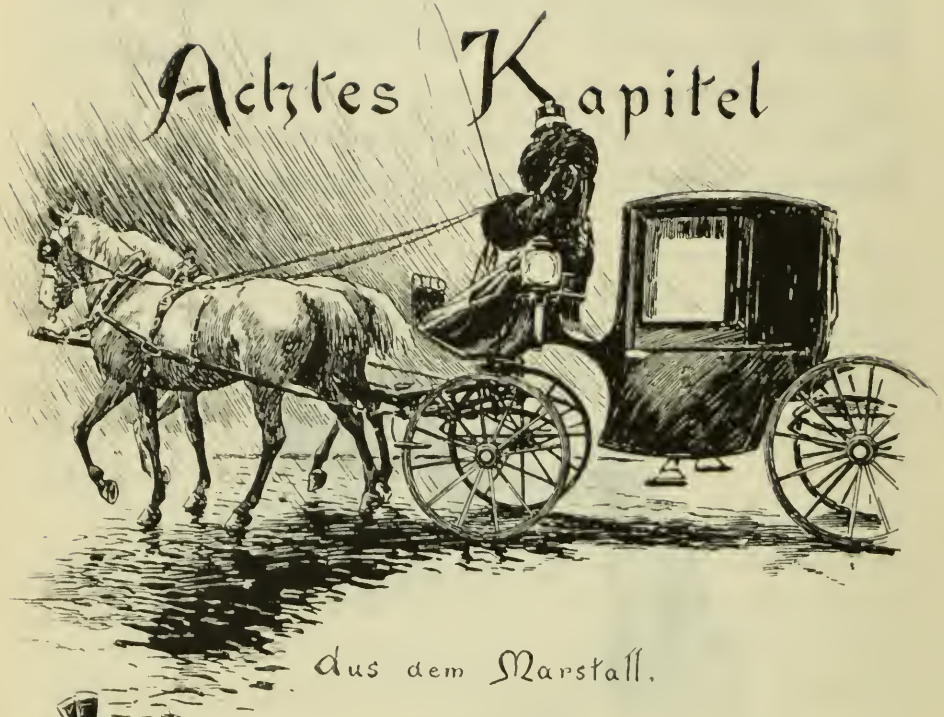
Mit diesen Worten schwang sich der Kutscher mit großer Leichtigkeit auf den Bock, fühlte mit der Hand, ob der Hut auch recht keck auf dem rechten Ohr sitze, setzte sich dann so leicht und elegant wie möglich in die rechte Ecke des Sitzes (die Kutscher vornehmer

Herrschaften sitzen nie anders als auf diese Art), dann nahm er die Zügel fest in die Hand, grüßte die Mutter nochmals mit der Peitsche und fuhr zum Thor hinaus, wobei er sorgfältig jedem Stoß der Rinnsteine und jedem anderen kleinen Hindernis durch eine angenehme Biegung des Oberkörpers auswich und so in beständiger Bewegung war, seine Arme und Hände ausgenommen, die er unbeweglich und wie festgemauert hielt.

Die Frau Winklere sah dem stattlichen Sohne nach, bis der Wagen um die Ecke des Schlosses verschwunden war.



Achtes Kapitel



Aus dem Marstall.

Anfangs fluchte Joseph bedeutend, als er so aus dem warmen Stalle heraus in den Schnee des November-Nachmittags kam und trotz seines dicken Mantels zusammenschauderte; auch hielt er kleine heftige Monologe über das alte Hundewetter, wie er es zu nennen beliebte, über den alten Gespensterwagen und über die alten Hofdamen, welche es aus lauter Übermut hinter ihrem alten Kamin nicht mehr aushalten können und absolut in den alten Straßen herumfahren und alle die alten Läden besuchen müssen, die sie ja schon hundertmal gesehen. Daß sein Wagen der einzige war, der sich in dem Schneegestöber auf den Straßen bewegte, trug auch nicht zur Verminderung seiner üblen Laune bei.

Jetzt fuhr er vor eines der Schloßportale, hielt die Pferde an; ein Lakai, der aus der Glasthüre herausſprang, öffnete den Schlag, warf den Wagentritt herunter und half der Hofdame einſteigen.

So viel man in der Geſchwindigkeit von derſelben ſehen konnte, war es eine ziemlich ſtarke Dame mit ſehr blondem Haar, die ſich mürriſch in die Kiſſen warf, dem Bedienten einige Worte ſagte, worauf dieſer den Schlag zumachte, dem Kutſcher ebenfalls einige Worte zuflüſterte, hinten aufſprang, und dann liefen die Pferde mit dem Wagen in ſcharfem Trabe davon.

Dieſesmal ging es nach dem erſten Gaſthofe und als der Wagen dort hielt und der Lakai an den Schlag trat, reichte ihm die Hofdame eine Karte heraus, welche der Bediente dem Portier des Gaſthofes übergab; dann rollte der Wagen weiter und hielt vor einem der erſten Kupferſtich- und Bilderläden der Stadt. Die Hofdame ſtieg aus und verſchwand in dem Gewölbe; der Lakai ſchloß die Ladenthür hinter ihr und trat alsdann ſo nahe als möglich zu dem Kutſcher heran, um einige freundliche Worte mit ihm zu wechſeln.

„Heute wird's einmal wieder lange dauern," ſagte der Bediente und hüpfte dabei von einem Beine auf's andere, um ſich die Füße zu erwärmen, wobei ſein überlanger Rock maleriſch in die Höhe wallte; „ich habe da eine ſchöne Liſte von Beſuchen in der Taſche, Freund Joſeph; ich rate Euch, laßt nur wacker laufen, ſonſt haben wir vor dem Balle keine Viertelſtunde für uns."

„Wo geht's zunächſt hin?" fragte der Kutſcher.

„Wahrſcheinlich auf den Domplatz zu dem Hofjuwelier; ich habe ſchon viermal dahin laufen müſſen, und jetzt iſt ihm ein hoher Beſuch von der gnädigen Frau ſelbſt zugedacht; der Mann kann ſich auf eine freundliche Anrede gefaßt machen — wie hat ſie getobt! Ueberhaupt war das wieder ein ſchöner Tag! Sie kam mit rotgeweinten Augen von der jungen Herzogin herauf, das war ſchon um zehn Uhr, dann wurden Briefe geſchrieben und ich und der Garderobediener mußten den ganzen Vormittag herumlaufen. Puh, ſchlechtes Wetter!"

„Meint Er hier auf der Straße?“ sagte lachend der Kutscher.

„Hier und zu Hause,“ entgegnete der Lakai; „Regen, Ungewitter und Sturm, was weiß ich!“

„Und hat's eingeschlagen?“ fragte der Kutscher außerordentlich vergnügt.

„Kann wohl sein,“ antwortete der andere; „die Nelly hatte ein ganz rotes Gesicht und sehr verweinte Augen; unter anderem,“ fuhr der Lakai leise fort und kletterte behende auf den Fußtritt neben dem Kutscherbock, „unter anderem mußte ich einen Brief zu meinem früheren Herrn, dem Baron Karl, tragen, und als mir die Nelly den Brief gab, sagte sie: der ist auch an all' den Geschichten schuld, wenn nur der 'mal vor der Stadt draußen wäre! und dann setzte sie mit einer Bezeichnung auf mich hinzu: alles Männervolk taugt nicht, alle sind schlecht mit einander.“

„Oho!“ sagte der Kutscher, „die alte Hexe! ich meine nämlich die Nelly.“ Und dann klatschte er zwischen die Pferde hinein, welche ungeduldig scharrten und trippelten, und wiederholte sein Oho! welches sowohl den Tieren wie dem Kollegen Lakaien galt, der bei der heftigen Bewegung nach dem Peitschenschlage und der Erschütterung des Wagens fast von demselben heruntergefallen wäre.

„Ja, der Baron Karl wär' an allem schuld, sagte die Nelly, und er thäte am besten, sich gar nicht mehr sehen zu lassen. — Als ich nun meinem frühern Herrn den Brief überbrachte,“ fuhr der Lakai fort, nachdem er wieder auf den Tritt geklettert war, — „ich gab ihn dem Jäger und blieb draußen ein Bischen am Kamin stehen, um meine Hände zu erwärmen — da hörte ich, wie der Baron drinnen laut lachte, und dann kam der Kammerdiener heraus und sagte zum Jäger: jetzt geht's doch auf den Ball, und nach dreiviertel auf acht Uhr soll der Brougham bestellt werden.“

„Was sollen aber all' die alten Geschichten heißen?“ sagte Joseph, „weiß der Teufel, was Ihr da hinten auf Eurem Wagen nicht allerhand Zeug ausheckt! Da haben wir's vorn auf dem Bock besser — eingespannt, aufgesessen, wohin? dann einen Zungenschlag — und fort geht's.“

Der Lakai lächelte pfiffig und sagte: „Guter Freund, das versteht Ihr nicht; wir im Vorzimmer sehen so allerlei merkwürdige Sachen, und manches gleitet durch unsere Hand; wißt Ihr, man macht die Augen zu, läßt sich mit der größten Bereitwilligkeit ein X für ein U machen und wird auf diese Art unentbehrlich.“

Jetzt öffnete sich die Thür des Bilderladens, und der Besitzer desselben ersuchte den Lakaien, einen Augenblick herein zu kommen; ehe er aber herunterſprang, sagte ihm der Kutscher eilig:

„Wenn wir von hier auf den Domplatz fahren, Jean, so mache ich einen kleinen Umweg; sollte die Alte deswegen fragen, so sage Er nur, die gerade Straße dahin wäre so verflucht glatt.“

„Ich verstehe,“ sagte Jean pfiffig lächelnd; „eine kleine Fensterparade, Herr Joseph, verlaßt Euch auf mich.“

Damit sprang er in den Laden und kam gleich darauf mit einer großen Mappe zurück, die er in die Equipage legte wornach er der Hofdame ebenfalls hinein half; der Tritt flog herauf, die Thüre zu und Jean rief, indem er hinter den Wagen sprang: Domplatz Numero vierundsechzig.“

Pluto und Tibull, die einen kräftigen Merks mit der Peitsche bekamen, sausten dahin, daß der Schnee in die Höhe fuhr; fort ging es durch die Straßen und um die Ecken, wobei der Wagen oftmals zur Seite rutschte, so daß die Hofdame zuweilen erschrocken ihre Hand an das Fenster legte und Jean hinten die komischsten Seitensprünge machen mußte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten; doch lachte derselbe, denn er war des guten Rosselenkers vorn sicher und freute sich innerlich, wie jetzt die Pferde in der Nähe eines unscheinbaren Häuschens in einen sanften Trab verfielen; dann öffnete sich in dem kleinen Häuschen ein kleines Fenster, und ein hübsches junges Mädchen sah heraus, welches dem Kutscher freundlich mit der Hand winkte und jetzt dem Wagen nachblickte, der nun mit verdreifachter Schnelligkeit davon flog. Jetzt ging es um eine scharfe Ecke herum, so haarscharf an den Mauern eines alten Gebäudes vorbei, daß der Lakai bestürzt zurück blickte, ob nicht etwa ein Rad hangen geblieben sei; dann fuhren sie durch

eine enge Gasse voller Kramläden, so eng, daß die Kattunstücke, die Hüte und die Mützen, die da herum hingen, sowie Würste und Schinken, fast an die Wagenfenster schlugen, und endlich kamen sie auf den Domplatz und hielten mit einem ziemlichen Ruck vor Numero vierundsechzig.

Schon während des Aussteigens hörte der Kutscher die Hofdame fragen, warum er einen solch' horriblen Weg gefahren sei; doch log der Lakai mit der größten Unverschämtheit und sagte: in den andern Straßen sei an mehreren Stellen wegen der neuen Gasbeleuchtung das Pflaster aufgerissen und deshalb habe man einen Umweg machen müssen.

Nachdem in dem Hause am Domplatz der Hofjuwelier seine verdienten Vorwürfe empfangen — warum hatte er auch das Unmögliche nicht gethan? — und der Lakai inzwischen die Wagenlaternen angezündet, stieg die Dame wieder ein und Joseph fuhr in mäßigem Tempo davon.

Dieses Mal hielten sie vor einem Privathause, und nachdem Jean sich überzeugt, daß die Dame, welcher der Besuch galt, zu Hause war, begleitete er die gnädige Frau hinauf, kam aber bald darauf die Treppe wieder herunter gesprungen, trat an die linke

Seite des Wagens und nachdem er den Kutscher gebeten, ein klein wenig Platz zu machen, schwang er sich neben ihn auf den Bock.

„Da oben wird's lange dauern," sagte er und zog eine kleine Horndose aus der Tasche, um sich und dem Kutscher zu einer Prise zu verhelfen; „wenn die da oben zusammenkommen, so dauert's eine geschlagene Stunde; 's ist halb fünf, paßt auf, wir sind um halb sechs noch auf dem Platz."

„Ich möchte nur wissen," brummte der Kutscher, „was die jeden Tag zusammen zu schwätzen haben! Unsereins besucht ja auch hie und da einen Bekannten, und dann sagt man: guten Tag! — Wie geht's? — Gut! — Behüt dich Gott! Und dann fährt man seiner Wege. Aber die haben immer eine alte Wirtschaft zusammen, als hinge das Heil der Welt davon ab. — Brrr, 's wird kalt!"

„Ja, 's wird kalt," sagte der Lakai und steckte seine Hände in die Taschen seines langen Rockes, „'s wird recht kalt heute Nacht; ich freue mich jetzt schon auf das lange Warten, wenn der

Ball zu Ende ist, und heute ist dasselbe doppelt, für Euch und für mich."

„Wie so doppelt?" fragte Joseph, „ich werde doch am Ende nicht mit zwei Wagen hinfahren sollen?"

„Wenn auch nicht mit zwei Wagen," lachte der Lakai, „so doch mit einem Wagen zweimal."

„Macht mir keine alten Geschichten vor, Freund Jean! Ich fahre die alte Hofdame und das alte Hoffräulein und damit Basta!"

„Allerdings," entgegnete Jean, „nur mit dem Unterschiede, daß die beiden heute nicht zusammenfahren, wie sonst, sondern jede allein, macht zweimal; 's hat ja was gegeben." — Damit stieß er den Kutscher pfiffig lächelnd an die Rippen.

„Alle Donnerwetter!" fluchte Joseph, „was kümmert uns das, wenn's was gegeben hat! Ich fahre, wie mein Befehl lautet, einmal mit dem alten Gespensterwagen vor das alte Schloß und dann nach dem alten Ball; einmal nur, sage ich Euch, und dann spanne ich aus und fahre um zwölf Uhr zum Abholen, aber auch nur einmal."

„Das ist bald gesagt," meinte der Lakai; „doch habe ich von der gnädigen Frau den Auftrag an Euch und muß es also ausrichten: sie will allein auf den Ball fahren, und wenn das Hoffräulein auch hin will, so fahrt Ihr nochmals und holt auch die ab."

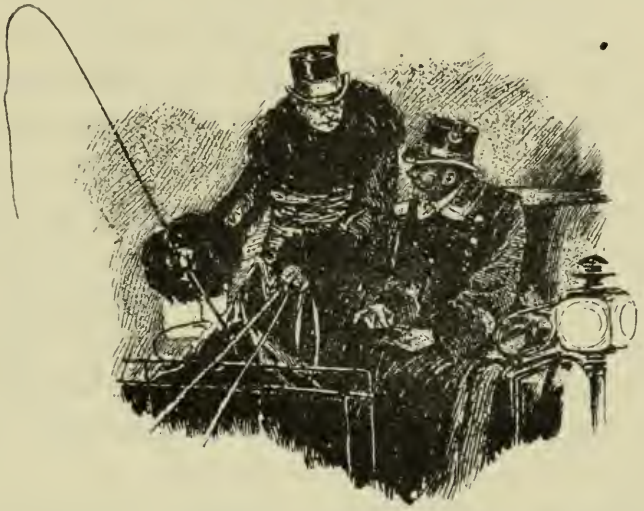
„Das ist doch die infamste Tierquälerei!" entgegnete der Kutscher; „doch muß ich's schon thun, denn wenn ich's auf eine alte Strafwache ankommen ließe und nur einmal führe, so hätte niemand anders den Schaden davon, als das Hoffräulein, und die mag ich wohl leiden."

„O, eine charmante Dame!" entgegnete der Lakai, „so freundlich, so liebenswürdig, und was sie sagt, das meint sie auch, und verklagen thut sie auch niemanden, hat's aber auch nicht nötig; denn wenn sie zum tölpelhaftesten Schloßknecht sagt: wollt Ihr so gut sein, mein Freund? so ginge er durchs

Feuer für sie, — gebildeterer Leute, wie wir sind, nicht zu gedenken."

„Ja wohl, ja wohl," bekräftigte der Kutscher.

„Ich glaube, die hat in ihrem ganzen Leben nicht gelogen. Wenn die andere — die da droben — zufällig sagt: Jean, ich bin mit Euch zufrieden, so kann man darauf rechnen, daß es alsdann bei der Tafel zum Hofmarschall heißt: der Jean wird mit jedem Tage dümmer und unbehülflicher; und es ist gefährlich,



wenn sie was Böses über einen sagt: die Herzogin selbst glaubt ihr in allweg, und da man das bei Hofe weiß, so hat sie einen Anhang, der merkwürdig ist; und die haßt das Hoffräulein nun seit heute, und wie haßt sie sie!"

„Aber weshalb?" fragte der Kutscher, „sie muß doch, beim Blitz! eine Ursache haben!"

Der Lakai stieß ihn abermals freundschaftlich in die Rippen und sagte mit pfiffigem Lächeln: „Ei, mein früherer Herr, von dem ich Euch vorhin erzählte, der Baron Karl, und das Hoffräulein."

Der Kutscher nickte fragend mit dem Kopfe und der Lakai antwortete durch dieselbe Bewegung.

„Ich habe schon lange bemerkt," setzte der Lakai wichtigthuend hinzu, „daß Baron Karl dem Fräulein die Cour macht, unsereins bemerkt das augenblicklich."

Joseph hatte einen Augenblick nachgedacht und gab alsdann das Resultat seiner Betrachtungen Preis, indem er sagte: „Hört, alter Jean, das gäbe ein merkwürdig schönes altes Paar, — ein schönes Paar, wollt ich sagen: was der Mann für einen Geschmack in Pferd und Wagen hat! wenn ich nicht königlicher Kutscher wäre, oder auch meinetwegen so, so würde ich mir wahrhaftig eine Ehre daraus machen, — ja, eine Ehre, ich hab' es gesagt, — das Paar zur Trauung in die Kirche zu fahren, im großen Staatswagen, ich auf einer reichgestickten Bockdecke, sehr schöne Uniform mit weißer Perrücke und spitzem Hut, vor mir die zwei prachtvollen englischen Braunen, die er hat — ich sage Euch, alter Jean, ich will nicht Joseph heißen, aber die Leute schauten mehr auf Kutscher und Geschirr, wie auf den Bräutigam, der drinnen sitzt."

„Dahin hat's noch weit," sagte der Lakai und nahm äußerst wehmütig eine Prise Tabak, „ja, wenn die da oben wollte!"

„Ja, was geht's denn die Alte da oben an?" fragte der Kutscher.

„Merkt Ihr denn gar nichts, Joseph! Habt Ihr denn nie gesehen, wie der Baron Karl halbe Stunden lang am Wagenschlag der gnädigen Frau stand und mit ihr schwätzte, während er das Hoffräulein, die auch drinnen saß, kaum fragte, wie es ihr gehe?"

„Nun ja, was weiter?"

„Was weiter?" sagte Jean; „und im Schlosse macht er's gerade so; Ihr wißt doch, das Hoffräulein, das nicht Vater und Mutter mehr hat, ist von der alten Herzogin erzogen worden und hat sich gewöhnt, sowohl den Befehlen derselben, als auch denen der ersten Hofdame, unserer gnädigen Frau, unbedingt zu gehorchen; sie ist jetzt achtzehn Jahre alt und wird natürlicherweise noch immer wie ein kleines Mädchen behandelt; daß sie sich die Cour machen ließe, oder daß die überhaupt jetzt schon ein Herz hätte, das ist keiner von den alten Damen eingefallen. Also im Schlosse

macht er's gerade so: da konnte er wohl Stunden lang der Hofdame die lächerlichsten Geschichten erzählen und sagte dem Fräulein nur hie und da ein einziges Wort; aber für mich, der ich meinen früheren Herrn wohl kannte, war dieses einzige Wort vollkommen verständlich — der gnädigen Frau brachte er die prachtvollsten und seltsamsten Blumen und dem Fräulein gab er höchst selten eine einfache Blüte, aber Joseph, ich verstand das Alles, die Frau aber . . ."

„Nun?" sagte der Kutscher und es schien ihm ein Licht aufzudämmern, „die Alte . . ."

„Hat natürlich geglaubt . . ." lachte der Lakai.

„Hat geglaubt, der Baron . . ." sagte der Kutscher, ebenfalls lachend und nickte mit dem Kopfe.

„Sei in sie selbst verliebt!" platzte der Lakai laut lachend heraus und der Kutscher lachte nun so heftig, daß Tibull und Pluto erschreckt zusammenfuhren.

Nachdem sich Jean durch eine neue Prise restauriert, fuhr er fort: „Heute ist nun die Geschichte an den Tag gekommen, und Ihr könnt Euch denken, wie man bei der alten und jungen Herzogin den Baron als ein Ungeheuer und das Fräulein als eine ausgelassene Person dargestellt hat; der Brief, den ich heute morgen habe hinbringen müssen, hat ihm wahrscheinlich den Besuch des Schlosses untersagt und ihn auch wohl ersucht, nicht auf den Ball zu gehen, weshalb es mich freut, daß er doch hinfahren wird — ha, der würde sich um des Teufels Hofdame nichts bekümmern."

„Unter diesen Verhältnissen," entgegnete der Kutscher, „werde ich wahrscheinlich nicht zweimal zu fahren haben, wie Ihr gemeint habt, Jean; denn es ist doch sonnenklar, daß das Hoffräulein heute abend zu Hause bleibt und nicht auf den alten Ball geht."

„Ja, das kann sie aber nicht, denn die Prinzessin Eugen, welche den Ball giebt, hat das Fräulein außerordentlich lieb, und die würde nicht nachlassen, bis sie erführe, weshalb sie zu Hause geblieben wäre, und dann käme die ganze Geschichte zu frühe an

den Tag; nein, das geht nicht! Aber jetzt wollen wir noch eine Prise nehmen und dann will ich mich hinauf verfügen, es könnte bald an der Zeit sein, daß die gnädige Frau herabkäme."

So war es auch in der That, und Jean war eben in's Haus gegangen, so kam er auch wieder heraus, riß den Schlag auf, hob die Hofdame hinein und fort rollte der Wagen.

Jetzt ging es zu einem großen Modewarenmagazin — weniger um Einkäufe zu machen, vielmehr wollte die Hofdame eine ihrer Bekannten treffen, die dorthin gefahren war.

Vor dem Magazin stand ein herrschaftlicher Wagen, und kaum war Jean von dem seinigen heruntergesprungen und hatte den Schlag geöffnet, als die Thür des Ladens aufgerissen wurde und eine junge Dame heraustrat, dicht in ihren Shawl gewickelt, die eben in ihre Equipage steigen wollte, als Jean mit abgezogenem Hute näher trat und gehorsamst meldete, hier sei die Frau von C., welche die Frau Gräfin einen Augenblick sprechen und deshalb aussteigen wolle. Sogleich eilte die junge Dame im Shawl auf die Hofequipage zu; nachdem einige Komplimente gewechselt waren, da Frau von C. unter allen Umständen aussteigen wollte (sie war nämlich fest überzeugt, daß die Gräfin dies nicht zugeben würde), sprang letztere in den Wagen, Jean drückte den Schlag sanft zu und blieb an demselben horchend stehen.

Der Kutscher auf seinem Bock hatte das wohl bemerkt und dachte bei sich: der infame Schlingel! er muß schon wieder wissen, was die Zwei da drinnen sprechen! Damit wickelte er leise seine Peitsche los und schwang sie herum und traf mit derselben Geschicklichkeit den lauschenden Jean auf denselben Teil des Körpers, wie früher die schlafende Stallwache.

Nachdem im Wagen selbst die ersten Begrüßungen vorüber waren, nachdem die Hofdame geklagt, daß sie entsetzliche Migräne habe, leitete sie die fernere Unterhaltung so gut und zweckmäßig ein, daß die Gräfin im nächsten Augenblick vollkommen überzeugt war, es laste ein schwerer Kummer auf dem Herzen der Hofdame; bald hatte sie auch die Ursache dieses Kummers entdeckt und erfuhr

zu ihrem großen Erstaunen, daß Baron Karl, einer der liebenswürdigsten und elegantesten Kavaliere, sowohl bei der alten, wie bei der jungen Herzogin in die vollkommenste Ungnade gefallen sei.

„Das ist ja unglaublich!" rief die Gräfin. „Natürlich kann und darf ich nicht in Sie dringen, eine Ursache dieses schrecklichen Ereignisses zu erfahren; ich kenne den edlen und liebenswürdigen Charakter der Frau Herzogin vollkommen und bin fest überzeugt, daß der Baron sich ein bedeutendes Vergehen gegen die hohen Herrschaften hat zu Schulden kommen lassen; denn wegen einer Kleinigkeit, wegen einer pikanten Salongeschichte allenfalls ist die Frau Herzogin nicht imstande, jemanden nur finster anzusehen. Ja, ja, die jungen Leute!"

Die Hofdame seufzte aus tiefem Herzen.

„Ich weiß, was Sie dabei leiden, liebe Freundin!" fuhr die Gräfin fort; „aber ist es nicht möglich, etwas Näheres über diese Geschichte zu erfahren, einen kleinen Wink, um die Ursache zu erraten? Hat vielleicht der junge Herzog die, wie man allgemein sagt, etwas leichten Gesellschaften des Barons zu häufig besucht?"

Die Hofdame schwieg und seufzte abermals.

„Mir ist das genug," fuhr die Gräfin eifrig fort, „ich will der Frau Herzogin beweisen, daß ihre Feinde auch die meinigen sind, — darf man die Geschichte auch einigen Bekannten anvertrauen?"

„Leider kann man sie nicht verschweigen," entgegnete die Hofdame. „Liebe Klara, was mein Herz dabei leidet, können Sie sich denken. Gott im Himmel! wie ich heute den jungen Mann in Schutz nahm, Sie hätten das hören sollen! ja es war meine Schuldigkeit, er hat sich ja gegen mich beständig so aufmerksam, so liebevoll benommen; ich versichere Ihnen, Gräfin, ich hatte mit der Herzogin eine heftige Scene, aber ich mußte ihn fallen lassen."

„Sollte hier eine andere Ursache zu Grunde liegen, meine gute, innig geliebte Freundin?" sagte die Gräfin und faßte beide Hände der Hofdame, „vertrauen Sie mir's an, liebe Adelaid; wir haben alle wohl bemerkt, wie der junge Mann beständig in Ihrer Nähe war, sollte er vielleicht, — Sie verzeihen meine freundschaft-

liche Zudringlichkeit — sollte er vielleicht von Leidenschaft verblendet — — ja, es kann nicht anders sein!" rief sie aus, „sollte er Ihnen eine Deklaration gemacht haben? O, diese jungen Leute sind so unvorsichtig, ich kenne das!"

„Schweigen Sie, Klara!" rief die Hofdame mit gebrochener Stimme und drückte ihr Taschentuch an die Augen.

„O leugnen Sie nicht!" rief die Gräfin dringender, „ich kenne Ihr edles Herz, ich kenne Ihr Pflichtgefühl, Sie haben ihn zurecht gewiesen, Sie haben dem jungen Leichtsinn eine tüchtige Lektion gegeben."

„Klara!" bat die Hofdame mit bewegter Stimme.

„Jetzt durchschau' ich die ganze Geschichte!" rief die Gräfin triumphierend. „Sie durften das Ihrer hohen Freundin, der Herzogin, nicht verschweigen, und der Befehl, das Schloß nicht mehr zu besuchen, wird nun in der Gesellschaft durch die Ungnade der Frau Herzogin vollkommen motiviert."

„Ich bitte Sie, liebe Gräfin!" entgegnete die Hofdame mit einer Stimme, die überzeugend klingen sollte, „Sie haben mich vollkommen mißverstanden, die Sache ist ganz anders, ich versichere es Ihnen, ganz anders! Wer das je gedacht hätte!" setzte sie hinzu und brach in wirkliche Thränen aus.

Die Gräfin, ebenfalls tief bewegt, faßte abermals ihre Hände und sagte mit leiser Stimme: „Fassung, teure Adelaid! Wir wollen diesen jungen Leuten zeigen, was es heißt, so leichtsinnig und unüberlegt zu Werke zu gehen; noch hab' ich Zeit, einigen meiner Bekannten den Baron als vollkommenes Ungeheuer zu schildern. Adieu, liebe Freundin, in zwei kleinen Stunden habe ich wieder das Glück, Sie zu sehen."

Damit hauchte sie einen Kuß auf die Stirn der Hofdame und hüpfte aus dem Wagen.

„Ja," sprach sie zu sich selber, als sie ihrer Equipage zueilte, „dieser leichtsinnige junge Mensch, er verdient es vollkommen, daß man ihn für eine Zeit lang schlecht behandelt; geht da her — ich begreife die Welt nicht mehr — und macht der armen Adelaid den Hof, einer Frau hoch in den Dreißigen, als wenn es sonst

keine schönen Frauen in der Gesellschaft gäbe! Aber er soll schlecht behandelt werden!"

Damit warf sie hastig die Thüre ihres Brougham zu und fuhr davon.

Jean hatte ebenfalls den Wagenschlag geschlossen, rief dem Kutscher einen erhaltenen Befehl zu — nach Hause! — und sprang hinten auf; er hatte von der Unterhaltung keine Silbe verloren, und während er so an der Equipage an seinen beiden Quasten hing und hin und her wackelte, machte er sich allerhand seltsame Ideen und meinte, es wäre so übel nicht, wenn er heute Abend seinen ehemaligen Herrn, den Baron Karl, auf einige Augenblicke besuchte.

Sobald sie vor das Schloß fuhren, war dieser Vorsatz bei ihm zur Reife gelangt; er verabschiedete sich von Joseph, welcher Pluto und Tibull ausspannte, und ging lustig pfeifend durch die Nacht davon.

Neuntes Capitel

Vor dem Hofball.

Es wird dem Leser nicht unangenehm sein, einen Augenblick die feuchten, kalten Straßen zu verlassen und mit uns in eine kleine, sehr elegante und behagliche Wohnung einzutreten, die sich am Ende der Stadt befindet. Es ist ein massives, zierlich gebautes Haus, von hohen Bäumen umgeben, welche in der jetzigen Jahreszeit mit ihren kahlen Ästen das Gebäude von allen Seiten wie mit einem Gitterwerk umschlingen und zwischen welche hindurch aus den Fenstern des ersten Stocks heller Lichterglanz auf die dunkle Straße bricht.

Wir betreten den Kiesweg, der nicht unter unsern Füßen knarrt, wir öffnen geräuschlos die Hausthür und gehen über einen beleuchteten Gang ein escalier dérobée hinauf; oben ist die Thüre eines Vorzimmers nur angelehnt, wir gehen dreist hinein und haben das unaussprechliche Vergnügen, hier die Bedienten des Hausherrn zu überraschen, welche, da das Diner beendigt ist, in behaglicher Ruhe sitzen und die Reste einer Straßburger Gänseleberpastete verzehren und dieses ziemlich schwer verdauliche Gericht zur Erleichterung ihres Magens mit einigen Resten Bordeaux und Champagner reichlich begießen.

Es sind hier im ganzen vier Personen, die besagtem Geschäft mit größerem oder geringerem Eifer obliegen; die eigentlichen Vertilger der Gänseleberpastete sind aber zwei sehr elegant gekleidete Lakaien in himmelblauen Fräcken, langen weißen, mit Gold besetzten Westen, weißen Halsbinden, weißen kurzen Hosen und weißen seidenen Strümpfen in schwarz lackierten Schuhen.

Eine bemerkenswerte dritte Person steht mit dem Rücken gegen den Ofen und hält einen Champagnerkelch, den sie eben ausgetrunken, und stiert, wie in tiefe Träumereien versunken, gedankenlos vor sich hin, eine riesenhafte Figur, und seine Kleidung ist ebenfalls reich und geschmackvoll, — der Jäger. Besonders zu beachten ist der Kopf desselben; wir gestehen, nie einen volleren und schwärzeren Bart gesehen zu haben, er umfaßt die Wangen und das ganze Kinn dichtgekräuselt, und der Schnurrbart hebt sich in zwei langen Spitzen drohend davon ab. Der Ausdruck des Gesichtes ist, wie wir schon bemerkten, träumend, ja schwärmerisch zu nennen, und der Jäger erhebt nur zuweilen die Augen, um mit tiefer Verachtung dem gefräßigen Treiben der Lakaien zuzuschauen.

Die vierte Person endlich ist unser Bekannter von vorhin, der Hoflakai Jean, der ruhig neben dem Ofen auf einem Stuhle sitzt.

„Sie wollen nicht mithalten, Herr Lukas?“ sagte einer der

Lakaien zu dem Jäger und holte gerade eine große Trüffel aus dem Pastetengehäuse.

„Laßt ihn doch, wenn er nicht will," meinte der andere, „er würde ja doch behaupten, er träume nur, daß wir eine Gänseleberpastete essen."

Jean sah lächelnd zu dem Jäger empor, der sein Champagnerglas niedersetzte und ruhig aus dem Zimmer ging.

„Wenn ich der Herr wäre," sprach der erste Lakai mit vollen Backen kauend, „ich behielt einen solchen närrischen Kerl gar nicht bei mir," worauf der andere lachend entgegnete:

„Sag' ihm doch, er solle dich zum Jäger machen und Lukas fortschicken."

Der also Angeredete zuckte die Achsel und sagte: „Er hat nun einmal den Narren an ihm gefressen; mir kann's im Grunde schon recht sein, aber ich hasse ihn nun einmal, denn ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wie wir, oder der nicht verrückt ist, wie er, kann nicht wie der Herr Lukas glauben, er träume alles, was er thue, er träume, was er esse und trinke, und er müsse endlich an einem schönen Morgen einmal ernstlich aufwachen."

„Glaubt er wirklich noch daran?" fragte Jean.

„O ja," entgegnete der erste Lakai, „und er ist ungeheuer pfiffig in seiner Narrheit: wenn er etwas nicht thun will, so sagt er: wozu auch? wenn ich nächstens aufwache, ist's ja doch nicht geschehen."

„Das kannst du ihm nie verzeihen," lachte der andere Lakai und setzte dann, zu Jean gewendet, hinzu: „er hat den Lukas neulich um zehn Gulden anpumpen wollen, und darauf hat ihm der Jäger geantwortet, er würde es recht gern thun, aber was könne es ihm nützen? beim Erwachen nächstens habe er ja doch keine zehn Gulden!"

„Ja, so ist's," sagte der erste Lakai, „aber ich bin fest überzeugt und hoffe darauf, der wird noch einmal auf eine unangenehme Art geweckt werden."

Bei diesen Worten versorgte er eine halbe Flasche Bordeaux und spülte dadurch seinen Ärger über den träumerischen Jäger hinab.

Der andere Lakai aber, der schon länger im Dienst war, sprach zu dem Bordeauxtrinker: „Wenn dir übrigens deine Stelle

im Hause lieb ist, so rate ich dir, über den Herrn Lukas keine Witze zu machen, am allerwenigsten an Orten, wo man sie hören könnte; dergleichen ist bei uns, wie du weißt, kurz entschieden. Sieh nur den Jean da hinten an, der wär' auch nicht aus dem Hause gekommen, wenn er mit dem Jäger hätte leben können."

„'s ist aber dessen Schade nicht gewesen," sagte der erste.

„Allerdings," entgegnete der andere; „aber um Hoflakai zu werden, kann man nur Kerle brauchen, die gepfiffen sind und keine Strohköpfe."

Jean zupfte geschmeichelt seine weiße Halsbinde und erwiderte, er habe eigentlich durchaus nicht wegen des Jägers das Haus verlassen, denn im Grunde sei der Lukas ein Mensch, neben dem sich ganz gut leben lasse; „wohl verstanden," setzte er wichtig thuend hinzu, „ein Bedienter, der nur nach der Zufriedenheit und nicht nach dem Vertrauen des Herrn strebt. Ich konnte mich mit ersterer nicht begnügen, ich muß wissen, was um mich her geschieht, und bei einigen Versuchen, dies zu erfahren, kriegt' ich einen Wortwechsel mit dem Herrn Lukas, und wir trennten uns auf die freundlichste Weise von der Welt."

Da das Haus, in welchem wir uns eben befinden, ziemlich klein war und unmöglich viel Räumlichkeiten enthalten konnte, so waren die Bedienten genötigt, die eben erwähnte Unterhaltung mit gedämpfter Stimme zu führen.

An die Thüre des Vorzimmers stieß drüben das Eßzimmer, in welchem sich ein kleiner Tisch zu sechs Personen in jener malerischen Unordnung befand, die eine reich mit Silber und Krystall besetzte verlassene Tafel darbietet, an welcher sechs junge Herrn soeben ihr Diner eingenommen.

In der Mitte des nicht zu großen Tisches stand ein prachtvoller silberner Aufsatz, ein Rebengewinde vorstellend, und zwischen den fein gearbeiteten Blättern aus mattem Metall sah man wirkliche Früchte aller Weltgegenden und Jahreszeiten geschmackvoll geordnet, und oben drauf ein riesenhaftes Blumenbouquet, welches die herrlichsten Wohlgerüche ausduftete. Doch war sowohl Blumenbouquet als Fruchtaufsatz zerzaust und in Unordnung geraten, und von ersterem hatte sich jeder der jungen Herrn eine wohlriechende Blüte in das Knopfloch gesteckt.

Die leeren Champagnerflaschen in schweren Eiskübeln standen zwischen den Couverts neben kleinen, außerordentlich massi-

von kryſtallenen Gefäßen, welche für jeden Gaſt beſonders mit Eis gefüllt waren, um die Champagnerkelche darin abzukühlen.

Reiche Damaſtſervietten lagen neben und über einander, die zu Anfang des Diners ſo zierliche Gläſerpyramide bei jedem Teller war in Unordnung geraten und in ihnen blitzten Getränke

von allen Farben, vom Weiß der Sauterne bis zum tiefen Purpurrot des Bordeaux; dazu leuchteten ſechzehn Wachskerzen von ſchweren, ſilbernen Girandolen, und ihr Licht ſtrahlte wieder in dem Kryſtall und Silber mit tauſend glänzenden Punkten und zitternden Sternen.

Das Zimmer ſelbſt war ſehr einfach möbliert, die Wände bedeckte eine einfarbige Ledertapete, in welche unterſchiedliche Figuren in altem Geſchmack gepreßt waren; unten war ein drei Fuß hohes Getäfel von geſchnitztem Eichenholz und mit demſelben gelben

Leder überzogen wie die Tapeten, nur waren auf ihnen ſtatt der eingepreßten Zeichnungen kleine vergoldete Figuren aufgeſetzt; Fenſter und Thüren waren mit ſchwerem, korinthfarbenem Samt verhängt, und der Einrichter dieſes ſchönen kleinen Gemachs hatte vollkommen gefühlt, wie unangenehm es ſei, bei einem guten Diner durch Betrachtung der Fenſterformen geſtört zu werden und dadurch genötigt zu ſein, einen Teil der ſo angenehm beſchäftigten Phantaſie auf unnütze Gegenſtände zu verwenden; deshalb ließ der breite Samtvorhang nur ahnen, wo vielleicht die Fenſter ſein könnten, und der Blick glitt wohlgefällig an der weichen Maſſe des Samts wieder auf den eigenen Teller hinab.

Was den Koch des Hauſes anbelangt, ſo können wir nur ſagen, daß nichts als die in Unordnung gebrachte Tafel an ein Zimmer erinnerte, in welchem eben geſpeiſt wurde, und daß die Feinheit der aufgetragenen Schüſſeln dem würzigen Aroma des rieſenhaften Blumenbouquets durchaus nichts von ſeiner Friſche benommen.

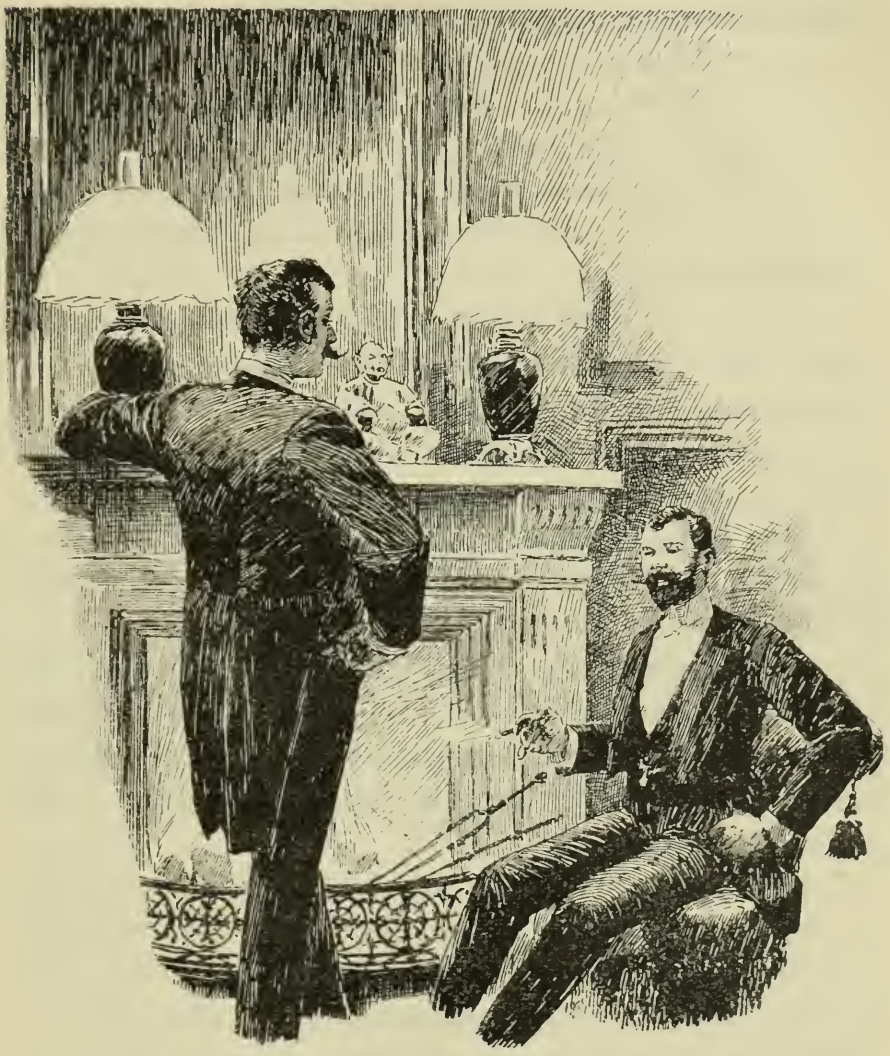
Heben wir den ſchweren Samtvorhang, welcher die Thüre zum Salon verbirgt, in die Höhe und treten, Dank unſerer Unſichtbarkeit, in denſelben unbemerkt ein, ſo finden wir ſechs junge Herren, welche von den ſechs Stühlen im Eckzimmer aufgeſtanden ſind, ſich nun nach der gehabten Mühe in weichen Fauteuils ausdehnen und, von einer guten Cigarre unterſtützt, dem Werke der Verdauung obliegen.

Der Jäger verließ ſoeben durch die andere Thüre den Salon, mit feſter Hand einen ſchweren ſilbernen Teller tragend, auf welchem er den Kaffee umhergereicht.

Dieſer Salon war ebenſo elegant, nur ungleich reicher möbliert als das Speiſezimmer. In einem großen Kamin von weißem Marmor brannten große Holzblöcke, in welche das Auge, durch die ſpielende Flamme angenehm unterhalten, gedankenlos und doch ſanft träumend hineinſtarrte.

Die Unterhaltung in dieſem Gemache iſt ſehr einſilbig und man hört einen Augenblick nichts als das Klappern der Taſſen,

wenn sie auf einem großen Tische von Marmor geschoben werden, der in der Mitte des Zimmers steht, oder das Picken der Uhr, die jetzt langsam, tiefklingend die siebente Stunde schlägt.



„Es ist sieben Uhr" sagte einer der jungen Herren, indem er sich mühsam aus dem weichen Fauteuil aufraffte; „wer geht mit mir denselben Weg?"

„Ist das Gehen," fragte ein anderer, „buchstäblich zu verstehen oder hast du deinen Wagen bestellt?"

„Ei, mein Lieber," versetzte jener, „bei solch scheußlichem Wetter dürfen meine Pferde nicht aus dem Stalle; doch da auch das Nachhausegehen nicht buchstäblich zu verstehen ist, so habe ich mir die Freiheit genommen, mich einer Droschke zu bedienen, welche wahrscheinlich schon dort unten hält."

Mit diesen Worten trat er ans Fenster und zählte, durch die Scheiben sehend, zwei ... vier ... sechs Wagenlaternen, welche in dem Hofe durch den dunklen Abend leuchteten.

„Ich habe es ebenso gemacht," sagte ein Dritter und suchte, langsam im Zimmer umhergehend, seinen Hut, und ein Vierter setzte lachend hinzu:

„Da ich im voraus gewußt, daß jeder von euch eine Droschke bestellen wird, so habe ich es unterlassen, dasselbe zu thun, und einer von euch kann die Ehre haben, mich nach Hause zu bringen."

„Gehen wir also," sagte der erstere; „guten Abend, Karl! wir sehen uns doch auf dem Balle?"

Diese Frage richtete er an einen jungen Mann, welcher vor dem Kamin saß und einen mächtigen Holzblock mit der Zange herumwarf.

„Wahrscheinlich komme ich auf eine halbe Stunde," erwiderte der Hausherr, denn er war es, und reichte die Hand zum Abschiede, wobei er aufstand und seine vier Gäste, welche eben gesprochen, bis an die Thür geleitete. „Behüt' euch Gott! — Bis nachher! — Bis morgen!" —

Der Jäger im Vorzimmer zog die Thüre hinter den Gästen ins Schloß, sie stiegen die Treppen hinab und bald darauf hörte man unten drei Wagen über das Pflaster davonrasseln. Der Hund im Hofe bellte jedem eifrigst nach, dann ward es wieder still, wie vorher.

In dem Salon blieb bei dem Herrn des Hauses nur einer der Gäste zurück, welcher nun seinen Fauteuil näher an das Feuer zog und die Füße behaglich ausstreckte.

Der Baron Karl stand ihm gegenüber, auf die Kaminplatte gestützt, und setzte einen kleinen Chinesen, der da stand, in Bewe-

gung, so daß derselbe eifrigst mit dem Kopfe nickte; dann blickte er auf die Uhr und sagte: „Wir haben noch eine Weile Zeit, und es ist schön von dir, daß du noch bleibst."

„Schreibe es meiner Neugierde zu," entgegnete der im Fauteuil. „Deine Andeutungen vor Tisch haben mich auf die näheren Umstände heißhungrig gemacht — also alles entdeckt! Du bist ein entlarvter Verbrecher."

„In der That ein entlarvter Verbrecher," entgegnete der Baron lachend, und der kleine Chinese bekräftigte es durch unzähliges Nicken mit dem Kopfe.

„Wie ist aber die Sache so plötzlich gekommen?" forschte der andere weiter, „und was soll jetzt geschehen?"

„Ich ging also gestern ins Schloß," antwortete der Baron, „wie immer um dieselbe Zeit und wurde wie immer angenommen; man öffnete mir den Salon und Jean sagte mir, Frau von C. werde gleich herauskommen. Ich stehe also in dem Zimmer, die würdige Dame läßt mich eine Zeit lang warten, ich setzte mich, ich stehe wieder auf, ich schaue durch die Fenster auf den Schloßhof und besehe zum tausendstenmal alle Bilder und gehe endlich durch die eine offenstehende Thüre, natürlich entgegengesetzt den innersten geheiligten Gemächern der Frau von C., in ein anstoßendes Gemach, von da in ein zweites und drittes, komme endlich vor eine halb angelehnte Thüre, öffne dieselbe leise — denke dir mein Erstaunen, meine freudige Überraschung, ich befinde mich im Zimmer meiner angebeteten Pauline und sehe sie vor einem kleinen Tischchen sitzen und zeichnen."

„Ah!" rief der andere aus.

„Du weißt, wie viel tausendmal ich schon im Schlosse war, du weißt, wie oft ich schon den Versuch machte, — natürlich in allen Formen, — dem Fräulein meinen Besuch abzustatten; du weißt auch, daß ich nie dazu kam; dir wird es gerade so gegangen sein: man wurde durch den Lakaien nach den Zimmern der Frau von C. gewiesen, und gewöhnlich in deren Beisein gab Pauline ihre Audienzen."

„Das ging so weit," sagte der andere lachend, „daß von den Damen nur die allervertrautesten Bekannten nicht genötigt waren, denselben Weg zu machen; meine Schwester Klara hat mir's oft erzählt, und die Lakaien haben den besonderen Befehl, nur die näher bezeichneten und vollkommen Vertrauten durch den eigentlichen Eingang zu den Zimmern des Hoffräuleins gehen zu lassen."

„Einen Augenblick," fuhr der Baron fort, „stehe ich also erstaunt, und war schon im Begriffe, mich zurückzuziehen, als ich schnell überlegte, daß eine solche Gelegenheit, Paulinen einige Worte allein zu sagen, nicht sobald wiederkehren dürfte; auch hatte sie bereits meinen Eintritt bemerkt und war mit einem Ausruf der Überraschung von ihrem Sitze aufgestanden.

„Da ich mit meinen Absichten auf das Mädchen vollkommen im Klaren war, so brauchte ich natürlich nicht viele Worte, um mich ihr zu erklären. Daß sie mir gut war, hatte ich lange bemerkt, doch wollte ich es aus ihrem eigenen Munde hören; und genug, nach einer kleinen Viertelstunde gestand sie mir denn auch, daß ich ihr nicht gleichgültig sei, und erlaubte mir, bei der Frau Herzogin um ihre Hand anzuhalten.

„Soweit war alles gut; aber nun faßte ich ihre Hand, zog sie sanft an mich und erlaubte mir einen Kuß auf die Stirn, nur auf die Stirn, ich gebe mein Wort darauf — das Mädchen hat so etwas Imponierendes, man kann ihr nur wie einer Heiligen nahen, — ich küsse sie also leicht auf die Stirn, als ich das Rauschen eines seidenen Kleides hinter mir höre, ich wende mich rasch um und erblicke Frau von C., welche unter der Thüre steht und in Ohnmacht sinken will; doch hielt sie es für besser, dies nicht wirklich zu thun, sondern sie erholte sich zusehends und winkte mir majestätisch mit der Hand, ihr zu folgen; sie schritt vor mir her durch die hohen Zimmer wie ein mächtiges Gespenst mit erhobener Hand und ohne mich eines Blickes zu würdigen, bis zu dem Ende ihrer Appartements, wo sie die Thüre öffnete und mich entließ. Sie kam mir vor, wie der Engel mit dem flammenden

Schwert an den Pforten des Paradieſes und ich hätte mir gar nichts daraus gemacht, dasſelbe, ein zweiter Adam, zu verlaſſen, wenn ich nur meine Eva hätte mitnehmen dürfen.“

„Und verſuchteſt du keine Explikationen?“ fragte der andere unbändig lachend; „verſuchteſt du nicht, ihr deine aufrichtigen Abſichten darzulegen?“

„Nein, wahrhaftig!“ antwortete der Baron; „ihr Blick war fürchterlich, und ich muß geſtehen, daß ich der Frau von C. gegenüber nicht ohne alle Schuld bin.“

„Du hast ihr die Cour gemacht," sagte der andere, „das weiß der ganze Hof."

„Konnte ich denn anders?" entgegnete heftig der Baron und ließ den Chinesen ein Kompliment machen, daß dessen Nase den dicken Bauch berührte; „es blieb mir keine andere Wahl, um Paulinen hie und da sehen zu können; doch ist die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße gefolgt; heute erhielt ich ein Schreiben der Frau von C., worin sie mir in Allerhöchstem Auftrage mitteilt, daß man vor der Hand nicht mehr wünsche, mich im Schlosse zu sehen, und daß selbst Ihre Majestät die Königin äußerst ungehalten auf mein unziemliches Betragen sei. Natürlich haben sie mich als Don Juan II., als Lovelace den Schlimmen geschildert, ich bin ein verabscheuungswürdiges Ungeheuer, ein Hofvampyr. — Auch enthielt der Brief die feste Voraussetzung, daß ich mich auf dem heutigen Balle der Prinzeß Eugen nicht würde sehen lassen; doch haben sie sich in dieser Voraussetzung vollkommen geirrt, und ich werde nicht fehlen."

„Hätte ich die Geschichte nur heute Mittag gewußt, so würde ich mich bei meiner Schwester Klara erkundigt haben, ob du schon in die Acht erklärt seiest, was auf keinen Fall ausbleiben kann, und dann wirst du unmenschlich behandelt. Von den Frauen verzeiht dir keine, daß du der alten Hofdame so lange die Cour gemacht und die Comtessen hassen dich alle, weil du drei Viertel jedes Balls der befohlene Tänzer der Prinzessinnen warst und sonst nur mit Frau von C. und Paulinen getanzt hast."

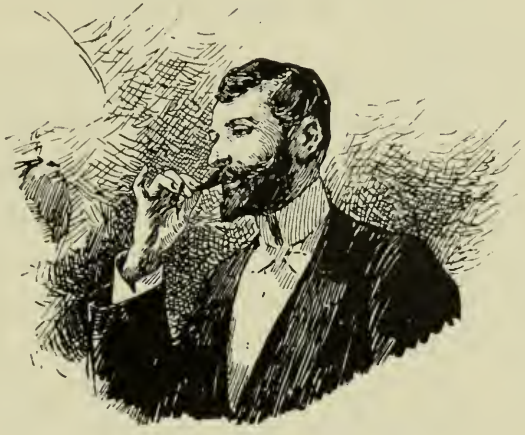
„Ich muß das über mich ergehen lassen," sagte achselzuckend der Baron, „kann aber nicht wegbleiben, denn ich will jeden Versuch machen, Paulinen ein paar Worte zuzuflüstern, daß sie fest auf mich bauen soll, und dann will ich auch deren Beschützerin, der Prinzeß Eugen, den ganzen Verlauf der Sache klar auseinander setzen."

„Bei Lichte besehen," entgegnete der andere, indem er aufstand und einen Blick in den Spiegel warf, „kannst du auch nichts Besseres thun. Er zog wohlgefällig seine Kravatte in die Höhe

und strich den großen schwarzen Schnurrbart. „Du bist eine gefallene Größe, lieber Freund, und obgleich mir dein Mißgeschick sehr zu Herzen geht, bin ich doch Egoist genug, mich zu freuen, daß wir bei den Frauen eines so gefährlichen Nebenbuhlers los sind."

„Du bist mir ein schöner Kerl!" sagte der Baron lachend, und jener fuhr fort, indem er abermals in den Spiegel sah:

„Und doch, wenn du das Mädchen heiraten darfst, so bist du unser einem nicht mehr im Wege, und wir haben doppelten



Vorteil, eine kleine allerliebste Dame bei deinen vortrefflichen Diners, was kann erwünschter sein?"

„Wenn ich aber nicht heiraten darf?" sagte der Baron und sah lächelnd seinen Freund an, „wenn ich in dem Falle nicht mehr hier bleibe und mein Haus geschlossen wird?"

„Teufel auch!" antwortete der andere ziemlich ernst: das wäre höchst fatal! Ich will dir einen guten Rat geben; wenn sie dir das Mädchen unter keinerlei Bedingung geben, so kehre zu den Füßen der Frau von C. zurück, sie wird dir verzeihen und du bist . . ."

„Wieder Tänzer der Prinzessinnen!" ergänzte ironisch lachend der Baron, „werde wieder gut behandelt; ja, ja, ich will mir's überlegen."

„Bis nachher! — Adieu!“

Abermals rollte unten ein Wagen fort, abermals bellte unten der Hofhund, und der Baron Karl warf seine Cigarre in's Feuer und ging nachdenkend mit großen Schritten auf und ab; er schien mit sich zu Rate zu gehen und etwas Wichtiges zu überlegen, und je mehr er sich in Gedanken vertiefte, desto heiterer wurden seine Mienen, und als er endlich an den Kamin zurück trat und die Klingel zog, summte er leise vor sich hin:

„Unter blüh'nden Mandelbäumen,
An der Loire grünem Strand.“

Lukas trat ein.

„Ist der Hoflakai noch draußen? Laß ihn herein kommen!“

Jean trat in's Zimmer, machte seinem ehemaligen Herrn eine tiefe Verbeugung und referierte auf's Umständlichste, was er von der Unterredung der Hofdame mit der Gräfin Klara erlauscht.

Zuweilen unterbrach ihn der Baron mit einem lachenden: „Ei, ei! schön! sehr schön!“ und sagte, als der Hoflakai geendigt hatte, indem er aus der Westentasche ein paar Dukaten nahm und sie ihm hinreichte: „Ich bin dir für deine Mitteilungen sehr dankbar; hier bezahle dir eine Droschke, damit du nicht zu spät in's Schloß kommst.“

Der Lakai machte eine zögernde Verbeugung, und auf die Frage, ob es noch etwas gebe, sagte er in dem allerdevotesten Tone: „Wenn in dem Haushalt Euer Gnaden wieder einmal eine Stelle frei würde, so würde ich mich außerordentlich glücklich schätzen, wenn die Augen des Herrn Barons auf mich fielen, ich würde ganz glücklich sein, wenn ich mir jetzt das Vertrauen des gnädigen Herrn, das mir früher gefehlt, erworben; das war der einzige Kummer, den ich hatte, Herr Baron.“

„Du bist ehrgeizig,“ antwortete dieser, und klopfte Jean lachend auf die Achseln; „vor der Hand dienst du mir besser in deiner jetzigen Stellung, später wollen wir einmal weiter sehen.“ — Er winkte mit dem Kopfe und der Hoflakai verschwand.

Ein neuer Zug an der Glocke rief den Jäger abermals herein.

„Wie geht's Lukas?“ fragte freundlich der Baron; „nicht wahr, wir träumen sonderbares Zeug? Ja, lieber Freund, auch ich habe gar merkwürdige Träume, zuweilen finster und unheimlich, aber ich hoffe, das Erwachen soll angenehm sein — was meinst du?“

Der Jäger zuckte mit den Achseln und erwiderte ernst: „Das Träumen dauert aber schon lange, Herr Baron, und wenn ich nicht bald aufwache, so fürchte ich wahrhaftig, ich muß fortträumen bis in die andere Welt hinüber; ich habe mich aber so an meine Träume gewöhnt, sie sind unterschiedlich recht angenehm. Schuld des Herrn Barons, daß wenn ich plötzlich aufwache und den blauen Regenschirm sehe, ich mich wahrscheinlich nach dem langen Schlafe zurücksehnen werde. Aber, Herr Baron,“ sagte er sehr ernst und trat näher, „wenn ich alsdann aufwachte, ganz allein in der Welt stehend, und machte mich auf und suchte nach Ihnen, — denn ich fange an zu glauben, daß Sie irgendwo in der Welt existieren müssen, so dürfte ich doch bei Ihnen eintreten und Sie nähmen mich vielleicht so freundlich in Ihre wirklichen Dienste, wie Sie es bisher im Traume gethan?“

Man konnte in diesem Augenblick nicht genau unterscheiden, ob es das blitzende Auge des Jägers war oder eine Thräne in den dunklen Wimpern, worin sich die Wachskerzen auf dem Kamin widerspiegelten.

Der Baron reichte dem Diener gerührt die Hand und sagte ernst und feierlich: „Träumend oder wachend, Lukas, du bist mir stets willkommen; mein Haus ist beständig für dich offen.“

Der Jäger verbeugte sich dankend und drückte mit seinen beiden Händen die Rechte des Barons, dann ließ er sie los und stand wieder kerzengerade da, die Befehle seines Herrn erwartend.

„Lukas,“ sagte derselbe, „es ist mir von großer Wichtigkeit, noch vor dem Balle jenen Kutscher zu sprechen, welcher die Frau von C., die Hofdame, gewöhnlich zu fahren pflegt und auch diesen Abend fahren wird; kennst du ihn vielleicht?“

„Es wird Joseph sein,“ sagte der Jäger, „ich habe ihn heute in der Dämmerung fahren sehen, Jean war hinten auf.“

„So nimm meinen Brougham," entgegnete der Baron, „such' den Kutscher augenblicklich und bring ihn mir hieher."

„Der Herr Baron wollen mir die Bemerkung erlauben: es ist schon halb acht, und um diese Zeit pflegen die königlichen Kutscher ihre Pferde aufzuschirren; er wird nicht Zeit haben, abzukommen."

„Du hast Recht," sagte der Baron, nimm aber dennoch meinen Wagen, fahre an den Marstall und sage dem Kutscher, ich wolle ihn dort sprechen, aber im Vertrauen sprechen, sobald er vom Palais der Prinzeß Eugen zurückkommt, — ist der Joseph ein vertrauter Mensch?"

„O ja, Herr Baron, wenn er will," entgegnete der Jäger, „und er wird wohl keine Ursache haben, Sie zu täuschen."

„Gut, also," sagte der Baron, „einige Minuten nach Acht fahre ich!" und setzte leise zu sich selber hinzu: „Ich werde alsdann etwas später auf den Ball kommen und gehörig begafft werden; das Gift über mich hat dann Zeit sich auszubreiten; ich muß der Gesellschaft diesen Gefallen schon erweisen."

Er winkte dem Jäger freundlich mit der Hand, der sich alsbald entfernte und zog sich in sein Ankleidezimmer zurück.

Zehntes Kapitel.

Aus dem Marstall.

Es mochte dreiviertel auf Acht sein, als Joseph die beiden Schimmel Pluto und Tibull abermals in ihren Ständen herumdrehte und zum Einspannen fertig machte.

Der Stall hatte ein ganz anderes Aussehen, als heute Nachmittag; viele Laternen, die von der Decke herabhingen, beleuchteten den langen Gang ziemlich hell, und man sah jetzt wenigstens ebenso viel, wie am Tage; denn die kleinen Fenster ließen kein überflüssiges Licht herein.

Die Pferde hatten soupiert, und unter ihnen war frisches Stroh geschüttet, in welchem ihrem Bette sie so recht behaglich standen und herumtrampelten. Hie und da wandte eins den Kopf herum und sah mit seinen leuchtenden Augen nach den Laternen, deren Licht sich in denselben wiederspiegelte; manches wälzte sich auch schon behaglich in seinem Strohlager und sah äußerst vergnügt den armen Kollegen zu, welche eingeschirrt dastanden, um in Nacht und Schnee hinaus zu gehen.

Es war diesen Abend viel mehr Leben, viel mehr Spektakel in dem Stall, als heute Nachmittag; auch eine Menge Kutscher liefen umher oder schirrten auf, dort wurde den Pferden laut zugerufen, hier wieherte ein Hengst, der neben seinen Gefährten zurückbleiben mußte, dort zog einer der Stallleute den Rock an und kämmte sich vor einem handgroßen Spiegel den Backenbart. Auch sah man diesen Abend in der Stallgasse viel weniger Pferdeschweife, aber desto mehr Köpfe, indem fast ein drittel sämtlicher Pferde zum Einschirren bereit standen; — bei so einem großen Ball sind eine Menge Equipagen notwendig und der ganze Hof bedient sich derselben, einschließlich der Kammerherren und Adjutanten, wenn sie auch selbst Pferde genug im Stall stehen haben.

Joseph stand neben seinen Schimmeln und war eben beschäftigt, an dem Kopfzeug Tibulls den Kehlriemen zuzuschnallen und zog über dem Stirnband das lange, weiße Haarbüschel herunter. „Ich möchte doch wissen," sprach er zu sich selber, „was der alte Baron von mir will! Wenn der Lukas ein Kerl wäre, der überhaupt zu so dummen alten Späßen aufgelegt wäre, so würde ich glauben, er wolle sich einen mit mir machen; aber den alten Jäger habe ich nie lachen sehen; er schaut beständig mit einem so finsteren Gesicht in die Welt, daß man darauf schwören kann, ihm fällt's nie ein, einen alten schlechten Witz zu machen. Nun, will schon sehen, was man von mir will."

In der Stallgasse wurde unterdessen bedeutend gelärmt, auch mitunter gejubelt, und allerlei Witze und lautes Lachen erscholl in diesen sonst so stillen Räumen. In der Mitte des Ganges ging

eine sehr dicke Gestalt auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, in blauem, bis unter den Hals zugeknöpftem Livreerock, derselbe war von Farbe und Schnitt wie alle übrigen, nur hatte er an dem Kragenrande eine schwere Goldborte. Die Beine dieser

Gestalt waren zum Unterschiede von den übrigen Stallleuten mit langen, blauen Beinkleidern versehen, auch trugen sie Stiefel ohne Sporen.

Wo sich aber in der Stallgasse der dicke Mann sehen ließ, da sank das laute Sprechen zum leisen Flüstern herab und das Lachen zu mühsam unterdrücktem Kichern; auch langten die Meisten

ehrerbietig an ihren lackierten Hut, wenn er würdevoll vorüberschritt, und die Stalljungen standen in solchem Augenblicke bolzgerade in den Ständern der Pferde, wo sie gerade einschirren halfen.

Dieser Mann war auch eine außerordentlich wichtige Person im Staate, es war der Oberkutscher, Herr Mundels, und er allein hatte das Vorrecht, die Allerhöchsten Personen zu fahren — er war nämlich Leibkutscher des Königs und vollkommen mit sich darüber einig, daß sein Amt wichtiger als das einer jeden der obersten Hofchargen sei; war es doch z. B. nur bei ganz großen und feierlichen Gelegenheiten so einem Hofmarschall vergönnt, mit seinem Stabe vorauszutreten, und konnte sich auch diese Charge nicht rühmen, vor dem König bedeckten Hauptes sitzen zu dürfen, wohl aber der Oberkutscher. Wie feierlich und würdig schaute er von seiner reichgestickten Bockdecke herunter, wie wohl that es ihm, wenn Jeder, der nur von weitem die dicke Gestalt mit dem Zügel in der Hand da oben erblickte, stehen blieb und ehrerbietig an den Hut langte, wie war er so voll Ehre, wenn er, freilich etwas mühsam, auf seinen Sitz hinaufkletterte! Ja, Herr Mundels, der im gewöhnlichen Leben der leutseligste und freundlichste Mann war, machte ordentlich ein ernstes, ingrimmiges Gesicht, wenn er, den dreieckigen Hut quer auf den Kopf gedrückt und die Peitsche majestätisch auf den rechten Schenkel gestützt, da oben saß. Wie ehrfurchtsvoll langte aber auch der Leiblakai an seinen Hut und ersuchte ihn, ob er so freundlich sein wolle, da- und dorthin zu fahren!

Als er heute Abend so in der Stallgasse herumspazierte, hätte man ihn für einen alten Ritter halten können, der eben im Begriffe ist, sein Schlachtroß zu besteigen und Alles vor sich nieder zu werfen, so feierlich und festen Fußes schritt er einher, den Kopf hoch erhoben und im stolzesten Selbstbewußtsein frei um sich schauend. Sein Page, in Gestalt eines kleinen Stalljungen, ging Schritt für Schritt hinter ihm drein, und trug ihm Helm und Lanze, das heißt: den dreieckigen, goldbordierten Hut und die mächtig lange Peitsche mit dem Elfenbeingriff.

Jetzt wurde dem Oberkutscher gemeldet, daß für ihn einge-

spannt sei, worauf er langsam zur Thüre hinausschritt, eilfertig gefolgt von den andern Kutschern, welche, ihre Pferde an der Hand, ihm folgten, auch Joseph mit Pluto und Tibull.

Diesesmal waren in der Remise sämtliche Thüren geöffnet, und aus allen schauten die Wagendeichseln hervor; das sonst so finstere Gelaß sah jetzt mit den vielen Wagenlaternen wie illuminiert aus und bot einen freundlichen Anblick dar.

Nachdem der Oberkutscher aus den Händen seines Pagen Helm und Lanze empfangen und sich auf seinen Bock geschwungen hatte, fuhr er langsam und feierlich davon, ebenso Joseph mit dem Gespensterwagen und die übrigen alle, worauf sie sich nach allen Richtungen zerstreuten und bald die Remise so dunkel ließen, wie früher.

Die Stallthüre wurde geschlossen, und wir sind überzeugt, daß die Stallwache, sich außerordentlich freuend, bei dem nassen Schneewetter hier bleiben zu können, sich abermals auf einen Strohhaufen warf und abermals anfing, das Schwalbenlied zu pfeifen.

Jean hatte Recht gehabt: die erste Hofdame fuhr allein auf den Ball und ließ außerdem, ehe sie herunterkam, ihren Wagen noch eine kleine Weile warten, so daß Joseph, als er zum Palais des Prinzen Eugen hinauffuhr, schon seinen sämtlichen Kollegen begegnete, die von dort zurückkamen. Als er nun zum zweitenmale vor das Schloß fuhr und wieder zum Palais hinauf und dann in die Remise zurückkehrte, waren die andern Wagen schon alle wieder ausgespannt, und er befand sich in dem dunklen Raum allein, da auch Jean schon am Palais sich eilfertig entfernt hatte.

Joseph hatte kaum die Stränge gelöst und die Aufhalter losgeschnallt, als er das dumpfe, leise, zitternde Rollen eines leichten Broughams vernahm und jetzt die beiden Laternen dieses Wagens sah, der auf einmal an der Schloßecke hielt; er hörte den Schlag öffnen und sah, wie ein Herr, in einen Mantel gewickelt, sich der Remise näherte.

Eine Stimme sagte: „Ist es Joseph?“ und der Kutscher trat vor.

„Es freut mich, daß Ihr Wort gehalten," sagte der Baron Karl, denn er war es, und zog den Kutscher mit sich in das Innere der Remise; „ich glaube, ich kann mich auf Euch verlassen."

„Was ich verspreche, gnädiger Herr," entgegnete Joseph, „daran pflege ich ein für allemal nichts zu ändern, und es muß mir eine Ehre sein, von einem Herrn wie Sie aufgesucht zu werden."

„Ihr seid ein gescheiter Mensch," fuhr der Baron fort, „und werdet mich verstehen."

„Was das Gescheitsein anbelangt," sagte der Kutscher, „so will ich mich allenfalls dazu verstehen, wenn es in mein altes Geschäft hineinschlägt, wenn ich damit dienen kann und es nicht gegen die alte Stallordnung anstößt, recht gern!"

„Ihr sollt mir einen Gefallen erzeigen," entgegnete der Baron; es ist durchaus nichts Unrechtes, was ich verlange, und es liegt in Eurem Geschäft."

„Nun, wenn etwas mit Peitsche und Zügel auszurichten ist und sonst keinen alten Haken hat, da will ich einmal hören."

„Ihr holt heute Abend die Hofdame, Frau von C., vom Balle ab?"

„Allerdings um zwölf Uhr, und auch das alte Hoffräulein."

„Wen, altes?"

„Bitte um Entschuldigung, wollte sagen das Hoffräulein auch von dem alten Balle, Punkt zwölf Uhr, das heißt, etwas später, da ich zweimal fahren muß."

„Ganz recht, ganz recht! Und wenn Ihr mit dem Hoffräulein zurückkommt, so könnte es Euch ja in der Nähe des Triumphbogens passieren, daß eines von Euren Pferden sich einen Stein in das Hufeisen träte; was man in dem Falle thut, wißt Ihr ja."

„Ah, ja!" sagte der Kutscher und ein leichtes Lächeln flog über sein Gesicht.

„So wie Ihr also am Triumphbogen merkt, daß das Handpferd einen Stein im Hufe hat, so . . .“

„Halte ich an,“ sagte Joseph, „und klopfe den alten Stein wieder heraus, ich verstehe.“

„Ganz recht!“ Zu lange wird das Herausklopfen nicht dauern,“ fügte der Baron hinzu; „und wenn man in dem Wagen ungeduldig wird, wird man es Euch schon sagen.“

„Verstanden,“ antwortete der Kutscher; „ist das alles?“

„Vorderhand, ja,“ entgegnete der Baron und näherte zu gleicher Zeit seine Hand der des Kutschers, wo er etwas hineingleiten ließ.

Joseph sträubte sich anfänglich, die Geldstücke zu nehmen, und hielt den Baron, der sich aus der Remise entfernen wollte, am Mantel fest.

„Laßt nur gut sein, Joseph,“ sagte dieser, „eine Kleinigkeit! Oder wollt Ihr sonst noch etwas sagen?“ fügte er hinzu, als ihn der Kutscher nicht losließ.

„Verzeihen Sie, Herr Baron," sagte Joseph, „aber ich hätte allerdings noch etwas zu bemerken; ich wollte nämlich nur fragen, ob auch dem Hoffräulein ein Gefallen damit geschieht, wenn ich sie an dem alten Triumphbogen mitten in der Nacht auf einmal halten lasse, ich kann es wahrhaftig nur in dem Falle thun, wenn es ihr recht ist, und das werden Sie mir in Wahrheit sagen."

„Unbesorgt," sagte der Baron, „es geschieht mit ihrem Willen — nun was weiter?"

„Dann möchte ich noch wissen," fuhr der Kutscher pfiffig lächelnd fort und faßte zur Entschuldigung, daß er den ungeduldigen Kavalier so lange aufhielt, ehrerbietig mit der Hand an seinen lackierten Hut, „dann wollte ich also nur noch wissen, wenn die alte Hofdame da oben die Geschichte zufällig einmal erfahren sollte, ob es sie auch vielleicht recht freuen würde."

„Im Gegenteil," lachte der Baron, indem er davonsprang, „die würde kein sonderliches Gefallen daran haben."

„Ganz gut," sagte der Kutscher, „Tibull soll sich einen mächtigen Stein in den alten Huf eintreten."

Draußen rollte der Brougham davon und Joseph trat an seine Wagenlaterne, öffnete behutsam seine Hand und sah mit wirklich außerordentlichem Erstaunen, daß er vier Dukaten in derselben hielt; doch mochte die Größe dieser Summe daran Schuld sein, daß er auf den Gedanken kam, es könnte für so viel Geld unmöglich etwas Anderes als etwas sehr Unrechtes von ihm verlangt werden, weshalb er sich die Sache hin und her überlegte und zur Beruhigung seines Gewissens endlich vollkommen mit sich im Klaren war, daß es durchaus nicht gegen die Stallordnung und gegen den königlichen Dienst verstoße, an dem alten Triumphbogen einen Augenblick zu halten.

„Was ich versprochen, werde ich thun," sagte er zu sich selber, „aber etwas Anderes geschieht unter keinen Bedingungen; die alte Wagenthüre darf mir nicht geöffnet werden und es darf niemand hinein und es darf niemand heraus."

Ihm schwebte etwas von einer gewaltsamen Entführung vor, und infolgedessen beschloß er, daß unter gar keinen Bedingungen die Wagenthüre geöffnet werden dürfe.

„Der Teufel auch," sagte er, „das gäbe eine saubere alte Geschichte, wenn sie mir das Hoffräulein wegnähmen und es hieße am andern Morgen: Der Joseph, der Esel, ist mit einem leeren Wagen nach Hause gekommen! Daraus wird nichts! Und was das

Geld anbelangt," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort und besah die vier funkelnden Goldstücke, „so ist es besser, ich behalte für meine Person nichts davon. Dies da," er schob ein Stück in die linke Westentasche, „ist für die alte Frau, 's ist da so gut angelegt, als wenn ich es in die Armenbüchse thäte; dies da," er schob zwei Stücke in die rechte Westentasche, „ist zur Kollekte für das arme Kind, und für den letzten Dukaten werde ich heute Abend in der Kutscherstube einen kapitalen Punsch aufwichsen; ich bin das meinen Kameraden schuldig, denn jeder von ihnen hätte ebenso gut wie ich zufällig den alten Gespensterwagen heute Abend fahren

und das Geld ebenfalls verdienen können. Abgemacht! Komm, Pluto!"

Damit warf er die Zügel über die Schulter, nahm die Peitsche in die Hand und zog in den Stall.

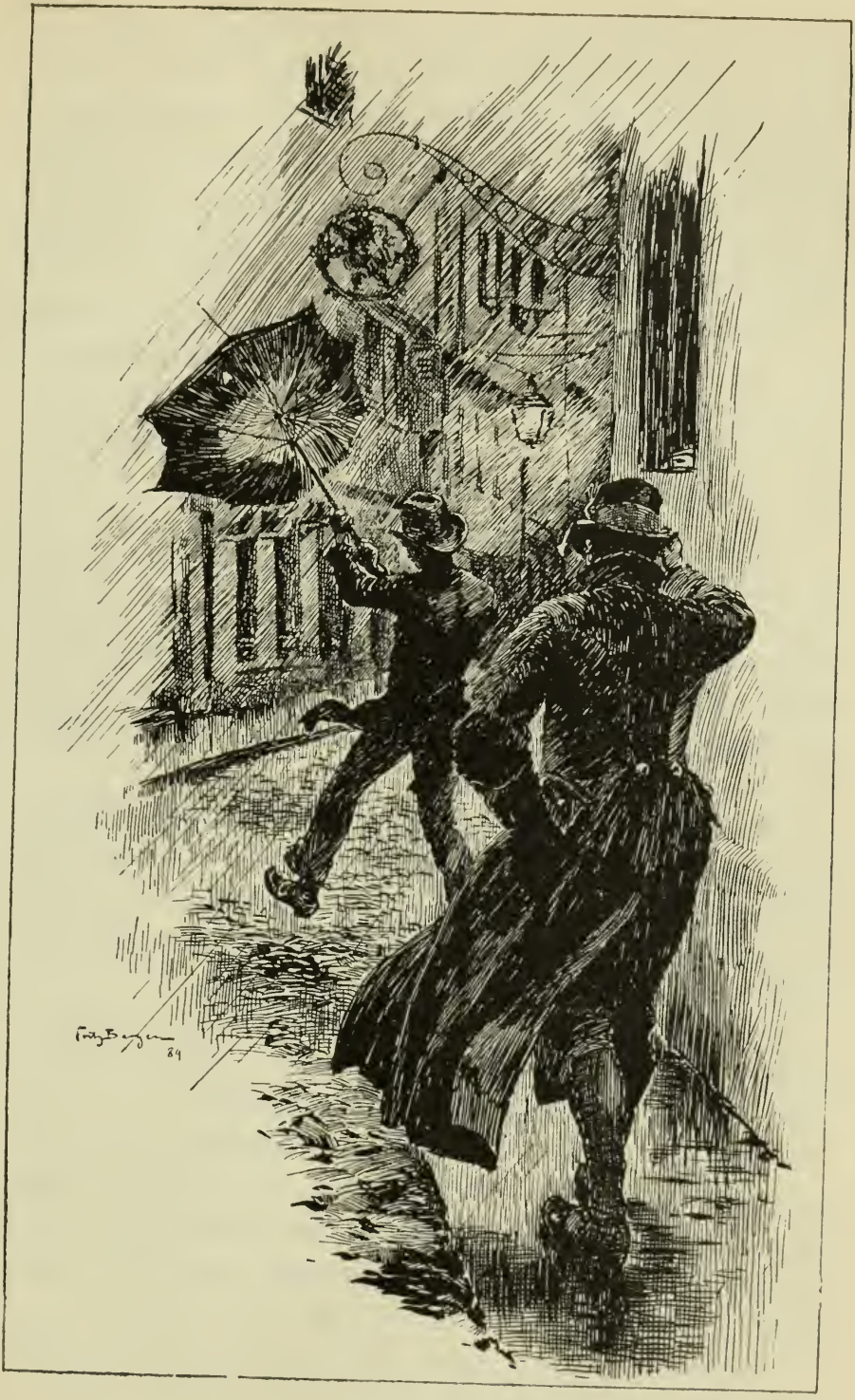
Bald waren die Pferde ausgeschirrt; Joseph steckte die Hände in die Taschen und ging in die Stadt hinaus, um augenblicklich die Ingredienzien zum erwähnten Punsch einzukaufen.

Wie naß war es auf den Straßen, wie fegte der Wind und rasselten die wenigen alten Straßenlaternen, die noch hier und dort hingen und trübselig rot brannten! Wenige Leute waren in dem Wetter draußen und diese Wenigen eilten, in Mäntel eingehüllt, rasch ihres Weges oder balancierten mühsam die durch den Sturm rebellisch gewordenen Regenschirme.

Der Kutscher mußte lachen, als er vor sich her einen Mann gehen sah, der mit seinem ohnehin defekten Regenschirm alle möglichen Versuche machte, sich vor der Nässe zu schützen und dem Sturme Trotz zu bieten. Bald drehte er das hellbraune, vor Alter verschiedenartig gestreifte Dach links, bald rechts, hob es jetzt hoch empor und senkte es dann auf seinen Kopf, wobei er bald aussah wie ein wandernder Pilz, und jetzt, als er sich ganz niederduckte, um eine vom Regen angeschwollene Rinne zu überspringen, und dann wieder, vom Winde geweht, rechts fuhr und darauf wieder links, wie eine wahnsinnig gewordene Schildkröte.

Der unglückliche Träger des unglücklichen Regenschirms, der sich noch zuguterletzt durch einen außerordentlichen Windstoß verzweiflungsvoll überschlug und wie um Barmherzigkeit jammernd seine früher abwärts gekehrten Spitzen nun wie ebensoviel Arme aufwärts gen Himmel streckte, trat zu gleicher Zeit in den Laden des Spezereihändlers.

Wie lachte der Kutscher, als er nun in das Gesicht des Regenschirmmannes sah und auf die ärmlichen Kleider desselben, an welchen das Wasser hinuntertröpfelte! Doch lachte Joseph nicht aus bösem Herzen oder aus Schadenfreude, sondern weil er sich



freute, in dem Durchnäßten einen alten Bekannten zu finden, und weil er merkte, daß derselbe trotz des schauerlichen Wetters in einem dünnen schwarzen Frack sich befand und daß er gelbe nasse Glacéhandschuhe anhatte und daß der eine seiner Vatermörder schlaff herabhing und der andere hoch aufgerichtet dastand, als fordere er die ganze Welt zur Rechenschaft auf über die Niederlage seines leblos hingesunkenen Kameraden.

Dem Durchnäßten war nicht wohl zu Mute; er blickte mit einer Jammermiene auf seinen zerstörten Schirm und auf seine ruinierte Toilette, und der Kutscher mußte alle möglichen Trostgründe aufsuchen, ehe es ihm gelang, auf dem blassen Gesicht des andern ein leichtes Lächeln hervorzurufen.

„Nehm' Er's mir nicht übel, Dubel," sagte Joseph, immer fort lachend, „aber Er sieht so komisch und defekt aus, so einer nassen alten Katze ähnlich, daß man Ihn unmöglich ohne Freuden ansehen kann! Was hat Er denn zum Teufel in dem alten Hundewetter auf den Straßen herumzulaufen und obendrein in dem alten schwarzen Frack? Ich glaube gar, Er will auf den Hofball, he? alter Suitier!"

Der Schneider mußte bei dieser Anrede ebenfalls mitlachen, und seine feurige Phantasie spiegelte ihm vor, es könne einem Kavalier, der wirklich zum Hofball gehe, ebenfalls ein solch Unglück zustoßen; doch beschatteten sich gleich darauf seine Züge wieder und er stieß einen schweren Seufzer aus.

„Hatt' Er heute Abend was vor, alter Dubel?" fuhr der Kutscher fort; „ich glaube wahrhaftig, Er war auf dem Wege zu einem alten Rendezvous, he! hab' ich's getroffen?"

Der Herr Dubel erhob sein niedergeschlagenes Auge, und der schmerzlich lächelnde Blick, mit dem er den Kutscher ansah, sagte mehr als tausend Worte, daß das unerbittliche Regenwetter wirklich eine der schönsten Hoffnungen des Schneiders vernichtet.

„O Gott!" seufzte er, „was soll sie — was soll man, wollte ich sagen, von mir denken?"

„Also wirklich so ein altes Rendezvous?“ lachte der Kutscher. „Dubel, Dubel, Er ist ein Himmelsakermenter!“

„Ach, geht mir weg, Joseph,“ entgegnete der Schneider, „man kann so was nicht gleich Rendezvous nennen! sagen wir: eine Einladung in ein höchssss=t anssss=tändiges und achtbares Haus, wo sich allerdings eine junge Dame befindet, die mir gewissermaßen eine Erkenntlichkeit schuldig isss=t, ein sehr anssss=tändiges Haus.“ — Dabei machte er den vergeblichen Versuch, den herabhängenden Vatermörder sanft aufzurichten.

„Jetzt ist aber diese Einladung,“ antwortete der Kutscher, „aus lauter Wasser zu Wasser geworden, und ich will Ihm was sagen, alter Dubel: so kann Er in das anständige Haus nicht gehen, also weiß Er was, komm Er mit mir in den Stall; ich will hier eben das Nötige zu einem tüchtigen Punsch einkaufen, und da kann Er mithalten, 's ist besser so; in dem anständigen Hause bekommt Er doch nur Thee zu saufen, und kann auch an einem andern Abend hingehen. Komm' Er nur mit! ich geb' Ihm da meinen alten Mantel, und da kann Er Seinen Frack zum Trocknen an den Ofen hängen.“

Der Schneider stellte den rechten Fuß zierlich vor den linken, erkundigte sich, wie viel Uhr es sei und versank, indem er die Hände auf den Rücken legte, einen Augenblick in tiefes Nachdenken. Wollte man der Wichtigkeit seiner Mienen glauben, so konnte man voraussetzen, er spräche ungefähr folgendermaßen zu sich selber: 's ist jetzt halb Neun; bis ich zu Hause bin, ist es Neun; meinem Kammerdiener gab ich die Erlaubnis auszugehen, mein Kutscher, der Schlingel, ist im Wirtshaus; ehe ich mich also umkleide, ehe ich durch den Stallbuben einspannen lasse, ist es halb Zehn; nein, nein, das geht nicht! ich komme auf jeden Fall zu spät! Und nachdem der Schneider also gedacht, entschloß er sich, von seiner hohen sozialen Stellung herabzusteigen und im Kutscherzimmer des königlichen Marstalles einen Punsch einzunehmen.

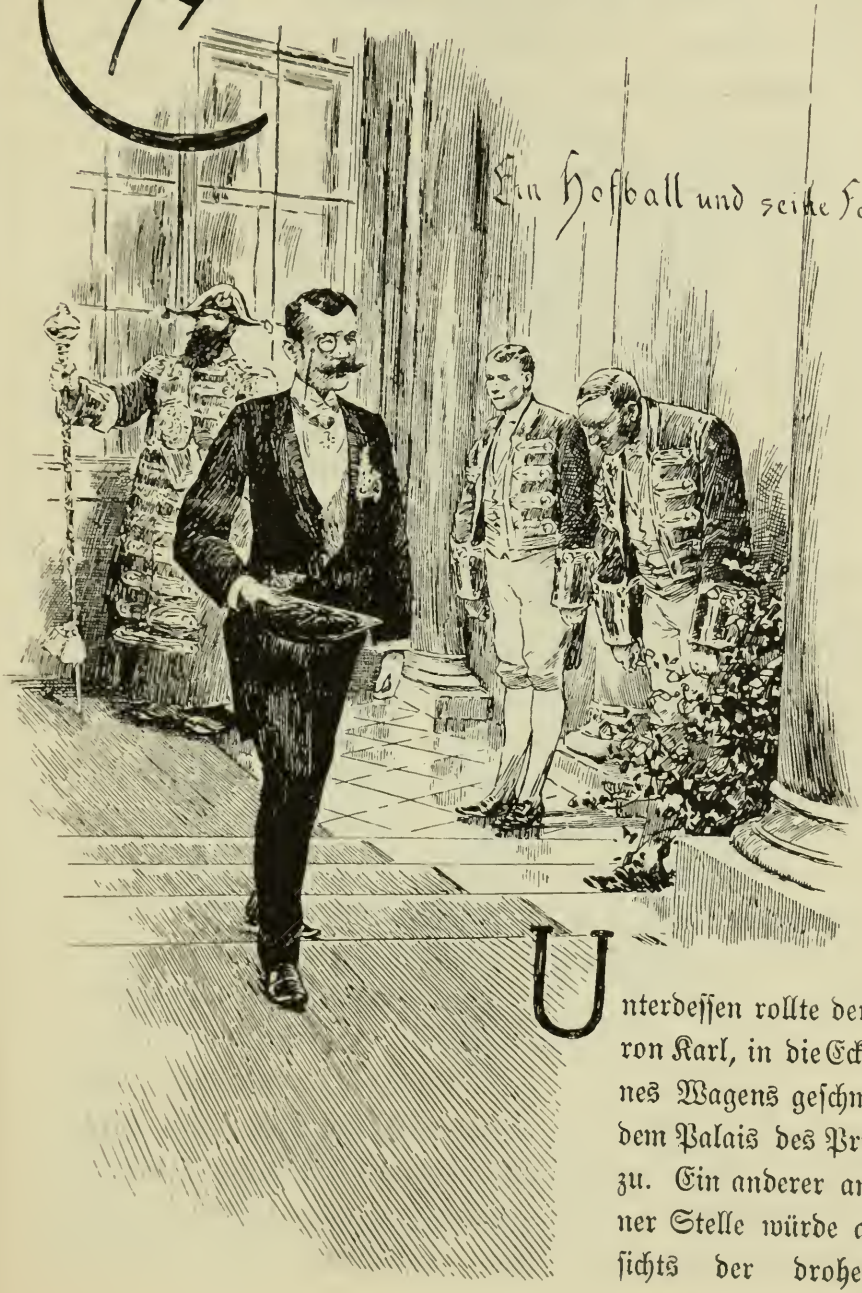
Einige Flaschen Rum, sowie der notwendige Zucker und

Zitronen waren bald gekauft und die beiden traten ihren Rückweg an.

Der Herr Dubel machte keinen weiteren Versuch, mit dem widerspenstigen Regenschirm gegen Wind und Wetter zu steuern, und langte aus diesem Grunde so ziemlich bis auf die Haut durchnäßt in dem warmen Kutscherzimmer an, wo er sich behaglich an dem Ofen niederließ und seinen dünnen Frack mit dem dichten Mantel vertauschte.

Elftes Kapitel.

Ein Hofball und seine Folgen.



Unterdessen rollte der Baron Karl, in die Ecke seines Wagens geschmiegt, dem Palais des Prinzen zu. Ein anderer an seiner Stelle würde angesichts der drohenden

Wetterwolken, welche an seinem gesellschaftlichen Horizont finster und hastig emporstiegen, einigermaßen bekümmert, wenigstens sehr nachdenkend gewesen sein; letzteres war der Baron auch, aber ohne daß irgend eine Bekümmernis an diesem Nachdenken Schuld gewesen wäre; vielmehr nickte er zuweilen befriedigt mit dem Kopfe oder lachte vergnügt in sich hinein, und als er jetzt an dem dumpfen Rollen der Räder hörte, daß er unter dem gewölbten Steinportal des Palais angekommen sei, öffnete er behende wie sonst den Schlag seines Wagens, sprang hinaus und sagte freundlich zu dem Jäger, indem er seinen Mantel abwarf, er bäte ihn, seinen Wagen nicht zu vergessen.

Lukas nickte und fuhr davon.

Der Baron schritt durch die geöffneten Glasthüren festen Schrittes und aufrechten Hauptes an den sich tief verneigenden Portiers und Lakaien vorbei und ging auf dem dicken Teppichstreifen die breite Steintreppe hinauf, welche durch Gewächse aller Zonen und durch Reihen blühender Blumen zu einer Gartenterrasse umgewandelt war.

Der Baron erschien in der That etwas spät an den Thüren des Vorzimmers, und da es keine Kleinigkeit ist, auf einem Hofballe zu spät zu kommen, so würden viele an seiner Stelle diese geheiligten Räume mit bangem Herzen betreten haben, wenn sie auch nicht, wie er, mit doppelter und dreifacher Schuld beladen gewesen wären. Geräuschlos öffneten ihm die Kammerdiener die Thüre eines ersten Zimmers und er trat stolz und vornehm hinein.

Hier waren solche Gäste versammelt, welche als Beamte von der und der Rangklasse zu den größeren Bällen bei den höchsten Herrschaften geladen wurden, meistens ältliche und gebrechliche Gestalten mit eckigen Haartouren, steifen, ernsthaften Gesichtern, weißen, mehrere Stockwerke hohen Halsbinden und eben solchen Westen, deren Schnitt etwas Patriarchalisches hatte. Die Fräcke dieser Herren stammten gleichfalls nicht aus dem letzten Jahrzehent und waren meistens aus der Frühlingszeit ihres Lebens, weshalb sie auch größtenteils etwas Leichtes, Idyllisches hatten; vorn war

es unmöglich, sie zusammenzuknöpfen, und hinten endigten sie mit langen Schößen im Schwalbenschwanzgeschmack. So standen sie eng geschart, die kleinen Würdenträger des Beamtentums, in zwei

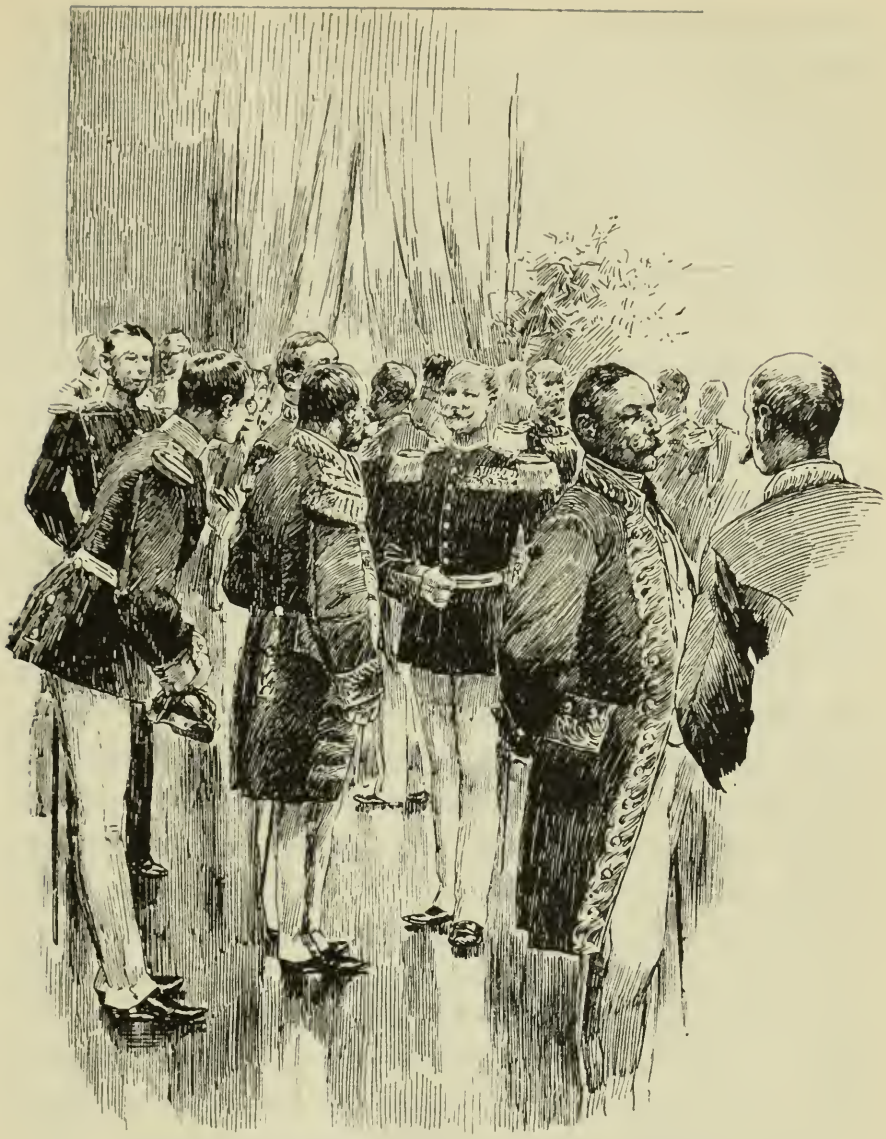
Reihen, einen Durchgang frei lassend, und sowohl die Eingangs- wie die Ausgangsthüre fest im Auge behaltend, allzeit fertig, durch einen tiefen Bückling die Aufmerksamkeit einer hohen Person auf sich zu ziehen.

Unter ihnen befanden sich etliche jüngere Gestalten, einige mit aufgeweckten Gesichtszügen und gewissermaßen eleganter Toilette, junge Künstler, welche die kunstliebende Fürstin nicht zu vergessen pflegte und die sich hier zeigen durften. Ihre Hofballexistenz war eigentlich nicht lustiger und vergnügter als die der anderen Herren, bei welchen sie standen; einige der Keckſten unternahmen wohl schüchtern eine Entdeckungsreise in die angrenzenden höheren Regionen, kehrten aber baldigst zurück, geblendet von dem Sternenschimmer und dem Kerzenglanz; nur zuweilen wagte es ein außerordentlich unternehmender Segler und wand sich durch die starren Eismassen der Hofherren hindurch in die Nähe des Tanzsaales, bis es für ein so kleines, unbedeutendes Schifflein kein Fahrwasser mehr gab, oder bis dem Wagehals an einem gewaltigen Eisblock in Gestalt einer dicken, alten Hofdame, die nicht zu umsegeln war, der Schiffbruch drohte.

Der Baron grüßte die sich verneigenden Beamten freundlich, winkte hie und da einem Künstler mit der Hand und bemerkte mit ordentlichem Wohlgefallen, wie kühl und förmlich ihn der Kavalier des Hauses, ein alter, eingetrockneter Kammerherr, grüßte. Der Baron konnte es nicht unterlassen, ihm auf das freundlichste die Hand zu drücken und sie ihm länger als gewöhnlich zu schütteln, wobei er sich freute an der erschrecklichen Freundlichkeit, mit welcher ihn der verlegene Kavalier angrinste.

In diesem zweiten Zimmer sah es schon ganz anders aus: hier glänzten und strahlten die verschiedenartigsten Uniformen und höhere Beamte und Stabsoffiziere freuten sich allda ihres Lebens. Schüchterne Lieutenants, die eben in die Welt traten und in der Gesellschaft noch nicht vorgestellt waren, rüsteten sich klopfenden Herzens und versuchten es, unter immerwährenden Entschuldigungen, unter tausend Verbeugungen und süßen Worten, den Durchgang zum Ballsaal zu erzwingen.

Im dritten und vierten Zimmer bemerkte man vereinzelte Damen, sowie deren in kleinen Gruppen, welche von ältlichen Herrn eifrig unterhalten wurden.



Man könnte die Zimmer eines Hofballs füglich mit den verschiedenen Regionen eines Gebirges vergleichen — erstes Zimmer Schneeregion, wenige verkrüppelte Zwergtannen; zweites Zimmer: hochstämmige, steife Fichtenwaldungen, einige Vogelkirschen mit roten glänzenden Beeren; drittes und viertes Zimmer: etwas wärmeres Klima, vereinzelte Alpenblumen, die schon ein rauheres Klima vertragen können, und einige Erlen im Gespräche mit unter-

schiedlichem Nadelholz; im fünften und sechsten Zimmer blühen schon seltenere Gewächse aller Art; auch Brillanten gedeihen hier, doch erlangen sie in diesen Gemächern noch nicht vollkommene Reife und große Schönheit; stark vergoldetes Silber, Granaten, Bernstein, Emaille ist vorherrschend; etwas tiefer unten im achten, neunten Zimmer und neben dem Ballsaale entfaltet sich aber vor dem erstaunten Auge die ganze Pracht einer südlichen Zone; Brillanten sind vorherrschend, und große Rubinen mit dem flammenden tiefen Rot, prachtvolle, fein gezackte Spitzen in den phantastischsten Zeichnungen wallen auf Roben von weißer und farbiger Seide. Bunte Stoffe mit den glühendsten Farben flattern, Fächer mit bunten Federn zittern hin und her, glänzende Augen strahlen, und zwischen allem dem befinden sich schwarze Fräcke, steif und unheimlich, oder spazieren umher wie hochmütige Raben auf einem Schneefelde unter anmutig gezackten Eis- und Schneeblumen.

Der Baron hatte auf seiner Wanderung bis hieher unterschiedliche und durchaus nicht zu verkennende Merkmale entdeckt, welche ihm deutlich sagten, daß im Morgenrot des Lebens sein Stern schon verblichen. Eine Whistpartie wurde ihm im vierten Zimmer angetragen, er aber gleich darauf von seinem Partner gebeten, sein schlechtes Gedächtnis zu entschuldigen, indem Graf X die vierte Karte bereits in Empfang genommen. Altliche Damen, mit denen er sonst auf dem freundlichsten Fuße stand, hatten seinen Gruß mit einem unendlich tiefen und förmlichen Knix erwidert, eine Schar von Comtessen endlich schauten ihm neugierig und erwartungsvoll nach und folgte ihm in einiger Entfernung, um seinen Empfang bei den hohen Herrschaften zu sehen.

Das Gift gegen ihn hatte tüchtig gewirkt und die Mitteilungen über ihn waren von seiner Freundin, der Gräfin Klara, gewissenhaft benutzt worden; er sah nicht ohne Lächeln, wie Frau von C. bei seinem Eintritt überrascht das Taschentuch an das Gesicht führte und wie ihn die Gräfin Klara scheinbar mit einem Blicke des größten Erstaunens grüßte.

Nach allem dem gehörte seine ganze Gewandtheit dazu, um

sich völlig unbefangen und ebenso elegant und redselig wie sonst dem Kreise der höchsten Damen zu nähern, der fürstlichen Wirtin sein Kompliment zu machen und mit dieser liebenswürdigen Dame in dem Gespräche fortzufahren, in dem Moment, als die alte Herzogin hinter ihrem riesenhaften Fächer sein tiefes Kompliment erwiderte, als habe sie nicht ihm, sondern einer Schar liebenswürdiger kleiner Kinder zugelächelt, die auf eben diesem Fächer gemalt waren.

Diese so sichtbar ausgedrückte Ungnade fiel für die noch nichts Wissenden des glatten Hofzirkels wie ein Stein auf die glatte Fläche eines Sees und zog weite Kreise, die sich immer mehr ausdehnten und den Sturz den entfernten Gestaden mitteilten.

Was kümmerte aber alles dies den Baron? Stand nicht hinter dem Stuhle der jungen Herzogin das Hoffräulein, seine angebetete Pauline, die Königin seines Herzens, vor seinem Gewissen und vor Gott seine Braut? Er hätte Stunden lang hier stehen können, von allen begafft, von niemand angeredet, wenn er nicht hätte fürchten müssen, die Ungnade, welche auf ihm lastete, auch auf die unschuldige Quelle derselben überzutragen, indem sein Auge nur an ihr hing, an ihr, die sich verwirrt zu einer Bekannten niederbeugte, um ihr etwas Gleichgültiges ins Ohr zu sagen.

Aus diesem Grunde aber riß er sich aus dem ihm so süßen Anblicke los, machte seine Verbeugung und trat zurück. Wo er aber ging und stand, fühlte er deutlich, wie die Blicke der Umstehenden auf ihm hafteten, und hörte, wie man sich in die Ohren zischelte, und konnte lächeln, wenn er bedachte, wie unzählige falsche Vermutungen man über ihn wohl habe und welche Ursache für die Ungnade, in die er so plötzlich gefallen, angegeben wurde.

Der Ball nahm unterdessen seinen Fortgang, und die Zeit rollte unaufhaltsam dahin, wie es diese sanfte Trösterin für alles menschliche Unglück ja immer zu machen pflegt. Stunde um Stunde verrann hier im Tanzsaal unter rauschender Musik, unter fröhlichen Menschen — sie waren es wenigstens dem Äußern nach,

— berechnet nach Walzer, Mazurka, Française, und verrann ebenso in irgend einem dämmerigen Krankenzimmer, wo die Sekunden gezählt wurden von fieberhaften Pulsschlägen und tiefen, schweren Atemzügen. — —

Die Lieutenants und andern jungen Herren tanzten mit den jungen Damen nach der rauschenden Musik, und die älteren Damen saßen in lebhafter Unterhaltung um die Kamine; die älteren Herren spielten Whist oder ennuyierten sich; von den Bewohnern der Schneeregion verschwand einer nach dem andern, zufrieden, sich gezeigt zu haben und auf dem Hofballe gewesen zu sein.

Der Baron schritt durch den Tanzsaal, wechselte mit guten Bekannten, die sich aus der Ungnade, welche über ihn verhängt war, nichts machten, einige freundliche Worte, und stieß endlich auf seinen Gast bei dem heutigen Diner, den er unter dem Arme nahm und in ein Nebenzimmer zog.

„Höre," sagte dieser lachend, „du thätest besser, meinen Arm loszulassen; Mensch, du kompromittierst mich auf eine fürchterliche Art, siehst du? schon schaut man neugierig auf uns herüber! O Gott! wenn das meine Schwester Klara sieht, so werde ich heute Abend keinesfalls zum Tanze kommandiert!"

„Laß das gut sein," versetzte der Baron, „meine Sonne geht unter, um sich desto strahlender wieder emporzuschwingen; ich bin ein schwüler Sommerabend, ein heftiges Gewitter hat mich verfinstert, dann folgt aber eine liebliche milde Nacht; du weißt, wenn die Wolken sich wie weiche Schleier anmutig dehnen und wenden und einen pas de shawl mit dem Monde tanzen. Jetzt tändeln sie um ihn herum und lassen nur an dem sanften Glanze ahnen, wo sich der schöne Himmelskörper befindet; jetzt hebt sich das silberne Gewebe und er lauscht verschämt hindurch; die untern Wolken sinken abwärts und bald steht ein ungetrübter, klarer Himmel vor uns."

„Das ist alles schön und gut," sagte der andere, nachdem sich die beiden in einem entfernten Zimmer in zwei Fauteuils am

Kamine niedergelassen, „das ist alles schön und gut, aber ich glaube, deine Nacht wird verzweifelt lang sein, so eine Polarnacht, und wenn deine Sonne wirklich wieder aufsteigt, leuchtet sie trübselig

am Horizont durch dichte Nebel und erhebt sich zu keinem rechten Licht und Glanze mehr."

Der Baron bemühte sich, die glimmenden Holzblöcke in dem Kamin anzufachen, und als ihm dieses gelang, so daß die Flammen hell hinaufschlugen, sprach er triumphierend: „Glänzend wird sie wieder strahlen, die Flammen meines Glückes werden auf-

schlagen wie die Flammen aus dieser erloschenen Glut; aber ernstlich gesprochen, gieb mir einen Rat, was in meiner Sache zu machen ist."

„Da ist guter Rat auf jeden Fall teuer," entgegnete der andere, „oder sehr wohlfeil, wie du willst. Laß morgen früh einspannen, fahre zur alten Herzogin und halte um die Hand des Hoffräuleins an; du bist eine der ersten Partien, die ich kenne, man wird dir das Mädchen im Grunde nicht abschlagen!"

„Und wenn sie es doch thun, wenn sie sich darauf kaprizieren, mir ihren Besitz zu verweigern, wie dann?"

„Ja, was dann? dann bleibt freilich nichts übrig —"

„Als Paulinen zu entführen, meinst du."

„Bst, bst, bst!" sagte der andere erschrocken und sah sich schüchtern rings um; „wie kann man nur so etwas sagen! eine Entführung bei Hofe! das ist ja seit ewigen Zeiten nicht vorgekommen."

„Weil es sich seit ewigen Zeiten der Mühe nicht lohnte, von da etwas zu entführen; aber verzeihe mir den Spaß, ich denke nicht im entferntesten an dergleichen. Meine Meinung ist ebenfalls, ich lasse mich morgen früh melden und werde neugierig sein, zu erfahren, welche Gründe man geltend machen könnte, um mir die Hand des Fräuleins zu versagen."

„Das ist alles ganz schön und gut," entgegnete der andere, „aber ich kann dir versichern, daß es ihnen an Gründen durchaus nicht fehlt; es wäre bei Gott am besten, du näherteſt dich auf die eine oder die andere Art der Frau von C. wieder. Du kannst ihr ja vielleicht sagen oder sagen lassen —"

„Ich liebe eigentlich nur sie," willst du sagen. „Nein, nein! ich habe gegen sie gefehlt, ich hätte ehrlicher sein sollen, ich habe unter der Maske gespielt, das ist wahr; aber wenn ich mich ihr je wieder nahe, so sei es mit offenem Visir und sei es, indem ich durch ein offenes Bekenntnis meiner Liebe zu Paulinen den Versuch wenigstens mache, mich in ihrer Gunst zu restaurieren."

„Aber eben zu diesem Zwecke mußt du dich der Baronin wieder nähern," antwortete der andere und sah mit Schrecken auf seine Uhr, wie schnell die Zeit vergehe. Er versicherte, zu einem Walzer, der nächstens anfangen müsse, und zu einer Mazurka, zu einem Strohmann im Whist engagiert zu sein, und schwor, für einige sehr wichtige Causerien in Anspruch genommen zu sein.

Aus all' diesen Gründen stand er von seinem Fauteuil auf und wiederholte: „Aber eben zu diesem Zwecke halte ich es für dringend notwendig, daß du es versuchst, bei Frau von C. vorzukommen. Zum Teufel! du mußt nicht den Allzukostbaren spielen und vor allen Dingen nicht vergessen, daß die Einwilligung zu einer Verbindung mit Paulinen sehr von der Baronin abhängen dürfte."

Bei diesen Worten hatte der Graf eine sehr wichtige Miene angenommen, zupfte vor dem Kaminspiegel seine Halsbinde in die Höhe und strich wohlgefällig das rote Ordensband, welches um dieselbe geschlungen war, nieder. „Glaub' mir, Charles," fuhr er fort, „ohne Frau von C. geht's nun einmal nicht; schreib' ihr zwei Zeilen, und noch heute Abend, jetzt gleich — dort auf dem Tischchen steht alles, was du brauchst; man läßt es ihr heute Abend noch zukommen — es ist wahrhaftig das Beste so."

Der Baron sah nachdenkend in die Flamme des Kamins und stieß mit dem Schüreisen die glühenden Kohlen zusammen; er schien sich nur ungern der Baronin zu nähern, sah aber zu gleicher Zeit, wie notwendig es sei, diesen Schritt zu thun.

Der Graf fuhr fort: „Je mehr ich mir das überlege, so ist dies der einzige Weg, zu dem Ziele zu gelangen. Nebenbei gesagt, bist du der Frau v. C. wahrhaftig eine kleine Erklärung schuldig; schreib' ihr also zwei freundliche Zeilen, aber ganz in demselben Stil wie früher, und bitte sie, sie möge dir auf morgen eine Stunde bestimmen."

Der Baron ging widerstrebend an den kleinen Schreibtisch, aber er ging und schrieb mit noch größerem Widerwillen sechs Zeilen, die er in ein Couvert steckte, versiegelte und seinem Freunde übergab.

„Da nimm!“ sagte er, „aber besorg's pünktlich, ich fahre gleich nach zwölf Uhr zu Hause; wenn du nach dem Ball noch einen Augenblick bei mir vorkommst, soll mich's freuen, im andern Fall aber laß mich mein Schicksal morgen früh mit ein paar Worten wissen.“

„Du gehst schon?“

„Was soll ich hier machen? Pauline kann ich ohne Aufsehen zu erregen, nicht sprechen; Prinz Eugen wird von der alten Herzogin nicht losgelassen, und im übrigen ist mir draußen Regen und Schnee lieber, als all' die Gesichter hier, die es heute für unverantwortlich von mir halten, daß ich in der Welt bin, daß ich überhaupt je geboren wurde. — Gute Nacht!“

Der Graf steckte das Briefchen in die Westentasche, fuhr emsig mit der rechten Hand über seinen linken Handschuh, wo sich eine kleine Falte gezeigt, und ging in den Ballsaal zurück.

Der Baron blieb noch einen Augenblick stehen und seine Augen folgten ihm; doch glitten seine Blicke bei der dahinwandelnden Gestalt vorbei und blieben auf einer Française haften, die sich im Tanzsaal aufgestellt. Sie war es, die dort hervorleuchtete, umgeben von Ordenssternen und Brillanten, und es kam ihm vor, als werde jede Figur nur deshalb gezogen und ausgeführt, um ihre Schönheit in vollem Licht zu zeigen. Wie stolz und doch lieblich schritt sie einher an der Hand des fürstlichen Wirtes, des Prinzen Eugen — und dieses herrliche Mädchen war sein, und was das Schönste war, es wußte niemand von dem geschlossenen Bund dieser beiden Herzen; ja, niemand Fremdes kannte dieses süße Geheimnis, niemand, als dort das Mädchen selbst im Glanz von tausend Kerzen und hier er, in dem halb dunklen Zimmer, sie von fern betrachtend! Der Baron mußte sich mit Gewalt von dem Anblicke losreißen und eilte, indem er die glänzenden Zimmer hinter sich ließ, über eine kleine, ihm bekannte Treppe hinunter in das Vestibule und dann hinaus in die Nacht.

Der Graf war in den Ballsaal getreten und glitt durch einen Haufen Zuschauer, welche bewundernd die Française betrachteten;

leicht und gewandt schoß er dahin, mit vollen Segeln, bald seine Flagge hoch am Mast tragend, bald dieselbe tief senkend vor einer höchsten Person und war gerade im Begriff, sich bei mehreren Damen an einem Kamin zu einer Causerie niederzulassen, als er plötzlich von seiner Schwester Klara geentert wurde, die ihn in ein schon ziemlich leer gewordenes Vorzimmer entführte.

Die Dame stellte sich an einen Marmortisch, stützte die eine Hand darauf, während sie mit der andern ihr großes Ballbouquet schwang, und sagte: „Nun, du kannst es brauchen, daß du dich stundenlang mit dem Baron Karl in ein Nebenzimmer zurückziehst, vor den Augen des ganzen Hofes bei einer so offenkundigen Ungnade!"

„Bah!" entgegnete der Bruder, „was geht das mich an! Mit deiner Wut, alle Geschichten zu vergrößern! Stundenlang, sagst du, sei ich mit ihm in einem Nebenzimmer gewesen? — Kaum eine Viertelstunde, und wer wird's gesehen haben, wer wird auf uns achten?"

„Auf dich allerdings niemand," lachte spöttisch die Schwester, „aber dem Baron folgen heute Abend tausend Augen. Und wenn ihr nur etwas Wichtiges zu verhandeln hättet! Aber was wird's sein? ein neues Pferd, eine Whistpartie, — wie gesagt, Alfons, du solltest klüger sein. — Mit wem hast du heute Abend getanzt? Bist du von einer fürstlichen Person befohlen worden? — Natürlich nein!" fuhr die Schwester nach einer kleinen Pause fort, als der Graf schweigend, aber im Gefühl seiner sonstigen Unwiderstehlichkeit Kravatte und Ordensband abermals zurecht rückte — „natürlich nein! weil jedermann weiß, wie liiert du mit dem Baron bist — und dich obendrein mit ihm absondern! sei klug, Alfons!"

„Bah!" sagte abermals der Graf, „bedenke nur, Klara, ein Freund und so eine einfache Ungnade!"

Die Gräfin ließ fast vor Schrecken ihr Ballbouquet fallen. „Eine einfache Ungnade, sagst du? — eine dreifache, eine zehnfache, eine tausendfache sag' ich dir! und deine Existenz bei Hofe

so aufs Spiel setzen! wegen gar nichts, wegen eines morgigen Diners, wegen einer Opernprobe oder dergleichen! nicht wahr?"

„Du bist einmal wieder voreilig und oben hinaus wie immer!" entgegnete Alfons wichtig thuend und fuhr fort, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Briefchen noch in seiner Westentasche war: „Wir haben Wichtiges verhandelt, sehr Wichtiges!"

„Wichtiges?" spottete die Schwester; „hat er dich vielleicht aufgeklärt über sein Verhältnis zu der armen Adelaid — das Ungeheuer! — so sprich doch, wenn du etwas weißt!"

Der Graf sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, lächelte abermals sehr wichtig, zog das Briefchen aus der Tasche und sagte, indem er es seiner Schwester zeigte: „du siehst nun, daß weder von einem Diner, noch von einer Opernprobe die Rede war; ich soll das der Frau von C. übergeben."

„So gieb her!" sagte eifrig die Gräfin und wollte das Billet an sich nehmen, „ich kann es besser besorgen als du."

„Unmöglich, liebe Klara!" entgegnete der Graf lachend, „das ist für mich viel zu wichtig, ich muß der Frau von C., deren Augen wahrscheinlich unter den Tausenden waren, die mir nachgesehen, begreiflich machen, was ich in dem Nebenzimmer zu thun hatte — 's ist nur wegen der Ungnade," setzte er spottend hinzu.

Die Gräfin biß sich auf die Lippen und nachdem sie einen Moment nachgedacht, war sie entschlossen, dem Bruder bei der allmächtigen Hofdame den Rang abzulaufen und ihr tröstend zu versichern, der Baron scheine sein grenzenloses Unrecht einzusehen und werde den Versuch machen, sich ihr de- und wehmütig zu nahen. Damit rauschte sie hinaus und ließ ihren Bruder stehen.

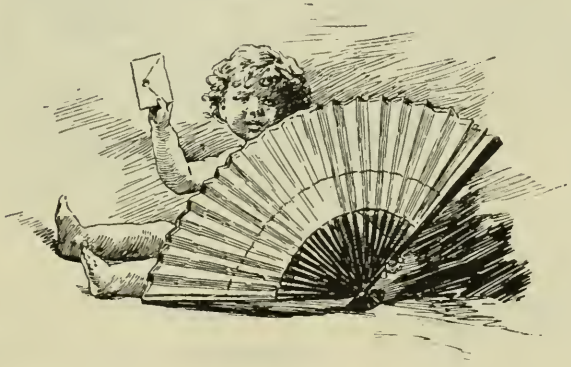
Dieser säumte auch nicht lange und hatte bald die passendste Gelegenheit gefunden, sein Billet der Hofdame überreichen zu können.

Frau von C. verließ in der nächsten halben Stunde ihre Gesellschaft, warf sich in einen einsam stehenden Fauteuil, der durch eine Gruppe riesenhafter Orangenbäume gedeckt und vereinzelt dastand und nahm den Grafen sehr gnädig auf, der ihr mit wenigen

entschuldigenden Worten das Briefchen übergab und sich dann schleunigst zurückzog. Ihm kam es vor, als habe ihre Hand gezittert, als sie das Billet übernahm; doch beobachtete er sie aus der Ferne und sah bald darauf, wie sie sich triumphierend von ihrem Fauteuil erhob und unter der Menge verschwand.

„Ich möchte doch wissen," sagte Alfons zu sich selber, „was dieser Kerl da geschrieben hat; ich fürchte, er dreht den Mantel nach dem Winde, — arme Pauline!"

Seine Vermutung, als habe der Baron etwas außerordentlich Freundliches und Liebenswürdiges geschrieben, wurde für ihn fast zur vollkommensten Gewißheit durch die gnädige Behandlung, die ihm von der Frau von C. später zu teil ward. Nicht nur, daß sie fast zehn Minuten lang über die gleichgültigsten Dinge, aber vor den Augen der alten Herzogin, mit ihm sprach, sondern es wurde ihm auch das hohe Glück zu teil, auf dem heutigen Balle zweimal zum Tänzer für die jüngeren Prinzessinnen befohlen zu werden — Glückseliger Alfons!



Zwölftes Kapitel

Das Kutscherzimmer des königlichen Marstalles war an Ballabenden wie der heutige der Versammlungsort für sämtliche dienstthuende Kutscher, welche sich hier durch allerlei Kurzweil die Zeit bis zur Mitternacht vertrieben und alsdann ihre Wagen wieder einspannten, um ihre Herrschaften vom Balle abzuholen.

Dieses Gemach, in den Mansarden des Marstalls gelegen, war außerordentlich groß und wurde zur Geschirrkammer für alte Prachtstücke gebraucht, welche außer Kurs gekommen waren und nur hie und da noch bei Maskeraden, Karussels und dergleichen benützt wurden.

Rings herum an den Wänden hingen diese alten Geschirre, reich mit Silber und vergoldeter Bronze beschlagen, mit bunten Bändern und farbigem Samt aufgeputzt, in seltsamen Formen, die ein Sattler unserer Zeit in seinen kühnsten Phantasien nie mehr hätte erfinden können. Daneben standen ungeheuerliche Sättel, und wo die blanken Nägel saßen, da hatte der Rost jedesmal einen kleinen braunen Ring herumgezogen oder das Zeug durchfressen, und sie stacken vereinzelt in dem Holz. Auch alte, merkwürdig aussehende und sonderbar verzierte Schlitten waren da mit vergoldeten Gestellen, auf welchen Hirsche, Bären und andere Untiere standen, deren Leib oben geöffnet und mit schwarzem Pelz ausgeschlagen war, um die Herrschaften in sich aufzunehmen. Diese waren ebenfalls seit undenklichen Zeiten nicht mehr gebraucht worden und schauten wehmütig zu den kleinen Fenstern der Mansarde hinaus, wenn draußen der Schnee fiel und sie zurückbleiben mußten. Ingrimmig sperrte ein weißer Eisbär seinen Rachen auf, und wir sind überzeugt, daß er hie und da einen klagenden Laut ausstieß und wütend sein Schellengeschirr schüttelte, wenn draußen die lange Peitsche knallte, wenn die Schellen an lustig dahinfahrenden Schlitten klingelten, wenn Fackelglanz an den trüben Fenstern vorbeifuhr, das Gemach auf einen Augenblick wie Blitze erhellend.

Die ganze Einwohnerschaft dieses Zimmers war überhaupt recht gespensterhaft und sehr geeignet zu einem tollen Getreibe um Mitternacht. Da stand das Schlachtroß irgend eines alten Herzogs, plump ausgestopft, mit den glasigen Augen weit in unabsehbare Fernen hinausstierend, als erblicke es die Vergangenheit und sehe deutlich vor sich das alte blutgetränkte Feld, wo es sich zum letztenmale wiehernd gebäumt, und die alten Fahnen, denen es voll Kampfbegierde gefolgt. Auf seinem Rücken lag derselbe

alte Sattel, und in dessen Halftern stacken noch dieselben alten Pistolen, die sein Herr gebraucht. In der einen befand sich vielleicht noch altes verrostetes Pulver, eine alte, fleckige Kugel und irgend ein zweihundertjähriger Papierpfropfen, abgerissen von einem unvordenklichen Landesanzeiger.

Neben diesem Schlachtroß befand sich ein kleines Voltigierpferd von einem außerordentlich füllenartigen Ansehen; der Kopf hatte einen höchst wunderlichen Ausdruck und schaute auf dem dünnen Halse sehr altklug in die Welt; dazu der runde, mit Leder ausgestopfte Rücken, die vier geraden, unten ausgestreckten Beine, unförmlich und eckig, wie die eines lebendigen Füllens. Dieser Voltigierbock war um die Mitternachtsstunde das prachtvollste angehende Geisterpferd, das man je hätte sehen können; wie schauerlich und komisch zugleich, wenn es, von irgend einem Kobold geritten, dahergaloppiert wäre, beständig stolpernd mit den unbehilflichen, steifen Beinen und beständig wackelnd mit dem viel zu schweren Kopfe!

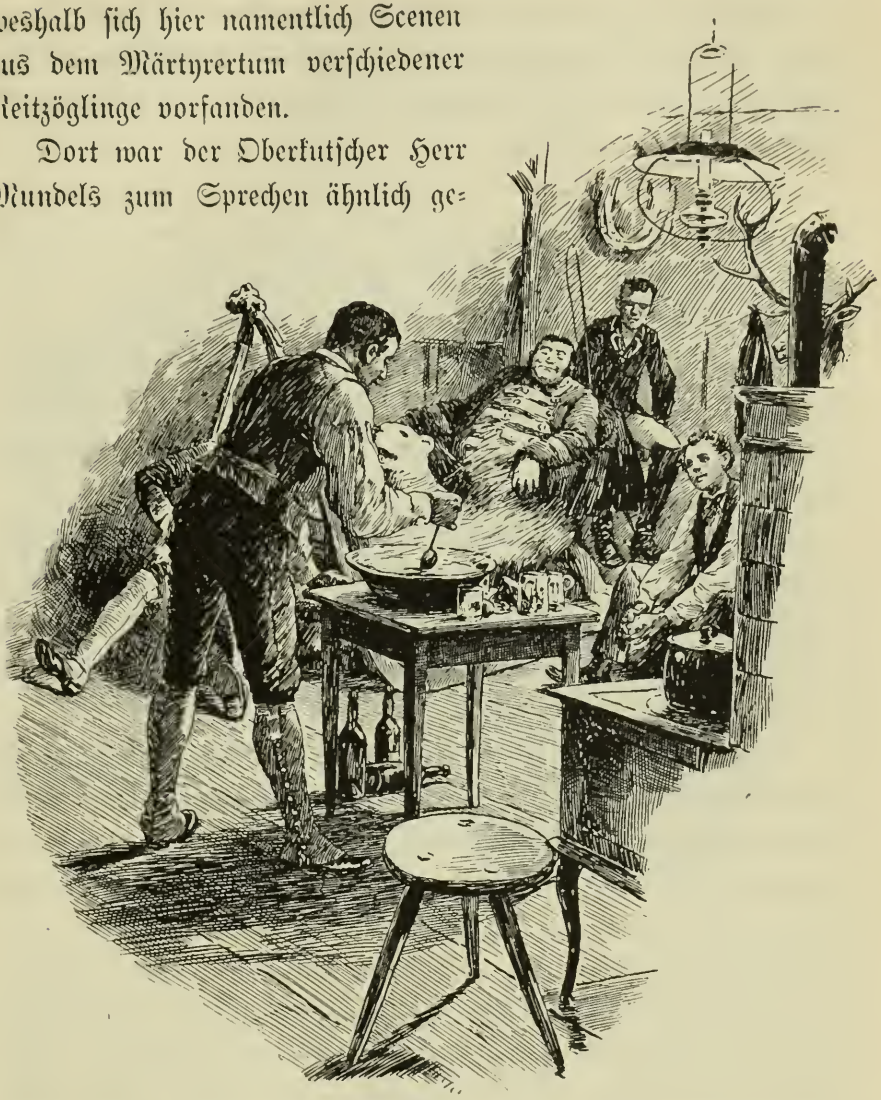
Wenn wir uns auch nicht unbedingt für das Dasein von Spukgestalten und Gespenstern aussprechen, so glauben wir doch lebhaft an leise Gespräche, welche das hohe, weitgereiste Schlachtroß mit dem kleinen, nicht über die Sattlerwerkstatt und den Marstall hinausgekommenen Voltigierpferd zur Erinnerung an alte, herrliche Tage für das eine und zur Belehrung für das andere hielten.

„Giebt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?"

Wenn man nun zu diesem kleinen Gemach sehr niedrige Mansardenfenster nimmt, mit kleinen Scheiben, die angelaufen sind und trüb und dunstig in allen Farben des Regenbogens spielen und obendrein durch dichte Spinngewebe tief verschleiert sind, und wenn man hiezu die sonderbaren Fresken betrachtet, welche von der kunstreichen Hand talentvoller Stallbuben keck auf die schmutziggelben Wände geworfen, Bilder aus dem Stalldienst oder Stillleben im Stalle darstellend, so kann man dieses Gemach nicht geradezu wohnlich und annehmlich finden.

Die eben erwähnten Fresken waren entstanden zu einer Zeit, als das Zimmer eine Art von Carcer für die Stallbuben war, weshalb sich hier namentlich Scenen aus dem Märtyrertum verschiedener Reitzöglinge vorfanden.

Dort war der Oberkutscher Herr Mundels zum Sprechen ähnlich ge-



troffen, wie er im Begriffe war, mit einer Hand von sechs Fingern eine ungeheure Ohrfeige auszuteilen; hier stand ein arabischer Hengst, der, wenn die Zeichnung vollkommen korrekt war, was Körperschönheit anbetraf, freilich weit hinter dem Voltigierbock zurückblieb, und war derselbe in dem Moment aufgefaßt, wo er sich vermittelst mehrerer, der Anatomie bis jetzt un-

bekannter Gelenke in seinem Rückgrate, aufs allermerkwürdigste bäumte.

Daneben sah man Hinrichtungen verruchter Verbrecher, sowie einige Stallobere gezeichnet, sinnreich mit der Erscheinung einiger handfester Mägde in Verbindung gebracht, wie sie offenbar auf verbotenen Wegen gingen.

Bei Abend dagegen, wenn namentlich, wie es heute der Fall war, in dem Zimmer einige Talglichter brannten, wenn der große Ofen in der Mitte eine behagliche Wärme ausströmte, so daß der Schlitten-Eisbär vor Wärme beinahe zu heulen anfing, — eine merkwürdige Thatsache, welche die Menageriebesitzer zu behaupten pflegen, — wenn die leblosen Gestalten rings umher, wie heute, mit lustigen Gesichtern besetzt waren, so befand man sich nicht so übel in dem alten Kutscherzimmer.

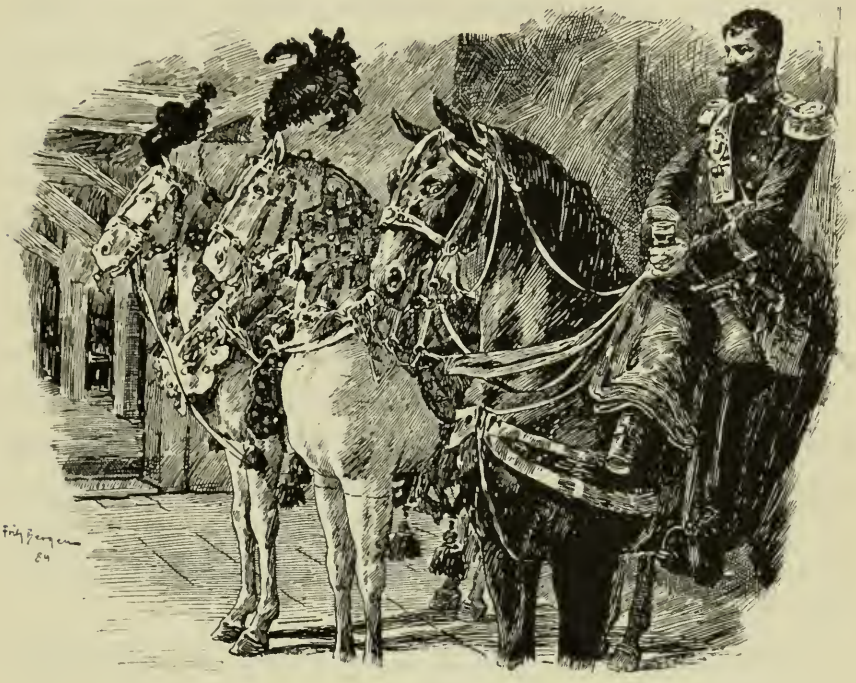
Wenn wir soeben von den leblosen Gegenständen rings umher sprachen, die von den Anwesenden besetzt seien, so ist dies buchstäblich zu verstehen; denn da es in dem Kutscherzimmer an Stühlen und Bänken fehlte, so wurden Schlitten oder Sattelböcke zum Liegen oder Sitzen benutzt.

Der Oberkutscher, Herr Mundels, welcher die Einladung Josephs auf eine Herzstärkung herablassend angenommen, hatte es sich in einem Schlitten bequem gemacht und ruhte in dem Bauche des erwähnten Eisbären, denselben vollkommen ausfüllend; hinter ihm auf der Wurst hockte ein Vorreiter, die Peitsche im Stiefel, und ein anderer Kutscher hatte sich vorn auf das Trittbrett gesetzt, dem Vorgesetzten die Aussicht auf den Ofen und den Punsch gehorsamst freilassend. Joseph befand sich neben dem Ofen selbst, schüttete Rum und warmes Wasser in eine sehr große Waschschüssel, schnitt Zitronen und Zucker hinein, ungefähr in denselben Dimensionen, wie man den Pferden das Brot einbrockt, und rührte diese Brühe behutsam mit einem zinnernen Löffel um, nachdem er denselben vorher vermittelst seines Sacktuches vom Staube gereinigt.

Im ganzen waren acht Personen hier versammelt, worunter unser Bekannter, der Herr Dubel, der neben dem Ofen auf dem

defekten Sitz einer Kutsche saß, den er aus einem Winkel herbeigeschleppt hatte.

Seinen Frack hatte der Schneider zwischen die Geweihe eines Schlittenhirsches zum Trocknen aufgehängt und fühlte sich in dem ihm verheißenen und auch zu teil gewordenen Kutschermantel, durchglüht von dem warmen, starken Getränke, äußerst behaglich.



Jean, der nicht fehlte, hatte sich ein Lager auf dem Boden zubereitet und ruhte da auf einem alten ledernen Sitzkissen. Zwischen dem Gastgeber selbst und dem Jäger Lukas, der ebenfalls erschienen war, hatte sich ein kleiner Höflichkeitsstreit entsponnen, indem jeder dem andern den Sattel des Schlachtrosses anbot und jeder mit dem Voltigierbock vorliebnehmen wollte. Endlich aber drang Joseph durch, der Herr Lukas schwang sich auf den schwarzen Hengst, und das alte Gestell erzitterte, während er aufstieg, wahrscheinlich aus Freude über den stattlichen passenden Reiter; denn wie der Jäger da oben saß mit dem bleichen Gesicht und dem

kohlschwarzen Bart, in dem grünen, reich mit Gold geschmückten Kleide, fiel es jedem auf, wie sehr Pferd und Reiter zusammenpaßten.

Der Herr Dubel, der sehr für das Wunderbare geneigt war, versicherte, es sei ihm, als müsse der tote Hengst jeden Augenblick anfangen zu wiehern; und der Oberkutscher meinte, nachdem er einen tüchtigen Schluck von dem Punsch zu sich genommen, es habe durchaus keinen Anstand, daß der Jäger auf dem Schlachtrosse, wie der selige Herr von Rodenstein, der wilde Jäger, ausschaue. Lukas selbst fand diese Vergleichung außerordentlich passend und meinte, ein solcher Traum in dem gewöhnlichen, langweiligen Traum des Lebens würde ihm nicht so übel gefallen.

Joseph schwang sich, nachdem alle Gläser gefüllt waren, auf den Voltigierbock und setzte sich dort zurecht, beide Beine auf einer Seite, wie es in manchen Gegenden die Bauern zu machen pflegen, wenn sie zu Markt fahren.

„Ja, ja," unterbrach nach einer Pause der Oberkutscher die Stille, „es hat durchaus keinen Anstand, daß der alte Hengst mehr erfahren hat, als wir alle zusammen; wenn der erzählen wollte!"

„Es ist auf jeden Fall etwas Merkwürdiges um das Ausgestopftwerden," sagte Jean; „das ist doch dieselbe Haut von demselben Hengst, den der alte Herzog selbst geritten."

„Und dasselbe alte Sattelzeug und dieselben alten Pistolen," sagte Joseph, und Lukas fügte hinzu:

„Man fühlt sich auch ganz sonderbar hier oben, und wenn man so hinausstarrt und mit den Augen die Mauern durchbohrt, so kann man einen hübschen Schlachtenlärm träumen."

Jean, der sein großes Glas ausgetrunken hatte, konnte sich von der Idee des Ausstopfens nicht trennen und meinte, es sei sehr traurig, daß man nicht auch die Menschen solchergestalt konserviere, auf jeden Fall sollte man in jeder Familie das ausgestopfte Exemplar eines berühmten Vorfahren besitzen.

„Es muß doch eine ganz eigene Rasse von Pferden gewesen sein, diese Dinger da," sagte schüchtern der Vorreiter, „denn

wenn man annimmt, daß so ein Vieh den schweren Reiter trug und in der Schlacht bolzgerade in die Höhe stieg und sozusagen mitkämpfte, — das würde keiner mehr von unsern Gäulen thun."

„Das macht der Ehrgeiz und das Selbstgefühl," sagte wichtig der Oberkutscher; „in der heutigen Schlacht lauft alles in einer Reihe und eins verläßt sich auf das andere; aber damals gingen so zwei Reiter auf einander los — hast du mich gesehen! und wenn sich die Herren mit ihren Schwertern zerschlugen, so hieben die Pferde mit ihren Hufen auf einander los; ich habe einmal in einem Buch gelesen, wie das Schlachtroß eines Ritters mit dem rechten Huf die Lanze des Feindes auf die Seite schlug, während es mit dem andern das Pferd so auf die Brust stieß, daß es sich überschlug."

„Erstaunlich! — Unbegreiflich!" — sagten die Zuhörer, und der Oberkutscher, der in den Augen Josephs und des Jägers einige Zweifel zu lesen schien, fügte hinzu: „Ich versichere euch, dergleichen hat durchaus keinen Anstand und niemand von euch wird einem Pferde Klugheit und Mut absprechen."

„Das ist wahr," sagte der Kutscher auf dem Trittbrett, „ein Pferd ist das gescheiteste Tier in der ganzen Welt," und der Vorreiter fügte hinzu: „das allergescheiteste."

„Ich möchte mir erlauben zu sagen," mischte sich der Herr Dubel schüchtern in die Unterhaltung, „daß neben dem Pferde wohl der Elefant genannt werden könnte; der Elefant issss-t wohl ebenso intelligent wie das Pferd."

Der Oberkutscher dachte einen Augenblick nach, that einen tüchtigen Zug aus seinem Glase und sagte alsdann beistimmend: „Es hat durchaus keinen Anstand; namentlich ist der Elefant außerordentlich ehrgeizig; ich habe einmal in einem Buch gelesen, daß ein Elefant in einer Menagerie, der bei einer Vorstellung zu viel Rum trank und sich vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum berauscht zeigte, sich aus Scham und Reue selbst ums Leben brachte."

„Wahrhaftig!" riefen der Kutscher und der Vorreiter, und

der Herr Dubel erlaubte sich schüchtern zu fragen, wie der Elefant das angefangen, worauf der Oberkutscher versicherte, er habe sich an seinem Rüssel aufgehängt, und hinzusetzte mit einem Ton, der alle Zweifel niederschlug: „Es hat durchaus keinen Anstand, daß sich ein Elefant an seinem eigenen Rüssel aufhängen kann."

Diese Erzählung aber war den Anwesenden so wunderbar erschienen, daß eine Zeit lang tiefes Stillschweigen herrschte, und als darauf der Herr Dubel die Unterhaltung wieder aufnahm, zeigte dessen Frage, daß sich sein Geist mit etwas Phantastischem beschäftigte; denn er erkundigte sich, ob niemand von den Anwesenden wisse, ob die Benennung: „Gespensterwagen," welchen sein Freund, der Herr Joseph, heute Abend zu führen die Ehre habe, nicht irgend einen bestimmten und glaublichen Grund habe.

Joseph zuckte die Achseln und sagte, er habe sich nie darum bekümmert und die alte Benennung recht passend gefunden für das ewige Herumschwärmen des alten Gespensterwagens.

Der Kutscher auf dem Trittbrett aber meinte, indem er sich nach dem Oberkutscher umsah, er habe früher einmal etwas von einem Gespensterwagen gehört, und wenn eine dergleichen Geschichte wirklich existiere, so müsse dieselbe dem Herrn Mundels unbedingt bekannt sein.

„Es hat durchaus keinen Anstand," sagte der so schmeichelhaft Aufgeforderte, „daß einmal in früheren Jahren eine Geschichte mit einem Gespensterwagen passiert ist, und so viel ich mich deren erinnere, will ich euch davon mitteilen."

Joseph schwang sich von seinem Voltigierbock herab, füllte die Gläser aufs neue und der Oberkutscher erzählte:

„Vor langen Jahren, ich glaube, es war in der Zeit, wo der schwarze Hengst da noch als Füllen auf der Wiese herumlief, und wo die Schlitten und Geschirrstücke hier im Zimmer nur als etwas außerordentlich Prächtiges bei hohen festlichen Gelegenheiten gebraucht wurden, da war ein Ur-Urvetter meines Vaters ebenfalls

Kutscher bei Hof, und dem ist eine seltsame Geschichte mit dem Gespensterwagen passiert.

Da war nun ein alter Kammerherr bei Hof, der bei sehr vielen guten Eigenschaften eine Schwäche für Veilchen hatte: das ganze Jahr standen dergleichen Blumen blühend in seinem Zim-

Von Veilchen I und dem Gespensterwagen.

mer, seine Knieschnallen an den weißen seidenen Strümpfen waren mit Veilchen gestickt, seine Beinkleider waren veilchenfarben und die goldenen ziselierten Knöpfe auf seinem Rock bildeten ebenfalls diese Blume; dabei hatte er gewöhnlich einen Veilchenstrauß in der Hand, seine sämtlichen Kleider rochen nach Veilchenpulver und die Hofherrn nannten ihn nur Veilchen I.

Der Kammerherr wäre ein vortrefflicher Mann bei Hof gewesen, wenn er nicht einen großen Fehler gehabt hätte: er litt nämlich an einer fürchterlichen Zerstreuung, die sich schon öfters kund gethan und manche komische Geschichte hervorgebracht hatte.

Endlich eines Tages wurde er beauftragt, eine sehr vornehme Dame zum Hofdiner abzuholen. Hätte man nun schon damals die kleinen miserablen zweisitzigen Coupés gekannt, welche, beiläufig gesagt, kein ordentlicher Kutscher imstande ist, würdevoll und

großartig zu führen, so wäre dem Kammerherrn wahrscheinlich nichts passiert; aber in jener Zeit war ein Hofwagen eine majestätische schwere Maschine, sechssitzig, mit hohen Spiegelgläsern, auf allen Seiten schwer vergoldet, mit ungeheuer hohen Federn und kleinen Rädern, und wenn davor ein Kutscher saß, von solidem Umfange, mit weißer Perrücke und langem gesticktem Paraderock, so hatte es gar keinen Anstand, daß eine solche Auffahrt sich prachtvoll und großartig ausnahm.

Der Kammerherr nun fährt vor, holt die vornehme Dame aufs Zierlichste aus ihren Gemächern herab, und als sie unten am Wagen angekommen sind, begeht er in der Zerstreuung das Entsetzliche — steigt zuerst hinein, setzt sich auf den Ehrensitz und läßt die vornehme Dame auf dem Rücksitz Platz nehmen. Wie sehr sie sich auch bemüht, auf den andern Platz zu gelangen, so giebt es der Kammerherr um keine Welt zu, da er fest und steif glaubt, er sitze, wie es sich gehöre, auf dem Rücksitz, und bittet die Dame um Gotteswillen, ihm das nicht anzuthun und auf seine Seite zu sitzen.

So kamen sie vors Schloß unter beständigen Demonstrationen und Komplimenten, gehen zum Hofdiner, und als dort die Hofherren Veilchen I. seine Zerstreuung erzählen, fällt er wie aus den Wolken und bald darauf in die tiefste Ungnade, und ich versichere euch, es ist kein Spaß, bei Hof in Ungnade zu fallen. Seine vertrautesten Freunde wandten sich von ihm ab, er fand keine Partie Piquet mehr, die Kammerdiener, welche früher die Thüre weit aufrissen, wenn er hereintrat, öffneten sie jetzt faul und nachlässig, so daß er öfters mit dem Degen anstieß; die Damen bei Hof, welche ihn bisher um seine Leidenschaft für die Veilchen bewundert, konnten plötzlich den Geruch dieser Blumen nicht mehr ausstehen; bei den größten Zirkeln sprachen die höchsten Personen mit ihm kein Wort, und wenn er den Dienst hatte, so pflegte der Fürst, wenn er sich zurückzog, die Thüre seines Schlafzimmers selbst zu öffnen; kurz, Veilchen I. war eine gefallene Größe.

Umsonst sprachen einige ihm treugebliebene Freunde von

lebensgefährlichen Selbstmordversuchen, die der unglückliche Kammerherr glücklich überstanden; umsonst fiel er in eine lange Krankheit — sein Glück wollte nicht aufblühen; man that, nachdem er endlich wieder kam, als sei er gestern erst dagewesen, und fragte nicht einmal, warum man ihn monden lang nicht gesehen; umsonst schwand er zum Schatten und wurde entsetzlich mager, niemand erkundigte sich, wo seine Körperfülle geblieben.

Da kam er auf die sinnreiche Idee und ließ sich einen neuen Anzug machen, wieder mit Veilchen besetzt, aber statt der veilchenfarbnen Beinkleider waren dieselben von weißer Seide, und statt des dunklen Violett prangten diese Blümchen auf Rock und Weste jetzt im tiefsten Schwarz; er sah von weitem aus, wie mit großen schwarzen Schmeißfliegen bedeckt, und sein Anblick glich dem eines kranken und melancholischen Fliegenschimmels.

Das wirkte endlich, und bei dem nächsten großen Hofzirkel, als er so auf diese Art tieftrauernd erschien, blieb der Fürst erstaunt vor ihm stehen und sprach mit ihm. Wie Engelsgeläute klang die Frage, die er that, in den Ohren des armen Kammerherrn; der Fürst fragte nämlich: Sind Sie musikalisch? und Veilchen I. bückte sich tief und antwortete: Ja, Euer Durchlaucht, ich schlage das Spinet und singe häufig:

Blühe, liebes Veilchen!

Der Fürst lachte, der ganze Hof lachte und Veilchen I. lachte mit."

Hier machte der Oberkutscher eine Pause und ließ sich neuen Punsch eingießen; die andern änderten ihre Stellung ein wenig, um bequemer zu sitzen, nur Lukas behauptete wie eine Statue seinen Sitz in dem alten Reitersattel, er versetzte sich lebhaft in jene Zeit zurück, und wenn er sich die Sache recht überlegte, so hatte er vielleicht damals schon einmal gelebt und träumte vielleicht von da an immerfort, schon ein paar Jahrhunderte lang. Aber nein; einmal hatte er eine kurze Zeit lang wirklich gelebt und etwas Entsetzliches erlebt, das war ihm in seinen Träumereien vollkommen klar, und doch kam er sich zuweilen vor wie ein

Wesen, das von Anbeginn der Welt existiert und das, Gott weiß in welchem unbekannten Winkel irgend eines alten Hauses fortschlummert und an dem lange, lange Jahre vorbeirollen, während es schläft und träumt; ein Wesen, das sich nur einmal, wie gesagt, erhoben hatte und wirklich ins Leben getreten war; aber an den Moment dachte er nur mit Schaudern und war außerordentlich froh, als er darauf wieder einschlief und ruhig fortträumen konnte.

Im übrigen trank er seinen Punsch so gut wie jeder andere und horchte aufmerksam wie jeder andere auf die Erzählung des Oberkutschers, der also fortfuhr:

„Es hat also durchaus keinen Anstand, daß man anfing, den armen Kammerherrn bei Hofe wieder zu bemerken, und daß die Sonne der Gnade wieder über seinem Haupte zu leuchten begann; aber es war keine fette wohlthuende Sommersonne, die einem alten Körper so gut bekommt, nein, es war eine magere, blasse Wintersonne, die sich meistens hinter neidischen Schneewolken verbarg und nur höchst selten ein kümmerliches Licht auf den alten Kammerherrn fallen ließ.

Als er das nächstemal den Dienst hatte und dem Fürsten die Thüre des Schlafzimmers öffnete, sah ihn seine Durchlaucht lächelnd an, bewegte die Lippen und pfiff zum höchsten Entzücken des Kammerherrn einen Teil von der Melodie:

Blühe, liebes Veilchen!

Der Glückliche war außer sich und ging aufrechten Hauptes und stolzen Schrittes durch die dichten Reihen der Dienerschaft nach Hause. Daß eine solche Gnade, eine solche Anerkennung ihm heute zu teil geworden war, konnte sein schwaches Herz nicht ohne heftige Äußerungen ertragen. Zu Hause angekommen, setzte er sich an sein Spinet und raste in wilden Phantasien über das Thema:

Blühe, liebes Veilchen!

Natürlicherweise ließ der Kammerherr am andern Tage die Trauer von seinen Kleidern verschwinden und die Veilchen an seinem Leibe blühten in ihrer natürlichen Farbe und Schönheit wieder auf; aber niemand bemerkte es: die Zeit sämtlicher Veil-

chen war eigentlich vorbei und nach diesem Rückfalle grämte sich der Kammerherr mehr als je ab, er wurde nach wie vor nicht bemerkt, man sprach nicht mehr mit ihm — doch halt! — richtig! noch ein einzigesmal, als er den Dienst hatte, sah ihn der Fürst an und pfiff gedankenlos einen Takt des bekannten Liedes, worauf sich Veilchen I. tief, sehr tief verneigte und worauf die Gnadensonne für ihn auf immer untergegangen war.

Vergeblich kam er nach längerer Zeit, als er gänzlich unbeachtet blieb, wieder mit den Trauerveilchen, selbst das schlug nicht mehr an; vergebens erklärte er, unter solchen Umständen seinen Abschied nehmen zu müssen, es hielt ihn niemand davon zurück; sein Schmerz steigerte sich auf eine fürchterliche Höhe, er begann unzusammenhängend zu sprechen und allerlei seltsames Zeug zu treiben.

So geschah es, daß, als er eines Tages den Dienst hatte und den Fürsten an der Thüre an sich vorbeigehen ließ, er den Kopf erhob und halblaut zwischen den Zähnen summte: „Blühe, liebes Veilchen!" Der Herr lachte aber nicht mehr darüber, sah vielmehr seinen Kammerherrn ernst an, machte eine sonderbare Handbewegung und den andern Tag wurde der Kammerherr in den Ruhestand versetzt.

Der Ur-Urvetter meines Vaters fuhr ihn an jenem Tage nach Hause und hat versichert, er hätte nie ein jämmerlicheres Geschäft versehen; den Strauß, den er in der Hand trug, zerpflückte er unterwegs Stück für Stück und ließ die Blumen auf die Straßen flattern; in seinen Zimmern angekommen, setzte er sich an sein Spinet und spielte die verhängnisvolle Melodie immer und immerfort, ohne aufzuhören, von morgens zehn Uhr bis nachts um zwölf Uhr, und auch da spielte er noch fort, in die stille Mitternachtsstunde hinein, und wie Geisterruf klang es durch die hohen Zimmer: „Blühe, liebes Veilchen!" Gespenstige Schatten stiegen aus den Saiten des Spinets hervor: eine Legion verstorbener Kammerherren, die alle in Ungnade gefallen waren, schritten ins Zimmer und begrüßten ihn freundlich, nickten ihm zu und winkten ihm, in ihre Reihe zu treten. Aus der Luft herab fielen

Myriaden von Veilchenblättern und hüllten die ganze Welt in violette Trauerschleier. Die Wachskerzen auf den schweren Leuchtern tropften dicke Thränen herab und hüllten sich ebenfalls in dichte Wachsschleier, und rings durch das Zimmer zogen tiefe Seufzer." — —

Hier hielt der Oberkutscher einen Augenblick inne, um den Eindruck zu gewahren, welchen die tiefen, mitternächtlichen Seufzer auf seine Zuhörer hervorgebracht. Augenscheinlich waren alle davon ergriffen und er fuhr also befriedigt fort:

„Es hat demnach keinen Anstand, daß ein solch mitternächtliches Gesenfze etwas höchst Grausiges an sich hat. Keiner von euch hat je etwas dergleichen gehört — oder du etwa?" wandte sich der Herr Mundels zum Vorreiter, der unruhig hin und her rückte; „hast du etwa schon ein Gesenfze um Mitternacht gehört? und wenn du schon eines gehört hast, so wird es wohl ein eigenes gewesen sein, daß du mit einer blauen Nase nach Haus gekommen bist — aber," fuhr der Oberkutscher feierlich fort, „ein Seufzer, den die Wände ausstoßen, ist etwas höchst Merkwürdiges, das fühlte auch der Kammerherr, ließ sich zu Bette bringen und legte sich hin, um nicht mehr aufzustehen.

Er wäre am Ende ruhig und sanft gestorben, wie es einem guten Christen zukommt, und sein ewiger Schlaf wäre wahrscheinlich nicht gestört worden, wenn ihm nicht ein alter Bekannter unvorsichtig und voreilig genug erzählt hätte, daß sich der Fürst oft seiner in Gnaden erinnere, daß er fast jeden Abend beim Zubettegehen den dienstthuenden Kavalier frage: Wie war doch die verrückte Melodie? — blühe — blühe — und daß der Herr ebenso wenig wie der Diener die Melodie je vollkommen zu stande brächten.

Und was pfeift der dienstthuende Kammerherr auf die Frage Seiner Durchlaucht für eine Weise? fragte der Sterbende mit matter Stimme, und der andere antwortete: Nun, eine beliebige Melodie.

Eine beliebige Melodie statt des herrlichen Liedes:

Blühe, liebes Veilchen!

das ist ja ganz entsetzlich! und damit schloß er die Augen und war tot.

Kurze Zeit darauf, es war Winter geworden," erzählte der Oberkutscher mit ernster Stimme weiter, „stand der Ur-Urvetter meines Vaters spät in der großen Remise und putzte die Spiegelscheiben an dem Wagen, womit er an dem Abend die Herrschaften vom Balle abholen mußte; der Wagen schaukelte und ächzte von der Bewegung, draußen war es kalt und unfreundlich, und als er mit seinem Geschäft fertig war, setzte er sich hinein auf die weichen Samtkissen der Karosse und versank bald in einen festen und gesunden Schlaf.

Mitten in seinen Träumen aber war es ihm, als stehe vor dem Wagen und schaue durch die Spiegelfenster hinein ein ihm wohlbekannter Lakai und sage, er, der Kutscher nämlich, habe vor zwölf Uhr einzuspannen und um die Mitternachtsstunde vor die St. Hubertuskirche zu fahren. Das träumte ihm nur, aber so außerordentlich klar und deutlich, daß unser Vetter, als er um drei viertel auf zwölf Uhr aus seinem Schlaf erwachte, eilig seine beiden Pferde einspannte und nach der St. Hubertuskirche fuhr.

Er hat später oft gesagt, wenn er diese Geschichte erzählte, er sei nie imstande gewesen, darüber nachzudenken, wie sonderbar es doch sei, daß er nachts um zwölf Uhr jemanden an der Hubertuskirche abholen solle, er habe sich dies und das gedacht und es für nicht unglaublich gehalten, daß es einer Hofdame wohl einmal einfallen könne, nachts um zwölf Uhr eine Beichte zu thun.

So sei er also ruhig hinausgefahren und habe gleichmütig vor dem Thore des Friedhofs gehalten, welcher die Kirche umschließt. Bald darauf habe sich diese Thüre geöffnet, es sei jemand herausgekommen und sei in den Wagen gestiegen, auch habe es außerordentlich nach Veilchen gerochen. Der Kutscher hat sich in diesem Augenblick nur gewundert, daß der Wagen gar keine Bewegung gemacht und daß er, ohne einen Befehl zu erhalten, vollkommen genau gewußt, er müsse nach Hof fahren. Das that er denn auch, und obgleich er selbst durchaus nicht erschreckt oder

alteriert war, so waren dagegen die beiden Rappen vor dem Wagen, sonst die besten Pferde von der Welt, kaum zu halten.

Am Portal des Schlosses angekommen, wurde der Wagen geöffnet, die diensthuenden Lakaien im Gange stießen einen entsetzlichen Schrei aus, indem die Wagen- und die Schloßthüre von selbst aufsprangen, ohne daß man jemand hindurchgehen sah, und unser Vetter, der Kutscher, der jetzt plötzlich wie aus einem tiefen Schlaf erwachte, jagte nach Hause, spannte aus und verkroch sich zitternd in sein Bett."

Hier schwieg der Oberkutscher, trank den Rest seines kalt gewordenen Punsches aus und war sichtlich erfreut, seine Zuhörer in großer Spannung gelassen zu haben und mit einer Neugierde, was mit dem Passagier des Gespensterwagens eigentlich geschehen sei.

Der Herr Dubel konnte auch nicht unterlassen, sich nach demselben zu erkundigen, worauf sich der Herr Mundels sein Glas abermals füllen ließ und mit ernster feierlicher Stimme sprach:

„Als sich nach Beendigung dieses Hofballes der Fürst in sein Schlafgemach zurückzog, soll er zu seinem diensthuenden Kavalier gesagt haben: Mein armer Kammerherr schläft also ruhig bei St. Hubertus; schade um ihn, er hatte sonst gute Eigenschaften — wie war doch die verrückte Melodie?

Doch ehe der Kavalier antworten und den Mund öffnen konnte, trat eine sonderbare Gestalt aus dem leicht verdunkelten Nebenzimmer im weißen Kleide, mit schwarzen Veilchen gestickt, neigte sich tief, öffnete ihre eingefallenen Lippen und summte mit tiefer, schauerlicher Stimme:

Blühe, liebes Veilchen!

Dann zerfloß sie in Nebel, die Gestalt nämlich, und der Herr und der Kavalier standen da, starr vor Entsetzen.

So soll es geschehen sein," schloß der Oberkutscher und sah sich vorsichtig rings um.

Die Zuhörer sahen ebenfalls vorsichtig rings in die dunklen Ecken des großen Zimmers, und bei dieser Bewegung, die sie auf

ihren Sitzen machten, klingelten die alten Schlittenglocken und klirrten die Ketten an dem Geschirr des alten Schlachtrosses, der Kutscherbock, auf dem Herr Dubel saß, seufzte bei dieser Veranlassung so bedenklich, als habe er die ganze Geschichte mitgemacht und sei von ihm aus der Gespensterwagen an jenem Abend dirigiert worden.

Noch eine Zeit lang, nachdem der Herr Mundels diese Geschichte erzählt, blieb ein gewisser Ernst auf den Gesichtern und Unterhaltungsgegenständen der Zuhörer haften und es wurde viel von Träumen gesprochen, welche namentlich der Herr Lukas, sowie auch der Herr Dubel als etwas durchaus Untrügliches darzustellen versuchten.

Der Oberkutscher meinte jedoch, gute und böse Träume kämen aus dem Magen, und da das, was man esse, doch einigermaßen mit diesem Teile des Körpers in Verbindung gebracht werden könne, so bilde sich die Gattung der jedesmaligen Träume nach der Gattung des jedesmaligen Essens.

„Ich kann sicher darauf gehen," sagte Herr Mundels, „wenn ich Blutwurst esse, so träumt es mir von Gefechten, ungeheuren Schlägereien und schrecklichen Geschichten; esse ich aber z. B. Kutscherbraten, so träume ich des Nachts gewiß etwas, was mit meiner Kunst in Verbindung gebracht werden kann. So hatte ich unter anderem vor einiger Zeit infolge eines derartigen Nachtessens einen sehr unangenehmen und peinigenden Traum.

Mir träumte nämlich, ich sei ein Omnibus, ein alter, gebrechlicher Omnibus, der auf seinen Rädern hin und her wackelte und der bei jedem Anstoß auf der Chaussee krachte und seufzte. In mich hinein packte der Omnibuskutscher, ein eigensinniger, schlecht gesinnter Hallunke, eine solche Menge von Passagieren, daß meine Seiten auf eine schreckliche Weise auseinander getrieben wurden, und das Volk in dem Omnibus, das heißt in mir, lärmte auf eine ganz unanständige Weise; auch glaube ich, daß sie sehr viel Bier und ein nicht geringes Quantum Wein getrunken hatten, es kam mir auch vor, als rauchten die Sünder in dem Omnibus entsetzlich schlechte Cigarren; kurz, ich wackelte in einem furchtbar

elenden Zustande über die Straße und dabei war vor mich hin ein struppiger, krummbeiniger und lahmer Gaul gespannt, der es auf meine Schienbeine abgesehen hatte und so oft nach ihnen ausschlug, als ich einen Versuch machte, mich aus Verzweiflung in einen Chausseegraben zu wälzen. Endlich kamen wir ans Thor und als wir hinein wollten, war ich, oder der Omnibus, viel zu breit und das Thor viel zu eng; ich sollte hineingezwängt werden, die Kerle in mir schrieen, der Kutscher schimpfte, der Thorwächter fluchte, der alte Gaul schlug heftiger als je an meine Schienbeine, und ich erwachte."

„Erstaunlich!" sagte Jean.

„Das war ein fürchterlicher Traum," meinte Joseph und beeilte sich, das Glas des Oberkutschers wieder aufzufüllen, damit er das Andenken an dieses schreckliche Gesicht hinabspüle in den Sitz der Träume.

Der Jäger meinte auf seinem Schlachtoß, nachdem er sein Glas ausgetrunken und es dem alten Gaul wie eine Kappe aufs linke Ohr gestülpt: „Wenn wir, das heißt wenn ihr heute Nacht träumt, so werdet ihr glauben, in Zitronengärten zu wandeln."

„Oder," setzte Jean hinzu, „es kommt uns vielleicht auch vor als seien wir dort hinten in Jamaika und müßten als elende Gschlafen Rum kochen."

„Ganz richtig!" lachte der Oberkutscher, dessen dickes Gesicht auf eine merkwürdige Art zu leuchten begann, „und ich komme mit der großen Fahrpeitsche als Oberaufseher hinter euch."

Pflichtschuldigst lachten der Kutscher auf seinem Trittbrett und der Vorreiter hinten ungeheuer über diesen Witz, so daß der letztere fast von seiner Wurst hinuntergefallen wäre.

Als nun gar Jean hinzufügte, der Herr Lukas werde eine solche Existenz, wenn sie wirklich bestände, für einen sehr schlechten Traum halten, ging das Lachen von neuem los. Der Herr Mundels strampfte mit den Füßen in dem alten Eisbären, die Thränen liefen ihm über die blaurot angelaufenen Backen, und als ihm in diesem Moment obendrein noch ein Stück von einem Zitronenkern

in den unrechten Hals kam, so fing er an fürchterlich zu husten und erlitt einen kleinen Erstickungsanfall, der nur dadurch gehoben werden konnte, daß der Vorreiter hinten seinen lackierten Hut wegwarf und sich mit dem Kopfe in den Rücken des Oberkutschers eingrub und ihn so plötzlich in eine aufrechte Stellung brachte.

Über die Züge des Jägers glitt bei dieser Veranlassung ein leichtes Lächeln, er nahm Schluß in dem Sattel des alten Gauls, faßte die Zügel und sah aus, als wolle er hohnlachend die kleine Menschheit da unten über den Haufen reiten.

Der Herr Dubel sah mit sehr großer Ehrerbietung zu ihm hinauf.

„Was wollt' ihr von Träumen sprechen?" fragte Lukas; „was ihr des Nachts seht oder zu sehen glaubt, kommt allerdings aus dem Magen, das sind keine Träume; wenn man heute Nacht ein Omnibus ist und morgen vielleicht ein Karrengaul, und wenn man vielleicht übermorgen ohne Hosen auf dem Markt herumläuft, — das ist nicht geträumt; aber wer kann sagen, er träume immerfort? Immer dasselbe Leben, bald anmutig, bald langweilig, und wo er an seinem Traume heute aufhört, fangt er morgen wieder an; wer kann das von sich sagen?"

„Ei, ei," antwortete der Oberkutscher, indem er sich mit einem rotkarrierten Sacktuch die letzten Thränen aus dem dicken Gesicht wischte; das ist mir auch schon vorgekommen, daß ich mehrere Nächte hinter einander von einem ungeheuren Nierenbraten geträumt habe."

„Ein Traum ohne Unterbrechung?" rief Lukas, „durch nichts unterbrochen, als die stille ruhige Nacht, wo ein gesunder Mensch schlafen und keine Träume haben soll — aber ein Traum am Tage, das ist etwas ganz Anderes."

„Und sind Sie aus diesem Traume niemals aufgewacht?" fragte Jean pfiffig lächelnd.

„Bis jetzt nicht," entgegnete der Jäger; „wird aber vielleicht noch kommen."

„Und könnten Sie uns nicht erzählen, teurer Herr Lukas, wann der Traum eigentlich anfing?"

Der Jäger fuhr mit der Hand durch sein schwarzes Haar und seine Augen leuchteten wie Blitze; er paßte so genau zu dem kohlschwarzen Roß mit den unheimlich glänzenden stieren Blicken, als habe nie etwas anderes auf dem Sattel gesessen. Mann und Roß schienen eins zu sein, ein berittenes Gespenst, gleich bereit, in der Mitternachtsstunde irgend einen wilden Spukritt anzutreten.

„Ihr wollt wissen," sagte der Jäger, „wann ich anfing zu träumen? meinetwegen, sei's darum! 's ist eine kurze Geschichte."

Und Lukas erzählte also:

„Ich war noch ein junger Bauernbursche, lebhaft und vergnügt, siebenzehn, achtzehn Jahre alt, — ja, es mag so gewesen sein, und ich hatte für nichts Sinn als für die Pferde, mit denen ich auf dem Felde ackerte, und für die Blumen, welche ich im Walde fand, für letztere aber nur, weil ich sie, so lange es deren gab, allabendlich der jungen Tochter unserer Nachbarin, einer armen Frau, gab. Und das Mädchen war sehr schön.

Das fühlte ich wohl, und wenn der Tag noch so freundlich aufstieg, und wenn die Morgenwolken noch so rosig am Himmel zogen und wenn die Lerchen noch so munter aufwirbelten aus dem grünen tauigen Fruchtfelde, das alles war für mich nur dann erst schön, nachdem sie ihr kleines, mit Papier verklebtes Fenster geöffnet und hinausgerufen hatte: Guten Morgen, Lukas!

Damals träumte ich auch zu Nacht und träumte, wie das Mädchen mein wäre und ich sie in meinem Arme hielt, kurz, wie wir liebten und glücklich waren; dazwischen lagen aber in der Wirklichkeit noch ganze Berge von Hindernissen, und wenn ich mit dem Vater nur sprach von der Bettlerin und ihrer Tochter, so verfinsterte sich sein Gesicht, und einmal, als ich wie im Scherze sagte, die möchte ich heiraten, da hob er seine schwere Peitsche gegen mich auf. Trotzdem aber war ich viel drüben in dem kleinen verfallenen Häuschen und half der Alten, wo ich nur helfen konnte.

Das Mädchen war meistens traurig und in sich gekehrt, die Alte dagegen lustig und guter Dinge, namentlich wenn ich ihr ein Säckchen mit Frucht über den Zaun warf oder des Winters einige Scheiter Holz oder dergleichen.

Das dauerte so eine Zeit lang fort und alsdann gingen Mutter und Tochter nach der großen Stadt, die nahe lag, um für das Mädchen ein Unterkommen zu finden, und sie fand auch eins bei einer Nähterin und ging von da an jeden Morgen dorthin und kam abends wieder. Bald besserte sich auch das Verhältnis der Alten; es ging ihr nicht mehr so schlecht wie früher, und ich, — nun, ich freute mich darüber.

Das Mädchen war damals fünfzehn Jahre alt und frisch und gesund aufgeblüht wie eine Rose, man konnte nichts Schöneres sehen. Wenn sie aber so zuweilen daherkam durch das Dorf an

Sonn- und Feiertagen und wir junge Burſche ſtanden beiſammen, und ich dem Mädchen triumphierend nachſah, indem es in mir ſprach: „die wird doch dein werden!“ dann ſtießen ſich einige der ältern Burſche lachend an; und als ſie eines Tages ein neues hübſches Tuch trug, ſagte einer von ihnen: „Ich möchte beim Blitz, die hätte das Geld von mir verdient!“ und die andern lachten.

Das aber ging mir im Kopf herum und ich dachte darüber nach und grübelte und wollte doch nichts herausbringen; auch mit der Alten ſprach ich darüber, doch die lachte, ſah mich mit einem ſonderbar pfiffigen Blick an und brummte in ſich hinein: „Man muß ja leben, das Hungerſterben iſt ſehr unangenehm.“

Mir ließ aber die Geſchichte Tag und Nacht keine Ruhe und nachdem ich lange hin und her geſonnen, ging ich eines Morgens, es war Samſtags, vor Tagesanbruch nach der Stadt und verbarg mich am Thor, bis das Mädchen kam, dann folgte ich ihr von weitem nach und ſah, wie ſie allerdings zu einer Nähterin ging, um da zu arbeiten.

Ich blieb und wartete Stunde um Stunde und endlich gegen vier Uhr, es war im Spätherbſt, kam ſie wieder heraus. Abermals folgte ich ihr von weitem und ſah, daß ſie abſichtlich durch mehr Straßen ging, als notwendig war, und daß ſie herumgehen wollte, bis es anfing, dunkel zu werden; dann trat ſie vor ein großes Haus, ſah ſich ſchüchtern nach allen Seiten um und eilte durch ein Hofthor und dann durch eine kleine Thüre in dieſes Haus hinein, das ſah ich. Ich ſchlich ihr nach, fand eine kleine finſtere Treppe, die ich langſam hinauftappte, und kam auf einen ebenfalls dunklen Vorplatz, wo ich nichts bemerkte, als gleich zwei feurigen Punkten zwei Schlüſſellöcher, durch welche das Licht in den Zimmern auf den Vorplatz fiel. An dem einen horchte ich: es waren zwei Stimmen, die zuſammen ſprachen, Gott ſei Dank! zwei Männerſtimmen — aber was ſprachen ſie?

Der eine ſagte lachend und flüſternd: „Wer iſt da?“ und die andere Stimme antwortete:

„Es ist das hübsche Bauermädel, die alle Mittwoch und alle Samstag kommt."

„Schade um die," erwiderte die erste Stimme, „die hätte in die rechten Hände fallen sollen, als daß sie so auf eigene Faust herumläuft;" und die andere Stimme entgegnete:

„Allerdings, es ist eigentlich schade." — — —

Ich ging zurück an die andere Thür und vor derselben stand ein alter blauer Regenschirm, den ich ganz genau kannte; vor nicht langer Zeit hatte ich an eben diesem alten blauen Regenschirm, als ich abends in dem ärmlichen Zimmer draußen im Dorfe saß, die Stange mit einem Nagel befestigt, — sehen und hören konnte ich aber nichts aus dem Zimmer, wo der Regenschirm stand, es herrschte da eine entsetzliche, sonderbare Stille. —

Ich ging langsam des Weges zurück, wo ich hergekommen, und es fror mich auf eine schreckliche Art, die Zähne schlugen mir im Munde zusammen und meine Hände waren starr, doch wartete ich geduldig, bis sie aus dem Hause auf der kleinen Treppe und dem dunklen Vorplatz herunterkam, und dann folgte ich ihr von weitem, und als sie in einen kleinen Laden trat, ging ich ebenfalls da hinein.

Als sie mich sah und erkannte, erschrak sie sichtlich und fuhr zusammen; sie sah sonderbar aus, ich habe ihr Gesicht seit damals nicht vergessen; ihr Auge war feucht und ihre Hand zitterte, als sie ihre kleinen Einkäufe bezahlen wollte; auch wandte sie sich ängstlich rechts und links und wollte mich das Geldstück nicht sehen lassen, das sie gab."

Nach einer Pause, die der Jäger hier in der Erzählung gemacht, fuhr er ruhig und gleichmütig fort:

„Es war ein Zweiguldenstück und ich sagte: Du verdienst viel Geld, worauf sie mit leiser Stimme antwortete:

„Ach Gott! ich habe das eigentlich nicht verdient; ich habe es mir nur entlehnt und es hat mich eine entsetzliche Mühe gekostet, es zu bekommen. Aber," setzte sie hastig hinzu, „ich habe es wahrhaftig notwendig gebraucht, ich verdiene täglich sechzehn Kreuzer und davon können wir nicht leben."

„Das ist ganz richtig," entgegnete ich ihr sehr ruhig, „davon könnt ihr nicht leben, aber wenn du es mir gesagt hättest, so hätte ich dir zwei Gulden geschenkt, so viel kann ich schon erübrigen."

Darauf zitterte ihre Hand heftiger als zuvor und die Geldstücke, welche sie zurückbekam, klapperten ordentlich zusammen.

„Wir wollen nach Hause gehen," sagte ich nach einer Pause, und sie sah mich mit einem schrecklichen Blick an. „Ja, wir wollen nach Hause gehen," fuhr ich fort, „ich will dich begleiten."

Sie ging neben mir her, und erst als ich's ihr zehnmal gesagt, hing sie sich an meinen Arm, und da es heftig regnete, so spannte ich den alten, blauen Regenschirm, der auf dem Vorplatze gestanden, über uns aus.

Unterwegs muß ich allerlei sonderbares Zeug zu dem Mädchen gesprochen haben; oft lachte ich laut auf und dann schauderte sie zusammen, endlich aber hörte ich sie einen gellenden Schrei ausstoßen und dann war ich allein, doch kümmerte mich das durchaus nicht weiter; ich spazierte mit dem blauen Regenschirm ruhig nach Hause, legte mich zu Bett und da war es, wo ich in einen tiefen, tiefen Schlaf fiel.

Entsetzliches träumte mir: bald lag ich in einem glühenden Ofen, bald lag ich eingefroren in einem See und sah ganz sonderbare, gräßliche Gestalten, Gewürme, das aus dem glühenden Ofen an mein Herz kroch, und seltsame Eisvögel, die auf dem See um mich herumflogen; am schrecklichsten aber war mir der blaue Regenschirm, den ich häufig sah — zuerst war es eine blaue Wolke, auf welcher sie lag, ein fünfzehnjähriges Mädchen, frisch und blühend; die Wolke sank aber tief herab und verwandelte sich in einen schmutzigen, gähnenden Schlund, und als ich ihr nachschauen wollte, schloß er sich krachend über ihr zusammen.

Dann träumte mir, es werde Frühjahr und ich kam hinaus in den grünen duftenden Wald zu einem Förster und lebte da ein ruhiges, träumerisches Leben. Jahre vergingen, so träumte ich nämlich, und dann wurde ich herrschaftlicher Jäger, alles im Traume, und heute Abend träume ich von einer lustigen Punsch-

partie, die man eigentlich nicht mit alten, unangenehmen Erinnerungen trüben sollte.

„Joseph," so schloß der Jäger, „fülle mein Glas auf!" Damit nahm er dasselbe vom Ohr des Pferdes herunter, schwang sich aus dem Sattel auf den Boden und trank das gefüllte Glas auf einen Zug aus.

„Lustig, lustig!" sagte er mit blitzenden Augen; „das Leben ist ein Traum, das haben schon weit klügere Leute als ich gesagt und bewiesen; nur fürchte ich mich einigermaßen vor dem Erwachen nach jenem Abend," setzte er plötzlich ernst werdend hinzu und seine Züge nahmen einen gespenstigen Ausdruck an; „wenn ich einmal erwache, so steht neben meinem Bette der blaue Regenschirm und ich muß hinaus an den tiefen Dorfsee und mit den andern Burschen mit langen Stangen nach ihrem Leichnam suchen." —

Draußen auf den Kirchtürmen schlug es zwölf Uhr.

Die Erzählung des Jägers hatte die Anwesenden sonderbar gestimmt und alle waren es zufrieden, daß die Mitternachtsstunde zum Aufbruch mahnte. Der Oberkutscher wälzte sich aus seinem Schlitten und meinte, es habe durchaus keinen Anstand, daß das ein ganz kurioser Vorfall sei; der Kutscher und der Vorreiter sprangen eilfertig in die Höhe und während der erstere seinem Vorgesetzten den Rock, der sich durchs Liegen etwas in die Höhe geschoben hatte, sanft herabzog, reichte ihm der Vorreiter die kleine Mütze, die vom Kopfe des Herrn Mundels gefallen war.

Joseph füllte zum letztenmale die Gläser und der Herr Dubel, den die Geschichte des Jägers besonders angeregt hatte und der dieselbe sehr poetisch fand, sah nachsinnend in die leere Punsch- und Waschschüssel, er seufzte tief auf und wandte sich an Lukas, der sein Glas in der größten Ruhe trank.

„Für mich," sagte er, „wäre es wahrhaftig außerordentlich angenehm, auch so träumen zu können, nur möchte ich wünschen, daß diese Träume angenehmer Art wären; — was bietet uns das Leben? was bietet mir das Leben?" setzte er traurig hinzu. „Ach meine Exisssss-tenz, mein wirkliches Dasein ist ein höchssss-t bejammernswertes, und doch bin ich nicht dazu gemacht, als Flickschneider untergehen zu müssen, wenigssss-tens fühle ich es in meinen Träumen; oder wenn ich anmutige Bücher lese, ja, dann fühle ich es, wie sehr ich meinen Zweck verfehlt habe. Warum bin ich nicht mit meiner Nadel zufrieden? warum zieht es mich zu einem vornehmen, eleganten Leben, wenn ich nicht die Mittel dazu besitze?"

„Das sind ebenfalls Träume," sagte Jean, „und wir alle haben dergleichen Gedanken."

„Aber nicht wie ich," sagte hastig der Schneider; „ihr fühlt euch in eurem Zusss-tande glücklich, ihr wünscht euch nichts anderes als . . ."

„Höchstens eine tüchtige Zulage!" lachte Jean.

„Aber ich," fuhr der Herr Dubel fort, „verzehre mich in Sehnsucht nach einem Glück, das mir doch nie zu teil wird; bei

jeder Equipage, die vorbeirollt, denke ich an meine eigene, die ich besitzen könnte; wenn die Leute ins Theater fahren, so sehe ich im Geiste meine Loge von rotem Samt mit weichen Stühlen, und die liegt," setzte er, trübe vor sich hin lächelnd, hinzu, „dicht neben der Bühne und hat eine Thüre da hinaus."

Alle lachten bei den Phantasien des Schneiders; der Oberkutscher sagte, es habe gar keinen Anstand, daß es viel besser und vernünftiger sei, sich mit seinem kleinen Lose zu begnügen. Dabei schaute er auf seinen dicken Bauch und dachte an seinen reichgestickten Rock, der zu Haus im Schranke hing und erblickte schmunzelnd in dem Punschglase die große Staatskarosse und die Leute mit den abgezogenen Hüten.

Alle, wie gesagt, lachten über die Worte des Schneiders, nur der Jäger nicht, der mitleidig zuschaute, wie der Herr Dubel den warmen Kutschermantel auszog und sich besondere Mühe gab, sein noch feuchtes Fräckchen an den Leib zu bringen.

„Ich bin ja nicht unbescheiden in meinen Wünschen," klagte der Schneider, indem er die Arme weit auseinander breitete und unter kräftigem Ringen den Versuch machte, den Kragen seines engen Rockes seinem Halse näher zu bringen, „es könnte mich ja glücklich machen, wenn ich nur auf Augenblicke in dem Wagen eines vornehmen Herrn schwelgen könnte; ich bin gewiß nicht unbescheiden."

„Dazu könnte Rat werden," meinte der Jäger; „wenn es Ihn z. B. glücklich machen kann, einmal mit allem Zubehör nach Hause gefahren zu werden, so komm Er mit mir, ich will Ihn in aller Form vor Seine Wohnung bringen."

Herr Dubel lächelte ungläubig; aber Jean, der dem Jäger einen Wink gab, sagte: „Warum denn nicht? ich bin überzeugt, wenn der Herr Lukas was sagt, so fährt er Euch in dem Broughan des Barons nach Hause."

Joseph trat ebenfalls lachend näher, klopfte dem Schneider auf die Schulter und sagte: „Steig' Er ein, alter Dubel; mich soll der Teufel holen, wenn in dem alten Stall dergleichen alte

Späße nicht übel aufgenommen würden, so führe ich Ihn auch einmal nach Hause.“

Und der Oberkutscher setzte hinzu, das sei ohne allen Anstand ein Kapitalspaß.

Demgemäß verließen sämtliche von der Punschgesellschaft das Kutscherzimmer und stiegen in den Stall hinab, oder gingen, um ihre bereits eingespannten Equipagen aufzusuchen.

Lukas, der mit dem Schneider ging, blieb vor dem Thor des Marstalles stehen und wartete auf die Equipage des Barons, die auch bald mit zwei Laternen heranrollte. Der Herr Dubel lachte freudig in sich hinein über die bevorstehende Fahrt und bedauerte nur, daß es nicht Mittagsstunde sei, um Bekannten, die ihm allenfalls begegnen würden, freundliche Grüße zu spenden. Ernst und feierlich wie immer öffnete der Jäger den Schlag des haltenden Broughams, erkundigte sich, ob Seine Gnaden eine Cigarre anzustecken wünschten, machte auf die bejahende Antwort Feuer und reichte dasselbe dem Schneider samt einer guten Cigarre, welche der Herr Dubel alsbald anbrannte, sich darauf in die weichen Kissen zurückwarf und schläfrig befahl, nach Hause zu fahren.

„Elstergasse, Numero vierundvierzig!“ sagte Lukas zu dem Kutscher und der Herr Dubel fügte hinzu: „Vier Treppen hoch, hinten hinaus!“ und dahin fuhr der elegante Brougham, dumpf rollend und angenehm schaukelnd. Die Laternen warfen zitternde Lichter auf die Gegenstände rechts und links, an welchen sie vorbeikamen; die Hufe der Pferde klapperten auf dem Pflaster und der Herr Dubel war überglücklich.

„Ach,“ seufzte er, „wenn mich so die Honoratiorentochter sehen könnte! wenn ich so bei ihr vorfahren dürfte! ’s wäre doch eine Möglichkeit da, ihr Herz zu erringen.“

Es ging dem Schneider in diesem Augenblicke, wie es den meisten Menschen geht, die immer weiter schweifen, wenigstens in Gedanken, obgleich das Schöne doch so nahe liegt. Ihm genügte nicht mehr der elegante Wagen, in welchem er lag: nein! er knüpfte an denselben Eroberungsversuche, Herzenseinnahmen, das ganze

luſtige und leichte Leben eines reichen Kavaliers und fand ſich deshalb ſehr unangenehm berührt, als der Wagen in die tiefer gelegenen Stadtteile einbog, wo arme Mietsbewohner bei kleinen Gewerbsleuten ihr beſcheidenes Zimmerchen haben.

Man hätte dieſes Viertel den Federviehhof der Stadt nennen können, denn in ihm gab es Elſter- und Krähenſtraße, Tauben- und Hühnerhof; und hier wohnte auch der Herr Dubel, dort in jenem langen, ſchmalen Gebäude, ausgezeichnet durch einen kohlſchwarzen Giebel und durch ein kleines ſtilles Weinhaus im untern Stock, welches gewöhnlich von Gäſten aus der höheren Bürgerklaſſe benützt wurde.

Man ſollte glauben, dieſelben hätten Wirtshäuſer, auf den breiteren Straßen gelegen, beſucht; dem war aber nicht ſo, und je enger und ſchmieriger eine Weinkneipe zwiſchen Häuſer und Düngergruben eingekeilt lag, deſto größeren Zuſpruchs erfreute ſie ſich in hieſiger Stadt. Nur recht verborgen, nur ungeſehen von der ganzen Nachbarſchaft mußte man in die Wirtsſtube gelangen können, das war neben einem guten Wein ein Haupterfordernis und ein Anziehungspunkt für die Stammgäſte.

Ein ſpekulativer Kopf, deſſen Haus mit der vorderen Seite an einer belebten Straße lag, während auf der anderen Seite des Hauſes ein tiefer Graben war, der das Gebäude von einem unſcheinbaren Stadtviertel trennte, und von wo man nur auf ausgetretenen Treppen zwiſchen den ſchmutzigen Mauern aufwärts in das Haus gelangen konnte, hatte die glückliche Idee, den Eingang zur Weinſtube nach hinten zu verlegen, — eine zeit- und ſtadtgemäße Veränderung, welche ihm eine ungeheure Menge Gäſte zuführte und ihn in kurzem zum wohlhabenden Manne machte.

In der Elſtergaſſe nun, vor dem Hauſe Numero vierundvierzig ſtanden in der geöffneten Thüre neben dem ſchlaftrunkenen Wirt die letzten Gäſte, welche die Mitternachtsſtunde zum Aufbruch gemahnt hatte und die daran waren, ſich nach Hauſe zu verfügen. Sie waren gerade im Begriff, das Wetter für die nächſten Tage zu prophezeien und einer unter ihnen wollte aus verſchiede-

nen lichten Streifen am Himmel ein heranziehendes Frostwetter erkennen.

Es waren ihrer drei, die da standen, wovon zwei außer dicken Überröcken und Mützen nicht viel Bemerkenswertes hatten, der

dritte dagegen, der im Laufe des Gespräches mit „Herr Direktor" angeredet wurde, eine hohe, d. h. große Persönlichkeit war, mit gerade aufsitzendem, etwas nach vorn geneigtem Hute, in einen weiten Carbonarimantel gewickelt. Er hielt in der Hand ein langes spanisches Rohr mit goldenem Knopf, das er stolz auf das Pflaster aufgesetzt hatte, ungefähr in der Art, wie man es auf der Mensur mit dem Stoßdegen zu machen pflegt.

Zwischen diese Gruppe hinein rollte der Brougham des Barons und die drei Gäste, denen vor dem Wirtshaus in der Elstergasse noch nie ein solches Attentat auf ihre Hühneraugen begegnet war, hatten kaum Zeit, an das Haus zu springen. Der Kutscher, den der Jäger von dem Spaß unterrichtet, fuhr so dicht hinan, daß die Räder des Wagens die ausgetretenen Treppenstufen fast berührten, und parierte die Pferde im schärfsten Trab. Lukas flog vom Bocke herunter, riß den Schlag auf, salutierte dem aussteigenden Schneider und sagte ernst und würdevoll: „Wünsche wohl zu schlafen!“ Er hätte gern hinzugesetzt: „Herr Graf“, fürchtete aber damit den Spaß zu verderben. Dann schwang er sich wieder neben den Kutscher, schrie ihm viel lauter als nötig war in die Ohren: „Nach dem Schlosse!“ und dahin sauste der Wagen.

Die drei Stammgäste blickten verwundert den Schneider an, der ebenfalls einen Augenblick unter der Thüre stehen blieb und nach dem Wetter sah, und dann wandten sie sich an die Wirtin, welche im Tone der höchsten Überraschung ausrief: „Ei, der Dubel!“ um zu erfahren, wer der Mann der Equipage eigentlich sei.

Der Schneider, der durch das Schaukeln in dem Wagen ganz in die Rolle eines gnädigen Herrn verfallen war, nahm sehr würdevoll den alten zinnernen Leuchter aus der Hand der Wirtin, lüftete seinen alten Hut kaum merklich zum Gruß und stieg die Treppen hinan.

Die drei Stammgäste aber, wenigstens zwei von ihnen, steckten ihre Köpfe mit denen des Wirtes und der Wirtin zusammen und vernahmen zu ihrem größten Erstaunen, daß der junge Mensch ein Flickschneider sei und in der vierten Etage hinten hinaus wohne. Der dritte der Stammgäste, der Herr Direktor, schüttelte den Kopf und meinte, dahinter stecke etwas, der junge Mensch müsse, Gott weiß woher, eine vornehme und sehr mächtige Protektion haben.

Er sprach diese Worte, obgleich in ziemlich ordentlichem Deutsch, doch mit sehr fremdem und weichem Accent. Was er sagte, leuch-

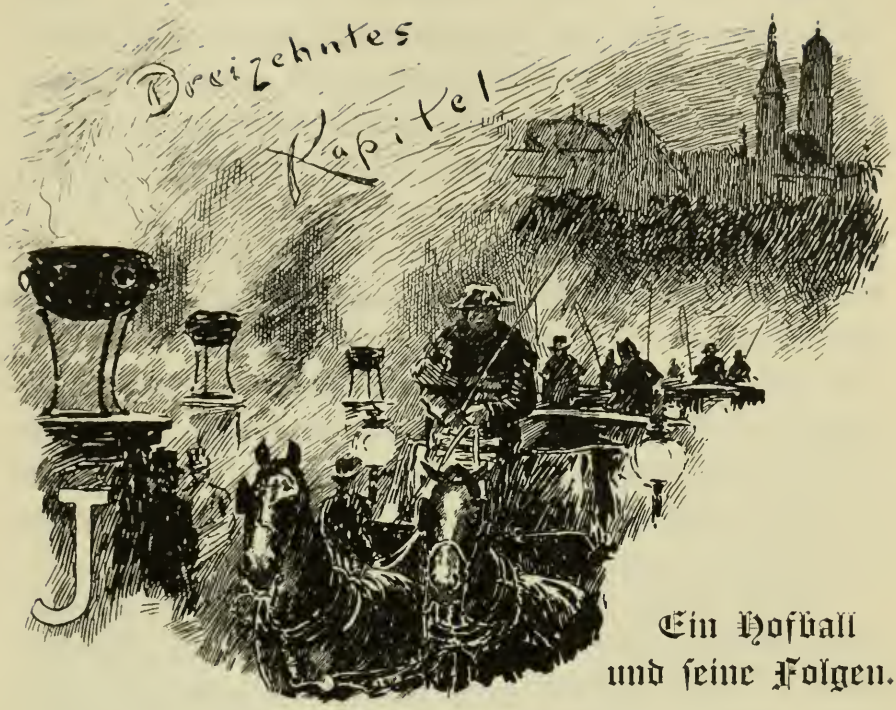
tete auch dem Wirt und der Wirtin ein, und sie beschlossen, den Herrn Dubel künftig mit größerer Achtung als bisher zu behandeln.

Dann schloß sich das Haus und starb für heute Nacht wie die umstehenden ab; noch eine kleine Weile sah man flackernde Lichter an den Fenstern hin und her wandeln, dann erloschen auch diese und alles war nächtig und finster.

Die Stammgäste zogen ihres Weges, zwei rechts, der Herr Direktor links, und wenn man ihn so dahinwandeln sah, den Mantel malerisch umgeworfen, die Beine zierlich setzend, und wenn man noch in der Entfernung hörte, wie der Stock auf dem Pflaster klirrte, den er fest und gleichmäßig aufsetzte, so paßte Figur und Gang so gar nicht in das Revier der Elstergasse, und man hätte darauf schwören mögen, der Mann gehöre dahin,

„wo die letzten Häuser steh'n".

Und diese Ansicht war auch keineswegs unrichtig, denn, teurer Leser, der Mann, der dort hinwandelt, ist keine geringe Persönlichkeit, es ist vielmehr Signor Benetti, Direktor des königlichen Balletts und der königlichen Tanzschule.



Ein Hofball und seine Folgen.

Joseph hatte jetzt für heute zum drittenmal seine Schimmel eingespannt und wartete, bis sämtliche Hofwagen die Remise verlassen hatten, dann öffnete er die Laternen, blies die Lichter aus, indem er bei sich dachte: „Das Anhalten an dem alten Triumphbogen wird sich viel schöner ausnehmen, wenn der alte Wagen ohne Licht dasteht, als wenn die beiden naseweisen Laternen weit in die Nacht hinaus rufen: hier steht eine herrschaftliche Equipage.

Nachdem er dieses Geschäft besorgt, stieg er auf den Bock und fuhr langsam dem Palais zu.

Dort an den hellen Fenstern, die eigentümlich gefärbt waren, je nach der Farbe der seidenen Vorhänge, und auf diese Art mit blauem, rotem und grünem dämmerigem Scheine in die Nacht hinaus schienen, sah man Gruppen von Ballgästen stehen, aus dem

Tanzsaale drangen die Töne eines zweiten und dritten Kotillons, und dort sah man die Paare bei den Fenstern vorbeischweben.

Auf dem weiten Platze vor dem Schlosse wimmelte es von Equipagen aller Art, und die Pechkränze, die dort in dem großen eisernen Becken flammten, beleuchteten die herrschaftlichen Kutscher auf dem hohen Bocke und die Droschkenführer auf ihren niedrigen Wagen. Dort stand eine ganze Menge Equipagen zusammengeschichtet und die Kutscher unterhielten sich lärmend. Hier fuhr einer im kurzen Trab umher, um die Pferde warm zu erhalten, und die glänzenden Laternen spiegelten sich auf dem nassen Boden und bildeten, wo der Wagen auch hinfuhr, neben den Rädern einen leuchtenden Streifen.

Jetzt war drüben der Kotillon zu Ende, der Prinz Eugen führte seine Gemahlin durch die Zimmer zurück in das Innere des Palais und nahm die tiefen Verbeugungen, die dem Fürsten und dem liebenswürdigen Wirte zugleich galten, mit freundlicher Handbewegung entgegen.

In dem letzten Gemache des Ballappartements, wo sich noch höhere Personen und vertraute Bekannte des Hauses befanden, krönte ein letzter kurzer und freundlicher Cercle das anmuthige Fest. Dann machte die Prinzessin gegen die Anwesenden eine leichte Verbeugung, der Prinz grüßte zur guten Nacht freundlich mit der Hand, die Hof- und anderen Damen in dem Cercle machten zuguterletzt einen tiefen Knix, die Herren betrachteten entzückt lächelnd ihre Schienbeine und alles rauschte durch die Zimmer die Treppen hinab in das Vestibule, nach Bedienten oder Wagen rufend.

Die erste Hofdame, Frau von C., welche während der einen Hälfte des Balles beständig in stummem Schmerz dagesessen und welche, die höchsten Personen abgerechnet, nur mit einigen genauen Bekannten freundliche Worte gewechselt, war nach dem Empfang des Billets wie umgewandelt; ihr Auge blitzte auf, sie atmete tief und heftig und in ihrem ganzen Wesen ging seit jenem Moment eine große Veränderung vor. Sie hatte danach eine lange Unterredung mit der alten Herzogin, und als sich später dieselbe ent-

fernte, küßte Hochdieselbe im Vorbeigehen zum Erstaunen aller Umstehenden das Hoffräulein auf die Stirn und sagte ihr: „Gute Nacht, meine Liebe, auf baldiges Wiedersehen; folge der Frau von C., sie weiß meinen Willen."

Dem jungen Mädchen waren diese Worte nicht aus dem Gedächtnis entschwunden, sie wiederholte sich dieselben tausendmal, konnte aber keinen rechten Zusammenhang darin finden. Während des Abends blickte sie zuweilen schüchtern nach dem Baron, und wenn sie es auch schmerzte, ihn nicht zu sehen, so war sie anderenteils froh darüber; denn schon allein die Erinnerung an den gestrigen Abend, so oft sie dieselbe aus dem Innersten des Herzens hervorrief, ließ ein tiefes glühendes Rot in ihrem Gesichte aufsteigen. Aber er konnte wenigstens im Schlosse bleiben! dachte Pauline, denn sie fühlte in der Française, als sie mit dem Prinzen tanzte, daß er jetzt wegging; sie sah seinen Freund, den Grafen, aus dem Nebenzimmer kommen, sah später die Gräfin Klara mit Frau von C. verkehren, sah, wie die Hofdame den Brief las, und all' dieses Rätselhafte erschütterte sie tief.

Frau von C. blieb in einem der äußern Zimmer stehen, und als das Hoffräulein herankam und schüchtern hinter ihr stehen blieb, wandte sie sich um und sprach seit gestern Morgen wieder zum erstenmal mit dem jungen Mädchen. Auf ihren Zügen lag ein gewinnendes Lächeln, und als sie sagte: „Wir fahren zusammen, meine liebe Pauline!" hätte man glauben können, sie sei die zärtlichste Mutter und habe den ganzen Abend für nichts Sinn gehabt, als für das Glück ihrer schönen Tochter und für die Triumphe derselben während des heutigen Balles. Pauline fühlte sich unangenehm berührt, ohne zu wissen, weshalb; sie ließ sich klopfenden Herzens von Jean ihren Mantel umgeben und trat mit der Hofdame in das Vestibule.

Es waren draußen schon viele Wagen weggefahren, namentlich hatte sich die Zahl der hell glänzenden Laternen sehr vermindert, da fast der ganze Hof schon nach Hause war; man konnte es deshalb einem Droschkenführer nicht verargen, daß er, als Jean

hinausrief: „Hofwagen! — Joseph!“ — laut antwortete: „Es ist kein Hofwagen mehr da!“ denn er hatte den Wagen hinter sich mit den erloschenen Laternen nicht für einen solchen angesehen. Doch Joseph nahm diese Bemerkung gewaltig übel, und als er im kurzen Galopp die Rampe zu dem Palais hinauffuhr und so dicht bei dem Droschkenführer vorbei, daß sich derselbe auf den Tritt seines Wagens retirieren mußte, konnte er sich nicht enthalten, ihm zornig zuzurufen: „Meint er vielleicht, alte Droschke, wenn so ein Hofwagen zufällig keine Laternen hat, es sei ein alter Mistkarren? Platz da!“ Und damit hielt er vor der Glasthüre, sich sorgsam umsehend, wer hineinsteige, damit es ihm nicht passiere, daß er mit der unrechten Dame an dem alten Triumphbogen halte. Doch wie ward ihm zu Mut, als nun beide Damen vortraten, zuerst die Frau von C., dann das Hoffräulein, als Jean den Schlag zuschloß und hinaufrief: „Nach Hause!“

„Alle Hagel!“ fluchte der Kutscher unmutig; „da soll ein altes Donnerwetter drein schlagen! Was mach' ich nun? halte ich an dem alten Triumphbogen oder halte ich nicht an dem alten Triumphbogen?“ —

Joseph wußte sich durchaus nicht zu helfen, denn ihm waren für den Fall keine Instruktionen zugegangen, und er beschloß, zu einem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, das ihm schon öfters in zweifelhaften Fällen gut gedient: er zählte nämlich die Gaslaternen ab und sagte an der ersten Ja! an der zweiten Nein! und so fort, bis er an den Triumphbogen hinkam, wo ihm die letzte Laterne mit freundlichem Flackern ein lustiges Ja! zurief.

Augenblicklich hielt der Wagen und augenblicklich voltigierte Joseph von seinem Bocke und Jean von seinem Tritt herunter.

„Einen Stein in den Huf getreten!“ brummte der Kutscher und dabei faßte er den Lakaien kräftig am Kragen und zog ihn vor bis zu den Pferden hin und hob alsdann den linken Vorderfuß des ehrlichen Tibull auf, der mit dem Kopf schüttelte, als wolle er versichern, daß er diesen Spaß ganz und gar nicht verstände. Joseph hämmerte aber unverdrossen an dem Huf herum

und gab sich eine Mühe, als müsse er einen Meilenstein daraus entfernen; und Jean wollte an den Wagenschlag eilen und die Baronin über den Aufenthalt aufklären, als rasch ein Mann in einem Mantel an die Equipage trat, die Hand der Baronin ergriff, welche eben das Fenster heruntergelassen, sie heftig küßte und alsdann sagte: „Verzeihung für den Überfall, aber ich muß Sie einen Augenblick sehen!"

Der Kutscher hörte auf zu klopfen, denn er dachte: Jetzt geschieht da etwas Verkehrtes und absonderlich Falsches. Jean biß die Lippen auf einander und riß dann das Maul vor Erstaunen weit auf, als er die Stimme der Frau von C. hörte, welche antwortete: „Ei, ei, Baron, kommen Sie lieber morgen, als daß Sie sich hier einer Erkältung aussetzen; — gute Nacht!"

Das Licht der unglückseligen Laterne, welche Ja! gesagt, schien hell und glänzend in den Wagen hinein, der Baron bemerkte seinen entsetzlichen Irrtum und trat verwirrt und betreten zurück, als habe er eine ganze Legion Gespenster gesehen; Joseph, der dies für ein Zeichen zum Weiterfahren nahm, schwang sich behende auf den

Bock, Jean hinten auf den Tritt, und fort ging es, was die Pferde laufen konnten.

Der Kutscher, obgleich unschuldig, war außerordentlich unzufrieden mit sich selbst, und wenn nicht leider schon ein Teil seiner vier Dukaten für den famosen Punsch aufgegangen gewesen wäre, so würde er, nachdem er die Damen am Schlosse abgesetzt, wieder mit dem Wagen umgekehrt sein nach dem alten Triumphbogen, um das Geld an den Mann zurück zu geben, an den Mann, der wahrscheinlich dort noch immer stände, steif vor Entsetzen. So aber fuhr Joseph aufgeregt und zornig nach dem Stalle, knallte mit seiner Peitsche für einen Hofkutscher sehr unanständig durch die stille Nacht und hätte an der Ecke des Schlosses beinahe noch ein Individuum überfahren, das ihm in den Weg trat.

Dieses Individuum, statt auf die Seite zu springen, blieb keck vor den Pferden stehen und ergoß sich in einen Strom von Citaten aus dem Polizeireglement über schnelles Fahren um die Ecke und über Fahren ohne Laternen bei der Nacht.

„Platz da!“ rief der Kutscher; „aus dem Wege, alte Ratte!“ und dabei wirbelte er die Peitsche verdächtig in der Luft, Tibull und Pluto wurden unruhig, und das Individuum, welches sah, daß hier in der Einsamkeit nicht viel auszurichten sei, sprang auf die Seite, der Wagen schoß vorbei, und die Peitsche des Kutschers, einmal in Bewegung gesetzt, ruhte nicht eher, als bis sie behende rückwärts gefahren war und das Individuum fein, aber scharf getroffen hatte und zwar genau auf dieselbe Stelle, wie den Sänger des Schwalbenliedes und wie Jean den Lakaien.

Im Schloß aber schritten die beiden Damen durch die halbdunkeln, hallenden Korridore die einsamen breiten Marmortreppen hinauf, und es war in dem großen, weiten Gebäude Niemand wach, als sie und das Echo, welches die Tritte wiederhallen ließ und vervielfältigte, als ginge über alle Korridors und Treppen eine ungeheure Menge von unsichtbaren Ballgästen nach Hause.

Auch die hohen Zimmer lagen düster da, und die Wachskerzen, die Jean voraus trug, zeigten nur in unbestimmten Um-

rissen die großen Familienbilder an den Wänden, die sich zu verneigen und zu bewegen schienen, und strahlten wieder von irgend einem vergoldeten Möbel in der Ecke, das da wie ein unbekanntes Tier lag, mit vielen funkelnden Augen.

Die Kronleuchter glänzten und rauschten, wie sie unter ihnen dahinschritten, der Tritt war unhörbar, und so glitten die beiden weißen Gestalten von einem Gemache in das andere und alle schienen bei Nacht gleich groß, gleich dunkel, gleich unheimlich. Nur das Boudoir der Frau von C. machte hievon eine Ausnahme: es war kleiner, hier brannten mehr Lichter, und hier fühlte man eine behagliche Wärme.

Die Hofdame setzte sich in einen Fauteuil und winkte ihrer Begleiterin, nachdem Jean abgetreten war, in dem anderen Platz zu nehmen.

Es entstand für den Augenblick eine tiefe Stille, die nur unterbrochen wurde durch das Picken der Uhr auf dem Kamin und durch das Picken der Uhr im Vorzimmer, welche in eifrigem Gespräch begriffen zu sein schienen; bald schienen diese Uhren der gleichen Meinung, dann fingen sie an gelinde zu streiten, wurden immer heftiger, haspelten durch einander, wollten sich übertönen, und das ging so fort. Dazwischen hustete im Nebenzimmer zuweilen eine schlaftrunkene Kammerjungfer und dann war es wieder ganz still.

„Ich war gestern etwas hart gegen dich," sagte die Hofdame und breitete ihren Fächer aus; „ich gestehe mein Unrecht vollkommen ein; du warst überrascht und wußtest nicht, was du thun solltest; es ist das in der Welt schon öfters vorgekommen."

Die Uhren schienen der gleichen Meinung zu sein.

„Es läge auch durchaus nichts Schlimmes, nichts Strafbares darin und liegt auch dergleichen nicht zum Grunde; denn ich bin überzeugt, daß du diese unangenehme Sache für das ansiehst, was sie leider ist, für einen unverantwortlichen Leichtsinn des Barons, für eine Überraschung, ja, für eine Überrumpelung, wie man sie sich gegen ein junges unerfahrenes Mädchen zuweilen erlaubt."

Die Hofdame schlug ihren Fächer zu und sah Paulinen mit einem festen Blicke an.

Die Uhren begannen ihren kleinen Streit wieder und schienen nicht ganz derselben Ansicht zu sein.

„Antworte mir Pauline," fuhr Frau von C. fort, „antworte mir, mein liebes Mädchen, denn ich bin überzeugt, daß du mir in deinem Herzen Recht giebst; darum gestehe es mir zu, daß du jene unangenehme Überraschung zu würdigen weißt und daß du es begreifst, das Spiel, das man mit dir getrieben, oder nein! das man mit dir treiben wollte. Gestehe es deiner mütterlichen Freundin."

Das junge Mädchen fuhr schmerzhaft berührt zusammen und blickte, ohne ein Wort zu sprechen, aber flehend auf ihre mütterliche Freundin.

Die Uhr neben ihr auf dem Kamin und die im Vorzimmer schienen sich immer mehr zu entzweien, sie begannen einen lebhaften heftigen Streit mit einander, und es war ungewiß, welche den Sieg davon tragen würde.

„Antworte mir doch, liebe Pauline!" fuhr die Hofdame fort und schlug ihren Fächer ungeduldig und sehr rasch zusammen, „sprich dich aus über die . . . Vermessenheit jenes Mannes, über

jene Unschicklichkeit, die du wohl fühlen mußt, namentlich du, sonst in allen Dingen so zart und so außerordentlich empfindlich für jede noch so leichte Berührung; — oder siehst du vielleicht," fuhr sie lauernd fort, „nicht die Unschicklichkeit ein, die gegen dich begangen wurde, eine ganze Kette von Unzartem, von Unartigem, von dem Moment an, wo er in dein Kabinett drang, bis zu dem Moment, wo er dich küßte? — — — Ja, dich küßte, mein Fräulein!" fuhr Frau von C. entschieden fort, als sie bemerkte, wie das junge Mädchen die Hand erhob und antworten zu wollen schien — „aber jetzt bitte ich dich um Antwort! Fandest du das Benehmen des Barons gegen dich nicht im höchsten Grade unschicklich und lächerlich?"

„Nein!“ sagte das Mädchen mit kaum hörbarer Stimme, „ich kann das gerade nicht finden;“ faßte dabei aber die Lehne ihres Sessels, als fürchte sie, nach dieser Antwort durch einen Blick ihrer mütterlichen Freundin in einen bodenlosen Abgrund geschleudert zu werden.

Frau von C. aber sank bei dieser Antwort in die innerste Tiefe ihres Fauteuils und wunderte sich alsdann ungemein, daß die Erde sie nicht wirklich und wahrhaftig verschlungen.

„In der That,“ sagte sie nach einer langen, langen Pause, während welcher die Uhren, ein unangenehmes Geschlecht, nachdem sie kaum wieder einig geworden waren, schon wieder ihren Streit begonnen, — „in der That, mein Fräulein, Sie sehen das wirklich nicht ein? In der That nicht? — Ganz gewiß nicht? — Und empfinden nicht die entsetzliche Unschicklichkeit, die man gegen Sie begangen?“

„Nein!“ wiederholte das Mädchen abermals und diesesmal mit etwas bestimmterem Tone, „ich kann das, was gestern Morgen zwischen dem Baron und mir vorgefallen, wohl eine Überraschung nennen, aber keine Unschicklichkeit; es ist durchaus nichts, was mich herabsetzen könnte — durchaus nichts — ich glaube wenigstens so, meine teure Frau von C., gewiß nichts, was mir Ihre Vorwürfe zuziehen könnte.“

„Keine Unschicklichkeit wäre begangen worden? nichts, was Ihnen Vorwürfe zuziehen könnte?!“ rief die Hofdame so laut, daß sie die leisen Stimmen der Uhren übertönte; „o Gott, wie das naiv ist! Keine Unschicklichkeit, wenn ein junger Mann ein Hoffräulein in ihrem Zimmer küßt? — Die Frau Herzogin aber,“ fuhr sie strenger fort und sprang bei der Nennung dieses Namens von ihrem Fauteuil auf, als sei die gewaltige Dame selbst in der Nähe, „die Frau Herzogin aber und ich, wir halten dafür, daß man Sie kompromittiert hat, daß man sich sehr unschicklich gegen Sie betragen.“

Das junge Mädchen war ebenfalls aufgestanden und sagte mit leiser Stimme, aber bestimmt und fest: „Ich kann nur be-

dauern, gnädige Frau, daß ich zum erstenmal im Leben in den für mich traurigen Fall gekommen bin, wo meine Ansichten mit den Ihrigen nicht übereinstimmen; der Baron hat mir keine Liebeserklärung gemacht — — aber er bot mir seine Hand an."

„Er bot dir seine Hand an?" sagte die Hofdame und lachte dabei entsetzlich laut. „In der That, mein Fräulein, er bot dir seine Hand an; er, ein reicher, unabhängiger junger Mann, du, ein armes mittelloses Fräulein, darin liegt ja eben das, das — Komische, wenn es nicht so furchtbar ernst wäre."

Sie drückte ihren Arm fest auf die Kaminplatte, zerknitterte dabei die herrlichen Spitzen ihres Ballkleides und bemerkte nicht einmal, daß sie das Schloß eines ihrer Armbänder aufgedrückt und daß dies in die glimmende Asche gefallen. Doch mochte sie dem jungen Mädchen gegenüber, deren Gestalt um ein Bedeutendes höher, ihr imponierend vor ihr stand, für besser halten, wenn sie ihre frühere sitzende Stellung wieder einnahm, überhaupt ihren Angriffsplan änderte; genug, sie glitt in ihren Fauteuil zurück, brachte ihre Hand mit dem Schnupftuche vor das Gesicht und weinte heftig; wenigstens glänzte in ihren großen, immerhin schönen Augen eine Thräne, als sie nach ein paar Minuten die Hand mit dem Schnupftuche sinken ließ und mit der anderen die Rechte des Mädchens ergriff und sie sanft in ihren Sessel zurückzog.

„Mein liebes, gutes Kind," sagte sie mit bewegter Stimme, „ich bin ja nur um dein Wohl besorgt, wir wollen ja nur dein Bestes; traue mir, Pauline, traue der Freundin, die es gut mit dir meint! Es ist vielleicht grausam, dir deinen Glauben zu zerstören, aber zu deinem Besten muß es sein; glaube, der Baron meint es nicht gut mit dir — ich weiß es, arme Verblendete! Was er dir gestern Morgen gesagt, hat er vielleicht heute Abend mehreren Andern wiederholt."

„Hättest du nicht," fuhr sie nach einer Pause fort, „bis jetzt in glücklicher, beneidenswerter Unwissenheit gelebt, so würdest du Manches gehört haben von dem leichtsinnigen, wilden Leben, das der Baron schon seit längerer Zeit mit mehreren seiner Bekannten

führt; sehen hättest du es wenigstens schon lange müssen, wie er in der Gesellschaft umherflattert, von einer Dame zur anderen, und wie er, man muß das gestehen, bei allen Teilen gern gesehen wurde. Man sagt, der Blick der Liebe sei scharf, — o liebes Kind, der Blick einer mütterlichen Freundin ist schärfer; ich könnte dir Details erzählen," sagte sie seufzend, „deren hundertster Teil zu viel wäre, um sie in dem Reste dieser bald abgelaufenen Nacht sagen zu können. — Mich selbst," fuhr die Dame fort und senkte ihre Augen, „mich selbst verfolgt er mit seinen Galanterien, allerdings sehr unverfänglicher Natur, die ich ihm jedoch hundertmal untersagt, obgleich umsonst; du warst heute Abend beim Nachhausefahren Zeuge davon. Eine andere Dame, die wir beide genau kennen, bat er heute Abend mit diesen Zeilen — um eine Zusammenkunft auf morgen." — Sie suchte bei diesen Worten ein Billet hervor, faltete es auf, und während Pauline mit zitternder Hand dasselbe in Empfang nahm und durchlas, ließ sie das Couvert mit der Adresse in die glühenden Kohlen fallen.

Das junge Mädchen saß da, ein Bild des Jammers, eine erschreckende Blässe bedeckte ihr Gesicht, ihre Brust wogte heftig und einzelne schwere Thränen stahlen sich unter den langen Wimpern hervor und rollten über ihr Gesicht; sie hob das Auge mit einem unnennbar flehenden Ausdruck zu ihrer mütterlichen Freundin empor, und ihr Blick sagte: „Ist es wahr, was du so eben gesprochen? Bin ich wirklich eine Unglückliche? um so unglücklicher, da mein Herz sich rasch und warm erschloß? dreifach unglücklich, da ich, dem Blick seines Auges, seinem Worte trauend, ihm ohne Scheu gestand, was in meinem Herzen für ihn sprach, daß ich ihn liebe und daß ich sein Weib werden wolle."

Frau von C. folgte diesen stummen Fragen mit ihrem Blicke, und als verstände sie vollkommen, was die bebenden Lippen nicht sprachen, nickte sie mit dem Kopfe und zerriß mit dieser stummen Bejahung das Herz des armen Mädchens vollends.

Es entstand eine längere Pause, an den hohen Fenstern rauschte der Wind und die Nacht sah gespenstig herein zwischen den schweren

Seidevorhängen und ärgerte sich über die brennenden Wachskerzen, welche ihr so hartnäckig die Herrschaft in dem Zimmer streitig machten.

„Du weißt Pauline," fuhr Frau von C. fort, „wie sehr mir dein Wohl, dein Bestes am Herzen liegt; würde ich so mit dir sprechen, wenn es nur eine Möglichkeit gebe, dir eine so ehrenvolle und glänzende Existenz zu verschaffen, wie eine Heirat mit jenem Manne? Nein, gewiß nicht! Glaube mir, wir alle, die für dich besorgt sind, haben die Sache reiflich hin und her überlegt, es ist nur ein Mittel da, um dich aus einem unangenehmen Gerede zu bringen, das auf jeden Fall entstehen wird, sowie man dem Baron Zeit läßt, die Vorteile zu verfolgen, welche du ihm so unbedachtsamer Weise eingeräumt. — — Die Frau Herzogin hat deshalb befohlen, daß du noch heute den Hof auf einige Zeit verlassen und dich zu meiner Verwandtin nach B. begeben sollst. Ihre Hoheit hat es mir zur traurigen Pflicht gemacht, dir dieses anzukündigen, sowie sie mir auch befahl, dir in ihrem Namen ein herzliches und freundliches Wort zum Abschiede zu sagen; es ist keine Ungnade, mein Kind, die dich betrifft; du machst eine kleine Reise und kehrst nach einiger Zeit hierher zurück."

Dies war ein schrecklicher Moment für das arme Hoffräulein; sie fühlte halb die Wahrheit des Gesagten, oder es wurde ihr vielmehr die Wahrheit eingeredet; dabei hatte die Frau von C. ihr strenges Auge fest auf sie geheftet, ein Auge, ihr so wohlbekannt, ein Blick, der sich nicht abweisen ließ und der, wenn er fragte, nur eine Bejahung wollte.

Die beiden Damen erhoben sich darauf, wie nach einem vollkommen abgemachten Geschäfte; Pauline machte eine Verbeugung und fragte, wann sie reisen solle.

„Die Nacht ist bald vorbei," entgegnete Frau von C. mit einem leisen Seufzer und warf einen Blick in den Schloßhof; „der Wagen ist für dich mit Tagesanbruch bestellt, und während du einpacken läßt, will ich mich hinsetzen und einige Briefe für dich schreiben. Adieu, meine Liebe!"

Mit diesen Worten faßte sie die beiden Hände des Mädchens und küßte sie auf die Stirn, auf dieselbe Stelle, wo gestern andere Lippen eine Sekunde geruht, — ein Kuß, wonach gestern das Herz des Mädchens freudig und glückselig geschlagen, — aber jetzt! — — Sie ging in ihr Zimmer, in dasselbe Zimmer, und setzte sich an den Tisch, an denselben Tisch, sie stützte die Stirn auf ihre Hand, fuhr aber gleich darauf wieder erschreckt in die Höhe und beschaute ängstlich die Handfläche, als wäre darin ein rotes, brennendes Mal zurückgeblieben.

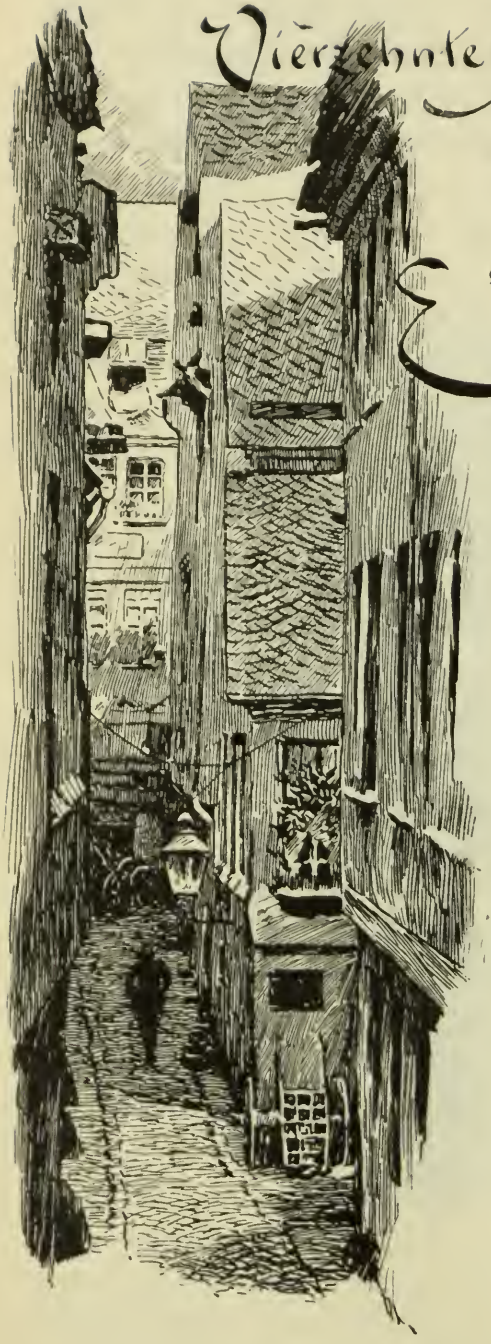
Frau von C. ließ sich einen Tisch an den Kamin setzen und schrieb, während der Tag langsam zu grauen anfing, mehrere Briefe. Als sie fertig war und aufstand, glänzte ihr aus den Kohlen das herabgefallene Armband entgegen, sie hob es auf und betrachtete es nachdenkend; es war ein einfacher goldener Reif mit einer Muschel-Camee, das Porträt Paulinens. Diese hatte es ihr einst zu ihrem Geburtstage geschenkt. Das Gold war von der Glut der Kohlen matt angelaufen und die Camee war zersprungen. — — — —

Der junge Tag kam endlich herauf, faul und langweilig, nicht wie der Sohn des Hauses, sondern wie ein gemieteter Knecht; zuerst zog er im Osten die grauen Regenvorhänge aus einander und ließ sich in einem mattgelben Streifen sehen, der dann aber verdrießlich wieder verschwand; bald darauf kam er auf die Erde, ohne viele Umstände, ohne Glanz und Pracht, in grauem nassem Wettermantel, dessen Enden der scharfe Morgenwind hoch empor jagte; triefend von Regen und mißmutig setzte er seine Füße in die großen Wasserlachen, welche Straßen und Plätze bedeckten.

Draußen aber im Freien war es noch unheimlicher, als in den Straßen der Residenz, der Wind bog die Pappeln an der Landstraße, er trieb unterschiedliche Wettrennen mit den Regenschauern, welche niederschlugen, und beide, Wind und Regen, jagten einem einsamen Reisewagen nach, der ihnen vorausfuhr und weit und breit allein unterwegs war.

Der Postillon trof vor Näsſe, die Pferde gingen in schläfrigem

Trabe weiter und der Wagen selbst war fest verschlossen; Wind und Regen aber hatten ihn bald erreicht; der Regen klatschte an die Fenster und der Wind machte Bekanntschaft mit den Rädern, heulte durch sie hin und fragte: „Wohin des Weges?“ Aber der Wagen schüttelte den Kopf, als wolle er sagen, er wisse das selbst nicht, und rollte weiter, immer fort auf der endlos langen Chaussee. — —



Vierzehntes Kapitel

Elstergasse Numero vierundvierzig.

Es mochten nach den oben erzählten Vorfällen ungefähr acht Tage verflossen sein, der Winter war strenger eingetreten und es herrschte jene trockene Kälte ohne Schnee, welche so empfindlich und unangenehm ist.

Es war Abend, die Sterne funkelten am Himmel, der Boden war hart gefroren und der einsame Schritt eines Wanderers in den engen Straßen der untern Stadt hallte an den Häusern wieder.

Dieser einsame Wanderer, welcher trotz der durchdringenden Kälte außerordentlich leicht gekleidet war und die Hände in die Hosentaschen gesteckt und die Schultern, als wolle er die Ohren schützen, in die Höhe gezogen hatte, hüpfte mehr als er ging und war unser

Freund Dubel, der von seiner Arbeit nach einem mühsam vollbrachten Tagewerk in seine bescheidene Klause zurückkehrte.

Der Wagen des Baron Karl hatte seit jenem denkwürdigen Abend auf die Hauswirtin von Numero vierundvierzig der Elstergasse seine Zauberkraft noch nicht verloren, und sie, welche sich früher um den Dubel nur vielleicht an Quartalen, wo der Mietzins fällig war, den aber unser Freund noch nie einen halben Tag schuldig geblieben war, bekümmert hatte, war seit damals aufmerksam gegen ihn geworden, reichte ihm nicht selten höchsteigenhändig den zinnernen Leuchter dar und sah obendrein darauf, daß dieser Leuchter, wie es der Herr Dubel so sehr liebte, blank und sauber geputzt wurde.

Seinerseits hatte aber auch der Schneider jenen Abend nicht vergessen, und wenn er von da an in die Küche trat, um besagten Leuchter zu holen, so erkundigte er sich sorgfältig, ob keine Briefe für ihn angekommen seien. Dieser Fall war indessen bis jetzt noch nicht eingetreten, Herr Dubel besaß auch keine auswärtigen Korrespondenten und deshalb wunderte er sich um so mehr, als ihm die Wirtin zugleich mit dem zinnernen Leuchter ein kleines Billet einhändigte, welches er, als sei es etwas durchaus nichts Ungewohntes, nachlässig in seine Westentasche steckte.

Herr Dubel stieg die Treppen hinan, die schmalen gewundenen Treppen mit dem vor Alter glänzenden schwarzen Geländer und jeder Tritt krachte unter seinen Füßen und er ging langsam hinauf in den ersten, zweiten, dritten und vierten Stock und öffnete im letzten eine Thüre, welche in sein Appartement führte.

Dieses Appartement befand sich im Giebel des Hauses und hätte eigentlich Bodenkammer genannt werden sollen, hatte sich aber den stolzen Namen „Zimmer" erworben, weil die Decke desselben geweißt war und die vier Wände tapeziert, auch befand sich sogar ein Nebenkabinett da, eine Art Verschlag unter dem Dache, in welchem das Bett des Inwohners stand, und auf diese Art war der Herr Dubel vollkommen berechtigt, von seinen Appartements zu reden, denn er hatte ein Schlafzimmer, sowie einen Salon, um seine Freunde zu empfangen.

Wir müssen leider gestehen, daß der Salon auf Kosten der nächtlichen Wärme des im Bette liegenden Inwohners erschaffen war, denn der Verschlag unter dem Dache war einigermaßen der äußern Luft zugänglich; namentlich in kalten, windigen Nächten, wenn die Ziegel auf dem Dache vor Kälte und Wind klapperten und seufzten, machte es der Herr Dubel in seinem Bett aus derselben Veranlassung nicht selten ebenso.

Nachdem der Schneider sein Licht auf einen kleinen Tisch gesetzt, der im Zimmer stand, warf er seinen dünnen Rock ab, eilte in das Schlafgemach und kehrte bald darauf mit einem Arm voll Holz zurück, worauf er sich bemühte, ein Feuer in dem kleinen eisernen Ofen des Salons anzumachen. Bald krachten auch die Holzscheiter lustig durch einander, zischten, seufzten, und hie und da geschah ein kleiner Knall in dem Ofen, auf dem Fußboden spiegelte sich eine rötliche zitternde Helle ab und bald begann von dem kleinen Ofen eine behagliche Wärme auszuströmen, die das Zimmer nach und nach erfüllte, so daß der alte Tisch und ein paar alte Stühle vor Vergnügen zu knaxen anfingen.

Herr Dubel rückte nun den Tisch in die Nähe des Ofens, holte hiezu aus der Ecke einen etwas wackeligen Lehnstuhl, öffnete einen kleinen Schrank, aus welchem er eine große Tasse, einen Theetopf, einen Wasserkessel und eine Zuckerdose nahm und pflanzte diese Gegenstände symmetrisch auf den Tisch, nachdem er denselben zuvor mit einer Art Serviette bedeckt, d. h. Theekanne, Zuckerdose und Tasse kamen dort zu stehen, der Wasserkessel aber wurde gefüllt und in den Ofen geschoben.

Der Herr Dubel vollbrachte diese kleinen häuslichen Arbeiten mit einer gewissen Behaglichkeit, er pfiff eine Melodie dazu, warf, so oft er bei dem kleinen Spiegel, der an der Wand hing, vorbeikam, einen wohlgefälligen Blick in denselben und strich sich alsdann die Haare in die Höhe. Bald summte das Wasser in dem Kessel, Herr Dubel goß das kochende Wasser auf den Thee, stellte alsdann den Wasserkessel wieder in die Ecke, schnitt etwas Brot auf einen Teller, den er neben die Tasse setzte, rückte auf dem Tische Alles

in die schönste Ordnung, warf noch einiges Holz in den Ofen und verschwand alsdann in sein Schlafgemach.

Bald darauf erschien er wieder und wunderbar verändert: statt der dünnen Beinkleider und Stiefel trug er eine weite, blaue

Morgenhose und gestickte Pantoffeln, und statt des fadenscheinigen Röckchens hatte er einen rotkarrierten Schlafrock an, der um den Leib von einer dicken Schnur, an welcher ansehnliche Quasten hingen, zusammengehalten wurde. Das Haar war sorgfältig gekämmt und bedeckt mit einer blausamtnen Mütze.

Die Verwandlung des Herrn Dubel war so außerordentlich und überraschend, daß das kleine Gemach sogar in einem andern

Lichte zu strahlen schien, der Ofen glitzerte freundlicher, die Theekanne warf stolze Rauchwolken in die Höhe und von dem Talglicht in dem zinnernen Leuchter sprühten glänzende Funken ab, als freue es sich, einem so vornehmen Herrn zu leuchten. — Und wie würdevoll schritt der Schneider auf seinen Tisch zu! Er war nicht mehr derselbe, der er vor wenigen Minuten gewesen, ein ganz anderer Mensch hatte das Feuer angezündet, den Theetisch besorgt, — ein armes dienstbares Wesen, das demütig verschwand, als der Herr eintrat.

Herr Dubel trug ein paar Bücher unter dem Arm, welche er auf den Theetisch niederlegte und es sich darauf in dem großen Lehnstuhl vor dem kleinen Tisch am Feuer so bequem wie möglich machte. Er goß sich eine Tasse Thee ein, that Zucker hinzu und schien sich durch eine graziöse Handbewegung für Rahm, für welchen er keinen Geschmack hätte und welchen er niemals zum Thee nähme, bei sich selber zu bedanken.

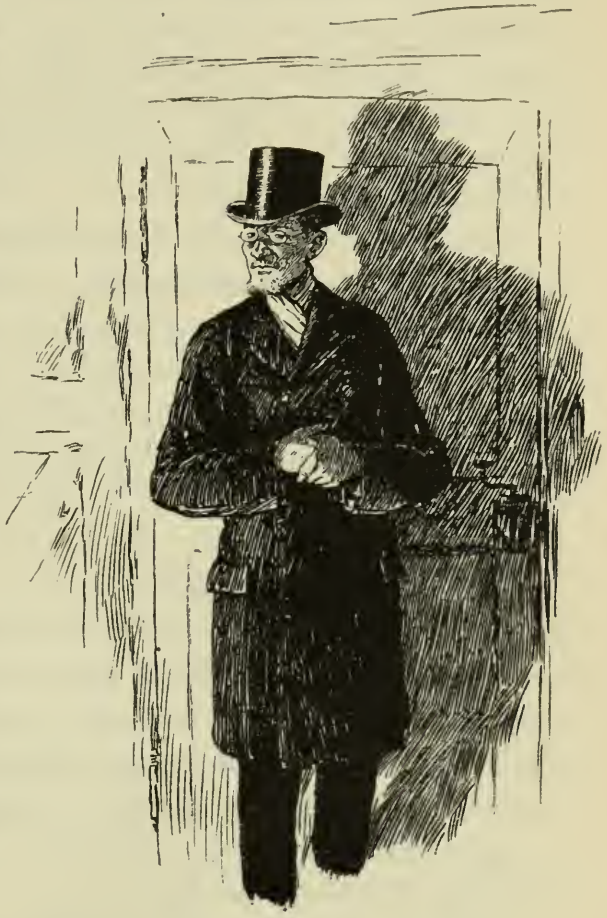
Er lehnte sich ganz zurück in die geöffneten Arme des alten Möbels, legte die Füße auf einen Stuhl, schlug die Enden des herabfallenden roten Schlafrocks zierlich auf seinen blauen Beinen über einander, rückte seine Samtmütze auf das Ohr und öffnete das Buch, nachdem er einen zufriedenen Blick rings um sich her geworfen.

Dies Buch war eine Übersetzung von Bulwer's „Pelham" oder Schicksale eines Weltmanns, und der Herr Dubel vertiefte sich in diese Lektüre und ging mit dem Helden der Geschichte auf Soireen und Bälle, war ein vornehmer Mann, wie Pelham selbst, vertändelte seine Zeit in nichtsbedeutenden Gesprächen auf schwellenden Polstern mit eleganten Damen, hatte Wagen und Bediente wie er, kurz war überglücklich.

Häufig veränderte er seine Stellung, je nach dem Inhalt, sah bald zufrieden lächelnd in das Buch, bald runzelte er finster die Stirne, und wenn von einem kleinen feinen Diner die Rede war, so nahm er einen Schluck Thee und aß ein Stück Brot dazu.

Jetzt stützte er den einen Arm auf den Sessel, legte den Kopf darauf, stellte die Füße auf den Boden und hielt das Buch etwas

weiter von sich ab — und so saß er, vertieft in Lesen und Theetrinken, vergessend mit welch' saurer Mühe, mit welch' tagelanger harter Arbeit er diese paar glücklichen Stunden erzwang, und träumte dabei von einer bessern Zukunft bei einem angenehmen eleganten Leben, von schönen Augen, die ihn zärtlich anblickten, von weißen Armen, die sich ihm öffneten, und fühlte in solchen Momenten die Kraft, den Mut, sich in den Strudel des Lebens zu stürzen, um schwimmend eine glückliche Insel zu erreichen, oder — unterzugehen — ein zweiter, anderer Don Quixote.



Herr Dubel hatte soeben für einen Augenblick sein Buch weggelegt, als etwas die Treppen heraufpolterte und an die Stubenthüre klopfte.

„Herein!"

Es trat ein Mann in's Zimmer, in einem anständigen Paletot, einem sehr schönen neuen Hut auf dem Kopfe und dieser Angekommene freute sich, wenn man anders seinen Worten und seinem äußerst gleichgültigen Gesicht glauben wollte, den Herrn Dubel zu Hause zu finden und so ein angenehmes, warmes Zimmer anzutreffen. Er rieb sich die kalten Hände und bat den Schneider, der aufstehen wollte, ruhig in seinem Lehnstuhle zu bleiben,

stellte sich mit dem Rücken gegen den Ofen, hob die Schöße seines Paletots in die Höhe und wärmte sich auf behagliche Art, wobei er sich zuweilen schüttelte, wenn er an die Kälte dachte, die draußen herrschte, und die weiße klare Mondsichel erblickte, die durch einen Riß in dem Vorhang zum Zimmer hereinsah.

Herr Dubel schien durch den so eben Angekommenen nicht unangenehm überrascht, er holte eine zweite Tasse aus dem Schrank und nachdem er seinen Gast mit Thee bedient, erkundigte er sich nach der Veranlassung, welche ihm die Ehre verschaffe, denselben noch so spät bei sich zu sehen.

Der Angeredete war ein junger Mann, nicht älter als der Schneider, groß und schlank gewachsen, mit einem etwas verlebten Gesicht, dunklen Augen und Haaren und sehr leichten und freien Manieren. Er trug eine Brille, gehörte im Allgemeinen zur Klasse der Litteraten und war im Speziellen Verfasser von Theaterrezensionen für einige unbedeutende Winkelblätter der Residenz. Sein Name war Stechmaier; — Herr Doktor Stechmaier nannten ihn seine Freunde.

Er nahm einen Schluck von dem warmen Thee, sah einen Augenblick aufmerksam an die Decke, betrachtete alsdann den Fußboden und antwortete: „Ich war gerade im Begriffe, zu Bette zu gehen, als ich, ehe ich in's Haus trat, noch hier oben bei Ihnen Licht sah, und kam deshalb herauf, um mich ein wenig zu wärmen und einige Augenblicke mit Ihnen zu verplaudern."

„Sie wohnen noch immer hier im Hause?" fragte Herr Dubel mit einem sonderbaren Lächeln.

„Leider!" sagte der Doktor und zuckte mit den Achseln. „Was soll ich machen? die Einnahmen sind schlecht, anständig gekleidet muß ich wegen meiner Stellung, die ich in der Welt einnehme, doch gehen, und so fällt für ein anständiges Quartier nicht viel ab, ich mache mir eigentlich auch nichts aus einer guten Wohnung, bin ja doch nie zu Hause. Heute Abend hatte ich eine Einladung in ein sehr solides Haus, wo der Tasso vorgelesen werden sollte, doch wurde die Dame des Hauses krank und die Geschichte abge-

sagt und ich hatte nicht mehr Zeit, mich irgendwo anders einladen zu lassen; im Kaffeehaus am Petersplatz war niemand mehr von meinen Bekannten und in andere Wirtshäuser, wo ich welche von ihnen hätte treffen können, kann ich nicht gehen, ich bin in den meisten zu viel schuldig; es thut sich wahrhaftig nicht mehr."

Der Schneider erschrak ordentlich über die Ruhe, mit welcher der Doktor von seinen Schulden sprach, und erkundigte sich schüchtern, ob er denn keine Aussicht habe, sich etwas zu arrangieren.

„Ich bin im Begriff," entgegnete Stechmaier, „einen neuen litterarischen Klub zu bilden, ich habe schon zehn Unterschriften, wir werden alsdann zwei Zimmer mieten, einige Zeitungen auflegen, ein Sofa anschaffen und darauf werde ich alsdann des Nachts schlafen, so lange der Winter dauert; ich muß auch gestehen, daß ich unten im Hause das Quartier vollkommen satt habe."

„Sie wohnen," sagte schüchtern der Schneider und sah den Doktor fragend an, „Sie wohnen da unten, wie ich mir sagen ließ . . ."

„In dem Wandschrank im Gange," entgegnete der Doktor sehr ruhig; „'s ist leider wahr, ich kann es nicht leugnen, doch ist der Wandschrank sehr breit, ziemlich lang, auf dem Boden liegen eine Menge alter Mehlsäcke, und wenn es nicht zuweilen so verdammt kalt wäre, so würde diese Wohnung nicht so schlecht sein, als man glaubt; auch hat sie für mich den großen Vorteil, daß sie auf der Polizei eigentlich nicht als Wohnung gilt und es deshalb meinen Gläubigern unmöglich wird, eine Exekution gegen mich auszuwirken. Ich war noch heute zufälliger Weise bei dem Kommissär des Viertels; er hatte sich schon lange darnach gesehnt, meine Bekanntschaft zu machen, aber auf seine höflichen Einladungen, die mir hie und da von den Polizeidienern ausgerichtet wurden, entgegnete ich stets, ich könne dergleichen nicht unter freiem Himmel annehmen, man möge es in meiner Wohnung hinterlassen. Heute aber, wo mir dieser würdige Staatsbeamte selbst begegnete, konnte ich ihm seinen Wunsch nicht abschlagen und mußte ihn auf die Polizei begleiten."

„Herr Doktor, sagte er allda, die Polizei befindet sich in dem Falle, durchaus wissen zu müssen, wo Sie eigentlich wohnen."

„Herr Kommissär," entgegnete ich ihm, „ich finde dieses Verlangen der Polizei vollkommen begreiflich, bin aber nicht imstande, meine Wohnung anzugeben, da ich nicht so glücklich bin, eine Wohnung zu besitzen."

„Sie besitzen keine Wohnung?"

„Nein, Herr Oberpolizeikommissär, ich bin Litterat, Schriftsteller, Poet, ich kann mich nicht in die engen Mauern einschließen, ich finde dort nichts, was meinem Geiste Nahrung gewährt, ich muß das öffentliche Leben studieren, bei Tag und bei Nacht, und bin deshalb, wenn nicht gerade im Wirtshaus oder in den Häusern meiner Freunde, unter freiem Himmel. — Sie werden bemerken, Herr Dubel, daß ich die Polizei nicht belogen habe."

„Aber, fuhr der Kommissär fort, Sie müssen doch schlafen und zum Schlafen ein Bett haben und zum Bett einen Platz, wo Sie dasselbe hinstellen?" worauf ich entgegnete:

„Ohne stolz zu sein, Herr Oberpolizeikommissär, kann ich mich für eine Ausnahme von der gewöhnlichen Regel halten, ich schlafe sitzend und stehend, wie es gerade vorkommt, aber immer ohne Bett und ohne Wohnung."

„Ohne Wohnung? entgegnete er, da wird die Polizei sich veranlaßt sehen, Ihnen eine freie Wohnung anweisen zu müssen."

„Wenn Sie," sagte ich, „unter polizeilicher Wohnung das verstehen, was man im gewöhnlichen Leben Gefängnis heißt, so sehe ich in meiner Abneigung, in einem Bett, in einer Wohnung zu schlafen, keinen hinlänglichen Grund dafür ein; ich glaube, daß jeder freie deutsche Mann das Recht hat, keine Wohnung zu haben, und daß deshalb die Polizei nicht das Recht hat, ihm eine solche anzuweisen."

„Diese Gründe schienen dem Kommissär einzuleuchten, er stimmte den ernsten Ton seiner Rede etwas herab und fragte mich, wo ich früher gewohnt, früher nämlich, ehe ich es für passender gehalten, statt wie andere Menschen zu schlafen, auf den Straßen herum zu laufen."

„In dem Wolfsgäßchen Numero vier," entgegnete ich.

„Warum sind Sie dort ausgezogen?"

„Ich bin dort eigentlich nicht ausgezogen, Herr Oberpolizeikommissär, sondern vielmehr ausgezogen worden; denn als ich eines Nachts nach Hause kam und mit dem Hausschlüssel die Thüre öffnen wollte, fand ich den Riegel vorgeschoben, und es blickte von oben der Eigentümer herab und versicherte mir, ich sei ausgezogen. Er gab mir sein Wort, ich wohne nicht mehr in seinem Hause, und da er das besser wissen mußte als ich, so ging ich meiner Wege."

„Sie hatten wohl mehrere Quartale Ihre Hausmiete nicht bezahlt? fragte der Kommissär, und ich entgegnete ihm, das könne wohl der Fall sein; und so war es auch in der That."

Der Herr Dubel hatte bei dieser Erzählung einigermaßen bewundernd zu dem Doktor aufgesehen und fand, daß trotz des neuen Paletots und Hutes und trotz des Besuchens von eleganten Gesellschaften, sein, des Schneiders, Los noch weit behaglicher sei, als das des Doktors Stechmaier. Wenn er auch des Morgens ärmlich gekleidet, ja frierend an die Arbeit ging, so hatte er doch dafür Abends eine warme Stube, eine gewisse Bequemlichkeit, ja Eleganz um sich, die ihn für all' die Leiden auf dem Nähtische entschädigten; er dachte bei sich, so sollte der Doktor auch sein Leben einrichten, nämlich wenig auf seine Kleidung verwenden und sich für das, was er verdiene, eine ordentliche Wohnung anschaffen; und der Herr Dubel machte in dieser Richtung einen kleinen Bekehrungsversuch.

Der Doktor hatte sich gerade zwei Seiten des Körpers vollkommen gewärmt und stand jetzt en face gegen den Ofen, doch hatte er das Gesicht der Hitze wegen etwas abgewendet. Dubel trug seine Gründe vor und versicherte, wie viel ratsamer er es hielte, etwas weniger auf seinen äußern Menschen zu verwenden, dagegen eine Stelle zu haben, wo man sein Haupt ruhig und ungehindert hinlegen könne.

Der Doktor zuckte die Achseln und sagte mit unverwüstlicher Ruhe und völligem Gleichmut: „Bester, das verstehen Sie nicht!

Freilich, wenn ich das Geld daliegen hätte oder mir dasselbe einginge und ich die Wahl hätte, entweder einen neuen Paletot, einen neuen Hut zu kaufen, oder mir eine Wohnung anzuschaffen, so würde ich vielleicht das letztere thun; aber ich hatte weder zu dem einen, noch zu dem andern die nötige Barschaft und rechnete so: der Zimmervermieter giebt dir vier, höchstens acht Wochen Kredit, der Schneider und Kaufmann aber mindestens ein halbes Jahr; weshalb ich mich zu Gunsten der letztern entschied."

„Also Sie haben ihren Paletot und Hut nicht bezahlt?" fragte der Schneider mit etwas langem Gesicht; und der Doktor versetzte:

„Ich bin nicht imstande, etwas Unmögliches zu thun; leider waren meine Einnahmen für schriftstellerische Arbeiten in der letzten Zeit so außerordentlich gering, daß ich damit kaum ein Mittagessen und den nötigen Kaffee bestreiten konnte; ich bin, was die Schulden anbelangt, wirklich einigermaßen heruntergekommen, und wenn eines Tages irgend ein Zauberer vor meinen Augen in die Hände klatschte und spräche: Was du nicht bezahlt hast, fliege ab von dir! — so würde ich in vollkommenem Naturzustande zurückbleiben."

„Ach," sagte der Schneider, „das isss=t eigentlich ganz entsetzlich!"

„Das Entsetzliche daran ist," versetzte gleichmütig der Doktor, „daß das Schuldenmachen einen magischen unsichtbaren Kreis um einen herumzieht, den man nicht durchbrechen kann, der einen gewaltig einengt, der einen sehr geniert. Ein Mensch ohne Schulden — dieselben sind freilich sehr selten — wandelt durch alle Straßen aufrechten Kopfes, sieht jedem frei in's Gesicht, kann vor jedem Laden stehen bleiben, gefällt ihm etwas und er hat Geld dazu, so kann er's kaufen; hauptsächlich aber befindet sich ein schuldenfreier Mensch in der Lage, ohne Schwierigkeit enorme Schulden machen zu können. Der Schuldbeladene dagegen, der mit Mahnbriefen Verfolgte und mit Exekutionsdrohungen Überschüttete, muß, im Fall er sich eine Wohnung sucht, eine solche nehmen, welche auf einen Hof hinausgeht, damit man von der Straße kein Licht sieht,

er muß seine Schlüssellöcher zustopfen, er muß sich angewöhnen nicht zu singen, und wenn er gern pfeift, dies leise zu thun, und muß sich vor allen Dingen einen Stadtplan kaufen."

„Einen Stadtplan?" fragte erstaunt der Herr Dubel.

„Allerdings, einen Stadtplan," entgegnete der Doktor und zog ein ähnliches Instrument aus der Tasche, welches er zur besseren Übersicht auf den Tisch legte. „Bemerken Sie hier," fuhr er fort, „welche Straßen mit roten Streifen bezeichnet sind? All' diese Straßen sind für den Schuldbeladenen verbotene Wege, in all' denselben befinden sich für ihn Scyllen und Charybden, und wenn ihn vielleicht der Tabakshändler nicht mit den freundlichsten Worten in den Laden hineinlockt, um ihm da furchtbar die Meinung zu sagen, so thut es der ihm gegenüber wohnende Schuster auf noch gröbere Art. Demnach muß man sich an jedem Morgen einen Feldzugsplan entwerfen, man muß genau wissen, wo man an dem und dem Tag hingehen will, und wie man sich am geschicktesten dahin dirigiert, um so wenig Zeit als möglich zu verlieren. Sie bemerken diesen dicken Strich auf der untern Königsstraße?" sagte der Doktor seufzend und nahm seinen Hut ab und betrachtete ihn wehmütig. „Sehen Sie, dieser Hut kostet mich den für alle Kommunikationen notwendigen untern Teil dieser Straße; bemerken Sie hier, welch furchtbaren Umweg ich nehmen muß, um künftig von der unteren in die obere Stadt zu gelangen; ja, ja, dieser Hut ist teuer bezahlt!"

Der Herr Dubel putzte das Licht in seinem zinnernen Leuchter und gratulierte sich im Geheimen über die bessere und anständigere Stellung, die er selbst in der menschlichen Gesellschaft einnehme. Er war ein sehr gutherziger Mensch und erkundigte sich deshalb nach einer längeren Pause, ob denn der Doktor keine Aussicht für eine bessere Zukunft habe, worauf dieser entgegnete:

„Wahrhaftig, ich habe drei merkwürdig schöne Projekte, ich glaube, daß eines davon reussieren muß. Das erste ist der Klub, von dem ich vorhin sprach, das zweite ist die Idee zu einer konservativen Zeitung, die äußerst zeitgemäß wäre und sehr passend,

um einem längst gefühlten dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, das dritte Projekt wäre zugleich die Befriedigung einer längst in mir schlummernden Neigung und besteht darin, auf's Theater zu gehen, Schauspieler zu werden."

Der Schneider schaute mit verklärtem Gesicht empor, als der andere vom Theater sprach und nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Der Doktor Stechmaier verließ seine Stellung am Ofen, nachdem er auf allen Seiten ziemlich geröstet war, und setzte sich dem Herrn Dubel gegenüber auf die Ecke des Tisches, während er das Theaterprojekt weiter ausmalte und also sprach:

„Ich glaube nicht, daß es mir beim Theater bedeutend fehlen könne; ich bin ziemlich gerade gewachsen, habe dunkle Augen und Haare, was sich auf dem Theater am besten macht, mein Organ wurde schon öfters gelobt, Auswendiglernen ist mir eine Kleinigkeit, und nebenbei verpflichte ich mich, im Geheimen Theaterrecensionen zu schreiben, was meine zukünftigen Kollegen außerordentlich für mich einnehmen wird."

‚Ach ja," seufzte der Schneider, „Ihnen iſſſ=t von der Natur Alles verliehen, Sie brauchen nur in das Leben hineinzugreifen und haben gleich eine Handvoll — ach, wenn nur unsereins auch so glücklich wäre!"

„Ich habe hier," fuhr der Doktor wichtig fort und zog ein Blatt Gedrucktes aus der Tasche, „ich habe hier im Tagblatt „die Spinne" eine äußerst gelungene Recension geschrieben und darin des ersten Regisseurs des Hoftheaters ehrenvoll erwähnt und mit kurzen, aber kräftigen Worten gesagt, wie vortrefflich er als Künstler, als Mensch und als Heranbilder junger Talente sei, unerreichbar in seinen Rollen, gebildet im gewöhnlichen Leben und eifrigst bemüht, das junge emporkeimende Genie zu unterstützen, dem unbekannten Genius, der schüchtern die Schwingen regt, einen ehrenvollen Platz zu verschaffen; ich werde mit dieser Recension nächstens zu dem ersten Regisseur hingehen, und geben Sie Achtung, ich debutiere in kurzer Zeit."

„Das glaube ich auch," entgegnete der Herr Dubel; „wer es

so in seiner Macht hat wie Sie, alle hindernden Schranken niederzutreten, der muß ans Ziel kommen; aber ein armer Teufel wie ich bleibt auf der schmutzigen Landssss-traße sitzen, und wenn er zwei Schritte vorwärts macht, so rutscht er wieder drei zurück, 's isss-t jammervoll!"

Ach ja, es sah wirklich jammervoll im Innern des Herrn Dubel aus; seine Seele verlangte nach Erlösung und höhern Sphären, sein Körper nach andern Verhältnissen, über seinem Haupte schwebten hohnlachend Nadel und Scheere. Auch das kleine Stübchen schien Mitgefühl mit seinem Bewohner zu haben — es wurde kälter, da das Feuer am Ausgehen war, und düsterer, da das Talglicht in dem zinnernen Leuchter in den letzten Zügen flackerte.

Der Doktor Stechmaier versprach nächstens mitzuteilen, wie es ihm mit seinen Bemühungen, zum Theater zu gelangen, gegangen, und verfügte sich alsdann die Treppen hinab nach seinem sonderbaren Schlafgemache.

Der Herr Dubel zog Schlafrock, Morgenhosen und Pantoffeln aus und legte Alles zusammen mit der blausamtnen Mütze in einen kleinen Koffer unter dem Bette. Der Arbeitsanzug für morgen wurde mit einem tiefen Seufzer vor dasselbe auf einen Stuhl gelegt, sich selbst aber warf der Eigentümer in's Bett, wo er bald einschlief.

Nicht so leicht wurde es dem Herrn Doktor Stechmaier, zur Ruhe zu kommen; der Wandschrank, von dem wir oben sprachen, und welcher sich in der Flur des Hauses befand, war richtig die einzige Wohnung, die der Litterat besaß; für den Weinwirt unten im Hause hatte er einmal in öffentlichen Blättern eine Lanze gebrochen, als demselben vorgeworfen wurde, sein Zwölfer sei ein saures, miserables Getränk, und sein Achtzehner sei aus demselben Fasse; und zur Erkenntlichkeit dafür hatte ihm der Wirt den Wandschrank für die Nacht zur unentgeltlichen Benützung eingeräumt.

Dieser Wandschrank befand sich ungefähr zwei Fuß vom Boden, war vier Fuß lang und zwei Fuß tief, weßhalb sich der

Doktor Stechmaier bequemen mußte, in etwas zusammengezogener Stellung zu schlafen. Doch dies war nicht das kleinste Übel, was den armen Schlafgänger hie und da betraf; vielmehr stopften Mägde und Knechte allerlei Gerätschaften, die ihnen gerade in die Hand kamen, Abends in den Wandschrank und diese Sachen mußte der Doktor vorher beseitigen, ehe er seinen dürftigen Platz einnehmen konnte.

So auch heute, und er brauchte eine gute Viertelstunde, ehe er die Besen, die leeren Flaschen, die Regenmäntel und alten Säcke gehörig aufgestapelt hatte; dann zog er seinen Paletot aus, hängte ihn nebst dem Hut an die innere Seite des Wandschrankes, stieg hinein und wickelte sich in eine große wollene Decke und träumte, wie der Schneider im vierten Stock, vom Theater, von der Stelle und dem Gehalt eines ersten Liebhabers, von großen Appartements und einem reichen und bewegten Künstlerleben.

Fünfzehntes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Das kleine Mädchen, welches die Frau Welscher zu sich genommen hatte, und das ebenfalls Marie hieß, wie seine verstorbene Mutter, war ein freundliches hübsches Kind, das in kurzer Zeit alle Bewohner des alten Klosters lieb gewannen.

Als das Kind einige Tage im Hause war und seine Scheu vor den fremden Gesichtern, die es umgaben, abgelegt hatte, wurde es außerordentlich zutraulich, unterhaltend und hatte sich bald, was viel sagen will, die Neigung der beiden kleinen Töchter des Hauses und sogar diejenige des Herrn Welscher junior erworben. Dieser behauptete nämlich, keine der beiden Schwestern sei imstande, so angenehm und freundlich mit ihm zu spielen, wie die kleine Marie.

Sie ging leicht in seine Ideen ein, krähte mit ihm um die Wette wie der Hahn, miaute außerordentlich täuschend wie die Katze und setzte ihm bereitwillig die Kegel auf, wenn er auf dem weiten steinernen Vorplatze mit großem Gepolter dieses Spiel trieb.

Dabei hatte das kleine Mädchen eine merkwürdige Ordnungsliebe und ein Auge für Symmetrie, daß es fast unglaublich war. Die Spielsachen räumte sie allabendlich sorgfältig auf, rückte die Stühle in die Ecken, wo sie hingehörten, litt nicht, daß die Bügeleisen, die, wenn sie nicht gebraucht wurden, auf einem kleinen Gerüste hinter dem Ofen standen, in Unordnung waren, das heißt, daß sie nicht gerade neben einander standen, zuerst die ganz kleinen, dann die mittleren und größeren, denn sie richtete sie immer wie die Orgelpfeifen. Auch die zerbrochenen Spielsachen wieder so gut als möglich zusammen zu stecken und die Stücke mit Bindfaden wieder zu vereinigen beschäftigte das Kind angelegentlich.

Da die Jungfer Kiliane die kleine Marie unter ihren besonderen Schutz genommen hatte, so vergalt sie alle Liebe und Freundlichkeit der alten Person durch eine außerordentliche Anhänglichkeit, welche das Kind, wo es nur konnte, für dieselbe an den Tag legte. Wenn die Büglerin bei der Frau Welscher beschäftigt war und Mariechen aus der Schule kam, wohin sie mit den andern geschickt wurde, oder wenn sie einen freien Nachmittag hatte, so war ihr erstes Geschäft, der Jungfer Kiliane alles zu zeigen, was sie in der Schule gelernt, und wenn dies vorbei war und sich ihre Gönnerin zufrieden erklärte, so nahm die Kleine einen Schemel, setzte sich neben die Büglerin und ahmte mit einem kalten Bügeleisen an einem Stücke Zeug alle Bewegungen der Jungfer Kiliane aufs genaueste nach. Sie bügelte das Stück Zeug unverdrossen, faltete es zusammen, warf es wieder aus einander und trieb das Spiel so fort; sie eiferte auch hiedurch die kleinen Welscher zur Nachahmung an, und eines Sonntag Nachmittags, als die Waschfrau aus der Kirche nach Hause kam, saß die kleine Marie auf dem Platze der Jungfer Kiliane, hatte die Haube und Brille derselben aufgesetzt und bewegte den Kopf ernsthaft und gemessen hin und her, wie es

die alte Person zu machen pflegte. Von den beiden Fräulein Welscher stellte die eine die Mutter vor, die andere war eine Büglerin, und der Herr Welscher saß als Herr Dubel mit untergeschlagenen Knieen auf dem Tische.

Die Waschfrau behauptete später immer, die Marie habe Jungfer Kiliane auf eine wirklich erschreckend ähnliche Weise dargestellt.

Überhaupt hatte das Kind ein ungemeines Nachahmungstalent und eine Beweglichkeit in seinen kleinen Gliedern, die erstaunlich war. So war namentlich das Tanzen für sie eine große Lust, und obgleich sie weder von Française, Walzer noch sonst dergleichen eine Idee hatte, tanzte sie die Art dieser Figuren, so oft sich eine Straßenorgel hören ließ oder der Klang der vorüberziehenden Militärmusik aus der Entfernung in das Zimmer drang; ja, der Tanz war ihre Leidenschaft, und wenn sie unbeachtet war, tanzte sie so zu sagen alles, was sie zu thun hatte; tänzelnd schritt sie im Zimmer auf und ab, schwenkte in der Ecke zierlich herum, holte mit einer angebornen Grazie ein Buch, ein Gefäß oder dergleichen, und am liebsten war es ihr, dergleichen Sachen auf den Kopf zu setzen, mit einer Hand zierlich festzuhalten und sie leicht heran schwebend dem zu bringen, der sie verlangt.

Das Mädchen hatte durchaus nichts Eckiges, nichts Unbehilfliches, wie viele andere Kinder in diesem Alter, weder in ihren Bewegungen, noch in ihrem Wuchse; dieser war schlank und zierlich, im vollkommensten Ebenmaß, sie trug ihren Kopf auf einem langen Halse und hatte allerliebste kleine Füße und Hände.

Das Gesicht hatte einen nachdenkenden, ja schwermütigen und dabei tiefsinnigen Ausdruck; und so war auch die Denkungsart des Kindes: so leicht sie in ihrem Gange um die äußern Gegenstände herumflatterte, so ernst und tief dachte sie über alles nach, was ihr unbegreiflich erschien.

So konnte sie oftmals stundenlang an dem großen Bogenfenster sitzen und hinaus in die Gegend sehen, neben einer der Hausmägde, welche die Küche besorgte, und konnte mit tausenderlei Fragen immer weiter und weiter schweifen.

„Was kommt dort hinter jenem großen Hause?" fragte sie, und die Magd antwortete: „Eine Straße. — Und hinter jener Straße? — Andere Häuser und andere Straßen. — Und dann? — Wieder Häuser und wieder Straßen und zuletzt das Ende der Stadt. — Und dann? — Feld und Wald und große Flüsse. — Und dann? — Wieder Feld und Wald und das unendliche Meer, wohl viele viele tausend Stunden lang. — Und dann? — Hört alles auf," sagte zuletzt die Magd, die anfing, um eine Antwort verlegen zu werden.

Nach dieser erhaltenen Aufklärung reiste aber das kleine Mädchen in Gedanken in die Welt hinaus und tanzte im Zimmer auf und ab und sagte, wenn sie an die Wand kam: „Jetzt bin ich am Ende der Stadt, jetzt reise ich durchs Feld, durch den Wald und über große Flüsse, jetzt wieder über Feld und Wald und komme an das unendliche Meer;" — „worauf die großen Schiffe fahren," sagte die älteste Tochter Welscher — „ganz richtig, wo die Schiffe fahren," wiederholte die kleine Marie, drehte den Fußschemel herum, setzte sich hinein und steuerte über das große Weltmeer.

Die fremden Leute, welche im Hause aus und ein gingen, machten ihrem Nachdenken viel zu schaffen; in den nachmittäglichen Freistunden konnte sie lange, lange Zeit in einem verborgenen Winkel an der Treppe sitzen und studierte auf's sorgfältigste jedes Gesicht, das herauf kam oder hinunter ging.

Diese fremden Gesichter brachte sie mit den Erzählungen in den Bilderbüchern der Kinder Welscher zusammen und bevölkerte die gedruckten Seiten mit diesen lebendigen Gestalten. Jener mit dem langen Bart und dem dunkeln, finstern Gesicht mußte unbedingt der verkleidete Kohlenphilipp sein, welcher plötzlich hervortrat und die Kinder mitnahm, wenn sie unartig waren. Der alte Mann mit weißem Haar und freundlichem Gesicht, ein Schulkamerad der alten Kiliane, der zuweilen auf ein Viertelstündchen kam, der Büglerin einen Besuch zu machen, war niemand anders, als der Herr Winter selbst, der Herr Winter, der im Monat Mai verstirbt, nachdem er sein Töchterlein Frühling, welches er mit

tausend Knospen und Blüten geschmückt an der Hand führt, zur Herrscherin des Erdenreichs eingesetzt hat.

Ja, sie kannte sie, alle jene Gestalten, welche den Kindern so viel Vergnügen und Entsetzen einjagen; sogar den Blaubart hatte sie einigemal gesehen und den Zwerg Nase; auch trieben sich abends auf dem großen Boden gar seltsame und verdächtige Katzen herum und wenn der Mond in das große Bogenfenster hereinschien und den Vorplatz mit seinem Licht erfüllte, dann war es der kleinen Marie genau zu Mut, als schwebe die Lilienkönigin empor und befehle ihr, mit den Nachtvögeln, den Schmetterlingen und Leuchtkäfern um die Wette zu tanzen und in dem klaren Dufte zu schweben — und in solchen Momenten konnte das Kind sein Röckchen zusammen nehmen und mit dem bleichen Gesichte gegen den Mond gekehrt, zierlich und sonderbar tanzen, immer stärker, immer wilder, die zierlichsten Sprünge machen, niegesehene Figuren mit ihren Füßen beschreiben, und hatte dabei das schwarze Auge fest auf die Mondscheibe gerichtet. Sie tanzte in Einem fort und fort, bis man sie mit lauter Stimme ins Zimmer rief oder sie festhielt und hereinführte.

Danach setzte sie sich jedesmal in eine Ecke des alten Kanapees und schlief mit zufrieden lächelndem Gesicht ein.

Die Jungfer Kiliane aber wollte dieses Tanzen im Mondschein aufs strengste verboten haben, denn sie hatte einmal eine grausige Geschichte gelesen, wo junge Mädchen, die es nicht unterlassen können, in den Strahlen des Mondes zu tanzen, nach ihrem Tode nicht ruhig im Grabe zu liegen vermögen, und das erzählte sie eines Tages dem Kinde zur Warnung.

„Siehst du," sagte die alte Person mit zitternder Stimme, „es muß etwas Köstliches sein um die Ruhe im Grabe, und denke dir nur, Kind, wie es jenen unglücklichen Personen geht, von denen ich dir sagte: alles schläft da unten tiefen erquickenden Schlaf, nur diese nicht; kaum steigt der Vollmond am Horizont empor und blitzt durch die Trauerweiden auf dem Kirchhofe, so bewegt sich das Gras und Gesträuch um die Gräber jener Unglücklichen, es zieht sie herauf in die Nachtluft, und sie müssen tanzen die ganze Nacht hindurch und dabei immer den Mond ansehen, bis er wieder untergeht."

Es schauderte dem Kinde bei dieser Erzählung, und der junge Herr Welscher versicherte hoch und teuer, wenn die Marie das Tanzen draußen im Mondschein nicht ließe, so schliefe er nicht mehr in einem Zimmer mit ihr, das sei ihm gar zu grauselig. Das kleine Mädchen versprach dann auch, sie wolle nicht mehr draußen im Mondschein tanzen, und so war die Sache für jetzt abgemacht.

Es ging in dem Welscher'schen Hause alles seinen regelmäßigen Gang fort, wie ein Uhrwerk, und jedem Tage, jeder Stunde war von der ordentlichen Frau ein Geschäft zugewiesen. Samstags und Montags kamen ungeheure Haufen Wäsche an, welche sortiert und zum Waschen vorbereitet wurden; dann erschien am Montag Abend die erste Wäscherin, eine alte gediente Person, welche nie anders sprach, als mit in den Seiten gestemmten Armen. Sie hieß Frau Wurzel und hatte in ihrem ganzen Leben nichts gethan, als gewaschen und immerfort gewaschen.

Die Frau Wurzel nun holte sich den großen Hausschlüssel und erschien nachts um ein Uhr wieder mit dem Glockenschlage der alten Kirchenuhr, und in ihrem Gefolge waren drei bis vier andere Wäscherinnen, und jede derselben trug eine kleine Laterne in der Hand und dann begannen sie um ein Uhr ihr Geschäft, nahmen gegen vier Uhr des Morgens einen Schnaps und ein Stück Brot, um acht Uhr ihren Kaffee, um zehn Uhr ein Glas Wein und Brot, nach dem Mittagessen um vier Uhr wieder ihren Kaffee und wenn abends zum Nachtessen die Suppe auf den Tisch kam und die große zinnerne Schüssel mit Kartoffeln, Wurst und Gänsefett, dann war für heute ihre Arbeit fertig und die Frau Wurzel ging zu einer andern Frau, sich den Hausschlüssel zu holen, und in der nächsten Nacht um ein Uhr standen die armen Weiber vor einer andern Thüre und fingen ihr mühseliges Tagewerk von neuem an.

Bei der Frau Welscher aber wurde Mittwochs die Wäsche auf dem großen Boden getrocknet, und Donnerstag morgens erschien Jungfer Kiliane und Freitags der Herr Dubel und die Nähterinnen und Samstag mittags war alles wieder in Ordnung.

Heute war es also Freitag und die Stube sah nachmittags bei Tageslicht ungefähr gerade so aus, wie an jenem Abende, wo wir sie zum erstenmale betraten, mit dem einzigen Unterschiede, daß die drei Kinder Welscher und die kleine Marie, welche soeben aus der Schule gekommen waren, um ein Tischchen in der Ecke des Zimmers saßen und ihren Kaffee tranken, — sonst war alles wie damals; draußen in der Küche klapperten die Bügeleisen, im Zimmer pickte die Schwarzwälderuhr und zischte die Wäsche; Jungfer Kiliane saß am Fenster, neben ihr die Nähterinnen und auf dem Tische Herr Dubel.

Nach einer längeren Pause ließ die Kiliane ihr kleines Bügeleisen ruhen, schaute bedächtig zum Fenster hinaus und prophezeite wegen des Glanzes am Himmel und der Glut, mit welcher die Sonne unterging, ein strenges Frostwetter für die nächsten Tage, und das sagte sie so bestimmt, daß es den Herrn Dubel im Voraus fröstelte und die Weiber am Bügeltische schon seufzend einen

Holzaufschlag berechneten und versicherten, das Geld fürs Brennholz sei gar nicht mehr aufzutreiben.

„Wenn es nur keinen Winter gäbe!“ meinte der Schneider; „wenn man nicht mehr im Schnee zu waten brauchte und kein Feuer anzuzünden! Ach, was müssen das für herrliche Länder sein,“ setzte er schwärmerisch hinzu, „wo ein ewiger Frühling herrscht, wo die Bäume immer grün bleiben, wo immerfort die Blumen blühen, wo es keine kalte Jahreszeit giebt.“

„Solche Länder,“ entgegnete die Kiliane, „haben dafür anderes Ungemach genug; da brennt die Sonne im Sommer die Leute schwarz und braun; da giebt es schreckliche, reißende Tiere, Schlangen und giftiges Gewürm, das den Menschen seines Lebens nicht froh werden läßt. Bei uns legt man sich, wenn man müde gearbeitet ist, in sein Bett und schläft getrost ein; wird man auch nachts von einem kleinen Stich geweckt, so hat das weiter nichts zu sagen; aber in jenen Ländern, wo man nicht weiß, was einem nachts durch das Bett kriecht und einen ohne Schmerzen im Schlafe umbringt — huh, das ist grausig! Ich möchte da nicht wohnen.“

„Ganz richtig,“ sagte Herr Dubel und schaute nachsinnend zum Fenster hinaus, „und dann isssst in jenen Ländern eine Einrichtung, eine Einteilung der Menschen in Klassen, welches alles Selbstgefühl zu Boden drückt: wer nicht vornehm geboren isssst, bleibt all sein Leben ein Paria, das heisssst, ein unterdrückter, nicht geachteter Mensch.“

„Ganz richtig!“ sagte die Kiliane, „was man bei uns ein Geschlaf nennt.“

„Das ist doch hier ganz anders,“ fuhr der Schneider fort; „wenn es auch höchssssst mühsam isssst, sich aus einer niederen SSSS-tufe empor zu schwingen, so isssst doch die Möglichkeit vorhanden, und wenn der Mensch von der geringssssten Familie sich Reichtümer erworben hat oder ein Amt, so kommt er in die Rangklasse, die ihm gebührt, und isssst ebenso geachtet, wie der Grafensohn. Nehmen Sie einmal meinen SSSS-tand an, es isssst leider keiner der bevorzugtesssten, ja ich muß es gessssstehen,

er wird mit einer unverdienten Lächerlichkeit betrachtet, man sagt schlechtweg: ein Schneider! und zuckt die Achseln, und doch wie viel Schneider haben sich schon emporgeschwungen zu Reichtum, zu großen Ämtern und Würden! Ich meine nicht einmal Leute, wie der große SSSS=tulz, die auf dem Handwerk reich wurden und Schulen und mildthätige Anſſſſ=talten bauen ließen; nein, ich meine solche Schneider, welche durch außerordentliche Geiſſſſ=tesgaben, die durch Tapferkeit sich hervorthaten."

Die Kiliane sah bei Nennung dieses Prädikats lächelnd zu dem Herrn Dubel auf, doch dieser ließ sich nicht stören. Er schwang die Scheere begeistert in der Luft und fuhr, da er den Blick der Kiliane wohl bemerkt, fort:

„Ja, auch durch Tapferkeit — Schneider haben schon in allen Fächern der Kunſſſſ=t und Wissenschaft geglänzt; es fallen mir nur gerade keine Namen ein, und wenn ich einen nenne, von dem ich noch vor Kurzem gelesen, nämlich Jan von Leyden, der König zu Münſſſſ=ter wurde, so will ich sein Treiben durchaus nicht loben, doch war er ein verflucht gescheiter Kerl, der wahrscheinlich unter anderen Verhältnissen ein besseres Ende genommen hätte, und was die Tapferkeit anbelangte, so iſſſſ=t diese Eigenschaft dem Schneider nicht abzusprechen — es sind schon mehrere von unserem Hand= werk Generale geworden."

Ob dieser kühnen Behauptung schüttelte die Kiliane den Kopf und versicherte, davon habe sie in ihrem ganzen langen Leben nichts gehört; der Herr Dubel aber richtete sich stolz auf, hielt die Scheere wie ein Schwert in der rechten Hand, faßte mit der linken ein Tischeck an, als wolle er ein Schlachtroß zügeln, und sagte:

„Mir hat gerade dieses Beispiel von Tapferkeit ein Kunſſſſt= maler erzählt, bei dem ich zuweilen arbeite; er hat mir auch den Namen des Schneiders genannt und dabei versichert, es seien schon mehr als tausend Schneider Generale geworden."

Dagegen ließ sich nun freilich nichts einwenden, und die Jungfer Kiliane, welche sah, wie Herr Dubel in Begeisterung zum

Fenster hinausschaute und die Arbeit liegen ließ, brachte das Gespräch auf ein anderes Thema und fragte den Schneider, warum er vergangenen Freitag nicht zur Arbeit gekommen sei; worauf derselbe seinen Blick alsbald in's Zimmer zurückwandte, im Geist von dem Schlachtrosse herunterstieg und die Scheere zu dem gebrauchte, wozu sie eigentlich da war.

„Am vergangenen Freitag," sagte Herr Dubel und paßte mit einigen kühnen Schnitten ein Stück Zeug zu einem anderen, wozu es gehörte, „war ich außerordentlich verhindert; ich fand Donnerstag Abends in meiner Wohnung ein Billet vor von dem Jäger eines meiner hohen Gönner, des Herrn Barons Karl, worin ich gebeten wurde, den andern Tag beim Ausbessern einiger Livreestücke zu helfen — ein charmanter Herr, der Baron Karl, ein liebenswürdiger Kavalier!"

„Aha!" sagte die Büglerin; „Frau Welscher hat seine Wäsche; ein sehr ordentlicher und sauberer Mann, es ist derselbe, von dem mir die alte Winklere erzählte, der die Geschichte bei Hof hatte . . ."

„Und in Ungnade fiel wegen des schönen Hoffräuleins," ergänzte Herr Dubel.

„Was da oben für merkwürdige Leute sind," sagte die Kiliane und ließ sich ein neues und heißes Bügeleisen bringen, wodurch in ihrer Arbeit eine kleine Pause entstand, während welcher sie die Hände in den Schoß legte und zum Fenster hinaus sah. „Bei uns Bürgersleuten ist man froh," fuhr sie fort, „wenn ein armes Mädchen eine gute Partie macht, und die da oben trennen ein solches Paar gewaltsam, 's ist kein Menschenverstand darin! — Und weiß man nicht, wohin sie das arme Fräulein geschickt haben?"

„Vor der Hand wissen wir es nicht," antwortete der Herr Dubel sehr wichtig; „ich habe mir die Geschichte ausführlich von dem Lakaien Jean erzählen lassen, der weiß Alles, was bei Hofe geschieht; auf einem Hofballe wurde das abgemacht, und nachher in aller früh reisste das Fräulein fort. Der Baron Karl,

welcher das alles am andern Morgen erfuhr, eilte in's Schloß und soll mit einer der Hofdamen eine furchtbare Scene gehabt haben; diese fiel darauf in Ohnmacht, ein Umstand, der an sich bei solchen Damen nicht viel sagen will; doch in diesem Falle wurde die Alteration, welche der Baron der erssss=ten Dame ver=

ursacht, für sehr wichtig genommen und war Ursache, daß man ihn bessss=timmt und ausdrücklich bat, das Schloß ferner nicht mehr zu besuchen. Hierauf entschloß sich der Baron, die SSSS=tadt zu verlassen, wahrscheinlich will er das Fräulein aufsuchen, und ich wurde deßhalb am vergangenen Donnerssss=tage durch ein Billet meines genauen Bekannten, des Herrn Jägers Lukas, eingeladen, einiges an den Reiselivreen zu verbessern. Morgen oder übermorgen reissss=t der Baron ab, und da wird das hübsche Haus, das er in der Allee draußen hat, geschlossen, und in all' den Zimmern, wo man so schön wohnen könnte, wird sich ferner keine Seele aufhalten."

Dies sagte der Schneider mit einem tiefen Seufzer.

„Und das Fräulein?" forschte die Kiliane, „hat sie keine Eltern, keine Verwandten, keine Heimat, wohin man sie geschickt haben wird und wo der Herr Baron sie leicht finden kann?"

„Ich glaube nicht," entgegnete Dubel; „sie soll ein verwaisssss=tes Kind sein und hat, so viel ich höre, nur noch einen einzigen Onkel, der da unten an der belgischen Grenze wohnt, der sich aber nie viel um sie bekümmert; zu dem hat man sie auf keinen Fall geschickt. Aber laßt's nur gut sein," fuhr der Schneider bestimmt fort und schwang drohend seine Scheere, wir werden sie schon finden, Jungfer Kiliane, es issss=t Alles dazu eingeleitet, und dann prosit die Mahlzeit, Hofdamen, alte Herzoginnen, dann wird geheiratet trotz aller Einsprachen!"

Herr Dubel hätte noch längere Zeit solchergestalt seinem Ingrimme gegen schreckliche Hofintriguen, wie er es nannte, Luft gemacht, wenn nicht in diesem Augenblicke die Frau Welscher eingetreten wäre und darauf Jedes beim Anblick der gestrengen Frau seine Arbeit eifrigst fortgesetzt hätte. — —

Unten aber, in dem Durchgange des alten Stadtgrabens, wurde eine außerordentlich glänzende Gesellschaft sichtbar, welche sich auf das alte Kloster zu bewegte, in die Thüre desselben eintrat und nun sporenklirrend, lachend und lärmend die breite finstere Wendeltreppe hinaufstieg.

Diese Gesellschaft war nichts Geringeres als der Hofkutscher Herr Joseph Winkler, mit ein paar Kollegen und Stallbuben, ferner der Herr Vikarier Steinle, welche alle zu dem Zweck gekommen waren, um dem alten Kloster einen Begriff davon zu geben, wie sehr sich die vom alten Hof bemühten, ihre Teilnahme für das Kind der verstorbenen Marie an den Tag zu legen. Zu diesem lobenswerten Zwecke hatten sich ihnen angeschlossen: der Jäger Herr Lukas und der Hoflakai Herr Jean.

Alle befanden sich in großer Uniform, die Stallbeamten in weißen Lederhosen, glänzenden Kappenstiefeln, himmelblauem Leibrock, mit Gold besetzt, und sauber lakierten Hüten, die alle keck auf dem rechten Ohr hingen. Die Stallbuben trugen den Anzug der Vorreiter, hatten himmelblaue Jacken an, ebenfalls mit Gold gestickt, und eine runde Jokaimütze mit schimmernder Troddel.

Jean hatte ein Übriges an sich gethan und zeichnete sich namentlich durch glänzend weiße, feine, waschlederne Handschuhe aus; Lukas war ebenfalls im höchsten Staat, sein grüner Rock schimmerte von Stickereien, sein reiches Wehrgehänge mit dem Hirschfänger klapperte und glänzte, auf dem Kopf hatte er einen großen Hut mit wallendem, dunkelgrünem Federbusche und an den Händen schwarze Stülphandschuhe. Besonders ihn schien der alte hölzerne Bruder Pförtner, der unten an der Wendeltreppe stand, freundlich anzusehen; derselbe hatte vor langen, langen Jahren gewiß viele dergleichen kecke Jägergestalten in's Kloster eintreten sehen, und als ihm Lukas lachend auf den dicken hölzernen Bauch schlug, würde er gewiß gelächelt haben, wenn es zufällig gerade um die Mitternachtsstunde gewesen wäre.

Als die Gesellschaft auf dem ersten Stocke ankam, stutzte Joseph, als er ein neues Schild sah, das, wie früher mit weißen mageren Buchstaben auf einem schwarzen Brett, jetzt mit Gold auf Grün deutlich sagte: „Weinwirtschaft". Seine Kollegen und der Vikarier stutzten ebenfalls und die Stallbuben schmunzelten. —

Weinwirtschaft! Dieses Wort hatte eine merkwürdige Anziehungskraft, besonders wenn man es mit goldenen Buchstaben

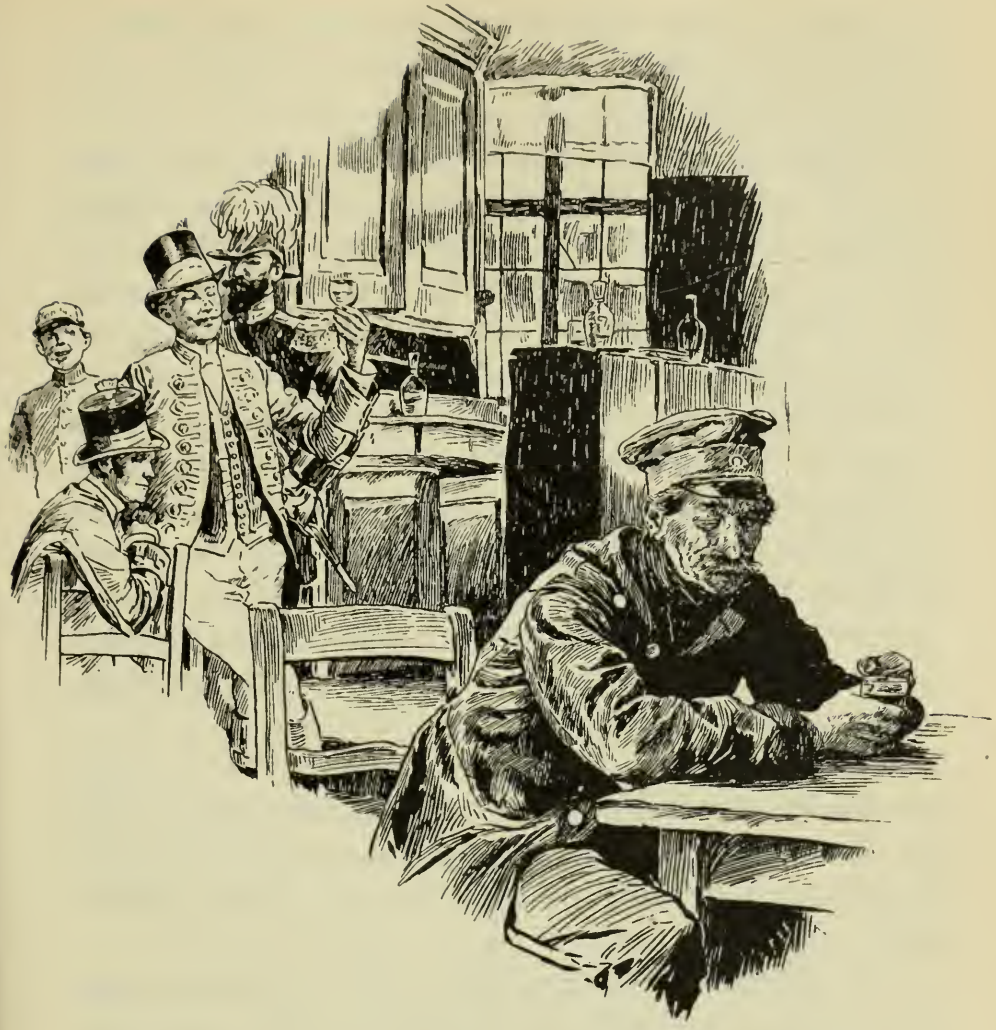
auf grünem Grunde lieſt und eine etwas regſame Phantaſie ſich dabei den goldenen Wein in grünen Flaſchen vorſtellt. Der Zauber ſiegte auch dieſesmal, und alle traten, die Stallbeamten voran, in das ehemalige Refectorium des Kloſters.

Es war eine große geräumige Stube mit hohem vor Alter geſchwärztem Getäfel, und gewiß einmal ſehr luftig und hell geweſen, denn es hatte zwei große Bogenfenſter, von denen aber das eine im Verlauf der Zeit wegen allzuviel zerbrochener Scheiben zugemauert worden und deshalb die Fenſterwand heutigen Tages recht trübſelig und einäugig anzuſchauen war, um ſo trübſeliger, als das noch vorhandene Fenſter nebelhaft angelaufen ausſah, wodurch man jetzt beim ſchönſten Wetter und beim klarſten Himmel in der Stube geſchworen hätte, es regnē draußen. Möbelwerk, Fußboden, Thüre, Decke, Ofen und Wirtin paßten zu dieſer Trübſeligkeit; letztere eigentlich war das unpaſſendſte Möbel in der ganzen Wirtſchaft, denn eine dickere, ſchmutzigere und ſchlampigere Vettel war auf zehn Meilen im Umkreiſe nicht zu finden; ſie ſah aus, wie Grau in Grau gemalt.

Dieſe Wirtin nun wandte ſich beim Eintritt der Geſellſchaft ſchmunzelnd um, warf Überreſte von Kartoffelſchalen und eine große ſchwarze Katze vom Tiſch herab und eilte in den Schenkverſchlag, um mehrere Schoppen des befohlenen Achters ſo ſchnell wie möglich herbeizubringen.

Am Ofen ſaß ein einziger Gaſt, welcher bei dem Sporengeklirr nicht umgeſchaut hatte, wenigſtens ſchien es ſo; auch nahm er gar keine Notiz von den Eingetretenen, ſondern ſchien angelegentlich die Zeichnungen an dem großen, gußeiſernen Ofen zu betrachten.

Joſeph, der ſich ſcheute, mit den weißen Reithoſen auf die ſchmutzige Bank hinzuſitzen, lehnte ſich an den Tiſch und trank das Wohl der alten Frau Welſcher, der alten verſtorbenen Marie und blinzelte dabei auf den Mann am Ofen hin, dem dieſer Toaſt nicht beſonders zu behagen ſchien. Auch die ſchmutzige Wirtin hätte etwas anderes gewünſcht, denn ſie warf die Oberlippe auf und murmelte dem fremden Gaſte lachend etwas in die Ohren.



Dieß hielt aber den Kutscher durchaus nicht ab, besagten Toast noch einmal auszubringen, und dabei stieß er den Hoflakaien Jean in die Rippen, murmelte lachend ein paar Worte und zeigte dabei auf den Mann am Ofen.

Jean schmunzelte, hob sein Glas in die Höhe, und sagte: „He, Joseph! wißt Ihr nicht, wer jener dumme Kerl war, der Euch beim letzten Hofball in den Weg sprang und den Ihr nur dreist hättet überfahren sollen?"

„Genau weiß ich es nicht," lachte der Kutscher, „aber es wird wohl ein Polizeispion gewesen sein. Überfahren, das darf man

nicht thun, bei Leibe nicht! aber ich habe meine neue Peitschenschnur an ihm versucht, daß der Hallunk einen Satz machte, es war gar zu possierlich."

„Wer war das, von dem die Rede ist?" fragte der Jäger.

„Wer wird's gewesen sein?" sagte Joseph: „so ein alter räudiger, abgeschlagener alter Hund von einem Aufpasser, so ein Kerl, der es nicht wagt, ein paar Besoffene festzuhalten, die aus dem Wirtshaus heraustorkeln und den größten Skandal auf der Straße machen, weil er fürchtet, Prügel zu bekommen, so ein verflitzter alter Hallunke, der einen Hofwagen Nachts um ein Uhr anhält, wo weit und breit keine Menschenseele mehr auf der Straße, einen alten Hofwagen, die immer in solidem Trab fahren und noch nie Jemanden beschädigt haben, so ein alter Kerl, der allen Mädels nachläuft, der anständigen Leuten das Cigarrenrauchen verbietet und armen Weibern, die ihr altes Amt verlieren, durch scheußliche giftige Bemerkungen das Leben sauer macht — so ein alter Lump — ein miserabler — einäugiger!"

Der Gast am Ofen zuckte bei den Ehrentiteln, die dem großen Unbekannten so freiwillig gespendet wurden, heftig zusammen und war namentlich beim letzten Prädikat, das von einem fehlenden Auge sprach, im Begriff, sich hastig herum zu drehen; doch bezwang er sich und blieb ruhig sitzen.

Der Achter war endlich getrunken, und die Gesellschaft schickte sich an, mit großem Geräusch, laut gesprochenen Worten und vielem Sporengeklirr in den zweiten und dritten Stock hinauf zu steigen. Kaum aber hatten alle das Zimmer verlassen, so sprang der Gast am Ofen von seiner Bank in die Höhe, ballte die Fäuste nach der Thüre, fletschte die Zähne und rief, während sein einziges Auge giftig leuchtete: „Wartet ihr Hofgesindel, ich will euch den einäugigen, miserablen Lumpen noch eintränken!"

Droben indessen klopfte der Herr Joseph Winkler gar zierlich an die Thüre der Frau Welscher, und als man von innen Herein! rief, öffnete er, und der Glanz und die Pracht, von der wir oben gesprochen, trat in das Zimmer vor die verwunderten Büglerinnen.

Nach ein paar Augenblicken des Staunens von Seiten der Frau Welscher, der Kiliane, des Herrn Dubel und sämtlicher Kinder und Arbeiterinnen nahm Joseph das Wort und erklärte, daß sie samt und sonders gekommen seien, um der Frau Welscher feierlichst dafür zu danken, daß sie sich des armen und verwaisten Kindes angenommen, wofür ihr Gottes Lohn nicht ausbleiben werde, und daß sie ferner sich erkundigen wollten, wie es der kleinen Marie gehe und was sie thue und treibe, daß sie nicht unterlassen könnten, eine Kleinigkeit an Geld, worunter zwei Dukaten, die sie für das Kind zusammengebracht, hiermit geziemend zu übergeben.

Diese Rede des Herrn Winkler war sehr rührend und feierlich, und die Frau Welscher, welche dieselbe Livree vor sich sah, die ihr seliger Mann auch getragen, fuhr, übermannt von süßen Erinnerungen und nachdenkend, mit der Hand über die Augen; die alte Kiliane trocknete sich ein paar Thränen ab, Herr Dubel war sichtbarlichst gerührt, der Vikarier Herr Steinle verzog sein Maul auf eine entsetzlich wehmütige Art, als er das Kind der Marie vor sich stehen sah, und der junge Herr Welscher heulte ohne alle Ursache, vielleicht weil er die Kiliane weinen sah oder weil ihm seine Schwestern den Rest des Kaffees ausgetrunken hatten.

Nachdem das vorüber war, bot die Frau Welscher so viel Stühle an, als sie besaß, und alle fanden einen Sitz bis auf die Stallbuben, welche ehrerbietigst an der Thüre stehen blieben.

Da wurde nun gesprochen von den letzten Augenblicken der unglücklichen Marie, von ihrer Herzensgüte und ihrem lustigen Sinne; ferner von der alten Winklere, daß ihr der Stadtrat Schwämmle das Austragen der Museumsquittungen anvertraut, und daß sie nächstens auch bei einer konservativen Zeitung angestellt werden würde; ferner von der Abreise des Baron Karl, welcher die Frau Welscher sehr betrübe, — so sagte dieselbe zum Jäger Lukas und versicherte, einen anspruchsloseren und artigeren Herrn habe sie noch nicht bedient; dann sprach man vom Wetter, von der Gesundheit der Kiliane, vom Heranwachsen der Welscher-

schen Sprößlinge; dann wurden Stühle gerückt, Sporen klirrten gegen einander, die Stallbuben rissen die Thüre auf, und nach vielmaligem Abschiednehmen und außerordentlich zahlreichen „Behüt Euch Gott!" polterte die ganze Gesellschaft die Treppen hinab, mit Ausnahme des Jägers Lukas, welcher mit der Frau Welscher in das Nebenzimmer ging, um einige Rechnungen in Ordnung zu bringen.

Dieses Geschäft war bald abgemacht; der Jäger bedauerte, so sagte er als höflicher Mann, daß er morgen die Stadt verlassen müsse, und setzte hinzu: „Ich hoffe nicht, daß mein Herr lange Zeit ausbleiben wird, vielmehr, daß wir bald und glücklich zurückkehren und den Leuten hier zeigen, wie viel es geschlagen hat. Apropos!" fuhr der Jäger fort, „ich habe noch eine Kommission von meinem Herrn an Sie; er weiß nämlich genau, wie sehr alle Leute, die Sie kennen, von Ihrer Rechtlichkeit überzeugt sind und wie man sich darauf verlassen kann, wenn Sie jemanden empfehlen. Nun bin ich vor einiger Zeit zufällig mit dem jungen Menschen, dem Herrn Dubel, der draußen in Ihrer Stube sitzt und arbeitet, bekannt geworden und bin imstande, etwas für ihn zu thun, im Falle Sie mir ihn als zuverlässig und getreu empfehlen können."

Die Waschfrau nickte vergnügt lächelnd und hörte aufmerksam zu.

„Mein Herr," fuhr der Jäger fort, „verreist, wie Sie wissen, morgen und hat seine Gründe, von beiden Lakaien keinen im Hause zu lassen, wünscht aber einen vertrauten Menschen, der sich nachts dort aufhält, der Briefe ꝛc., die für uns ankommen, weiter besorgt, der vor allen Dingen ehrlich und verschwiegen ist; und zu diesem Posten habe ich den Herrn Dubel vorgeschlagen."

„Und da haben Sie ein sehr gutes Werk gethan," sagte die Waschfrau freudig überrascht, „ich kenne den Herrn Dubel von seiner Kindheit an und kann ihn in alle Wege zu dem Posten empfehlen."

„Abgemacht!" sagte der Jäger und reichte die Hand zum Abschied. „Bitte, dem Herrn Dubel noch nichts darüber zu sagen,

da ich mit dem Baron noch einiges besprechen muß. Adieu, Frau Welscher! halten Sie sich gesund, ich hoffe, wir sehen uns bald wieder." Damit verließ der Jäger das Zimmer, grüßte den Schneider und die Jungfrau Kiliane und stieg die Treppen hinab.

Der Herr Dubel, der keine Ahnung davon hatte, welcher helle Stern in der Nacht seines Daseins aufzusteigen im Begriffe war, nähte emsig darauf los, bis es acht Uhr schlug; dann aß er mit der Familie zu Nacht, gab beim Abschiednehmen der kleinen Marie die Hand und brachte die Jungfer Kiliane nach Hause, worauf er eiligst durch die glatten Straßen schlüpfte, um seine Dachkammer zu erreichen, seinen Thee im Morgenanzug zu genießen und sich, in Pelham lesend, für einen angehenden großen Herrn zu halten.

Bald hatte der Herr Dubel die Elstergasse erreicht und kam an das Haus Numero vierundvierzig, vor welchem sich eine vielleicht fünf Fuß breite Eismasse gelagert hatte; Dubel mit seiner Leichtfüßigkeit setzte zum Sprunge an, flog in die Hausthür hinein zierlich und gewandt und parierte auf dem glatten Stein, als stehe er auf einem Teppich, weil er sah, daß er im andern Falle einen Herrn fast umgerannt hätte, der aus der Thüre der Weinstube trat. Dieser Herr aber blieb ob Sprung und Parade erstaunt stehen, klaschte langsam und gemessen in die Hände und sagte: „Bravo, braviſſimo! ein schöner Sprung, ein merkwürdiger Aplomb, bravo!"

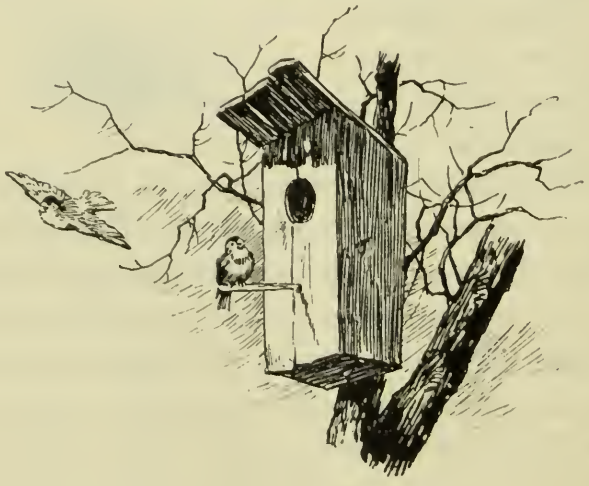
Der Schneider sah den Lobsprecher erstaunt an, zog aber höflich seine Mütze, als er den gravitätisch aussehenden Mann genau ansah und den königlichen Balletmeister erkannte.

„Bravo!“ wiederholte Signor Benetti, „Sie entwickelten eine Gelenkigkeit und Kraft, wie man sie sich auf der Bühne nur wünschen kann.“

Er hätte wahrscheinlich noch weiter fortgesprochen, doch wurde in diesem Augenblicke die Hausthüre von einer riesenhaften Figur verdunkelt, welche niemand anders war, als der Herr Lukas, der sich nach dem Herrn Dubel erkundigte.

Der Balletmeister verließ das Haus, und die beiden andern stiegen die Treppe hinauf.

Bald war der Schneider von dem Glücke, das ihn erwartete, in Kenntnis gesetzt, und man kann seine Seligkeit, eine elegante Wohnung, sowie einen kleinen Gehalt zu erhalten, kaum ermessen. Er verließ noch denselben Abend die Elstergasse; sein Quartier, das fast noch ein Vierteljahr bezahlt werden mußte, kam dem Doktor Stechmaier zugute, der seinen Wandkasten verließ und sich oben einlogierte.



Sechszehntes Kapitel

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Die Hofrätin war nach jenem unglückseligen Bürgerball das nicht mehr, was sie früher gewesen; im innersten zartesten Kern ihres Lebens war sie schmerzlich verwundet, und ihr Sohn, auf den sie alle Hoffnung gesetzt, daß er nicht in die Fußstapfen des Vaters treten, vielmehr ihr, der Trauerweide, ein Stab sein werde, an welchen sie gestützt fortan durch das Leben säuseln könne, — ihr einziger Sohn, ihr Eduard hatte Schmach auf ihren Namen gehäuft, hatte eine ganze ehrenwerte Bürgerschaft blamiert, hatte mit einer Putzmacherin getanzt!

Zwischen jenem unglücklichen Ballabend und jetzt lagen schon ein paar Wochen, und während dieser Zeit hatte die Hofrätin nebst Gemahl und Sohn ihre bisherige Wohnung verlassen und war in den oberen Stock zu dem Herrn Stadtrat Schwämmle gezogen.

Diese Wohnungsveränderung, obgleich schon seit einem halben Jahr vorbereitet und deshalb mit der Ballgeschichte in keiner Ver-

bindung stehend, wurde doch wegen letzterer eine Quelle der bittersten Vorwürfe für Gatten und Sohn. Die Hofrätin, welche von ihrer zerknickten Hoffnung auf den Sohn immer in Parabeln sprach, wie von einer teuren Verstorbenen, konnte, so sagte sie nämlich, die alten Räume, in welchen sie sich so glücklich geträumt, ferner nicht mehr sehen und wurde auf diese Art gezwungen, die ihr so unnennbar lieb gewordenen Zimmer zu verlassen. Umsonst hatte sich der Hofrat eines Tags unterstanden, ihr zu bemerken, es sei ja schon vorher eine andere Wohnung gemietet gewesen; diese unzarte Äußerung hatte nur einen heftigen Migräneanfall zur Folge und das arme Schlachtopfer zog seufzend in die neue, viel schönere Wohnung.

So sehen wir sie am Fenster sitzen und bemerken, wie sie ihren Blick zuweilen, über Nähzeug und Nadel seufzend, auf die beschneiten Dächer der nachbarlichen Häuser wirft. Neben ihr in einem Arbeitskörbchen befinden sich verschiedene Bücher höchst frommen Inhaltes, und wir wollen es im Vertrauen gestehen, daß die Hofrätin einmal fast im Begriff war, einer frommen Brüdergemeinde beizutreten und Betstunden zu besuchen; doch überdachte sie noch zeitig genug, daß sie als Mitglied einer solchen Bälle und Theater unbedingt für Anstalten des Teufels zum Fange einer armen Seele betrachten müsse, und das war nicht gut thunlich, denn sie hatte im königlichen Hoftheater ein halbes Jahresabonnement mit zehn anderen Damen der siebenten Rangklasse auf einen Sitz der zweiten Gallerie, und dieses Abonnement war nicht rückgängig zu machen.

Was sollen wir von Eduard sagen? — von Eduard, dessen Gemüt nicht so verhärtet war, daß er nicht am andern Morgen den Kummer der Mutter und die Unschicklichkeit gefühlt hätte, die er begangen? Aber der Vater Hofrat hatte diesen Keim zum Guten mit roher Hand erstickt, indem er des andern Tages bei Tische, als ihm die Geschichte erzählt wurde, laut hinauslachte. Wie schauerte dabei der Hofrätin zart Gemüt zusammen! Welcher Abgrund von Schlechtigkeit öffnete sich vor ihren Augen! Sie

hatte ihren Mann freilich schon als roh erkannt, als unzart im höchsten Grade, aber als so verderbt, wie sie ihn jetzt kennen lernte, hatte sie sich ihn nicht vorgestellt. Sie spielte hierauf eine zeitlang die arme Dulderin, hustete bedeutend, ließ den Arzt kommen, trank ungeheure Medizinflaschen leer und ließ in das Tagblatt setzen, es werde auf nächstes Frühjahr eine Eselin gesucht, die gute Milch habe. Alles umsonst! Der Hofrat ging nach wie vor ins Wirtshaus und in seinen Klub, und der Sohn ging in mehrere Klubs und in mehrere Wirtshäuser!

Darauf hatte die Hofrätin ihren Kriegsplan geändert; sie machte ihrem Manne das Leben sauer, wo es thunlich war, das heißt beim Kaffeetrinken und Mittagessen und nachts in ihrem Bette, wo sie bei zugezogenen Gardinen die furchtbarsten Predigten hielt. Andere Stunden des Tages und Abends war der Hofrat nicht zu haben, wohl aber der unglückliche Eduard — er mußte mehrere Abend in der Woche zu Hause bleiben, bekam keinen Hausschlüssel, mußte hie und da mit der Mutter eine Visite machen, kurz, er wurde außerordentlich tyrannisiert.

Es mochte gegen elf Uhr morgens sein, als es bei Hofrats draußen an der Klingel schellte und gleich darauf der Schritt des Hausherrn hörbar wurde, der sich den Schnee von den Stiefeln klopfte und ins Zimmer trat.

Der Hofrat war ein großer, starker Mann mit rotem, freundlichem Gesicht und einem höchst glücklichen harmlos vergnügten Zug in demselben. Er kam soeben von der Bibliothek, wo er seine Beschäftigung hatte, und wollte zu Hause nur einen Augenblick nach eingelaufenen Briefen sehen und sich alsdann in seinen Klub begeben, um die Zeitung zu lesen und zur Stärkung des Appetits einen Schoppen Zwölfer zu genießen. Zu diesem Geschäfte mit Hut, Mantel und Stock gerüstet, trat er in das Zimmer der Hofrätin, um sich eine vergessene Cigarrendose zu holen, und der Hofrätin kam ein sehr guter Gedanke.

Sie nickte bei seinem Eintritt kaum merklich mit dem Kopf, schaute alsdann gedankenlos durchs Fenster und sagte mit der

gleichgültigsten Miene von der Welt: „Es ist gut, daß du kommst, ich wollte dich gerade von der Bibliothek holen lassen."

„Was hat's gegeben, mein Schatz?" fragte der Hofrat mit vergnügtem Gesicht. „Was wird von mir gewünscht, womit kann ich dienen?"

Die Hofrätin hob ein Sacktuch, welches sie gerade ausgebessert, gegen das Licht und sagte, indem sie aufmerksam nach einer defekten Stelle spähte: „Du weißt, wir wohnen schon vier Tage hier im Hause und haben bei Stadtrat Schwämmle's noch keinen Besuch gemacht; es ist unumgänglich notwendig, dies heute noch zu thun, man kann nicht längere Zeit mehr so hingehen lassen."

„Ich sollte meinen," sagte lächelnd der Gemahl, „daß das eigentlich nicht notwendig sei, bei so guten Bekannten wie Schwämmle's einen formellen Besuch zu machen; man thut das wohl bei wildfremden Leuten, zu denen man in's Haus zieht, — geh' mein Schatz, das ist eine leere Förmlichkeit."

Die Hofrätin ließ ihr Sacktuch wie entsetzt in den Schoß fallen und schaute ihren Mann ein paar Sekunden lang mit dem ihm wohlbekannten festen Blicke an, einem Blicke, den er unmöglich lange Zeit aushalten konnte.

„Leere Förmlichkeit!" sagte sie alsdann; „ja, du möchtest freilich alle Formen aus der Welt verbannen, dir könnte freilich die Gesellschaft nicht zwanglos genug sein, — ein Einzugsbesuch sei eine leere Förmlichkeit?! O, es ist unglaublich, was ich Alles erleben muß! Aber," fuhr sie heftig fort, „in dem Hauswesen, dem ich vorstehe, die Formen des Anstandes aufrecht zu erhalten, so weit es meine schwache Kraft zuläßt, werde ich mich bemühen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen, trotz deinen Einreden und dem ungeschliffenen Betragen deines Herrn Sohnes! Die Stadträtin Schwämmle giebt heute Abend ein große Theegesellschaft und nur ein Mensch ohne alle Formen ist imstande, zu glauben, man könne da erscheinen, ohne einen Einzugsbesuch gemacht zu haben."

„Aber ich sehe durchaus nicht ein, warum sich ereifern!" sagte der Hofrat und steckte die Cigarrendose ein, die er gefunden.

„Warum ich mich ereifere?" rief die Hofrätin mit ziemlich lauter Stimme; „freilich, warum ich mich ereifere? Die Frage habe ich auch schon tausendmal an mich selbst gestellt und finde auch nur eine einzige Antwort; warum mich ereifern, warum auf die notwendigen Formen halten? — — — Um wenigstens vor den Augen der Leute mit einigem Anstand und Ehre bestehen zu können."

Sie warf sich erschöpft in ihren Stuhl zurück und schaute gen Himmel auf, als wollte sie sagen: „Unterstützt mich kein Donner, spricht kein Blitz für mich?"

Der Gemahl aber, dem bei allem Gleichmut nichts unangenehmer war, als häusliche Scenen, denn er kannte die Zähigkeit der Hofrätin und wußte, daß sie nicht nachließ, ihm eine und dieselbe Geschichte wochenlang vorzukauen, hakte seinen Mantel los und erlaubte sich dabei die schüchterne Frage: „Aber, mein Schatz, könntest du diesen Einzugsbesuch nicht allein besorgen?"

Ein vernichtender Blick aus den grauen Augen der Hofrätin zeigte ein schweres Unwetter an, das alsbald erfolgen würde, und gleich darauf brach es auch wirklich los und platzregnete eine Flut von Worten. „Ich allein soll hinuntergehen?" jammerte die unglückliche Frau; „ich allein, immer allein, ewig allein? Sind wir denn eigentlich zusammen verheiratet, oder betrachtest du mich nur als deine Sklavin? — Ich allein? — ja allein, das ist das Losungswort, das mich durch diesen Ehestand geschleppt hat — nun, schon seit zwanzig Jahren allein zu Hause, allein auf der Straße, allein in der Kirche, allein auf Bällen, allein im Theater, allein, immer allein! Und du, wo warst du in all' den Stunden, die ich nun schon so lange, lange Jahre allein verbringen mußte? — In Geschäften? — nein; aber im Wirtshaus, im Klub; ja, diesen Orten, dem Klub und dem Wirtshaus bin ich geopfert worden, o, es ist herzzerreißend! Tausend Jahre ewigen Sprechens könnten nicht all' die Leiden erzählen, die ich in all' den langen

Jahren erduldet habe, ich unglückliche Frau! In der ganzen Residenz, ja im ganzen Lande giebt es keine, die den hundertsten Teil so viel durchgemacht hat, wie ich."

Der Hofrat hatte die gute Eigenschaft, daß er dergleichen heftigen Redeausbrüchen durch Erwiderung keinen Damm entgegen zu setzen suchte, vielmehr riß er alle Schleusen auf und ließ das Wasser frei durchströmen, indem er hie und da mit dem Kopfe nickte oder Ja, Ja! sagte, oder Freilich! und dergleichen mehr. Er wußte, daß die Hofrätin doch am Ende aufhören würde — dann folgte noch ein sanftes Thränengerieſel, und danach hatte er wieder auf circa acht Tage Ruhe.

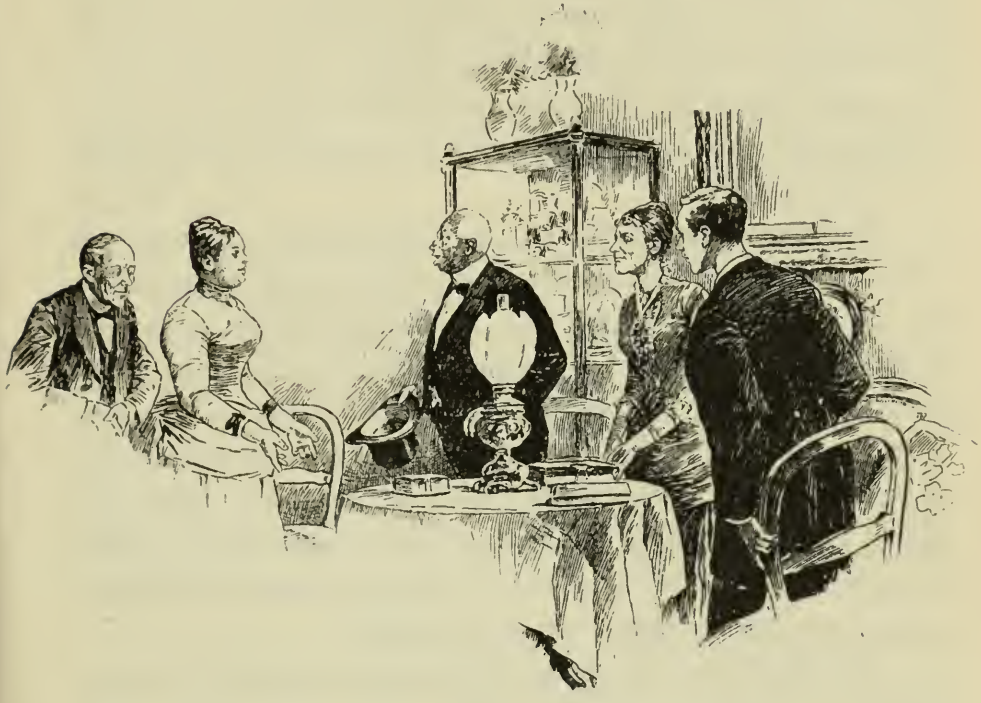
Er legte seinen Mantel ab, zuckte mit den Achseln, meinte, wenn es nicht anders sei, so müsse man in Gottes Namen bei Schwämmle's einen Besuch machen und zog sich in sein Zimmer zurück, um die zu einem solchen Einzugsbesuche bei guten Freunden, die man täglich sah, höchst notwendige Toilette zu machen, den schwarzen Frack, die schwarze Halsbinde anzuziehen, kurz, sich äußerlich, wie bei den feierlichsten Gelegenheiten herauszuputzen.

Die Hofrätin, welche nach dem eben gehabten Erfolge beschloß, heute fest aufzutreten, umgeben von sämtlichen Großen ihres Reichs, sandte in die benachbarte Buchhandlung, wo Eduard auf dem Comptoir beschäftigt war, und ließ ihn augenblicklich herkommen; dann mußte Hofrats Mine, ihre Magd, zu gleicher Zeit einen freundlichen Besuch bei Stadtrats Ricke, der anderen Magd, machen und mußte im Gespräche fallen lassen, Hofrats würden nach zwölf Uhr herabkommen und einen Einzugsbesuch machen. Nach dieser Mitteilung verschwand Stadtrats Ricke in das Zimmer der Frau Schwämmle und sagte, als sie wieder kam, Stadtrats würden auf jeden Fall heute Mittag zu Hause sein, und nachdem diese diplomatischen Verhandlungen beendigt waren und deren Resultat der Hofrätin mitgeteilt, warf sie sich in ein dunkelgrünseidenes Kleid und schmückte sich auf's Beste zu dem vorhabenden Besuche.

Der junge Eduard, der vor Tisch eine Partie Billard passen-

der gefunden hätte, fügte sich dem strengen mütterlichen Befehl, warf sich zu Hause angekommen ebenfalls in einen schwarzen Frack, und so gerüstet stand die hofrätliche Familie da, wartend, bis es zwölf Uhr schlagen würde.

Endlich verkündeten alle Glocken der Stadt die Mittagsstunde, und wenige Minuten nachher zog der Hofrat an der Klingel des



Stadtrats, und es zeigte sich, daß der Herr Hofrat und Hofrätin dem Stadtrat und der Stadträtin einen Besuch zu machen gedächten.

Auf die Versicherung von Stadtrats Nicke, daß Stadtrats zu Hause seien und daß es dem Herrn Stadtrat und der Frau Stadträtin ein außerordentliches Vergnügen machen würde, den Herrn Hofrat und die Frau Hofrätin bei sich zu sehen, traten die letzteren in das Besuchszimmer. Nachdem das Dienstmädchen der Frau Hofrätin einen Platz auf dem Sofa angewiesen, für den Hofrat und Hofrats Eduard Stühle daneben gestellt, entfernte sie

sich, und aus dem Nebenzimmer trat der Stadtrat Schwämmle mit seiner dicken Gattin, der Stadträtin, heraus.

Schwämmle's sonst so lebhaftes Gesicht war in feierliche Falten gelegt, die außerordentlich leichten Bewegungen, welche er sonst im Gehen auszuführen pflegte, waren gemäßigt, denn wenn er auch den Hofrat fast jeden Tag in dem Klub sah, wenn er auch die Hofrätin häufig auf der Treppe, auf der Straße oder bei seiner Frau angetroffen, wenn auch beide Familien in einem sehr befreundeten Verhältnisse zusammen standen, so war doch ein solcher erster Besuch als Mitbewohner desselben Hauses ein viel zu feierlicher Akt, als daß man ihn nicht hätte außerordentlich würdevoll begehen sollen.

Die Stadträtin machte bei ihrem Eintreten einen Knix, der Stadtrat zwei tiefe Neigungen mit dem Kopfe, welche Begrüßungen von Hofrats durch Aufstehen von Stühlen und Sofa durch eben so viele Neigungen mit dem Kopfe des Hofrats und durch einen eben so tiefen Knix von der Hofrätin erwidert wurden. Der junge Eduard, der die üble Gewohnheit hatte, bei einer Verbeugung mit dem Fuße hinten auszuscharren, warf bei dieser Gelegenheit den Stuhl um, auf welchem er gesessen, was eine augenblickliche Störung verursachte; doch war der Stadtrat Schwämmle Weltmann genug, die Sitzung schnell wieder herzustellen.

Die Stadträtin saß an der linken Seite der Hofrätin auf dem Sofa, der Stadtrat und der Hofrat hatten ihre Stühle gleich weit vom Tische und vom Sofa entfernt, wie es die Etiquette verlangte und der junge Eduard, dem dies noch besonders eingeschärft worden war, hatte respektvoll seinen Stuhl ungefähr einen halben Schuh hinter den seines Papa's zurückgezogen. Alle drei Herren aber befleißigten sich, wie es in hiesiger Residenz als Ausdruck des höchsten gegenseitigen Respektes angesehen wurde, von ihren Sitzen nur den kleinsten Raum einzunehmen, und alle drei saßen so scharf auf den Kanten ihrer drei Stühle, daß sie bei dem geringsten Hustenanfall unfehlbar herabgestürzt wären.

Zum Eingange des Besuchs wurde sich nach den Gesundheits-

umständen der verehrten Anwesenden und sämtlicher Familienangehörigen bis ins hundertste Glied sorgfältig erkundigt; daß jedes einen Katarrhanfall und Husten gehabt hatte, verstand sich von selbst. Die Hofrätin klagte mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf den Hofrat, daß sie in letzterer Zeit sehr an Herzklopfen und Migräne gelitten; die Stadträtin Schwämmle befand sich noch am leidlichsten und dankte für die gütige Nachfrage nach der Gesundheit ihres Vaters, des Herrn Oberzunftmeisters. Der Hofrat und der Stadtrat hatten außer den angegebenen Übeln ebenfalls nicht viel zu klagen, und der junge Eduard befand sich nur insofern unwohl, als er lieber von der stadträtlichen Visite weit entfernt gewesen wäre.

Das Gespräch drehte sich ferner um das Wetter und die Hofrätin prophezeite einen längeren Frost . . .

„Mit einigem Schnee in den nächsten Tagen," meinte die Stadträtin, und der Stadtrat, den seine Hühneraugen schmerzten, glaubte, etwas Regen werde nicht ausbleiben, worauf der Hofrat auf Thauwetter riet, und der junge Eduard, um auch etwas zu sagen, diese vier Meinungen resumierte und in einiger Geistesabwesenheit von sehr starkem Frost mit Schnee und Regen und großem Thauwetter sprach.

Hierauf bot das Theater weiteren Stoff zu ebenso interessanten und geistreichen Gesprächen. Die Hofrätin war überzeugt, daß daß Haus beständig angefüllt sein würde, wenn man bei Entwerfung des Repertoirs billige Rücksichten auf das Publikum nähme. Aber es könne einer deutschen Frau doch nicht zugemutet werden, so fort und fort und weiter nichts als italienische Musik zu hören, und was die Trauerspiele anbelange, so sei man nur dazu da, den Herrn B. in einem neuen Kleide zu bewundern und das Fräulein C. in irgend einem grassen französischen Machwerk als schreckliche Mutter oder Gattin zu verabscheuen. — „Gemütliche deutsche Trauerspiele werden gar nicht mehr gegeben, und von den Lustspielen, die uns früher so ergötzten, will ich gar nicht reden."

„Aber das Ballet," sagte der unglückliche Eduard, — „ist

doch recht schön" — so hatte er eigentlich seine Rede beschließen wollen, doch bemerkte er noch frühzeitig genug den strafenden Blick seiner Mutter und erinnerte sich ihrer Lehre, daß es unanständig sei, vor anständigen Bürgerfrauen und Töchtern vom Ballet zu sprechen. Die Hofrätin und die Stadträtin schlugen hierauf vereint ihre Augen nieder und schämten sich recht sichtbar. Vater Schwämmle aber zog den Mundwinkel in die Höhe und gedachte jenes unvergeßlichen Bürgerballes.

Die eben so unpassende als unzarte Erwähnung des Ballets hatte den Redefluß auf einige Sekunden gehemmt und es schlich sich, wie man zu sagen pflegt, ein Polizeidiener durch's Zimmer. In anderen Städten pflegt man auch bei ähnlichem plötzlichem Stillschweigen zu sagen, es schwebe ein Engel durch die Konversation; hier aber war es ein Polizeidiener, und der Stadtrat Schwämmle bemächtigte sich seiner augenblicklich, und brachte das Gespräch geschickt auf polizeiliche städtische Verordnungen und Einrichtungen, auf Straßenreinigung, Kaminfegerrecht, Feuerschau und versicherte, als er bei Feuersbrünsten im Allgemeinen angekommen war, die Einrichtung eines Pompier- und Löschkorps sei eigentlich nicht so außerordentlich notwendig; die Spritzen befänden sich in anständigem Zustande und leisteten, wenn sie einmal auf dem Platze seien und wenn nicht gerade etwas am Pumpwerk gebrochen oder eine Röhre geplatzt sei, die ersprießlichsten Dienste. „Ich bin," sagte der Stadtrat Schwämmle mit erhobener Stimme, „pro neue Kirche, contra Pompiercorps; Feuersbrünste haben wir, Gott sei Dank! sehr wenig, und es geschehen geringe Unglücke dabei; gegen alle diese Firlefanzereien: bewegliche Brandleitern, Rettungssäcke für Menschen und Mobilien, bin ich unbedingt, es kommt nichts dabei heraus. Unglücksfälle giebt es überall, und daß eine Feuersbrunst nicht ohne dergleichen abgeht, ist voraus zu sehen."

Die Frau Stadträtin Schwämmle, welche große Lust hatte, gegen ihren Mann in Opposition zu treten, um sich des neuen Löschcorps contra neue Kirche anzunehmen, dachte zur guten Zeit

noch, wie wenig die Feier eines ernsten Besuchs zu einem derartigen Streite geeignet sei, und schwieg still.

Die Hofrätin würde aber auch unbedingt auf Seite des Stadtrats pro neue Kirche getreten sein, und so war es gut, daß die Stadträtin das Gespräch fallen ließ. Jetzt erhob sich die Hofrätin von dem Sofa, stammelte etwas von ewiger Freundschaft, von gutem Einvernehmen, und dann empfahl sich die hofrätliche Familie unter althergebrachten Förmlichkeiten, unter den verschiedenen Knixen und Verbeugungen, welche bei einer so feierlichen Veranlassung gegeben und angenommen werden. Der Stadtrat begleitete die Familie bis an die Glasthüre, die Stadträtin aber nur bis an den Ausgang des Zimmers, was die Hofrätin ein wenig übel nahm. Darauf aber verfügten sich Hofrats nach Hause, und da es für den Chef des Hauses zu spät für einen Schoppen Zwölfer, und für den jungen Eduard zu spät für eine Partie Billard war, so setzte sich die ganze Familie alsbald zu ihrem Mittagsmahl nieder.

Nachher machte Hofrats Mine der Stadtrats Ricke einen ebenfalls sehr notwendigen Einzugsbesuch, welcher der Hofrats Mine eine Viertelstunde darauf von der Stadtrats Ricke feierlich erwidert wurde.

Wir können aber, obgleich wir bei den verschiedenen Diner's im Hause vollkommen überflüssig sind, dasselbe doch so bald nicht verlassen, indem ein unterschiedlicher Geruch von feinem Backwerk im untern Stock, sowie zahlreiches Porzellan, das in der Küche aufgestellt ist, vermuten läßt, daß der Thee, welchen die Frau Stadträtin heute Abend giebt, sehr glanzvoll zu werden verspricht und wohl der Mühe wert sein wird, um ihm unsichtbar beizuwohnen.

Nach Tische begann auch in der Küche der Stadträtin ein unerhörtes Rumoren, eine beispiellose Geschäftigkeit. Ricke hatte alle Hände voll zu thun, die lange nicht gebrauchten Theetassen sauber auszuwischen, während die Stadträtin das Backwerk zierlich auf die dazu bestimmten Platten schichtete; dann holte Ricke aus

der Speisekammer mächtige Gläser voll eingemachter Früchte, womit von der Stadträtin verschiedene Porzellan- und Krystallschalen angefüllt wurden.

So ging der Nachmittag vorbei, und ehe es anfing zu dämmern, wurde der Theetisch in dem Besuchszimmer hergerichtet. — Und welcher Theetisch! Eine mächtige Tafel, an welcher wenigstens zwanzig Personen Platz hatten. Darüber wurde ein feines Tischtuch und eine riesenhafte Theeserviette gebreitet, dann die Tassen umhergestellt, an die Unterseite der Tafel, wo die Stadträtin ihren Sitz hatte, der Wasserkessel von englischem Metall mit der Spirituslampe, Theeseiher, Zuckerzange, einigen Vorratslöffeln und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

In der Mitte der Tafel stand ein bronzener Armleuchter und trennte dieselbe sozusagen in zwei Hälften, welche beide mit einer wahren Armee von Backwerk und Süßigkeiten besetzt wurden. Das Zentrum dieser beiden Heerflügel bildete hier eine riesenhafte Punsch-, dort eine eben so große Sandtorte; Gogelhopfen mit und ohne Chokolade-Überguß beschützten das Zentrum wie schwere zwölfpfündige Batterien, dann kamen ganze Regimenter von kleinem Backwerk und es ist fast unmöglich, die Namen all' der Legionen, die hier aufmarschiert waren, anzugeben. Da sah man Theebrot von allen Formen, Seelen, Kaffeeküchlein, übergossenen Zwieback, Zimmtsterne, Berliner Pfannkuchen, hernach unter dem gemeinen Trosse: Hefenkränze, Mannheimerle, Kümmelkuchen und Mürbes in allen Gestalten. Diese zahlreiche Armee wurde flankiert und umschwärmt von einem ganzen eingemachten Sommer und Herbst. Von den Erdbeeren des Frühjahres waren alle Früchte vertreten bis zu den welschen Nüssen des Spätjahres, und wehe der Hausfrau, welche irgend eine eingemachte Frucht nicht aufgetischt hätte oder auf deren Tafel ein namhaftes Backwerk gefehlt — ihr wäre besser, sie wäre nie geboren!

So stand die Tafel gerüstet und die Stadträtin war angethan mit ihrem schwarzseidenen Kleide, welches wir vom Bürgerball her kennen; der Stadtrat war ausgegangen, da es nur eine

Damengesellschaft war, zu welcher die Männer nur insofern Zutritt hatten, als sie spät am Abend ihre Frauen und Töchter ꝛc. abholen durften.

Stadtrats Nicke empfing die Ankommenden an der Glasthür, und bald nach sieben Uhr war die ganze Gesellschaft versammelt und jede hatte den Platz eingenommen, zu welchem sie durch Ge-

burt und Rang berechtigt war. Wie sie so um den Tisch herum gereiht saßen, hatte man vor sich in strengster Folge ein schönes Stück der königlichen Rangliste, welche von der sechsten bis zur achten zahlreich vertreten war. Auf dem Sopha wurde erstere durch ein paar Oberregierungsrätinnen vertreten, an diese schlossen sich rechts und links Angehörige der siebenten Rangklasse: Kanzleirätinnen, Hofrätinnen, dann kam die achte Rangklasse: Stabssekretärinnen, Postmeisterinnen, bis hinab zu einer Schwester der Stadträtin, welche das Unglück hatte, zu gar keiner Rangklasse zu gehören, da sie einen Kaufmann und Ladenbesitzer geheiratet hatte.

Der Thee mit Vanille war angebrüht, sämtliche Strickzeuge hervorgesucht, und wenn man die Damen so dasitzen sah, die Ellbogen infolge des Strickens heftig auf- und abbewegend, so hätte man auf die Vermutung geraten können, man sehe vor sich eine Herde wilden Geflügels, welches eben im Begriffe sei, aufzufliegen.

Die Unterhaltung war auch durchaus nicht lebhaft; die achte Rangklasse schwieg vorab — in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle gegenüber der sechsten und siebenten Rangklasse; die siebente horchte aufmerksam auf die sechste, und eine der Oberregierungsrätinnen, die einigermaßen alteriert aussah, erzählte gerade eine schauderhafte Geschichte von der Frau eines Postsekretärs, welche sich einen Samtmantel hatte machen lassen. Ein Schrei des Entsetzens erscholl an dem ganzen Tische; die siebente Rangklasse lächelte verächtlich, und die achte ließ ihren gerechten Zorn an sehr großen Stücken übergossenen Zwiebacks und Gogelhopfens aus.

Wir können nicht umhin, ein paar alte Bekannte zu grüßen, das „alt" im Sinne des „längst" genommen, nämlich die dicke Kanzleirätin vom Bürgerballe her mit ihrer ebenfalls dicken Tochter und die unglückliche, uns wohlbekannte Honoratiorentochter. Letztere hatte sich neben die Stadträtin Schwämmle gesetzt und sah etwas angegriffen, ja leidend aus.

Allmälig kam frisches Leben in die Unterhaltung; die achte Rangklasse lachte häufig, machte zuerst schüchterne Bemerkungen unter einander, wagte dann ein Gespräch mit der siebenten Rangklasse, welche ein Auge zudrückte und sehr herablassend war, und als sich erst die andere Oberregierungsrätin, eine liebe, charmante Frau, nach dem Befinden eines kranken Kindes der ihr gegenüber sitzenden Stabssekretärin erkundigt hatte, lüfteten sich in etwas die starren Bande der Etikette, die Zungen wurden frei und heitere Gespäche zu Nutz und Frommen der abwesenden Nebenmenschen nahmen an dem Theetische überhand. Wetterbeobachtungen und Gesundheitsverhältnisse, inklusive Ausgleiten und Fallen auf dem Glatteis, waren abgehandelt, und indem man das Repertoire des Theaters zerfleischte und die einzelnen Mitglieder scharf vornahm, hatte man Blut geschmeckt und ging mit voller Kraft an die Ereignisse des Tages. Zuerst wurden sämtliche Mägde verdammt und schreckliche Beispiele erzählt von der Roheit und dem Übermute dieser verworfenen Klasse: hatte nicht die Oberregierungsrätin erlebt, daß ihr Bäbele, nachdem sie eine schöne Tasse zer-

brochen — man fand sie nämlich zerbrochen in der Küche stehen, — ihr zur Antwort gab, es sei noch die Frage, ob sie, nämlich das Bäbele, die Tasse wirklich zerbrochen oder nicht, vielleicht jemand anders. — Jemand anders? konnte das Bäbele nicht vielleicht damit gesagt haben wollen, am Ende habe die Oberregierungsrätin die Tasse selbst zerbrochen — fürchterliche Frechheit! Der ganze Tisch erhob einen Weheruf und alle versicherten, so etwas sei ihnen noch nie vorgekommen.

Eine andere, nicht minder schreckliche Geschichte erzählte die Kanzleirätin: nur durch nachlässiges Verschließen der Wärmflasche im Bette ihres zehnjährigen Sohnes sei derselbe ganz durchnäßt worden, und als man das der Marie vorgehalten, habe sie gelacht und die Frechheit gehabt zu erwidern: das Bett sei des Durchnässens schon gewohnt. Sämtliche unverheiratete Damen schlugen bei dieser Geschichte die Augen nieder und die Verheirateten fanden sie ebenso schrecklich, wenn nicht noch schrecklicher, als die der Oberregierungsrätin.

Von den Mägden kam man auf die Bedienten, auf die Handwerker, auf die niederen Beamten und allmählich auf die Kolleginnen der sechsten, siebenten und achten Rangklasse.

In diesem Augenblicke trat der pensionierte Hauptmann von Müller in das Zimmer, und sein Anblick wurde mit außerordentlicher Freude begrüßt. Er war, da er nicht Gattin noch Schwester abzuholen brauchte, einer von den wenigen Männern, welche das Vorrecht hatten, früher kommen zu dürfen; er war das aufregende Element bei diesen Gesellschaften, indem er mit den Ansichten der Damen fast immer in Opposition war und es zuweilen wagte, ihnen seine Meinung unverhohlen zu sagen.

Nach seinem Erscheinen ward das Gespräch anfänglich sanfter, als es bis jetzt gewesen; auch brachte der Hauptmann eine Menge Neuigkeiten mit, von einem alten Schornstein, in welchem es gebrannt, von einem Konzerte oder Balle bei Hof, von einem schrecklichen Unglücksfalle und dergleichen mehr, und so flossen einige kleine Stündchen dahin unter Theetrinken, Backwerk- und Eingemachtem-Essen, Stricken und sanftem Geplauder.

Nach und nach erschienen noch die musterhaftesten der Ehemänner, welche sich eine Stunde vom Wirtshaus abzogen, um noch eine zeitlang in der Theegesellschaft zubringen zu können. Vater Schwämmle erschien auch, daß aber der Hofrat und der junge Eduard nicht erschienen, brauchen wir nicht zu sagen.

Stadtrat Schwämmle erzählte von einem höchst unerwarteten Bankerotte, der in der Stadt ausgebrochen sei, und versicherte, nur merkwürdige Unglücksfälle hätten den Fall des Herrn A. zu Wege gebracht. Der Herr A. war als fleißiger und geschickter Kaufmann bekannt, aber Frau A. hatte das Unglück, beständig eine sehr gewählte Toilette zu besitzen, weshalb der Damenkreis dieses Fallissement mit wenig christlicher Liebe besprach.

„Wer einen solchen Aufwand macht," meinte die Kanzleirätin, „wer namentlich an Wochentagen seidene Kleider trägt, bei dem muß es bergab gehen."

„Namentlich war es bei der Madame A. vorauszusehen," sagte eine der Regierungsrätinnen, welche gewöhnlich wie eine Vogelscheuche aussah, aber in Gesellschaft und des Sonntags das Übermögliche an sich leistete. „Wer sollte es glauben, daß die A. sich einmal unterstanden hat zu sagen, eine anständige Frau müsse immer sauber und gut gekleidet gehen und brauche keine eigenen Sonntagskleider!"

Bei der Kundgebung dieser frevelhaften Äußerung der unglücklichen Madame A. kreischte am untern Ende ein ganzer Chor von Weiberstimmen entsetzt auf und die gellend laute Stimme einer Sekretärin drang durch den Lärm und rief: „Was die Frau Oberregierungsrätin soeben erzählt haben, ist vollkommen richtig, und sehr glaublich, daß sie noch viel Schlimmeres gesagt, denn Madame A. ist ja eine . . . eine . . ."

Lieber Leser, du wirst etwas Entsetzliches erfahren, was die gute Madame A. wirklich ist; wir können das durchaus nicht läugnen und müssen der Wahrheit die Ehre geben; aber sie ist an der Benennung eigentlich unschuldig, früher konnte man sie eigentlich nicht so nennen, aber seitdem sie die Mauern hiesiger Stadt betrat, wurde sie es. — Wir schaudern! —

Die gellende Stimme der Sekretärin rief also, Madame A. sei ja eine — Fremde. Wie lächelten die Damen, welche dieses ungeheure Verbrechen der Madame A. schon kannten, auf ihren mit Backwerk angefüllten Teller, wie wunderten sich die anderen nun nicht mehr, daß der Herr A. falliert sei, und wie befriedigte und beglückte alle der Gedanke, daß die Fremde nun nicht mehr imstande sei, auf der Straße seidene Kleider zu tragen, daß sie es jetzt wohl unterlassen würde, französische und andere Stoffe den inländischen vorzuziehen, und daß sie sich nicht mehr unterstehen würde, echtes kölnisches Wasser für besser zu halten, als das in unserer Stadt fabrizierte Eau de Cologne — die Sünderin, die Anmaßende!

Warum war auch Madame A. eine Fremde? Aber sie war es ja nicht überall, sie hatte ja eine Heimat und hatte diese Heimat ihrem Manne zu lieb verlassen, der hieher zog und ohne seine Schuld zu Grunde ging. Ja, sie war eine Fremde, und das war in hiesiger Stadt ein Fehler, ein Unglück, das nicht vergessen, nicht so leicht wieder gut gemacht werden kann. Eine Fremde oder ein Fremder in hiesiger Stadt ist nämlich ein Wesen, das man sich mit allen Fehlern und Untugenden des menschlichen Geschlechts begabt vorstellt. Anderswo wundert man sich, wenn ein Fremder plötzlich häßliche Eigenschaften kundgiebt, denn man hielt ihn bis dahin für einen ordentlichen Menschen; hier dagegen wundert man sich, wenn ein Fremder, nachdem er Jahre lang in der Stadt gewohnt, weder gemordet noch betrogen, weder ein Säufer oder ein Spieler, noch sonst ein liederlicher Mensch war. Manche dieser Eigenschaften hatte man bei ihm vorausgesetzt, weshalb? — Weil er ein Fremder war. Was anderswo eine Empfehlung war, war hier, wie gesagt, ein Verbrechen; anderswo nimmt man sich eines Fremden an, ist ihm freundlich und behilflich und wartet ruhig ab, ob er sich dieser Teilnahme wert oder unwert erzeigt, und läßt ihn im letzten Falle natürlicher Weise laufen und links liegen; hier aber läßt man ihn von Anfang links liegen und laufen, und wenn er einmal zwanzig Jahre in der Residenz zugebracht und sich

in all' der Zeit musterhaft und gut betragen, so öffnen sich ihm — nicht die Herzen der Einwohner, auch nimmt man sich seiner noch nicht an, — sondern es öffnen sich ihm vielleicht ein paar anständige Häuser, die den Mut haben, gegen den Strom zu schwimmen.

Das war so in hiesiger Residenz vor nicht gar langer Zeit und ist auch heute noch nicht ganz verschwunden. Geh' noch heutigen Tages und erkundige dich nach einer Straße, so kann es dir passieren, daß dir unter dreien wenigstens einer ins Gesicht lacht und ohne zu antworten davongeht, indem er überzeugt ist, daß du ein Fremder — er erkennt dich nämlich an der Sprache — selbst ganz genau wüßtest, wo die fragliche Straße ist und du ihn nur zum Besten haben wolltest. —

Die Sekretärin hatte die Madame A. so niedergeschlagen mit dem einzigen Worte, sie sei eine Fremde, wie wohl jene Dame in Venedig, als man ihr die Larve abriß und der Chor der jungen Edelleute rief: Es ist Lucretia Borgia! — Sie war tot für diesen Kreis; ihr Name wurde fürder nicht mehr genannt.

Es war nun noch an der Zeit, dem Stadtvater Schwämmle, den man seit jenem Ballabende so öffentlich nicht mehr gesehen, einige Worte der Anerkennung und des Beileides zu stammeln, und die Hofrätin entschloß sich zu diesem schwierigen Geschäfte. Der Stadtrat, der seit jener Zeit die besten Vorkehrungen hatte treffen lassen, damit ein ähnliches Unglück nicht wieder vorfallen könnte, glänzte vergnügt wie der Mond in lichten Abendwölkchen und sprach die Hoffnung aus, daß der nächste Ball, der in wenigen Tagen stattfinden werde, außerordentlich glänzend ausfallen müsse, worauf der Kanzleirätin Tochter, welche auch etwas Freundliches sagen wollte, mit der Nachricht herausplatzte, wie sie ganz genau wisse, daß auf dem nächsten Balle eine Gasbeleuchtungspolka gespielt würde, in welcher die Musik das Erlöschen der Flammen angebe, die Verzweiflung der Ballgesellschaft, um damit mit einem neuen glänzenden Aufflackern aller Lichter, beziehungsweise Instrumente, zu schließen. Diese Polka aber, setzte sie schüchtern hinzu, werde dem würdigen Stadtrat Schwämmle gewidmet sein.

Die Teilnahme sämtlicher Damen sowohl für den Stadtrat Schwämmle, wie für die Gasbeleuchtungspolka sprach sich in lautem Beifallrufen und Händeklatschen aus, welches noch lauter und stürmischer wurde, als der Hauptmann von Müller versicherte, er habe aus guter Quelle gehört, daß die Blutmenschen einen Talglichtgalopp und eine Schlachthauspolka komponieren ließen. Ja, der Enthusiasmus pro Gasbeleuchtung contra Schlachthaus und pro Gasbeleuchtungspolka contra Talglichtsgalopp ging so weit, daß sämtliche Damen sich entschlossen, die letztgenannten Tänze, falls sie wirklich zur Ausführung kämen, zu refüsieren; die älteren Damen und die ältere Honoratiorentochter gaben diese Erklärung mit fester lauter Stimme von sich, die jüngeren Damen aber etwas unbestimmter und schüchtern.

Da nun das Gespräch einmal bei jenem unvergeßlichen Ballabende war, so besprach man noch eine zeitlang die Vorfälle auf demselben und die Hofrätin war hochherzig genug, sogar der Verirrung des jungen Eduard selbst zu gedenken als jugendlichen Leichtsinn — „und," rief die Sekretärin mit der gellenden Stimme, „als schändliche Verführung jener beiden Geschöpfe."

Bei dem Worte „Verführung" schlugen die jüngeren Damen die Augen auf die Teller und verspeisten eifrig Backwerk und eingemachte Früchte, ja die Honoratiorentochter errötete ein klein wenig, und es wurde dieses Wort zu einem Thema, dessen sich die Herren fast ausschließlich bemeisterten.

Der Stadtrat Schwämmle erzählte schauerliche Fälle der Art, wie es kühnen, unternehmenden Putzmacherinnen und Nähterinnen gelungen sei, die Herzen ehrbarer Bürgerssöhne zu erwerben und dieselben in allerhand verdrießliche Geschichten zu verwickeln. Seiner Ansicht nach, so aufgeklärt auch dieselbe sich sonst zu sein bemühte, sollte man von Polizei wegen ein strenges Auge auf derlei Umtriebe haben, und er war dafür, den Kastengeist wieder soweit einzuführen und zu verschärfen, daß schon das Sprechen solch unbefugter Wesen mit Bürgerssöhnen durch harte Strafen geahndet werden könne. Sämtliche Damen pflichteten ihm bei, und die

Sekretärin meinte wahrhaft kreischend, da man leider solche Individuen, wie Putzmacherinnen, Nähterinnen und dergleichen nun einmal haben müsse, so sollte man wenigstens ein strenges Auge auf sie haben, ihnen einige Straßen anweisen und nur erlauben, zu gewissen Stunden des Tages auszugehen.

„Gott," sagte die dicke Kanzleirätin und schlug die Augen gen Himmel, „wie haben sich die Zeiten geändert! Wie hätte sich vor Jahren eine Putzmacherin unterstanden, nur einen Ballsaal zu betreten, in welchem sich unsereins befindet, — und jetzt?" sagte sie mit einem krampfhaften Lächeln; „ich glaube, jetzt würde sich ein solches Geschöpf nichts daraus machen, vor unsern Augen herum zu tanzen."

„Allerdings nicht, Frau Kanzleirat," sagte die Sekretärin; „es soll ja im vergangenen Winter bei einem Maskenballe passiert sein, daß einige solcher Geschöpfe es gewagt, im Domino vermummt, dort zu erscheinen, und noch mehr, sogar einige vom königlichen Ballet."

„Vom Ballet?" murmelte der Damenkreis entsetzt, und der Stadtrat Schwämmle gab dieses entsetzliche Faktum achselzuckend zu.

Der Hauptmann von Müller war der einzige, der es wagte, dieses allgemeine Murmeln des Entsetzens nicht zu teilen und der die kühne Behauptung aufstellte, daß es unter Putzmacherinnen, Nähterinnen und unter dem Ballet ganz anständige Personen gebe.

Es erscholl aber ein wahrer Schrei der Entrüstung gegen ihn, den er, sich im voraus auf die Opposition freuend, stillschweigend und lächelnd austoben ließ und dann fortfuhr:

„Ich versichere Ihnen, meine Damen, was ich vorhin behauptet, hat gewiß seine vollkommene Richtigkeit. Erlauben Sie mir, zu bemerken, daß kein Mensch imstande ist, bei seiner Geburt ein Wort mitzusprechen. Wer seine ersten Tage auf einem schönen Bette verträumt unter der Obhut und Sorgfalt geschickter Ärzte, hat gewöhnlich ein platt geebnetes Leben vor sich, und die Hand einer sorgsamen Mutter führt das Mädchen, wenn es ein solches ist, aufs angenehmste ins Leben hinein, läßt sie Nötiges und Un-

nötiges lernen; sie weiß, daß ihr Vater Geld hat und einen Titel, und sie auf solche Art einen guten und vornehmen Stand hat, ohne daß ihr Inneres deshalb besser zu sein braucht, oder ist, als das jenes armen Kindes, welches bei seiner Geburt in elende Lumpen gewickelt wird, ein armes kleines Geschöpf, das die noch ärmere und elendere Mutter in Ermangelung einer Wiege vielleicht in die Schublade einer Kommode auf ihr armseliges Weißzeug bettet, damit es weich liege. Beide wachsen zusammen auf, jenes unter Lust und Scherz, vor aller Verführung bewahrt, dieses unter Thränen und Not, aller Verführung preisgegeben, aber derselben nicht immer unterliegend und sich in seinem leichten Kattunkleidchen oft ein ebenso reines Herz bewahrend, wie die reiche Bürgerstochter in ihrer feinwollenen Robe. Ja, ich verschärfe meine Behauptung noch," setzte der Hauptmann mit erhobener Stimme hinzu, „spreche wenigstens meine Meinung frei und offen aus, welche dahin geht, daß ich der Nähterin, welche anständig und tugendhaft geblieben, — ja, der Nähterin, meine Damen, der Tänzerin und der Putzmacherin vor der Bürgerstochter im gleichen Falle den Vorzug gebe."

„Den Vorzug gebe!" kreischte die Sekretärin und sagte leise und spöttisch lachend zu ihrer Nachbarin, „daß über die Herkunft der Mutter des Hauptmanns ein gewisses Dunkel liege."

„Ja wohl, den Vorzug gebe," fuhr der Hauptmann fort; „denn ich nehme an, daß der Urstoff, der bei roher Berührung und Angriffen aller Art klar und rein geblieben ist, den Vorzug vor dem verdient, welcher beständig eingewickelt und keinem rauhen Lüftchen ausgesetzt war."

Mehrere Herren und Damen warfen sich in Parade, um die wirklich außerordentlich unpassenden Worte des Hauptmanns zu widerlegen; doch kündigte die Hofrätin, bekannt durch ihre scharfe Zunge, durch ein lautes Räuspern und Husten ihren unzweifelhaften Entschluß an, als Sprecherin aufzutreten, daß alles ehrfurchtsvoll schwieg — alles, bis auf die Sekretärin, welche nicht unterlassen konnte, zu bemerken, daß sie bei den Herrn Offizieren

schon oftmals so leichte Gesinnungen angetroffen; ein Ausfall, den der Hauptmann aber nicht der Mühe wert fand, auch nur mit einer Silbe zu beantworten. Die Hofrätin wandte sich zum Hauptmann und sagte: „Demnach stellen Sie eine Putzmacherin, Nähterin ꝛc. über unsere Töchter und erkennen jenen wenigstens in der Gesellschaft den gleichen Rang zu?“

„Unter den oben angegebenen Verhältnissen,“ versetzte der Hauptmann, „allerdings, das heißt in der menschlichen Gesellschaft; in der Gesellschaft dagegen, wie sie ein hohes und verehrungswürdiges Publikum versteht, kann man so etwas freilich nicht verlangen, und da brauche ich nicht einmal einen solch riesenhaften Sprung zu machen, wie von der Nähterin zur Hofrätin, und weiß wohl, daß viel kleinere Rangdifferenzen sich dort nicht zusammenfügen lassen; dafür ist aber auch, meine Damen,“ sagte der Hauptmann, welcher warm wurde, „von einer Gesellschaft nichts zu erwarten, in der jede Rangklasse und tausend Thaler mehr Vermögen ein eigenes Zimmer, ein eigenes Lokal bedingen.“

„Sie wollen demnach,“ kreischte die Sekretärin, „alle Standesunterschiede niederreißen?“

„Durchaus nicht,“ sagte ruhig der Hauptmann, „aber alle

Standesüberhebungen, wenn ich es könnte, mit den Füßen niedertreten; ich kann und will nun einmal nicht einsehen, daß der, welcher in glücklicheren Verhältnissen geboren ist, als ich, berechtigt sein soll, mir auf dem Kopf herumzutreten und mich fühlen zu lassen, er sei aus einem besseren Stoffe, als ich."

„Aber," antwortete die Hofrätin mit voller Majestät, „würde es denn nicht gegen Ihre Gefühle anstoßen, auf einem Bürgerball, wo unsere Töchter tanzen, auch Putzmacherinnen und Nähterinnen mit dem gleichen Rechte herumschweben zu sehen, würde Ihnen Ihr Gefühl dies nicht als unpassend bezeichnen?"

„Und wenn dies so wäre," sagte der Hauptmann, „würde vielleicht daraus folgen, daß die Bürgerstöchter im Grunde eine bessere Art Wesen wären, als jene Geschöpfe, welche, auf ihren eigenen Füßen stehend, sich ihr Leben mit harter Arbeit fristen müssen?"

„Und kann das noch eine Frage sein?" kreischte die Sekretärin. Aber der Hauptmann fuhr ruhig fort:

„Wenn Sie, Frau Hofrätin, mit mehreren Ihrer sehr achtbaren Bekannten zufällig auf einem Hofball erschienen, würden sämtliche Hofdamen Sie nicht als unbefugte Eindringlinge ansehen, Ihr Betragen nicht höchst unpassend finden? Daß dem so wäre, müssen Sie mir zugeben, und ich frage Sie ferner, halten Sie sich im Grunde deßhalb geringer, als eine Hofdame?"

Die Hofrätin warf sich in die Brust, blickte stolz um sich, als wollte sie sagen: Ihr kennt mich Alle! Der Hauptmann aber fuhr fort und sagte:

„Unser Gespräch, meine Damen, hat sich einigermaßen verirrt, und wir sind auf ein Terrain gekommen, das wir Anfangs nicht betreten wollten. Jeder behalte den Rang, auf den ihn Geburt und Vermögen gestellt, aber Jeder hüte sich, durch lieblose Äußerungen und durch hartes Benehmen jene Schranken zu erhöhen, welche nun einmal einen Stand vom andern trennen."

„Mein Herr Hauptmann!" rief die Sekretärin mit äußerst gellender Stimme, „Sie mögen einen Rückzug antreten, so fein

Sie wollen, und mögen sagen, was Sie wollen, ich bleibe doch dabei und behaupte: wenn es je eine etwas leichte Bürgerstochter gegeben hätte, so wäre sie doch noch mehr wert, als zwanzig tugendhafte Putzmacherinnen."

Der Hauptmann zuckte mit den Achseln, die meisten der Damen ließen ein leises Gemurmel vernehmen, welches deutlich anzeigte, daß sie mit den Ansichten der Sekretärin wohl harmonierten, die Hofrätin aber sagte, anscheinend mit großer Bekümmernis: „geben Sie zu, bester Herr Hauptmann, daß unter jener Klasse von Menschen eine große Immoralität herrscht, daß die meisten derselben ein schrecklich leichtes Leben führen."

„Sie wollten sagen," versetzte der Hauptmann, ironisch lächelnd, „daß jene Klasse der menschlichen Gesellschaft nicht so die Mittel hat, ihr Thun und Lassen zu verschleiern, wie andere, und daß man viel eher reden hört von den Fehltritten von zwanzig Putzmacherinnen, als von denen einer einzigen Bürgerstochter; ich gebe das gern zu, nur müssen Sie bedenken, daß die Ansicht, welche Sie von dem Lebenswandel dergleichen Mädchen haben und welche Sie, meine Damen, täglich aussprechen, sehr viel Schuld an der Immoralität derselben trägt. Wenn jemand weiß, Sie halten ihn unbedingt für einen Dieb, weil sein Bruder einer war, so denkt er vielleicht: was hilft's mir, daß ich nicht stehle, man glaubt mir's doch nicht! — — Ich will das gerade nicht entschuldigen, aber es ist so."

„Der Herr Hauptmann entwickeln sonderbare Ansichten," kreischte die Sekretärin, „und machen sich eine Ehre daraus, die Liebschaften liederlicher Mädchen zu entschuldigen."

Auch die Hofrätin schien entrüstet und sagte: „so können wir nicht fortstreiten, wenn Sie sich gänzlich auf die Seite von Personen stellen, die sich nichts daraus machen, alle Jahre, um mich gelinde auszudrücken, bereitwillig eine Menge Liebschaften einzugehen und dieselben ebenso bereitwillig wieder aufzulösen."

„Das kommt alles nur auf die Art an," versetzte der Hauptmann, „wie man solche Liebschaften schließt und auflöst; eine Näh-

terin, eine arme Tänzerin, hat freilich keine Aussichten zum Heiraten und sagt nichts desto weniger zu dem, der ihr gefällt: lieben wir einander, so lange es geht, und wenn wir einander nicht mehr gefallen, so trennen wir uns; so sagt die Nähterin und macht kein Hehl daraus, und ebenso denkt manche Bürgerstochter und macht aus diesem Gedanken ein großes Geheimnis."

Die Damen saßen erstarrt . . .

„Wollen Sie mir vielleicht abstreiten, meine Damen," fuhr der Hauptmann fort, „daß es bei recht anständigen Mädchen vorkommt, — wenigstens gelten sie dafür, — daß sie ihre Liebhaber in einem Jahre mehrmals wechseln? Und das wirft durchaus keinen Makel auf sie, wenn nur der Schein gehörig bewahrt wird. Dem Fräulein A. nähert sich der Herr B. und fängt mit ihr eine kleine Liebschaft an; — natürlich, es soll geheiratet werden, wenn es die Verhältnisse erlauben; aber die Verhältnisse erlauben es nicht, und der Herr B. wird nach einigen Monaten, oder wenn Sie auch wollen, nach einem Jahre von dem Herrn C. ersetzt, — wieder dieselben Verhältnisse, den Herrn C. ersetzt der Herr D., diesen der Herr E. u. s. w.; und das hat durchaus nichts auf sich; denn alles, was in solchen Fällen geschieht, geht vor sich unter dem Deckmantel einer vielleichtigen Heirat mit hoher Bewilligung der ganzen Familie; und eine solche junge Dame, die das halbe Alphabet durchgemacht hat, bleibt was sie ist; sie hat nur einiges Unglück gehabt."

Der Hauptmann schwieg, die Damen schwiegen auch, nicht als ob sie sich überwunden gefühlt, nein, sie erkannten den Hauptmann nicht mehr als ebenbürtigen Gegner und hielten es unter ihrer Würde, demselben ferner zu antworten, und als bald darauf die Theegesellschaft aus einander ging, als alle der Frau Stadträtin Schwämmle versicherten, einen köstlichen Abend verlebt zu haben, und darauf die meisten voll Gift und Galle schieden, war es stillschweigend unter ihnen ausgemacht, den Hauptmann zu keiner Theegesellschaft mehr einzuladen.

Sie verließen das stadträtliche Haus und wandelten ihres

Weges; Laternen jeder Rangklasse leuchteten ihnen heim, und von der Sekretärin wissen wir es bestimmt, daß sie zu Hause ein niederschlagendes Pulver nahm. — Sehr vielen Damen und jungen Mädchen zu Hause, die nicht bei der Theegesellschaft waren, wurden noch die schrecklichen Äußerungen des Hauptmanns mitgeteilt, und manche, die das Buchstabieren schon recht tüchtig gelernt, legten sich seufzend, aber sehr gekränkt zu Bette.

Die Honoratiorentochter allein ging aufrechten Hauptes und stolzen Schrittes über die Straßen, sie war im Punkte des Buchstabierens noch ein ganz kleines unschuldiges Kind, und wenn auch in ihrem Herzen ein A. aufdämmerte, so warf sie geschwind einen Schleier darüber. Dieses A. kam jedoch immer wieder, zog sich in die Länge, und es wurde daraus die Gestalt jenes jungen blonden Mannes, der sie an jenem Ballabende an seinen Busen gedrückt, bis die Schlachthaus- und Blutmenschen auch die stille Garderobe mit Talglichtern erleuchtet. Darauf hatte sie sich mit Schrecken emporgerissen und war wie aus einer tiefen Bewußtlosigkeit erwacht; Dubel aber, den die schönen Blumen in dem schwarzen Haar etwas verwirrt gemacht, der die vollen, überschwellenden Formen der ältlichen Honoratiorentochter in dem Rosakrepekleide für Glanz der ersten Jugend hielt, hatte einige verlegene Worte gestammelt, von außersichsein, von unnennbarem Glück und dergleichen mehr, und beide waren geschieden mit einer kleinen Herzbeklemmung.

Als nun gar wenige Tage darauf die Jungfer Kiliane im Hause der Honoratiorentochter einige Wäsche besorgte, als nun zufällig das Gespräch auf jenen Ballabend und den Herrn Dubel kam, und die alte Büglerin voll seines Lobes war, da las die Honoratiorentochter die Geschichte der Maria Stuart und anderer hochgestellter Damen, die in Liebe entbrannt waren zu Individuen sehr niederen Rangs, und besuchte infolge dieser Lektüre eines Abends die arme Kiliane, welche sich unwohl befand, und das war gerade jener denkwürdige Abend, wo wir im Regen und Wind dem Herrn Dubel auf dem Wege nach einem sehr anständigen

Hause begegneten, jener Abend, den er im königlichen Kutscherzimmer beschloß.

An das alles dachte die Honoratiorentochter, während sie ihres Weges ging, hinter ihrer Magd drein, welche ihren Pfad mit einer großen Laterne beleuchtete. Sie hatte einen weiten Weg zu machen, und als sie in die innere Stadt kam, wo es auf den Straßen schon sehr menschenleer war, hörte sie sich plötzlich von einer wohlklingenden Stimme angesprochen, welche leise und schüchtern einen guten Abend bot und darauf sagte:

„Es isssst das größßßßte Glück meines Lebens, Ihnen, mein Fräulein, so unvermutet zu begegnen."

Die Honoratiorentochter erschrack anfangs heftig, dann aber gab sie dem jungen Manne, der neben ihr herwandelte, eine nicht gar zu harte Antwort, und so entspann sich ein Gespräch, welches andauerte fast bis zu dem Hause der Dame; dann verschwand der junge Mann, von dem wir nicht beschwören können, wer es eigentlich gewesen; auch wissen wir nicht, ob er nicht einen schüchternen Versuch gemacht, die Hand der Honoratiorentochter zu küssen, ebenso wenig ob dieser Versuch gelungen oder mißlungen; so viel aber wissen wir, daß die Honoratiorentochter die einzige war, welche den pensionierten Hauptmann einigermaßen entschuldigte.

Siebzehntes Kapitel

Unter dem Stadtgraben.

Der Herr Dubel hatte sich in seiner neuen Wohnung in dem hübschen Hause des Barons Karl baldigst und sehr angenehm eingerichtet und führte hier ein stilles, beschauliches Leben. Seine Stube ging ins Freie hinaus und war mehr als anständig möbliert; ja, Lukas hatte ihm sogar ein Fauteuil hinaufgestellt und ihn durch dieses Möbel in den Stand gesetzt, des Morgens eine Cigarre, wie ein echter Kavalier, rauchen zu können. In dem Hause war sonst niemand, als ein alter Diener, der die Appartements in Ordnung hielt. Dubel, der eine Art Oberaufsicht führte, kleine Aufträge besorgte, welche ihm der Jäger schrieb, Briefe und dergleichen beförderte, hatte einen kleinen Gehalt für diese leichten Geschäfte, fast von derselben Größe, wie das, was er sich früher mit seiner Nadel verdient.

Da er demnach sehr gut leben konnte, fühlte sich Dubel außerordentlich glücklich in seinen neuen Verhältnissen und hatte, was seine Kunst anbelangt, nur ein paar Häuser in der Stadt nicht aufgegeben, wo man ihn lange Jahre beschäftigt hatte und wo er

aus einem Gefühle der Dankbarkeit nicht wegbleiben mochte; so, wie man sich leicht denken kann, unter andern das Haus der Frau Welscher.

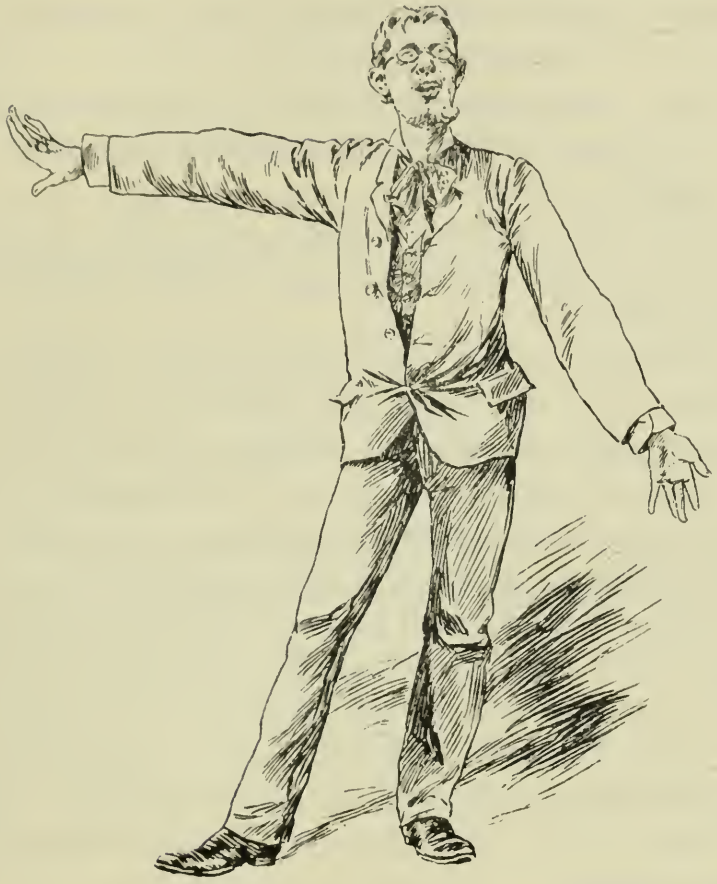
Dubel hatte sich eine elegantere Toilette zugelegt und es würde ihm jetzt nicht mehr passiert sein, daß er bei schlechtem Wetter oder überhaupt bei irgend welchem Wetter im fadenscheinigen schwarzen Frack über die Straßen gegangen wäre.

Es war Sonntag morgens zehn Uhr, und der ehemalige Flickschneider saß oder lag vielmehr in seinem Fauteuil, vor sich eine Tasse Kaffee, welche ihm der alte Diener bereitet hatte. Dieselben lebten nach dem Lancaster'schen System, welches sich zwar nicht auf gegenseitige Belehrung, aber auf gegenseitige Dienstleistung gründete. Dubels Leben begann sich recht freundlich zu gestalten, wenigstens nahm er seinen jetzigen Zustand für ein Versprechen des Glückes, daß sein Schicksal von jetzt an eine bessere Wendung nehmen werde; seine glühendsten Wünsche fingen an, sich zu realisieren. Lebte er nicht in einem anständigen Hause, konnte er nicht seine Lebensbedürfnisse befriedigen auf eine elegante Art, wie solche seinem Herzen so wohl that, ohne sich dafür auf einer anderen Seite das Notwendigste abzwacken zu müssen? Durfte er nicht sogar in die Bibliothek hinunter steigen und von den Büchern des Barons gebrauchen, was ihm gerade gefiel?

So saß er, wie gesagt, in seinem Fauteuil, las zuweilen in einem Buche, jetzt zog er einen Zug aus seiner Cigarre, trank darauf einen Schluck Kaffee und schaute alsdann zum Fenster hinaus auf die kahlen winterlichen Äste der Bäume, welche das Haus umstanden. Jetzt bellte unten im Hofe der Hund, es kam jemand die Treppen herauf und klopfte an. Es war der Briefträger mit einem Schreiben des Herrn Lukas, worin dem Herrn Dubel einige kleine Aufträge erteilt wurden; nun entnahm derselbe aus dem Befehle des Barons, eingelaufene Briefe ꝛc. wieder nach einer anderen Stadt zu dirigieren, daß derselbe immer noch ohne Ziel umherstreife.

Der Briefträger ging fort, der Hund unten bellte abermals,

dann wieder, und es stieg ein neuer Gast die Treppen herauf, welcher anklopfte und gleich darauf die Thüre öffnete. Es war der Doktor Stechmaier, der ohne Komplimente hereintrat, er war in seinen blauen Paletot gekleidet, hatte seinen fast neuen Hut auf



und that wie immer sehr gleichgültig gegen alles. Nachdem er die dargebotene Cigarre genommen, setzte er sich auf die Fensterbank, mit dem Rücken gegen das Freie und putzte seine Brillengläser ab, welche von der Kälte draußen und der Wärme drinnen angelaufen waren. Sodann erzählte er von den Fortschritten, die er in den verschiedenen Fächern gemacht, um sich in die Höhe zu bringen.

„Mir scheint's," sagte der Doktor, „daß von den drei Projekten, die ich habe, nämlich: den litterarischen Klub, der konservativen Zeitung und dem Theater, wohl das letztere für mich etwas werden könnte; ich habe den Oberregisseur gesprochen, er ist mit meinem Äußern nicht unzufrieden, auch mein Organ gefällt ihm wohl, und er hat mich dem Intendanten als ein junges strebsames Talent vorgestellt. Der Intendant schien mit seiner Ansicht und meiner Person nicht unzufrieden, und so kann ich mit einigem Stolz sagen, daß mir in einem klassischen Stücke der nächsten Woche bereits eine Rolle zugeteilt wurde."

„Eine Rolle!" rief der Schneider und sprang von seinem Fauteuil in die Höhe, „eine Rolle in einem klassischen SSS-tücke? O Sie Glücklicher!"

„Allerdings in einem sehr klassischen Stücke," versetzte ruhig der Doktor — „Hamlet, Prinz von Dänemark — ich werde den Fortinbras spielen und hoffe ihn darzustellen, wie er bis jetzt noch nicht dargestellt worden. Diese Rolle ist allerdings keine der bedeutenderen und wurde deshalb bis jetzt immer von untergeordneten Subjekten gegeben, von Choristen und dergleichen Leuten, denen alles Verständnis Shakespeare's mangelt; ich aber will als denkender Künstler spielen und hoffe sie dadurch hervorzuheben, das Auftreten in dem Fortinbras ist nicht so übel." — Hier hüpfte der Doktor von der Fensterbrüstung herunter und machte drei große dröhnende Schritte in das Zimmer. „Fortinbras kommt zu Ende des Stückes in voller Rüstung, um die Krone Dänemarks in Empfang zu nehmen:

Die Niederlage hier schreit Mord! O stolzer Tod,
Welch' Fest ging vor in deiner ew'gen Halle,
Daß du auf einen Schlag so viele Fürsten
So blutig trafst? — —

Dann nehme ich die Krone in Empfang, blicke den Sterbenden, die da liegen, schaudernd ins Antlitz — ungefähr so — trete

bis an den Souffleurkasten, blicke gen Himmel — ich kann in diesem Moment auch noch einen Blick rückwärts auf die Toten werfen — und beschließe alsdann das Stück mit den Worten:

Mein Glück umfang' ich trauernd.

Dann fällt der Vorhang und ich glaube auf Applaus rechnen zu dürfen."

Staunend hatte der Herr Dubel zugesehen und zugehört. — Sein Bekannter, der Doktor Stechmaier, der Mann, welchem er aus seinem Wandkasten in seine eigene Wohnung geholfen, dem er manchen Thee, manche Cigarre gegeben und der ihm deshalb sehr nahe befreundet — angenommen bei der königlichen Hofbühne, ein dramatischer Künstler — Prinz Fortinbras! Was hätte er nicht alles um ein gleiches Los gegeben! Wie stand der Doktor Stechmaier in diesem Augenblick erhaben da, nachdem er das erreicht, was Dubel in seinen ausschweifendsten Träumen für sich selber ausgemalt!

„Ich werde natürlich im Harnisch spielen," sagte der Doktor; „ich werde ferner dem Souffleur einen freundlichen Wink erteilen, den Vorhang nicht zu schnell fallen zu lassen, damit ich vollkommen Zeit habe, mein durchdachtes Spiel vor dem Publikum anzubringen — herausrufen wird man mich nicht, man unterläßt das gewöhnlich bei solch' einer kleinen Rolle und bei einem ersten Debut; doch hoffe ich bald als würdiges Mitglied der Hofbühne dazustehen."

„Und Sie fühlen keine Angsssss=t," sagte der Schneider, „so hinaus zu treten vor die vielen Menschen? Ich glaube, ich könnte vor Beklemmung kein Wort hervorbringen."

„Ich glaube kaum, daß ich Angst habe," sagte der Doktor zuversichtlich, und drückte die Brille fester an die Nase; „ich bin schon mehreremal vor einem größeren Publikum aufgetreten, wenn auch nicht als dramatischer Künstler, und habe meine öffentlichen Reden beständig mit ziemlichem Beifalle gehalten."

„Ach ja," seufzte der Herr Dubel, „Sie haben gediegene

Kenntnisse, die unsereinem abgehen, haben Vorssss-tudien gemacht; Sie sind vollkommen befähigt zu einer künssss-tlerischen Laufbahn."

Der Doktor zupfte geschmeichelt an seiner Halsbinde und erkundigte sich danach, wo der Herr Dubel heute zu Mittag speise.

„Ich denke in meinem gewöhnlichen Kossss-thause," antwortete derselbe, „in der Krähengasse."

„Man speist da nicht schlecht?"

„Sehr gut und billig!" sagte der Herr Dubel; und da ihm die Idee kam, es könne seinem Rufe nur nützen, wenn er mit einem angehenden Künstler zu Tische käme, so lud er den Doktor zum Diner ein, was derselbe auch annahm, nachdem man sich vorher über die Straßen geeinigt hatte, auf welchen man in das Kosthaus in der Krähengasse gelangen wollte. Da der Doktor zugestand, im Hinblick auf seine eben beginnende glänzende Karriere, und weil er sich durch einen Spaziergang mit dem Oberregisseur neuen Kredit verschafft, noch einige weitere Schulden kontrahiert zu haben, so waren die beiden genötigt, um zu der Krähengasse zu gelangen, einen Spaziergang um beinahe die ganze Stadt zu machen, was, wie der Doktor versicherte, sehr appetiterregend und außerordentlich angenehm sei.

Sie gingen demgemäß zusammen fort, speisten mit einander zu Mittag, dann nahmen sie von einander Abschied und der Herr Dubel begab sich unter den Stadtgraben zu der Frau Welscher, um mit dieser würdigen Frau gemeinschaftlich zur Jungfer Kiliane hinzugehen, welche die beiden zu einem Kaffee bei sich eingeladen hatte.

Jungfer Kiliane wohnte am andern Ende des Stadtgrabens im dritten Stock eines anständigen Hauses, und ihr Appartement bestand aus zwei Zimmern und einer kleinen Küche. Die Möbel der alten Büglerin, womit diese Zimmer geziert waren, noch ein Erbteil ihrer Mutter, hatten ein durchaus ehrwürdiges Ansehen und paßten vollkommen zu der Besitzerin, nur war die Besitzerin rüstiger auf ihren Beinen, als man dies von sämtlichen Möbeln sagen konnte. Die Stühle mit den hohen Lehnen waren etwas

wackelig und litten am Beinfraß, die Kommoden und Tische standen vor Alter auf die Seite gebeugt, und nur die große Schwarzwälderuhr, die ebenfalls ein halbes Jahrhundert alt war, pickte

lustig und unverdrossen darauf und schlenkerte den Perpendikel verwegen hin und her, als wollte sie im Takte sagen:

Seht mich an, ihr alt Gerümpel,
Seht mich an, wie jung ich bin.

Dabei müssen wir leider gestehen, daß die Möbel, überhaupt die Gerätschaften des Appartements, nicht so in Ordnung gehalten waren, wie die Person der Jungfer Kiliane selbst; das heißt, sie waren im Zimmer nicht ordentlich aufgestellt, obgleich auf den Tischen kein Stäubchen zu sehen war und die Kissenüberzüge der

Stühle frisch gewaschen und sehr reinlich waren. Es sah in dem Zimmer aus, als sei die Besitzerin eben erst eingezogen, so provisorisch standen alle Möbel umher; ja die Bettlade war noch nicht einmal zusammengefügt, und Jungfer Kiliane schlief auf ihren Matratzen am Boden. Man hätte glauben können, sie sei erst seit einer halben Woche eingezogen und doch wohnte sie schon seit sechs Jahren in diesem Quartier; aber sie fand platterdings keine Zeit, ihre Einrichtung zu machen, wie sie willens war. „Sonntags," so sagte sie, „kann ich doch eine solche Arbeit nicht vornehmen; der Sonntag ist zum Ausruhen und Beten da, und bis jetzt habe ich immer darauf gewartet, daß ich einmal ein bischen unwohl sein würde und deshalb zu Hause bleiben müßte." — Aber dieser Tag war bei der vortrefflichen Gesundheit der vierundachtzigjährigen Dame immer noch nicht erschienen, und so blieben Möbel und Bett stehen und liegen, wie die Lastträger sie ins Zimmer gebracht. —

Der Kaffee, der, beiläufig gesagt, sehr gut war, und welcher aus alten, soliden Porzellantassen getrunken wurde, war in der Absicht arrangiert, um in Betreff der kleinen Marie eine Art Familienrat zu halten, und zu diesem Zwecke waren der Herr Winkler und seine Frau Mutter ebenfalls eingeladen, indem sich der Hofkutscher durch die Spendung der beiden Dukaten und durch sonstige mannigfaltige Freundschaftsbezeugungen gegen das alte Kind ein Recht erworben hatte, über ihr künftiges Schicksal ein Wort mitzusprechen.

Frau Welscher hatte nämlich, als sie die einzige Verlassenschaft der verstorbenen Marie, den kleinen Koffer, der unter dem Bette der Verstorbenen stand, genau untersucht und unter mehreren Briefen, von dem Vater des kleinen Mädchens an die arme Marie geschrieben, ein Papier gefunden, welches mit einer Oblatte versiegelt war und auf welchem geschrieben stand: „Für den, der sich meines armen Kindes annimmt."

In diesem Paket fanden sich Aufklärungen über den Stand und die Verhältnisse des Vaters — eine Geschichte, wie sie oft vorkommt: — ein junger, reicher Mann hatte das arme, schöne

Mädchen kennen gelernt, da er einen Zeitvertreib für einige Tage oder Wochen suchte; angezogen von der Herzensgüte, der Fröhlichkeit und der Gemütstiefe des Mädchens, wurde dieses Verhältnis dauernder und löste sich erst mit einer traurigen Katastrophe, als nämlich jener junge Mann die Residenz verlassen mußte und von einer Scheidung für immer, aber von einer Versorgung für sie und das neugeborene Kind sprach. Da sah sich die Ärmste an einem Abgrund stehen, den sie sich aber selbst mit den trügerischsten Hoffnungen, mit Bildern einer glänzenden, ja ehrenvollen Existenz verdeckt. Wenn sie auch an eine Verbindung mit jenem Manne nur in ihren Träumen und zitternd gedacht, so hatte sie doch daran gedacht, und wenn in einsamen, traurigen Augenblicken, deren sie viele hatte, ihre heißen Thränen auf das holde Gesicht des kleinen hilflosen Wesens in ihrem Schoße fielen, so sprach die Hoffnung in ihr: Dies ist das Band, das uns zusammenhält, das nie zerrissen werden kann. — Und doch wurde es zerrissen, jenes Band, und ihr Herz zerriß mit und die rosenfarbenen Nebel über dem tiefen Abgrunde zerrissen ebenfalls, und da stand sie am Rande der gähnenden Kluft, sie mit ihrem Kinde diesseits, er jenseits. Wohl streckte er zum letztenmal die Arme nach ihr aus, aber sie waren getrennt für immer; sie konnte und wollte nichts mehr von ihm wissen, sie strengte sich an in harter Arbeit für sich und ihr Kind — auch für *sein* Kind — und wies alle Briefe, alle Unterstützungen, die jahrelang an sie kamen, zurück. — —

Bei diesen Papieren fand sich eine Schrift der Mutter, worin sie bat, man möge das kleine Mädchen eine Tänzerin werden lassen, denn sie habe die feste Überzeugung, daß sie nur auf diese Art zu einer guten und glänzenden Existenz gelangen könne. „Sie hat ja keinen Vater," schrieb sie, „und so leider einen Makel an sich, der ihr in manchem, was sie ergreift, hinderlich sein wird; auch hat mein kleines Mädchen ein großes Talent zum Tanzen, ich habe das schon vor ihrer Geburt gewußt, daß sie es haben würde."

Diese Bitte hatte der Frau Welscher viel zu denken gegeben, und wenn sie auch eine aufgeklärte Frau war, aufgeklärter, als

viele Damen sämtlicher Rangklassen, und wenn sie auch vollkommen überzeugt war, daß jedes Geschäft den, der es ordentlich ausführt, ehrt, so hatte sie doch ein starkes Aber gegen das königliche Ballet und hielt bei dem heutigen Kaffee eine feierliche Rede, bei deren Schluß sie den Wunsch der verstorbenen Mutter aussprach, wonach das kleine Mädchen eine Ballettänzerin werden sollte.

Die alte Kiliane schüttelte bedächtig mit dem Kopfe, hustete bedeutend und räusperte sich sehr stark, ehe sie ihre Meinung von sich gab, welche dahin ging, daß der Stand einer Ballettänzerin ein sehr leichter, beweglicher sei und daß man fest auf seinen Füßen stehen müsse, um sich seinen Füßen ganz allein anvertrauen zu wollen. Doch hatte die alte Jungfer, welche selbst so nahe am Grabe stand, einen gewaltigen Respekt für alle Stimmen von jenseits, wie sie Testamente und letzte Willen zu nennen pflegte, weil sie hoffte und wünschte, daß auch ihr letzter Wille in allen seinen Teilen erfüllt werden würde, so daß sie es nicht wagte, viel gegen den letzten Wunsch der Verstorbenen zu sagen.

Die Frau Welscher ging von der vernünftigen Ansicht aus: wenn das Kind Lust habe, eine Tänzerin zu werden, und wenn die Leute, die es verständen, Talent an ihr entdeckten, so solle man demselben nicht in den Weg treten, und es könne ja in seinen Freistunden noch alles mögliche erlernen. „Eine geringe, unbedeutende Tänzerin ist ein ärmliches Geschöpf, aber wenn man an große Tänzerinnen denkt, ja, das ist schon was Schönes; ich habe damals für die Taglioni gewaschen und kann euch versichern, keine Prinzessin ist besser versehen, als es jene Dame war."

Die Winklere trank sehr viel Kaffee, aß sehr viel Mürbes dazu und war bei einer jedesmaligen Ansicht mit der Majorität so vollkommen einverstanden, wie man es nur von einem unbedeutenden Mitglied eines Familienrates verlangen kann.

Auch der Herr Dubel und der Herr Winkler, namentlich der erstere, sprachen sich sehr für den letzten Willen der Verstorbenen aus, und Dubel war entzückt bei dem Gedanken, daß das kleine Kind zu gleicher Zeit mit seinem Freunde, dem Doktor Stechmaier,

eine glänzende Laufbahn auf den Brettern beginnen sollte. Der Hofkutscher, der weniger die Kunst im Auge hatte, freute sich absonderlich auf das Vergnügen, das der alte Vikarier Steinle haben würde, wenn er das Kind der Marie eines Tags in dem alten Theaterwagen nach Hause führen könne. Er lud den Teufel ein, ihn gelegentlich zu holen, wenn er eine Lüge sage und wenn es ihm nicht selbst Spaß machen würde, einmal dasselbe zu thun; doch erlaube es ihm sein Rang nicht, indem kein Hofkutscher, sondern nur Vikariere und Maultierknechte die oben genannte Equipage zu fahren pflegten.

Es ist wohl selten ein Familienrat über das Schicksal eines Pflegebefohlenen so bald einig geworden, wie der unsrige. Nicht so bald war die Kaffeekanne geleert und von dem Backwerk nichts mehr übrig, so war auch beschlossen, daß der Herr Dubel am andern Tage sich mit der kleinen Marie zu dem königlichen Ballettmeister begeben solle, um mit ihm das Nähere zu besprechen. Die Briefschaften und Papiere der kleinen Marie verschloß Jungfer Kiliane in eine alte Schublade.

Im Hoftheater.

Da am andern Morgen die Witterung etwas zweifelhaft war, so beschloß der Herr Dubel, eine Droschke zu nehmen, um vor etwaigem Schnee geschützt zu sein und seine Auffahrt bei dem königlichen Hoftheater, also eigentlich bei Hofe, glanzvoller zu machen. Er holte die kleine Marie ab, welche in ihrem hübschesten Kleide prangte und mit den schön geringelten schwarzen Locken wie ein kleiner Engel aussah. Man hatte sie schon darauf vorbereitet, was sie dem Wunsch ihrer Mutter gemäß erlernen sollte, und der Gedanke, tanzen zu dürfen, machte sie ganz glücklich. Auch war es für sie ein unbeschreibliches Vergnügen, zum erstenmal in einer Kutsche fahren zu dürfen. Sie strampfte mit den Füßchen und lachte hell auf, so oft der Wagen scharf um eine Ecke fuhr und sie sich ein wenig auf die Seite neigen mußte, und bald hatten sie das Theater erreicht und sich in dem weitläufigen Gebäude bis zu dem Balletsaal durchgefragt, aus welchem die scharfen Töne einer einzelnen Violine herausklangen, und wo beide, der Herr Dubel wie das Kind,

herzklopfend stehen blieben. Nachdem ersterer verschiedenemale und vergeblich angeklopft, öffnete er die Thüre und trat in den Saal.

Dieser war sehr groß, sehr lang, ziemlich schmal und der Fußboden desselben abwärts geneigt, wie es bei der Bühne selbst der Fall ist, damit die jungen Künstler und Künstlerinnen die Schwierigkeit des Zurücktanzens bergauf schon hier überwinden lernen. An den Wänden dieses Saales waren lange Stangen horizontal angebracht und an diesen Stangen befanden sich die Tänzerinnen, hielten sich mit den Händen daran fest und machten mit den Füßen die sonderbarsten und seltsamsten Verdrehungen.

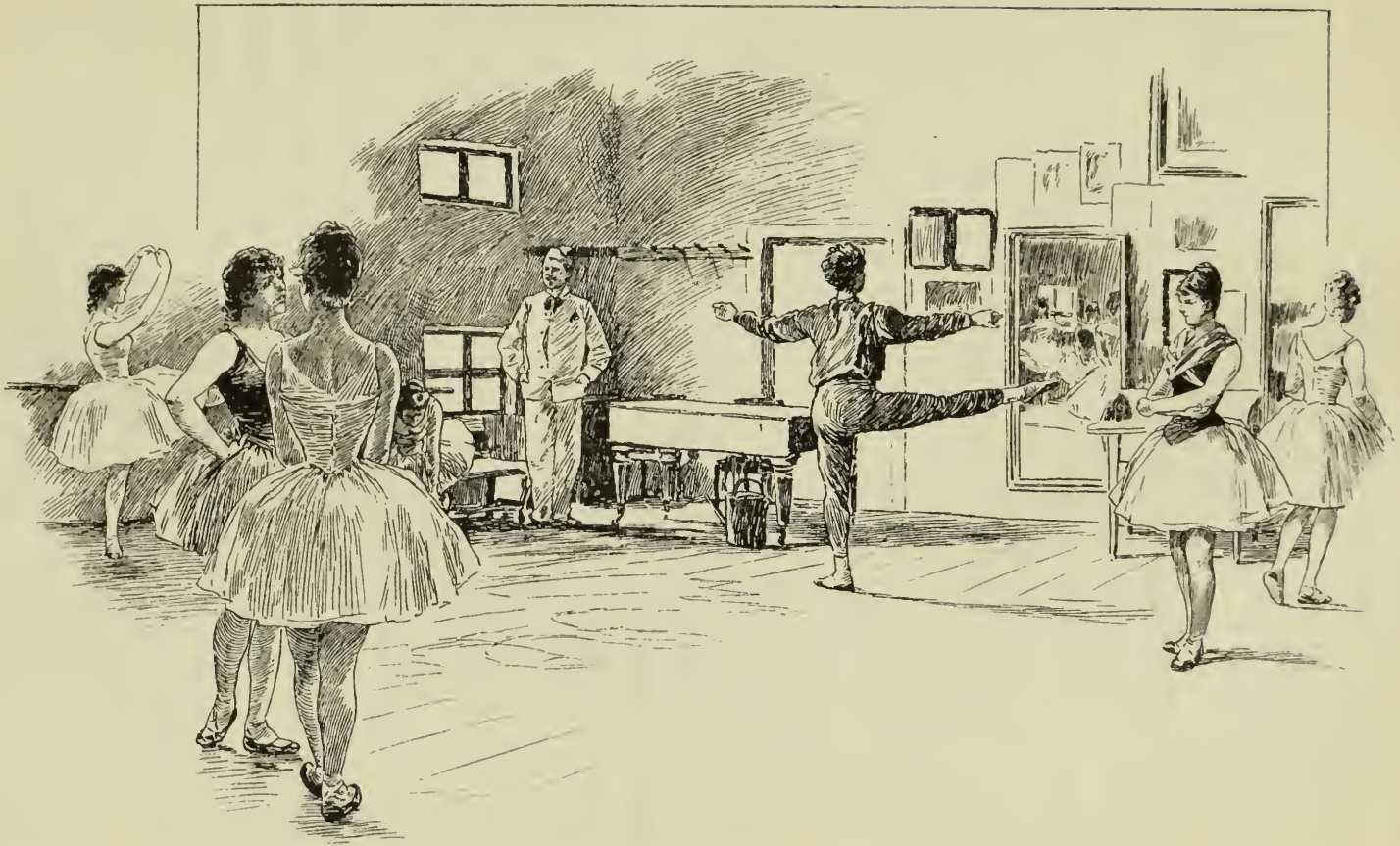
Es war hier ein heiteres Völkchen beisammen und dieses Völkchen um so lustiger, als sich ihr Chef, Signor Benetti, mit den Solotänzerinnen im Nebenzimmer befand. Da standen sie in den merkwürdigsten Kostümen und Farben, vorherrschend waren Papilloten und kleine Hauben, worunter das Haar versteckt war; eng anliegende Mieder von farbigem oder weißem Zeuge zeigten die schlanke Taille und unter einem sehr kurzen, weißen Tanzröckchen sah man den unentbehrlichen seidenen Trikot und alte, schon halb abgenutzte Tanzschuhe. Lautes Lachen und fröhliches Sprechen flog durch den Saal. Hier standen drei beisammen, die Füße fürchterlich auswärts gedreht, die Hände auf dem Rücken — eine Stellung, die das Durchbiegen desselben erleichtert und die Brust herausbiegt — und erzählten sich eine höchst merkwürdige und lächerliche Geschichte; dort versuchten zwei mit einem langen, dürren Chortänzer einen neuen Pas, zu welchem ein zweiter Tänzer mit dem Stabe den Takt schlug. Mehrere andere polkten zu ihrem Privatvergnügen in einer entfernten Ecke des Saales und kleine Anfänger und Anfängerinnen, mit dem technischen Ausdruck „Ratten" genannt, versuchten eine äußerst schwierige Schlußgruppe, die aber nie gelingen wollte. Bald gab eins, bald das andere nicht Achtung und alsdann purzelten sie durcheinander, fielen auf den Boden, krabbelten wieder in die Höhe und versuchten ihr Glück und ihre Kunst abermals. Andere Tänzerinnen hatten eines ihrer Beine hoch auf die Stange gelegt und dies bildete alsdann mit dem an-

deren, das auf dem Boden stand, einen stumpfen Winkel. In dieser Stellung verharrten sie immer einige Minuten und plauderten während der Zeit mit einander.

Mit dem Abend auf der Bühne verglichen, wo bei der rauschenden Musik die Tanzfiguren sicher und fest gezogen werden, wo die Haare zierlich geordnet sind, wo die Gesichter von Schminke und Erhitzung aufflammen, wo die goldgestickten Kleider in dem glänzenden Farbenspiel strahlen, — gegen eine solche Balletaufführung hatte das Getreibe hier in dem Tanzsaale bei hellem Tageslicht etwas Abgeschossenes, Nebelhaftes. Es war wie ein Ball, der bis zum Tagesanbruch gedauert, wo Anzug und Frisur der Tänzerinnen zerstört, ihre Gesichter blaß und vollkommen erschöpft aussehen.

Bei diesem Anblick blieb der Herr Dubel an der Thüre stehen, und es dauerte ein paar Minuten, bis er von den Anwesenden bemerkt wurde, oder vielmehr, bis die Tänzerinnen das kleine niedliche Kind erblickten, ihre Stellungen, ihre Polka, ihren Pas verließen und neugierig herbeikamen, um dasselbe in der Nähe anzusehen. Ein Gemurmel des Beifalls flog durch ihre Reihen, namentlich wurden die hellen Augen, die schwarzen Haare und die kleinen Füßchen des Kindes bewundert, und die ganze Schar begleitete den Herrn Dubel an die Thüre des Nebenzimmers, wo mehrere der „Ratten", die vorausgesprungen waren, mit ihren kleinen Fingern eifrigst anklopften. Dubel trat mit dem Kinde in dieses Nebenzimmer und machte vor Signor Benetti, der sich dort befand, eine tiefe Verbeugung.

Der Balletmeister und Chef der königlichen Tanzschule stand da im Gefühl seiner Würde, jeder Zoll ein großer Künstler, und richtete sich noch straffer empor und drehte seine Fußspitzen noch mehr auswärts, als er einen Fremden eintreten sah. Er war in ganz helles, fast weißes Zeug gekleidet, trug Schuhe und Strümpfe, weite Beinkleider und eine rund abgeschnittene Jacke, aus deren einer Tasche ein rotseidenes Sacktuch hervorglänzte. Auf dem Kopfe hatte er eine rote Mütze mit goldener Quaste, welche er abnahm und die Verbeugung des Herrn Dubel herablassend erwiederte. Signor



Benetti war ein Italiener, vielleicht fünfzig Jahre alt, ziemlich dürr von Figur und Gesicht und hatte schwarzes, aber schon stark grau meliertes Haar.

In demselben Zimmer befand sich ein anderer Tänzer, eine dürre, bescheidene Figur, welcher in der Ecke stand und schwer atmend von der gehabten Anstrengung ausruhte. Die beiden Solotänzerinnen, die ebenfalls hier waren, schöne volle Figuren, die eine mit hellblondem, die andere mit kohlschwarzem Haar, ließen sich beim Eintritte des Herrn Dubel auf ein paar Stühle nieder und schauten mit Teilnahme auf das kleine Kind. Sie waren bei weitem eleganter gekleidet, als ihre Kolleginnen draußen, und trugen feine weiße Tanzröcke. Ihre Mieder von schwarzem starkem Atlas, die bei jeder Bewegung krachten, waren an den Armen und am Halse mit schwarzen kostbaren Spitzen besetzt.

Signor Benetti strich sich mit der Hand über das Gesicht und erinnerte sich, den Herrn Dubel schon irgendwo gesehen zu haben, worauf dieser die Elstergasse nannte und, indem er sich in die Brust warf, hinzufügte, er glaube den Herrn Balletmeister eines Abends erschreckt zu haben, indem er in der Equipage eines — Bekannten zu hart an dem Hause vorgefahren sei. „Doch wohne ich nicht mehr in der Elstergasse," setzte der Herr Dubel hinzu, „sondern an dem Petersthore in dem dort einzeln stehenden Hause."

Der Balletmeister verbeugte sich, als wollte er sagen, er kenne das Haus und den vornehmen Eigentümer desselben vollkommen und bemerkte dann, indem er sich an die beiden Tänzerinnen wandte: „Meine Damen, ich sah diesen Herrn neulich abends auf glattem Eisboden einen Sprung machen, einen Sprung von sechs Fuß, wie gesagt, auf glattem Eise, und dann feststehen mit einem Aplomb, der wirklich ans Fabelhafte grenzt. Ich mache Ihnen nochmals mein Kompliment darüber."

Herr Dubel verneigte sich sehr geschmeichelt und begann von dem Grunde seines Besuchs zu reden, indem er das Kind, das hinter ihm mit großen neugierigen Augen die beiden Tänzerinnen betrachtete, vorführte.

Der Balletmeister warf sich in eine prüfende Stellung und drehte seine Beine so furchtbar auswärts, daß man glauben konnte, er müsse notwendig umfallen und gebrauchte für solche Momente den großen Stock, mit dem er den Takt auf dem Boden stieß, um sich fest zu erhalten. Dabei neigte er den Kopf auf die rechte Seite und unterstützte das Kinn mit der Hand.

„In der That," sagte Signor Benetti nach einigen Augenblicken, „dem Äußern nach ein niedlicher Amor, eine kleine Liebesgöttin — wie schlank das Kind gewachsen ist! sehen Sie, meine Damen, die schlanke Taille und die kleinen Füßchen.

Die Tänzerin mit dem schwarzen Haar zog das Kind an sich, nahm es auf den Schoß und küßte es auf die Stirn, während sie mit der Hand durch die schwarzen Locken fuhr. Die andere mit dem blonden Haar besah aufmerksam seine Füßchen und bewunderte die feinen Knöchel derselben.

Signor Benetti nahm den Herrn Dubel etwas bei Seite und fragte mit sehr wichtiger Miene: „Das Kind ist doch von guter anständiger Familie und wird dem Theater nicht zur Last fallen?" — welches letztere der Herr Dubel eifrigst verneinte und hinzusetzte, man sei im Stande, für seinen Unterhalt bestens zu sorgen.

„Und der Vater?" erkundigte sich der Herr Balletmeister weiter, worauf Herr Dubel mit voller Wahrheit entgegnete: der Vater sei von angesehener und reicher Familie, wünsche aber nicht genannt zu sein.

„Ich verstehe," sagte der Balletmeister vollkommen befriedigt, und versprach, bei dem Intendanten des Hoftheaters, welcher der Aufnahme der Kleinen gewiß kein Hindernis in den Weg legen werde, Alles einzuleiten. „Sie gefällt mir außerordentlich," sagte er, „es ist draußen von allen Ratten keine, die sich entfernt mit ihr messen könnte; ja, ich finde im Gesicht eine Ähnlichkeit mit Ihnen, Mademoiselle Elise," sagte er zu der Tänzerin mit schwarzem Haar, welche geschmeichelt die kleine Marie noch freundlicher küßte.

„Jetzt aber, meine Damen," sprach der Balletmeister, „wollen wir in unsrer Scene fortfahren; wenn es dem Herrn Spaß macht,

uns zuzusehen, so werden Sie wohl nichts dagegen haben; also en place, meine Damen!"

Die Tänzerinnen sprangen auf, Herr Dubel setzte sich auf den Stuhl der blonden Dame; der Tänzer am Fenster band sein langes Haar mit einem seidenen Faden an dem Kopfe fest, daß es nicht so herumflattere, und ein alter Musiker, der hinter einer spanischen Wand seine Violine mit einer neuen Saite bezog, kam zum Vorschein, schnupfte mit dem Balletmeister aus der Dose des letzteren, und die Scene begann.

„Also, meine Damen," sagte Signor Benetti, „es kommt die Scene, wo Sie, Mademoiselle Pauline — so hieß die Tänzerin mit dem blonden Haar, — Ihr Pas de deux mit dem Ritter Astolfo tanzen; schon im Adagio zeigt er Ihnen an, daß er Sie liebe, und sagt Ihnen tanzend: was sind die Reize meiner Braut, die mir vom Schicksal bestimmt ist, gegen die deinigen, o Holde? Die erste Pirouette kommt auf das Wort: o Holde, und wenn Sie halten, — damit wandte er sich an den Tänzer — strecken Sie sehnsüchtig die Arme nach Mademoiselle Pauline aus, die, von diesem Geständnis erschreckt, entsetzt vor Ihnen flieht. — So! — eins! — zwei! — drei! — vier! — fünf! — sechs! — sieben! — acht! — Pirouette: o Holde — fliehen Sie, Mademoiselle Pauline! — So! — aber das Entsetzen müssen Sie kräftiger ausdrücken, sonst war es nicht ganz schlecht, mehr Entsetzen! Bedenken Sie diesen wichtigen Moment! Die Entwicklung des ganzen Ballets beruht darauf; — noch einmal! — eins! — zwei! — drei! — vier! — fünf! — sechs! — sieben! — acht! Pirouette: o Holde! — die Arme viel flehender ausgestreckt, viel flehender! — Bravo, Mademoiselle Pauline! Ihr Entsetzen war köstlich, sehr schön! — Weiter: in Ihrem Solo antworten Sie ihm, Sie können ihn nicht lieben, er habe ja eine Braut, und dabei drücken Sie den Schmerz aus, daß es so sei, denn eigentlich lieben Sie ihn doch — so! jetzt Ihre Pirouette, dann drücken Sie pantomimisch aus: leider trennt uns das Schicksal! — schön! — gut gemacht! — Jetzt kommt das große Solo Ritter Astolfo's, er kann ohne Sie nicht

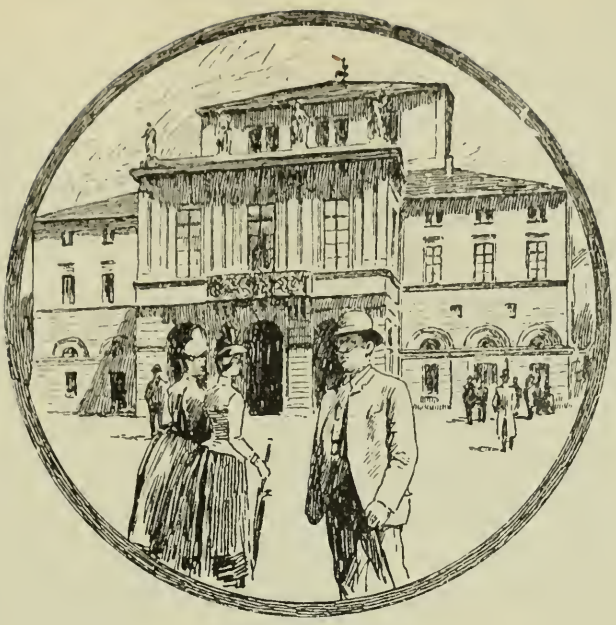
leben, es ist sein Tod, er wird dahinsterben in Kummer und Verzweiflung — so! — sehr gut! Bei Ihrem Solo, Mademoiselle Pauline, lassen Sie sich erweichen, Sie werden hingebender — so ist's recht! — vortrefflich! — Sie machen die Hingebung sehr

gut; — jetzt beginnt das Allegro, das Pas de deux, Sie entfliehen dem Ritter, er führt Sie zurück, Sie halten Ihre Hände beschämt vor das Gesicht, er nimmt die Rose aus Ihrem Haar, Sie entreißen Sie ihm wieder, — Bravo! Mademoiselle Pauline — bravo! Sie verteidigen Ihre Rose sehr schön — so ist's recht! — Ritter Astolfo, dringender! — dringender! — bomm! — bomm! — bodomm! bomm! — bomm! — er hält sie fest, sie sinkt an seine Brust, dumpfer Paukenwirbel — sechste Scene — der schwarze Ritter tritt auf."

Der Balletmeister machte den Paukenwirbel mit seinem Stock so gut wie möglich nach, ergriff dann die Hand der Mademoiselle

Elise und sein Gesicht verzerrte sich auf eine seltsame und schreckliche Art — er selbst war der schwarze Ritter und trat jetzt aus dem Hintergrunde mit der unglücklichen Braut näher, welche mit Wut im Herzen ihre Nebenbuhlerin in den Armen des Ritters Astolfo findet. Schrecklicher Moment! — Sie tritt zwischen beide, während der schwarze Ritter im Hintergrunde die befriedigte Rache außerordentlich kunstvoll ausdrückt. — „So, meine Damen," sagte der Balletmeister, „die Scene ist recht gut gegangen, wir wollen für heute beschließen."

Der Herr Dubel, welcher mit größter Aufmerksamkeit und klopfenden Herzens zugeschaut, erhob sich dankend und versicherte in den gewähltesten und blumenreichsten Ausdrücken, dieser schöne Blick in das Innere, Heiligste der Kunst, den man ihm erlaubt, werde ihm ewig unvergeßlich sein. Darauf nahm er die kleine Marie, welche eben so entzückt von dieser Probe schien, bei der Hand, ging durch den großen Balletsaal die dunklen Treppen des Theaters hinab und fuhr mit den widerstreitendsten Gefühlen in seiner Brust nach Hause.



Neunzehntes Kapitel.

Ein erstes Debut.

Der Tag, an welchem der Doktor Stechmaier auf den Brettern der königlichen Hofbühne glänzen sollte, kam immer näher, und endlich an einem schönen Morgen wurde in der Elstergasse Numero vierundvierzig eine Probe auf den andern Tag um zehn Uhr angesagt, welche Ankündigung der Doktor durchaus nicht mit bangen, wohl aber mit sehr triumphierenden Gefühlen entgegennahm.

Es war ein fremder bedeutender Gast da, welcher den Hamlet spielte,

und darum dauerte heute die Generalprobe länger als sonst, da für den Gast manche ganze Scene, manches Auftreten und dergleichen mehr abgeändert wurde.

Doktor Stechmaier ging mit verschränkten Armen hinter den Coulissen auf und ab, warf sich in die Brust und deklamierte in einem leisen Tone:

„Die Niederlage hier schreit Mord, o stolzer Tod!“ und machte alsdann vier gewaltige Schritte auf dem dunkeln Raume hinter dem letzten Vorhange, griff an eine hölzerne Mauer, die gerade dastand, als wolle er die Krone Dänemarks in Empfang nehmen, und sagte:

„Mein Glück umfang ich trauernd.“

Fortinbras kommt bekanntlich am Schlusse des fünften Akts, also des ganzen Stücks, und der Doktor war überzeugt, daß sein Auftreten, sein Spiel, seine Deklamation schon auf dieser Generalprobe eine kleine Sensation hervorrufen würden. Vielleicht applaudierten ihm seine künftigen Herren Kollegen, es war das schon vorgekommen bei meisterhaft ausgeführten Scenen, und wenn es nicht geschah, so tröstete er sich auch, indem er dachte, daß Neid und Mißgunst dem Debutanten gewöhnlich kein freundliches Wort gönnen. So kam der Moment heran, der Inspizient rief den Doktor Stechmaier zu sich, nahm ihn beim Arm und harrte des Augenblicks, wo er den jungen Künstler loslassen wollte, wie einen Schweißhund von der Leine.

„Gleich kommt Ihr Stichwort,“ sagte der würdige Theaterbeamte und schaute mit trübem Auge durch eine Brille, einen sogenannten Nasenklemmer, auf das alte zerwetterte Exemplar von Hamlet, das er in der Hand trug; dabei neigte er den Kopf vorwärts, um das Stichwort zu erlauschen. — „Jetzt hinaus!“

Woher es kam, wußte der Doktor nicht, aber ihn befiel in diesem Augenblick ein kleines Herzklopfen. Vergessen war sein Vorsatz und was ihm der Regisseur angegeben, nämlich mit weiten dröhnenden Schritten auf die Bühne zu stürmen. Er — Fortinbras, ein gewaltiger normännischer Kriegsheld — zitterte ein wenig;

das: Jetzt hinaus! war ihm so plötzlich gekommen, wie ein ungeahnter Guß kalten Wassers, unversehens, obgleich er den ganzen Morgen nichts anderes gedacht — also hinaus!

Der Doktor kam heraus, nicht wie ein kecker Prinz, der mit gewaltiger Hand die Königskrone an sich nimmt, sondern er schlich aus der Coulisse, wie ein Hund mit eingezogenem Schwanz, dem in der Ecke, die er jetzt hinter sich hat, ein heftig geschleuderter Besen unsanft zwischen die Füße kam; auch deklamierte er nicht den hundertsten Teil so gut, wie er es früher in seiner Stube gethan, sondern

die Niederlage hier schreit Mord!

wehklagte der Doktor, und es klang wie Unkengeschrei und Jammerruf, so daß der Oberregisseur vorn am Tisch sich die Ohren zuhielt und die Wiederholung des Auftritts, noch ehe er beendigt war, verlangte, aber leider nicht mit den begeisterten Worten, mit welchen man gewöhnlich ein Dacapo begehrt.

„Oho, Herr Doktor!“ rief der Oberregisseur, „Sie haben das sehr schlecht gemacht, Sie trippeln da heraus, wie ein bleichsüchtiges Mädchen, bedenken Sie doch den Moment! Auch kleben Sie an den Coulissen fest wie ein leckes Schiff, das sich nicht ins offene Wasser wagt; steuern Sie von der Coulisse aus dreist mitten auf die Bühne und kommen in einem großen Bogen nach vorn, mit weiten, hallenden Schritten; ich will Ihnen das einmal vormachen — ungefähr so — dann halten Sie einen Augenblick und beginnen mit kräftiger Stimme:

Die Niederlage hier schreit Mord u. s. w.

Etwas will ich Ihnen aber dabei noch bemerken: Sie sind ein Norddeutscher, und man ist hier sehr empfindlich für das G. und J. Ihr Glück, das Sie trauernd umfangen, schwebt immer zwischen den beiden Buchstaben; ich muß mir ausbitten, daß Sie deutlich sagen Glück mit G, denn wenn Sie deklamieren:

Mein Jlück umfang' ich trauernd,

so lacht Sie das ganze Publikum aus, also . . .“

Diesesmal ging es etwas besser; der Doktor stürzte wie ein Rasender auf die Bühne und hätte um ein Haar einige Damen des dänischen Hofes umgerannt, dann wandte er sich nach links, dann nach rechts und lavierte solchergestalt bis vor den Souffleurkasten. Er hatte die Augen weit aufgerissen und schnaubte ordentlich vor Wut und Kühnheit; auch die Sprachklippe umschiffte er glücklich und empfing das Glück ohne J, ja mit einer starken Hinneigung zum K.

Den andern Morgen beim Frühstück erhielt der Doktor einen Theaterzettel und las sich mit einigem Stolze gedruckt zwischen den Namen der besten Künstler des Hoftheaters.

Prinz Fortinbras . . . . . † † †

und diese drei Kreuze hießen weiter unten: Herr Stechmaier als erster theatralischer Versuch.

Bis zu diesem Moment hatte er sich noch immer gefaßt. Wenn es mich auf einmal gereute, Schauspieler zu werden, sprach er zu sich selber, oder wenn ich fühlte, es ginge doch nicht recht, was würde mich verhindern, zurück zu treten? Dieses Bewußtsein, den Rückzug frei zu haben, hatte seinen Mut bedeutend gehoben und aufrecht erhalten; jetzt aber, als er vor sich sah, wie dem verehrungswürdigen Publikum der Herr Stechmaier als erster theatralischer Versuch angekündigt war, wie er, wenn es ihm plötzlich einfiele, nicht zu spielen, die Wut des Parterre's deutlich vorausfah, wie sie tobend den Debutanten Stechmaier verlangten, wie er solchergestalt an das Theater gekettet sei, wie er den Rubikon überschritten, seine Brücke hinter sich abgebrochen, seine Schiffe verbrannt hatte, da rieselte es ihm leicht den Rücken hinauf, und es wollte ihm der Kaffee durchaus nicht schmecken.

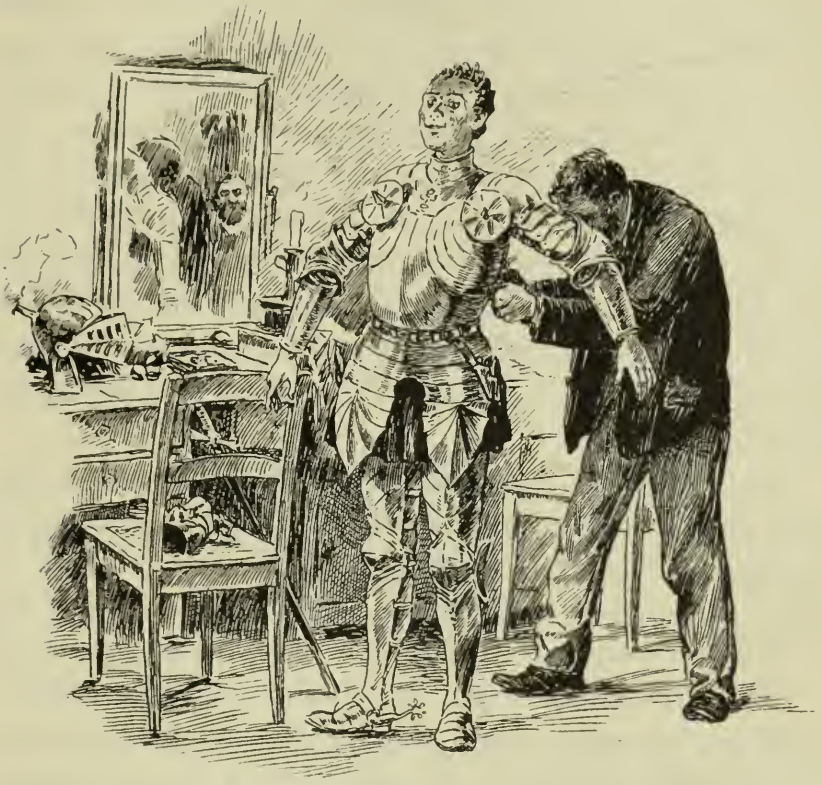
Auch verlief der heutige Tag so außerordentlich geschwind — kaum hatte er seine Rolle ein paarmal überlesen, so war es schon Mittag, und kaum hatte er diniert und darauf eine kleine Promenade gemacht, so fing es schon an zu dämmern. Diese Promenade aber hatte ihn erfrischt und ihm neuen Mut gemacht, und so betrat er das Theater gefaßt und wieder mit dem alten Glauben an seine Unfehlbarkeit.

Bei einem Trauerspiele ist es auf der Bühne hinter den Coulissen durchaus nicht behaglich, es pulsiert alsdann dort kein fröhliches und lustiges Leben, wie bei einer Oper oder einem Ballet. Alles ist still, der Inspizient, die andern Beamten gehen auf den Fußspitzen umher und sehen sich bei dem kleinsten Geräusch zornig um, jeden Augenblick heißt es: sssst! — sssst! — Die ersten Künstler stehen in den Coulissen und wagen kaum eine halblaute Bemerkung über den fremden Kollegen, der den Hamlet spielt, über sein Kostüm und über eine verfehlte Stelle. Ophelia, eine stolze Dame, rauscht nach jeder Scene in ihre Garderobe zurück und findet es nicht der Mühe wert, mit den Schauspielern zweiten Ranges ein Gespräch anzuknüpfen; Polonius ist verstimmt, denn der Gast hat ihm durch zu rasches Einfallen eine sehr gute Bemerkung abgeschnitten; das Gefolge des alten Königs und die norwegischen Krieger des Prinzen Fortinbras lungern hinter der Bühne, die dänischen Hofdamen führen halbleise Haushaltungsgespräche und stricken sehr lange, wollene Strümpfe; die Zimmerleute schleichen faul und verdrossen einher, denn es giebt nicht viel zu thun, keine schönen Dekorationen und doch alle Augenblicke eine Verwandlung.

Hinter der Scene ist ein großer Raum, den die Helle der Gaslichter nicht erreicht, und der in tiefem Halbdunkel liegt; dort spaziert in der schwarzen Rüstung der Geist von Hamlet's Vater auf und ab, einer der ersten Schauspieler, den es gerade nicht sehr amüsiert, diese kleine aber wichtige Rolle zu spielen. Schon zu Anfang des Stückes stieß der Debutant, Herr Doktor Stechmaier, an dem eben beschriebenen Orte auf den Geist von Hamlet's Vater, welcher dort, da der Geist sehr fett und korpulent ist, mit schweren, dröhnenden Schritten auf- und abspaziert. Der Debutant, welcher ja erst am Schlusse kommt, ist natürlicher Weise noch nicht angekleidet und zieht vor dem schwarzen eisernen Gespenste verehrungsvollst den Hut. Der Geist von Hamlet's Vater bleibt stehen, nimmt eine starke Prise und sagt: „Sie sind der junge Mann, der heute zum erstenmal auftritt?"

„Ihnen zu dienen, Herr Maurer," sprach der Debutant; „ich mache heute meinen ersten theatralischen Versuch."

„So bewundere ich es," entgegnete der Geist, „daß Sie noch nicht angezogen sind."



„Ich habe geglaubt, ich hätte noch vier Stunden Zeit und brauchte mich deshalb mit dem Anziehen nicht zu beeilen."

„Junger Mann," versetzte das Gespenst und nahm abermals eine Prise, „Sie müssen nicht vergessen, daß Sie, wie gesagt, heute zum erstenmal auftreten und daß Sie vom Kopf bis zu den Füßen in einen Harnisch gesteckt werden, und in solch' einem Harnisch bewegt man sich verflucht schlecht, das kann ich Ihnen versichern; man muß sich mehrere Stunden daran gewöhnen." — Bei diesen Worten rasselte der Geist von Hamlets Vater bedeutend mit seiner Rüstung und ging klirrenden Schrittes von dannen.

Der Debutant, dem der rauschende Beifallssturm des über-

vollen Hauses die Nerven schon ziemlich erschüttert, indem er bedenkt, wie kräftig ein solches Publikum ebenfalls sein Mißfallen auszudrücken im Stande wäre, geht in die Garderobe, und bittet den bei solchen Gelegenheiten anwesenden Flaschnermeister, ihn gefälligst zu wappnen. Darauf zieht man dem Prinzen Fortinbras gelbe Tricots an, zwängt ihn in einen blauen Leibrock mit kurzem Schoß und führt ihn nach einer Rüstung, die in der Garderobe auf dem Boden liegt, ein wahrer Berg von Messingplatten, von Gelenken aller Art, von Riemenzeug und Schnallen. Zuerst werden seine Füße und Beine beschient und bepanzert, dann schnallt man ihm den Harnisch an, hängt ihm den Ringkragen auf, steckt ihn in die Armschienen, setzt ihm den Helm auf, gürtet ihm das Schwert um; der Friseur hatte seine Haare geordnet, ihm einen verwegenen Bart aufgeklebt, und ein gefälliger Chorist färbte ihm seine Backen rosenrot.

So steht er da, eng zusammengeschnallt und gepreßt, ein armes Opfer der Kunst, und ist nicht im Stande, eine Bewegung zu machen, welche einer menschlichen ähnlich sieht; er kann die Arme kaum an seinen Leib bringen, sondern muß sie immer von sich abgestreckt halten; die Knieschieben, welche etwas zu lang für ihn sind, erlauben ihm nicht, auf natürliche Art seine Beine zu biegen, und so muß er, wenn er gehen will, mit den Füßen eine Seitenbewegung machen, wie die Matrosen zu thun pflegen und was man weitspurig gehen zu nennen pflegt. Dabei rasselt der Harnisch auf eine unerträgliche Art, und wo er sich hinter den Coulissen sehen läßt, da schreit der Inspizient fein: ssst! — ssst! und die Schauspieler, die gerade hinaustreten wollen, bitten ihn, sich so weit wie möglich zurückzuziehen.

Dies alles verursacht ihm ein gewisses moralisches und physisches Unbehagen, und als nun der zweite Akt vorbei ist, bedenkt er, indem er gelinde seufzt, daß jetzt nur noch drei kleine Akte sind, und dann an ihn die Reihe kommt. Der Geist von Hamlets Vater erklärt sich mit seinem Anzuge vollkommen einverstanden, und der Oberregisseur sagt ihm einige ermunternde Worte.

Der dritte Akt geht vorbei, und die zu langen Knieſcheiben haben den armen Prinzen Fortinbras faſt ganz wund gedrückt; der Inſpizient ſieht ihn beim Beginn des vierten Akts ſcharf durch die Brille an und ſagt ihm mit gleichgültigem Tone, als wenn das gar nichts wäre und ſich ganz von ſelbſt verſtünde: „Im nächſten Akt kommen Sie.“ — Ja, im nächſten Akt! denkt der Debutant, und es fröſtelt ihn in der kalten Rüſtung. Iſt vielleicht der Ringkragen zu feſt geſchnallt oder der Schwertgürtel? Genug, das Atemholen wird ihm ſauer und er muß oftmals tiefe Seufzer ausſtoßen. Gott! wenn es ihm draußen ſchlecht erginge! wenn ihn ſein Gedächtnis verließe! wenn er dem toten Hamlet, der auf dem Boden liegt, auf die Naſe träte! Alles das kann ihm paſſieren, er kann ſich lächerlich machen vor dem Auge des Publikums, er kann ſich blamieren vor ſeinen Kunſtgenoſſen, er kann ſeine ganze Karriere verderben! — Ja, wenn dies vielleicht erſt nach einem Jahre geſchehen könnte, aber nein! das kann in einer halben Stunde vor ſich gehen, ſeine Zeit iſt um, der Zeiger geht unaufhaltſam vorwärts, ſeine Stunden, ſeine Minuten ſind gezählt, wie die eines zum Tode Verurteilten. Es ergreift ihn eine namenloſe Angſt. —

Der fünfte Akt beginnt.

Der unglückliche Debutant kann ſich von der Idee, als ſei er zu einem moraliſchen Tode verdammt, nicht losmachen, er ſteht auf dem dunkeln Platz hinter der Scene und ſieht den Geiſt von Hamlet's Vater nochmals vorübergehen, aber der Geiſt iſt dieſesmal im Überrock und will ſich gerade nach Hauſe begeben. Aus der Couliſſe raſſelt es auf ihn zu, wie von vielen Harniſchen: es ſind ſeine Reiſigen, das Gefolge des Prinzen Fortinbras, die mit ihm eindringen in die däniſche Hofburg; ſie ſind geführt von dem Schlachtenlenker der Bühne, welcher den unglücklichen jungen Schauſpieler fragt, ob er bereit ſei. Wie ſchaut ihn der Schlachtenlenker mit dem wilden falſchen Bart und den ſchwarzgemalten Augenbrauen ſo finſter an! Wie klingt ſeine Stimme ſo tief und grimmig, als er fragt: „Sind Sie bereit?“ — Der Inſpizient ſchaut hinter

dem Vorhange hervor und sagt: „Herr Stechmaier, Sie kommen bald!“ Prinz Fortinbras rafft allen seinen Mut zusammen und tritt in die Coulisse; seine Mundwinkel zucken, sein Auge starrt, und er würde totenblaß aussehen, wenn ihn der Chorist nicht so schön rosenrot bemalt hätte.

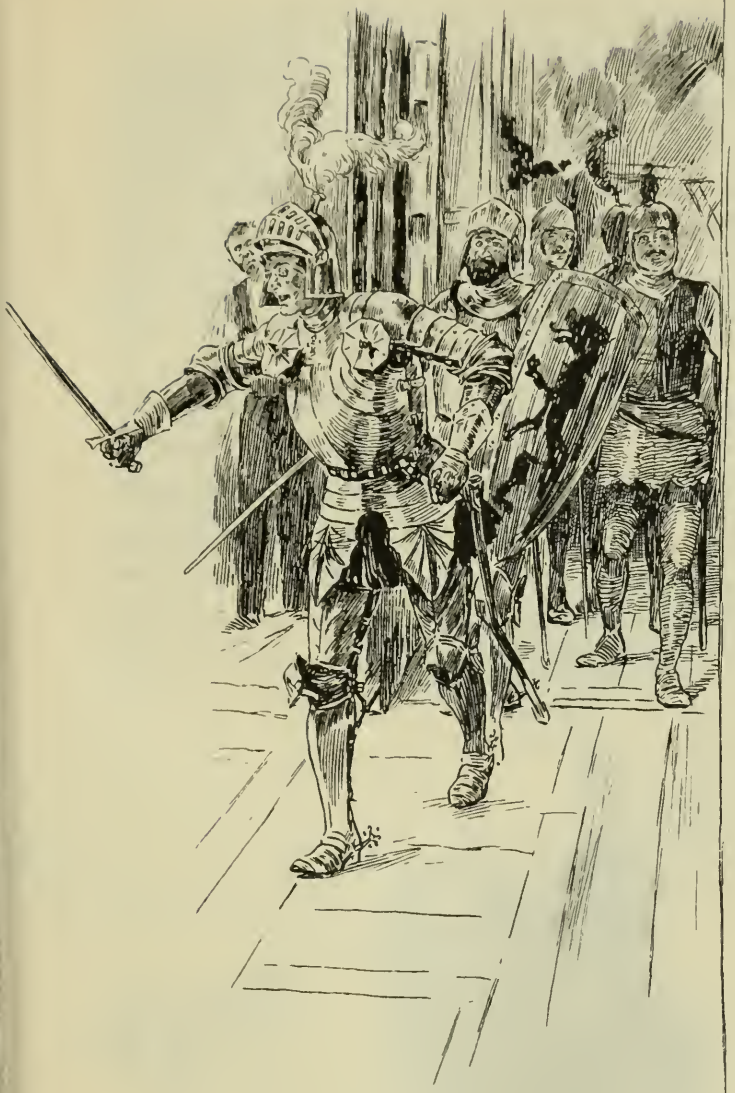
„Kann es nicht zuweilen vorkommen,“ fragt er den Schlachtenlenker mit zitternder Stimme, „daß ein Schauspieler in der Coulisse unwohl wird und nicht auftreten kann?“ worauf dieser antwortet: Das sei noch nie vorgekommen und ein Schauspieler, der einmal angezogen in der Coulisse stehe, müsse auch hinaus, und wenn man ihn hinausschleppen sollte. „Denn wenn einer fehlt ist ja das ganze Stück umgeworfen, und das Publikum würde einen schönen Lärm machen.“ — „So?“ — „Ganz gewiß!“ — der Mann sagte das so bestimmt und mit fester Stimme, daß es den Prinzen Fortinbras schauderte; er dachte an einen kleinen Fluchtversuch und wandte sich um; doch stand der Schlachtenlenker hinter ihm, ihn mit festem Blicke ansehend, und sein eigenes Gefolge hielt in Wehr und Waffen die Coulisse so besetzt, daß an kein Entrinnen zu denken war.

Hamlet hat seine letzte Rede.

„Herr Stechmaier,“ sagt der Inspizient, „jetzt kommt's.“ Dem Debutanten tritt der Schweiß auf die Stirn, und er spricht stotternd zu dem Schlachtenlenker: „Wahrhaftig, ich kann nicht hinausgehen, mich bringt die Angst um, ich kann kein Wort sprechen.“

„Sie müssen,“ sagt der finstere Mann in dem großen Bart, „Gott verdamm' mich, das wär' eine schöne Geschichte! ich schiebe Sie im Notfalle vor mir her; paßt mir auf, Soldaten — vorwärts!“

Durch einen gelinden Druck von der Hand des Schlachtenlenkers stolpert Prinz Fortinbras einige Schritte vorwärts; er muß eine Coulissenstange überschreiten, die vor ihm am Boden liegt, über welche er fast hinstürzt, da er sie nicht sieht; er fühlt zugleich, daß ihm an seiner Rüstung etwas gerissen ist und daß die Kniescheibe klafft. Der Hof des Königs und die dänischen Damen ehen ihn mit Entsetzen an; vor ihm liegt der tote Königssohn und



seine Nase, wie absichtlich, um sich darauf treten zu lassen. Die Prosceniumslampen tanzen auf und ab und bilden seltsame Schlangenlinien, das Publikum wogt vor ihm, ein stürmisches Meer, — wilde, bewegte Wellen in allerlei Farben.·

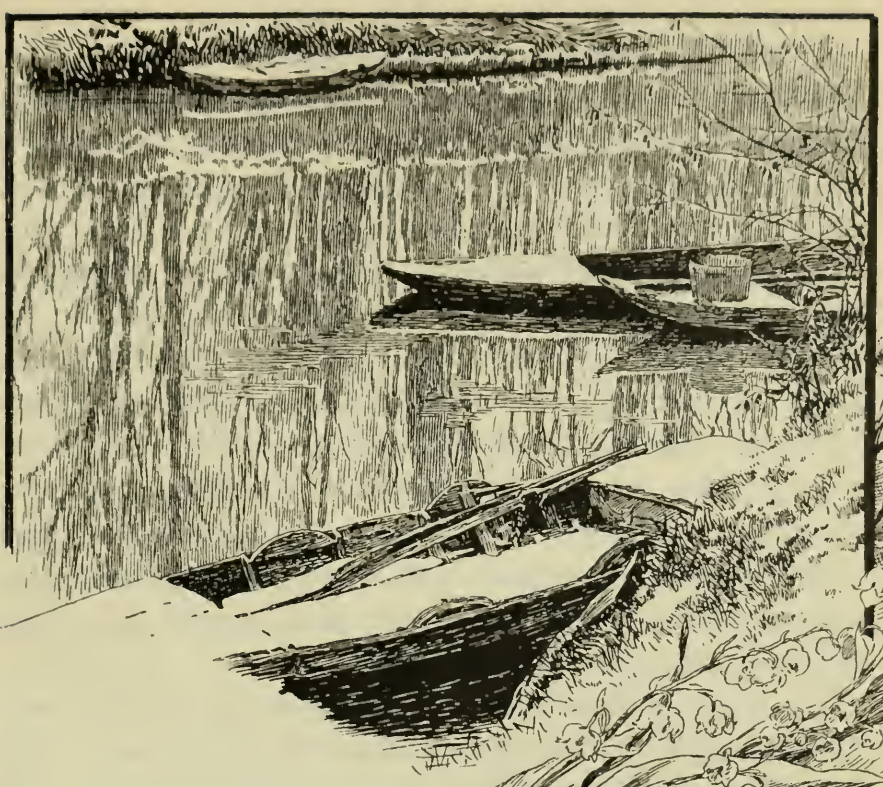
Er stottert etwas Weniges von Niederlage und Mord, von einem Fest, das in diesen heiligen Hallen, wo man keine Rache kennt, vor sich geht; man drückt ihm die Krone in die Hand, und wie der Vorhang langsam herunterfällt, erwacht er ebenso langsam aus einem entsetzlichen erdrückenden Gefühl, und erst, als er die Prosceniumslampen nicht mehr sieht, holt er tief Atem, läßt die Krone fallen und fühlt sich wie erwacht aus einem wirren, gespensterartigen Traume. — — —

Glücklicher Weise hatte die Vorstellung bis halb zehn gedauert, das ermüdete Publikum erhob sich beim Tode des Prinzen Ham-

let, um nach Hause zu gehen, und schenkte dem Eintritte des unglücklichen Prinzen Fortinbras wenig Aufmerksamkeit.

Der Doktor Stechmaier ging sehr erschöpft in die Garderobe, er fühlte sich furchtbar ermüdet. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, vier Stunden lang, in einen engen Harnisch geschnallt, hinter den Coulissen stehen zu müssen; das erkannten auch sämtliche Schauspieler mitleidig an, und der Oberregisseur meinte, es werde bei einem zweiten Versuch schon besser gehen; nur scheine ihm die Persönlichkeit des Doktors für heroische, kräftige Charaktere nicht besonders passend.

Der Debutant verließ das Theater, und als er die hohen Mauern hinter sich hatte, kam er sich vor, als sei er wunderbar und glücklich gerettet, einer fürchterlichen Zauberhöhle entsprungen. Ihm schauderte, wenn er an den fünften Akt des Hamlet zurückdachte; er beschloß, den litterarischen Klub zu gründen, mit allem Eifer das konservative Journal zu redigieren und verschwor sich hoch und teuer, nie mehr jene Bretter zu betreten, welche die Welt bedeuten.



Zwanzigstes Kapitel

Tauwetter und Frühlings-Anfang.

Tauwetter ist eine Revolution gegen den Winter, jenen harten, gewaltigen Selbstherrscher großer Reiche, und je größer die Veränderungen sind, die dieser Eroberer in den Gewohnheiten und Sitten der unterworfenen Völker erzwingt, da er ja die Länder selbst bei seinem Regierungsantritt nach seinem Eigensinn umwandelt, um so gewaltiger ist auch jener Aufstand

sämtlicher Völker in Wald und Flur, in Wasser und Luft gegen ihn, wenn seine Kraft einmal anfängt, nachzulassen.

Aber es geschieht ihm schon recht, dem Tyrannen Winter! Hat er wohl eine einzige der Regeln und Vorschriften befolgt, welche kühne, eroberungssüchtige Heerführer aufgestellt und zur Nachahmung bestens empfohlen haben? Nein, er achtet nicht die Lebensweise der unterdrückten Völker; ja sogar das Äußere des Landes, das seine kriegerischen Heerscharen überzogen, muß sich seinem allgewaltigen Willen fügen. Er schüttelte das letzte Laub von den Bäumen, befiehlt der weichen, guten Erde, sich zu verhärten, hält Bäche und Flüsse in ihrem Laufe auf und läßt sie stille stehen. Die Tiere des Waldes, die Vögel in der Luft zittern bei seiner Ankunft vor seinem scharfen, unheilbringenden Odem und verkriechen sich unter das raschelnde Laub des Waldes und in ihre weichen Moosbetten — Umsonst! Er dringt ihnen nach, er fährt schaurig wehend über die Erde, und Alles, was noch widerstanden, fügt sich dem eisigen Hauch und erstarrt bis zur Leblosigkeit.

Jetzt ist der Winter Herr und Meister, und da er das Innere seiner Untergebenen nach seinem Willen geändert, so macht er sich jetzt auch ans Äußere, und vom Himmel herab fällt Tage und Nächte lang der weiße Stoff, aus dem er seine Livreen bereiten läßt. An einem schönen Morgen sind sie fertig, und Alles, so weit das Auge sieht, prangt in weißem Pelzwerk — aber was ist weißes, einengendes Pelzwerk gegen ein, wenn auch nacktes Dasein, in welchem man sich frei bewegen kann, jedem zarten Lufthauch folgend, sich leicht hin und her in der lauen Luft wiegend?

So denken die revolutionären Bäume und Sträucher, und das Gras unter der weißen Schneedecke bewahrt merkwürdige Traditionen von sonnigen, heißen Tagen, von frischen, angenehmen Regenschauern, die Pflanze und Wurzel so angenehm tränken und wonach Tausende von Blumen emporsprießen. Sie flüstern einander zu: Sie kehrt zurück, diese schöne Zeit — ach, du Zeit des Frühlings und Sommers! — wo wir uns schmücken mit Blumen und allen Farben und wo unsere Modehändlerinnen, die Spinnen, glänzende

Schleier über unsere Köpfe ziehen, unter denen wir wie geputzte Bräute stehen.

Unterdessen wird der Winter alt und schwach, seine Hand erlahmt und ist nicht mehr im Stande, stark und gewaltig die Zügel seiner Reiche zu führen. Wo er früher mit strenger, aber anhaltender Kälte regierte und die Gefilde mit seinem weißen Wollenpelz warm bedeckt hielt und sich seiner Macht bewußt war, da ist er jetzt boshaft und tückisch geworden; er hört von Aufstandsversuchen in Wald und Feld und schickt seinen schlimmsten Gesellen, den eisigen Winterregen, der unter dem Schnee nachsehen muß, ob Alles in gehöriger Ordnung und fest gefroren sei. Er führt die Zügel des Regiments schwach und wankelmütig, bald zieht er sie in Erinnerung an frühere Macht zu straff an, daß die Erde und was auf ihr wächst sich vor seinem Grimme beugt, bald läßt er sie wieder weichlich schießen, und diesen Augenblick benützt seine ewige Feindin, die Sonne, und zaust an den weißen Winterlivreen, reißt das Pelzwerk hie und da hinweg, befreit für einen Augenblick die starren Bäume und Gesträuche aus ihrem Gefängnis und treibt allerlei Kurzweil, die der Winter, sobald er sie merkt, nicht ungeahndet läßt. Er schließt in der Nacht die Gefängnisse wieder fester und das arme kleine Volk hat wie immer, wenn sich ein paar Mächtige zanken, den Schaden davon. Dort erfriert ein Weinberg vor plötzlich eingetretener Kälte, hier bleibt ein Mensch auf der Landstraße tot, der leichtsinniger Weise geglaubt, es sei jetzt schon mit der Macht des Winters vorbei. Dieser aber bietet seine letzten Kräfte auf, um sich noch so lange wie möglich auf dem Throne zu erhalten; aber vergebens! seine Zeit ist um, die Winde, die er so lange regiert und die nach seinem Sinne scharf und eisig gesprochen, sind seiner harten Regierung müde, machen Opposition und blasen warm und angenehm.

Die Vögel in den Lüften sind die ersten, welche dies bemerken, und jubeln in Feld und Wald hinaus, daß ein ander Regiment beginne. Schwere Tropfen als hinterlistige Spione fallen heimlicherweise von den Bäumen und sagen es dem Schnee auf

dem Boden an, daß die Dinge da oben eine andere Wendung nehmen; die Wassertropfen dringen durch den Schnee, vermehren sich in demselben durch alle leichtfertigen und verwegenen Köpfe, welche begierig sind, die Revolution mitzumachen, und rieseln unbemerkt, gedeckt durch die äußere Schneerinde, durch die anscheinend ruhige Haltung dieser guten Bürger, auf dem Boden dahin, Alles unterwühlend und zum Einsturz reif machend. Von allen Seiten strömen diese Bächlein hernieder, sammeln sich und stürzen mit gewaltiger Kraft als angeschwollene reißende Wasser von der Höhe des Bergwaldes ins Thal, wo der entsetzte Winter sich auf die großen Flüsse zurückgezogen hat und da, gestützt auf seine eisgeharnischten Scharen, den Angriff des revolutionären Bergvolkes erwartet.

Oftmals gelingt dieser Angriff nicht gleich, oft springt einer der warmen Winde um und befestigt im Rücken der herabrieselnden Wasser das Reich des Winters aufs Neue. Entsetzen faßt die Scharen, die in ihrem heftigen Laufe nicht mehr anhalten und doch nicht mehr vorwärts bringen können, sie zerteilen sich, erstarren auf dem Eise, das unter ihnen nicht schmelzen will, gleiten an kalten Felsen hinab und bleiben dort hangen, erbarmungswürdige verunglückte Eiszapfen.

Anders aber ist es, wenn das aufthauende Gebirge immer neue Kämpfer nachsendet, — wie rauschen die Wasser, wie reißen sie mit sich fort, was ihnen nicht gutwillig folgt, und wie imposant stürzen sie in die großen Flüsse, den dort lagernden Winter unter seinen Eismassen angreifend! Heftig ist ihr Kampf, fest stehen dagegen die starren Streiter — jetzt sind die Bergwasser zurückgeschlagen, es ist ihnen unmöglich, die festgefrorenen Phalanxe zu durchbrechen, sie ergießen sich rechts und links durch das platte Land und bringen denen, welchen sie helfen wollten, Tod und Verwüstung. Auch würden sie von dem Kriege gern abstehen, doch das ganze Gebirge hinter ihnen ist im Aufruhr begriffen, schiebt und drängt sie vorwärts. Ein neuer Angriff — das Eis unterliegt. Keck haben es die leichten behenden Fluten umgangen, sind unter die Mas-

sen hineingedrungen und heben die Eisdecke kräftig in die Höhe. Ein entsetzliches Krachen wird gehört, die Macht des Winters ist gebrochen und das zerstückte Heer flieht den Strom hinab. Wie knirschen die Eisschollen, wie stürzen sie neben und übereinander hin! Der Winter in eiliger Flucht zerrauft seinen langen weißen Bart und findet nirgends mehr Hilfe und Unterstützung. Hinab ins Weltmeer treiben ihn die empörten Massen, und dort verkriecht er sich in irgend eine finstere Höhle und denkt an die Zukunft, an seine Zeit, die wiederkehren wird, und die auch wirklich wiederkehrt.

In der Stadt wollen nun die Hausdächer, die sich ebenfalls für Gebirge halten, den großen Befreiungskampf der Natur nachäffen, und der Schnee auf ihnen fängt ebenfalls an zu schmelzen. Wie gießen die übervollen langweiligen Rinnen, wie plätschern sie so pöbelhaft herab aus den langen Blechröhren und verwandeln die Straßen in einen unergründlichen Morast! Was draußen notwendig war, ist hier lächerliche Affenwirtschaft, eine tolle Laune des losgelassenen Regenpöbels, ein schauerliches Interregnum. Die Flucht des Winters hat alle Bande der Ordnung gelöst, und die zarte Hand des Frühlings ist nicht im stande, das trotzige Gesindel zu bändigen. Da treibt es sich als schmutziges Wasser herum, auf Plätzen und Gassen, ein Schrecken aller reinlichen Leute, aller dünnen Herrenstiefel und aller weißen Damenstrümpfe. Und erst das Glatteis, das vorhergeht, welcher furchtbare Feind aller Eleganz, ja, aller Sitte und alles Anstandes!

Betrachten wir jenen jungen Herrn, der seine Füße stets so zierlich auswärts setzte, der den dünnen Spazierstock nur zum in der Luft herum Fuchteln brauchte, der nie auf den Boden sah, sondern immer in die Luft hinauf, an die Fenster der ersten Stockwerke und auch hie und da einen Blick höher warf an die zweiten und dritten. Vorhin bei einem zierlichen Gruß wäre er um ein Haar hingeschlagen, jetzt aber schleicht er vorsichtig weiter und nimmt sich ungemein zusammen, denn er kommt an ein Haus, wo er ohne Gnade hinaufgrüßen muß, ob Jemand da ist oder nicht; er grüßt

ja immer hinauf hundertmal die Vorhänge oder die Blumen am Fenster, die er recht sinnig für das Gesicht der Interessanten hält; jetzt schwingt er den Hut, blickt hinauf, sieht sie am Fenster und — bauz! liegt er auf dem glatten Eise. Ach! diese Niederlage wird ihm nie vergessen.

Zwei dicke Damen wandeln die Straße entlang, und eine hält sich an der Anderen fest, — es geht Alles gut, bis an die Ecke der Straße; sie haben sich in acht genommen, sorgfältig auf ihre Füße gesehen, und da sie sich fest zusammen geschlossen halten, so bilden sie einen einzigen Körper mit vier Beinen, von denen schon zwei immerhin ohne Gefahr ausgleiten können. Aber an der Straßenecke müssen sie notwendig der Madame X. nachsehen, welche schon wieder mit einer neuen Mantille kommt, und was für eine Mantille! — dunkelblauer Samt mit schwarzen Spitzen — vergessen ist Glatteis und Gefahr, sie wenden sich um, gleiten aus und fallen hin, und man sieht im nächsten Augenblicke nichts als einen großen Kleiderhaufen und zwei Paar weiße Strümpfe an zwei Paar etwas unförmlich dicken Beinen.

Es ist eine schlechte Zeit, das Glatteis, eine Zeit ohne Treu' und Glauben, man kann sich nicht einmal mehr auf sich selbst verlassen, und während wir dastehen und den komischen Fall eines armen Nebenmenschen belächeln, verlieren wir selbst das Gleichgewicht und gleiten in eine tiefe Eisrinne, deren bräunlich graue Sauce himmelan spritzt.

Ein solides Thauwetter dagegen ziehen wir unbedingt vor, gerüstet mit hohen Wasserstiefeln, einem undurchdringlichen Paletot und einem Hut vom vergangenen Jahr, bei Leibe aber mit keinem Regenschirm. Wir hassen und verabscheuen die Regenschirme und thun es um so mehr, als wir gerade vor uns zwei junge Damen sehen, die mit diesem Instrument beladen, alle Hände voll haben. Die Rechte hält krampfhaft den Griff des Schirmes und zu gleicher Zeit ein Stück des Mantels, das Kleid und ein Paar sehr weiße Unterröcke, die Linke ein Paketchen und ebenfalls Mantel, Kleid und Unterrock auf der andern Seite.

So wandeln sie dahin, klagen entsetzlich über das Wetter, über die schmutzigen Straßen, und wie sie einen Hügel in der Stadt abwärts steigen, heben sie die Röcke immer mehr aufwärts. — Liebenswürdiges Thauwetter! was man bei deinem Regiment zu

sehen bekommt, ist nichts Zufälliges, Entsetzliches, wie bei jenen alten Damen auf dem Glatteis, sondern es ist wohlberechnet für ein dahinwandelndes, kunstgeübtes Auge; unten zierlich schlank und anmutig und weich anschwellend, wie der volle, warme Ton eines Waldhornes in stiller Nacht! — Doch wo du bei einem Thauwetter das Kleid lang herabwallen siehst, und die Röcke dahinschleifen in Kot und Schmutz:

„Da begehre nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken in Nacht und Grauen."

Die vielen glatten Strümpfe auf der Straße und die zierlichen Stiefelchen sind eine Vorahnung des Frühlings; entfesselt von mancherlei Verhüllungen langer, dicker Röcke und Pelzüberschuhe sind sie die ersten Boten einer herannahenden bessern Zeit, die ersten Blumen, die nach Schnee und Eis aufblühen, und nur aus diesem Grunde angenehm und höchst erfreulich zu sehen. Und es ist dies ja nur eine sehr kurze Zeit, ein rasch vorüberfliehender schöner Moment, wie die Schneeglöckchen für den Blumenfreund, der Schnepfenstrich für den Jäger.

Dichte Wolken bedecken während dieser Zeit den Himmel und nur hie und da schlängelt sich ein Sonnenblick auf die Erde herab und läuft eilfertig über die nassen Felder, gefolgt von dunkeln Wolkenschatten, die ihn schleunigst zu verjagen streben; nach und nach werden diese Sonnenblicke häufiger, und wo sie Feld und Wald den warmen Kuß aufdrücken, sprießen tausend grüne Keime, Blätter und Blüten empor; hoch in der Luft aber sind noch Abkömmlinge der gewaltigen Winterwolken zurückgeblieben und streiten tagelang und heftig mit der jungen Frühlingssonne. Eisige Winde helfen ihnen, und der Himmel, der eben noch so klar und schön glänzte, ist nun dunkelgrau überzogen und sendet unangenehmen Schnee hernieder und ergrimmten Hagel. Doch ist es aus, das kalte Reich des Winters, umsonst versuchen jene Wolken ihre letzte Kraft, — sie müssen unterliegen und entfliehen langgestreckt und in phantastischen Formen zerrissen; die Lerchen aber, die allenthalben aufsliegen, singen Siegeslieder und jauchzen dem Frühling zu, der nun kräftig das Regiment übernimmt.

Wie in Wald und Feld sich der Frühling bemerkbar macht durch das Herausschießen der grünen Blätter, durch das Entfalten der Blüten mit ihren hellen lieben Farben, durch den Gesang der Vögel, so ist es in der Stadt die liebe Jugend, welche ein Ahnungsvermögen der nun wirklich erscheinenden schöneren Zeit besitzt und mit Jubelgeschrei auf Gassen und Plätzen dieselbe verkündet. Der Bergschlitten wird auf den Söller gestellt, bleibt da träumend bis zum nächsten Winter stehen und setzt in seinem Mißmute den

allerstärksten Rost an; die Kinder dagegen eilen freudig auf die Straße und beginnen ihre Spiele, welche nach althergebrachter Reihenfolge immer dieselben sind. Der Schmutz auf den Straßen und die breiten Wasserrinnen locken zum Stelzenlaufen, und man sieht die kleinen Burschen und Mädchen auf einmal ungeheuer groß geworden über die Spielplätze eilen; um einen Virtuosen in der Kunst des Stelzenlaufens versammeln sich alle und sehen mit Bewunderung, wieweit es derselbe darin gebracht. Nicht nur, daß er auf seinen Stelzen eine Polka tanzt, er nimmt die eine wie ein Gewehr in den Arm, und während er auf der andern herumhüpft, macht er mit der ersteren das ganze Exerzitium durch; die kleineren Buben natürlich versuchen ebenfalls alle diese Kunststücke, fallen ebenso natürlich von ihren Stelzen herab und kommen dann, was am allernatürlichsten ist, mit blutigen Nasen nach Hause.

Bald aber verschwinden sämtliche Stelzen — sie sind für dieses Frühjahr aus der Mode gekommen, und es ist zu Anfang Mai nicht mehr fashionable, sich auf ihnen sehen zu lassen. Jetzt bilden Kirchen und andere große öffentliche Gebäude den Versammlungspunkt der spiellustigen Jugend, namentlich auf der Sommerseite derselben, wo die warme Sonne Schnee und Regen schnell wegtrocknet und wo die breiten, warmen Steine so freundlich zum „Anwerfen" einladen. Da sitzt die kleine Generation in großen Haufen beisammen, klebt an dem Gebäude fest und schwärmt durch einander herum, wie über ihrem Haupte die Fliegen und Bienen. Sowie aber die Sonne stärker wird und die Straßen und Plätze allmählich anfangen, ihre winterliche Feuchtigkeit zu verlieren und hübsch solid aufzutrocknen, so ziehen die Kinder sich auch von den Mauern der Sommerseite hinweg, breiten sich in den Straßen aus, schlagen den Reifen, werfen den Kreisel, die Mädchen spielen mit bunten Steinkugeln und werfen Knöchel auf, die Buben spielen Räuber und Gendarmen, man sieht bunte Bälle auffliegen, und nachmittags nach vier Uhr sind die Hauptplätze der Stadt bedeckt mit dem kleinen lustigen Volk.

Es ist merkwürdig, wie fast in allen Städten Deutschlands,

wenn sie auch sonst durchaus keine Ähnlichkeit mit einander haben, wenn in jeder andern Beziehung hier und dort die Lebensweise vollkommen verschieden ist, doch die Kinderspiele sich in ihrer Art und Reihenfolge so vollkommen ähnlich sind. Man fängt fast überall im Frühjahre mit dem Stelzenlaufen an und hört im Spätherbst mit dem Papierdrachen auf; auch die Art der Spiele ist sich durchaus ähnlich: man spielt in Stettin und Königsberg Anwerfen und Räuber und Gendarmen ebenso, wie an der Schweizer Grenze. Ja, wir hatten sogar einmal Gelegenheit, in Konstantinopel auf dem Atmaidan einige kleine Türken ein ähnliches Spiel, wie das erstgenannte, spielen zu sehen. Es sind diese Kinderspiele wie die Kinderlieder und wie die Märchen: sie sind auf der ganzen Welt verbreitet und man weiß kaum, wo sie zuerst entstanden sind.

Ach, es ist etwas außerordentlich Anmutiges und Liebliches um die hellen, frischen Kinderstimmen, wenn sie auf der Straße jubeln und lustig aufschreien — namentlich für den Genesenden, den eine schwere Krankheit zwingt, den herannahenden Frühling in seinem Zimmer zu erwarten. Die Luft ist für ihn noch zu scharf, er darf sie nicht einatmen, selbst der Duft der ersten Blumen ist ihm noch nicht erlaubt, sie regen seine Nerven auf, und es ist dem Arzte nicht lieb, daß beim Anblick der ersten Veilchen seine Thränen fließen; aber Eines hört er mit Entzücken von seinem Lehnstuhl am Fenster aus, und das sind eben jene jubelnden Kinderstimmen, die eine Lust aussprechen, welche er selbst fühlt, da er sie ehedem mitgemacht. In welch' süße Träume versetzt ihn das lustige Geschrei! Er denkt des Tages, wo er in der ersten Hose zum erstenmal schüchtern mitgespielt; wie er größer wurde und unter den Wilden der Wildeste war; wie er endlich in die Flegeljahre trat und in seinem hochmütigen Sinne, der nach Tabak und Bier trachtete, bei jenen harmlosen Spielen mit der gebührenden Verachtung vorüberschritt, wie sie ihm ferner wieder lieb und immer lieber wurden, diese Spiele, je mehr er sich von dem Zeitpunkt entfernte, wo er sie selbst mitgemacht; wie er sie allmählich nur noch mit wehmütiger Freude ansah, bis endlich jener große Moment

kam, wo er sein leiblich Kontingent zu der Bevölkerung des Spielplatzes stellte, wo sein Erstgeborener in der ersten Hose schüchtern dastand und wo er eben diesen Erstgeborenen eines Tages antraf, wie er diese erste Hose freventlich zerrissen hatte.

An das alles denkt er in seinem Lehnstuhl am Fenster, an Freunde, die mit ihm gespielt und gelitten, und noch an tausenderlei andere traurige und heitere Dinge. — — — — — —

Der finstere Durchgang unter dem Stadtgraben hatte immer noch dasselbe öde, kalte und unfreundliche Ansehen, wie in der Mitte des Winters, wo noch überall das Eis auf den Straßen lag und der Schnee seine luftigen Flocken hineinwirbelte. Der kleine Hof vor dem Kloster sah schon etwas freundlicher aus, die grünen Blätter des Epheus wankten, vom Winde bewegt,

auf und ab, und hoch über den vier schwarzen Mauern, die diesen Hof bildeten, sah man ein freundliches Stück des blauen Himmelsgewölbes.

Das Innere des Klosters war ebenso unfreundlich, wie immer. In der Schenkwirtschaft des ersten Stockes brannte im Kamin noch ein mächtiges Feuer und durch die trüben Bogenfenster konnte man nicht recht unterscheiden, ob der Himmel grau oder blau aussehe. Die dicke schmutzige Wirtin spülte einige Gläser, das heißt, sie goß schmutziges Wasser hinein und trocknete sie mit einem schmutzigen Tuche wieder ab.

Auf der Ofenbank saßen zwei Personen, die sich angelegentlichst unterhielten; sie hatten dem Zimmer den Rücken zugekehrt und schlenkerten während der Konversation die Füße hin und her.

Die Weinkneipe hatte zu dieser Jahreszeit, namentlich am Tage, fast gar keine Gäste; denn auch der getreue Stammgast, der täglich seine sechs Stunden festsaß, dem der Wein im Glase über Alles ging, liebte es doch, wenn ein heller Sonnenstrahl ihm denselben vergoldete. Die beiden aber, die hier am Ofen saßen, paßten mit ihren Reden vollkommen in die trübselige Umgebung, und es war ihnen offenbar lieb, daß ihr Gespräch von keinem heiteren Blick der Frühlingssonne beleuchtet wurde.

Wenn wir uns um die Ofenbank herumschleichen, um den beiden Gästen ins Gesicht zu sehen, so erkennen wir in dem einen unsern alten Bekannten, den Herrn Stadtsoldaten Steinmann, der mit seinem einen Auge gar vergnügt blinzelte und mit dem ganzen Körper behaglich wackelte.

Das andere Subjekt, das neben ihm auf der Bank saß, hatte in seinem Gesicht eine Familienähnlichkeit mit dem Herrn Steinmann, übertraf ihn aber, was Häßlichkeit anbelangt, bei Weitem. Diese Familienähnlichkeit bestand nämlich in einem höchst unangenehmen Schielen mit beiden Augen, welches sehr bedenklich wurde, wenn das Individuum angelegentlich etwas sprach. Zuerst neigten sich die Augen in einem harmlosen Winkel zu einander, je eifriger aber jener sprach, um so stumpfer wurde dieser Winkel, und zuletzt

hätte man glauben können, die beiden Augen schauten sich gegenseitig an, ergrimmt und boshaft.

Dazu war das Individuum in seinem Äußern erschrecklich vernachlässigt, und wenn man es mit dem Stadtsoldaten auf der Straße hätte gehen sehen, so würde man darauf geschworen haben, dasselbe würde von jenem als Vagabund der schlimmsten Art auf die Polizeiwache gebracht. Seine Beinkleider (die Stiefel an seinen Füßen waren solche Ruinen, daß es eigentlich nicht verlohnt, ihrer zu erwähnen) von grauem Militärtuche waren ziemlich abgeschabt, und unterschiedliche Löcher in denselben hatte das Individuum mit weißem und schwarzem Zwirn zugenäht. Durch sehr lange Stege war dieses Kleidungsstück entsetzlich in die Höhe gezogen, reichte aber trotzdem nicht bis an den zugeknöpften schwarzen Frack und ließ bei jeder Bewegung da, wo Hose und Frack sich hätten berühren sollen, ein schmutziges Hemd sehen. Die Halsbinde war strickähnlich aus einem bunten Kattuntuche zusammengedreht, und auf dem ungekämmten Haar saß eine verwelkte Mütze. Die Sprache des Individuums, tief und heiser, paßte zu dem Anzug, ebenso seine Manieren und Reden, welche letztere nicht ohne Humor waren, und wenn man alles das zusammen nahm, so war man fest überzeugt, daß man es mit einem ausgemacht schlechten Kerl zu thun hatte.

Der Steinmann that jetzt einen großen Zug aus seinem Weinglase und sagte: „Ihr wißt ganz gut, daß ich mich durchaus in keine Geschichten einlassen kann, die nur einigermaßen öffentlich betrieben werden, in Geschäfte, bei denen man zulangen muß, wo es gilt, sich selbst und seinen guten Namen aufs Spiel zu setzen; ich bin das mir selbst und meiner Stellung schuldig, also kein Wort mehr davon!“

Der Andere lächelte, und während er in den entferntesten Winkel des Zimmers zu schauen schien, sind wir bei der Konstruktion seiner Augen überzeugt, daß er dem Steinmann fest ins Gesicht blickte. „Ihr habt es eigentlich sehr angenehm, Gevatter,“ sprach er alsdann: „Ihr tragt Eure Haut niemals zu Markt,

geht bei irgend einem Geschäft in den angrenzenden Straßen spazieren und seid ebenso bereitwillig, das Gewonnene mit uns zu teilen, als uns festzunehmen, sobald einmal die Geschichte fehlschlüge."

„Dummheiten!" brummte der Steinmann. „Soll euch vielleicht einer von der Polizei die Leiter halten, oder arbeite ich nicht außerordentlich für euch, indem ich mich abends vor den Häusern sehen lasse und die Leute alsdann glauben, sie könnten ruhig schlafen? — Laßt das dumme Geschwätz sein und sagt mir lieber, ob Ihr was erdacht habt, wie wir jenen Hallunken fassen können, den Hofkutscher, den miserablen Lumpen, der mich einen einäugigen, abgeschlagenen alten Hund genannt; ja einen Aufpasser hat er mich genannt, einen Spion, und Gott vergesse mich, wenn ich ihm das vergesse!" — Der Stadtsoldat spukte vor Wut heftig auf den Boden und ballte ingrimmig die Fäuste.

„Das beste wäre," meinte der andere, „wenn wir ihm abends einmal aufpaßten, unser vier, fünf, in der Dunkelheit, und schlügen ihm ein paar Knochen an seinem Leibe entzwei, — was meint Ihr dazu, Gevatter?"

„Schlechte Ideen, miserable Ideen!" brummte der Steinmann; „was habt Ihr davon, was hat er davon? Ich setze den Fall, Ihr schlagt ihm wirklich ein paar Knochen entzwei, so kostet das euch ebenfalls ein paar Nasen und ein halb Dutzend Zähne; denn der Kerl ist stark und läßt nicht mit sich spassen; vielleicht erkennt er einen von euch, und verklagt ihn, und dann habt ihr die Bescherung — und was schaden ihm die genossenen Prügel? — Er legt sich vier Wochen lang auf die faule Haut, läßt sich kurieren, und ist nachher ebenso wohl daran, wie früher — nein, wir müssen ihn tiefer fassen."

„Ich kenne seinen Schatz," sagte der andere nach einer Pause, „ein sehr sauberes Mädel, aber dumm: sie will brav bleiben und keine Liebschaften anfangen, und könnte welche haben, die ihr viel eintrügen; sollen wir der einmal einen Streich spielen, sie ins Gerede bringen? Die alte Müllere wird sich ein Vergnügen

daraus machen — der hochmütige Fratz hat sie ein paarmal ablaufen lassen."

„Nebenbei könnte das nicht schaden," entgegnete nachdenklich der Steinmann; „doch wegen der Hauptsache, da muß man das

anders anfassen, wir müssen ihm etwas zurecht machen, daß er im Dienste einen großen Fehler macht, wo möglich ein Unglück anrichtet und so seine Stelle verliert, wenigstens vom Hofkutscher degradiert wird; — o, wenn ich die Freude erleben könnte, den Kerl statt in der roten Livree in der grauen Jacke mit Mauleseln und Mistwagen fahren zu sehen, wie wollte ich mich hinstellen und

ihn anlachen und ihm den alten, räudigen Hund hinaufwerfen auf sein altes, schäbiges Maultier!"

„Das wäre allerdings zu überlegen," entgegnete der andere, dem diese Idee augenscheinlich gefiel; „man müßte nur auf eine pfiffige Art dem Wagen, bevor er ihn einspannt, beizukommen suchen, eine Schraube an der Deichsel losdrehen, ein Rad losmachen, etwas am Geschirr verderben, was aber schwierig ist, oder . . ."

„Vielleicht etwas in den Weg werfen, den er eines Abends zu fahren hat," ergänzte Steinmann, und der andere entgegnete:

„Ja, ja, es will überlegt sein; aber man muß da verflucht vorsichtig zu Werke gehen."

„Das ist Eure Sache!" sagte der Steinmann ernst und gebietend; „denkt Ihr auch einmal darüber nach, ich habe schon so viel für Euch herausklügeln und mein Gehirn anstrengen müssen, daß Ihr einmal selbst etwas erfinden mögt, das gelingen wird; denn gelingen muß es, oder mich soll der Teufel holen! Herunter muß der Kerl!" — Bei diesen Worten schlug er ergrimmt mit der Faust auf die Bank.

„Laßt mich nur machen," sagte der andere lachend und zog seine Mütze unternehmend in die Augen; „wenn wir ihn nicht veranlassen, an einem schönen Abend auf der geraden Straße einen Hofwagen umzuwerfen, so soll mich der Teufel holen oder mich der Steinmann am hellen Tag bei einem Einbruch erwischen!"

„Schrei nicht so laut, Vieh!" entgegnete der Steinmann und stieß seinem Gevatter freundlich aber derb in die Rippen, dann wandte er sich an die Wirtin, die eingetreten war, und ließ noch zwei Schoppen Zwölfer einschenken. Die beiden stießen lächelnd an und wußten ganz genau, auf wessen Gesundheit sie tranken.

„Aber wie ist es mit der andern Geschichte?" sagte das schäbige Individuum; „ich muß immer wieder daran denken."

„Das schlagt Euch vorderhand aus dem Kopf," antwortete der Stadtsoldat: „was die Alte besitzt, das hat sie gegen gute Sicherheit ausgeliehen, die läßt nie bar Geld bei sich liegen."

„Das weiß ich wohl," sagte eifrig der andere, „aber ebenso

genau weiß ich auch, daß sie zweihundert Gulden bares Geld bei sich hat. Woher sie's hat, weiß der Teufel, aber heute morgen, ehe sie hieher ins Haus kam — sie bügelt droben bei der Welscher, — ging sie zu dem Kommissionär in die Steinstraße, und als sie herauskam, trug sie ein paar Rollen Geld in ein Sacktuch gewickelt; ich eilte ihr voraus und hörte, wie sie auf der Treppe zu einer andern Büglerin sagte, die sie mit den Worten ansprach: Nun, Jungfer Kiliane, da hat Sie gewiß ein paar tausend Goldstücke? — „Ach, es sind nur zweihundert Gulden sauer verdienten Geldes, ich will sie auf die Sparkasse thun."

„Ei, ei!" sagte der Steinmann, und dachte über etwas nach; „zweihundert Gulden, hm, das wäre nicht so übel, wenn wir beiden die allein verdienen könnten! Könnt Ihr auch das Haus, wo die Kiliane wohnt?"

„Das will ich meinen, so ziemlich!" lachte der andere, mäßigte aber seinen Eifer, als er bemerkte, wie das Auge des Steinmann funkelnd und lauernd auf ihm lag. „Das heißt: so ziemlich! wollte ich sagen," fuhr er fort: „es wohnt ja, wie Ihr wißt, die alte Müllere in demselben Hause; sie ist meine Verwandte, und ich komme zuweilen hin."

„Daß Ihr zuweilen hinkommt, weiß ich," sagte finster der Steinmann, „und ich hoffe, Kamerad, daß du blos hingehst wegen der Verwandtschaft mit der alten Müllere; denn das schwöre ich dir zu, hast du dort andere Mucken im Kopfe, siehst du mir das Mädel, die Anna, nur mit einem unrechten Blicke an, und ich erfahr's, was nicht ausbleibt, so hast du deinen letzten Gang gemacht."

„Ach, was werd' ich!" sagte der andere mühsam lachend. „Gott verdamm' mich, was habt ihr für dumme Ideen, Gevatter! Die Anna ist jetzt achtzehn Jahre und bleibt für euch aufgehoben; hat's Euch die alte Müllere nicht versprochen? und die sitzt wie ein Drache da und hütet das Mädchen."

„Ich habe sie sauer verdient," sagte der Steinmann nachdenkend; „wie viel Geld habe ich nicht an die Alte gehängt! wie oft

kam sie zu mir gelaufen und sagte: ich muß Dies und Das haben, sonst ist mir alles feil: Weiß der Teufel, ich habe dieses Mädchen doppelt und dreifach bezahlt."

„Dafür wird sie Euch auch bleiben," antwortete der andere, „sie ist ja noch blutjung."

„Aber schön, verdammt schön!" sagte der Steinmann, „und man hat Beispiele . . ."

„Denkt nicht mehr daran," erwiderte der andere; „was meint Ihr also zu der Geschichte mit dem Gelde?"

„Nun ja," sagte der Steinmann nach einer Pause, „ich will nicht mehr daran denken, aber denket Ihr daran, „was ich vorhin gesagt." — Damit langte er ein großes Brotmesser vom Tische und stieß es zwischen sich und dem Gevatter in die Ofenbank.

„Natürlich, Natürlich!" entgegnete der andere; „wir werden uns da nicht betrügen. Also abgemacht ist, daß die alte Kiliane zweihundert Gulden bares Geld hat, die wird sie heute Nacht mit nach Hause nehmen und unfehlbar morgen in irgend einer Sparkasse anlegen; denn darin habt Ihr schon recht, Gevatter, daß die Alte kein Geld lange bei sich verwahrt; also was geschehen muß, soll heute Nacht geschehen."

„Allerdings!" sagte der Gevatter Steinmann.

„Sorgt mir also dafür, daß heute Nacht unter dem Stadtgraben nicht viel patrouilliert wird, beschäftigt Eure Herren Kollegen in einem andern Teile der Stadt und laßt mich das Geschäft ausführen."

„Also geht Ihr heute Abend zur Müllere," sagte der Steinmann und blickte den Kollegen forschend an, „verbergt Euch da, und wenn alles still ist, schleicht Ihr Euch hinauf zu der Alten und holt das Geld, aber laßt's kein Unglück geben; wenn die Alte wirklich aufwacht, — Ihr wißt, solche Personen haben einen leichten Schlaf — begeht mir ja nichts gewaltthätiges gegen sie; der Teufel auch, das könnten wir brauchen! Um zweihundert Gulden dürfen wir die Müllere, auf die natürlich einiger Verdacht fällt, nicht aussetzen, daß man hart gegen sie verfährt; schläft aber die Alte

fest, und kann man das Geld nehmen: gut, alsdann geht Ihr wieder zurück zur Müllere und ich komme hinauf — ja, ich komme hinauf," wiederholte er mit leiser Stimme, „und wir teilen gehörig; die Alte muß auch etwas Ordentliches haben, etwas recht Ordentliches." — Damit trank er sein Glas leer, fuhr mit der Hand über die Augen und stand von der Ofenbank auf.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß das Gespräch so leise geführt wurde, daß niemand als die beiden, ja, niemand, der im Zimmer gewesen wäre, auch nur eine Silbe davon verstanden hätte. Vieles, was wir mit Worten ausdrückten, wurde nur leicht angedeutet mit bezeichnenden Geberden.

Nachdem nun die beiden eine leichte Konversation mit der Wirtin gehalten, und nachdem der Stadtsoldat seinem Gevatter noch sehr laut, deutlich und bestimmt gesagt, er warne ihn hiemit zum letztenmal vor allen bösen Streichen und ersuche ihn, sich des Vagabundierens zu enthalten, auch sich eine solide Arbeit zu suchen und damit sein Brot ehrenhaft zu verdienen, setzte er seine Dienstmütze auf und verließ das Zimmer. Der Gevatter scherzte noch einen Augenblick mit der dicken Wirtin, dann ging er ebenfalls hinaus, spähte die Treppe hinauf und verließ schleichend das alte Kloster.

Zwei Stockwerke höher, als das Gemach, welches wir soeben verlassen, in dem Zimmer der Frau Welscher, herrschte dasselbe Leben und Treiben, wie wir es schon früher gesehen, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Dubel nicht an seinem gewöhnlichen Platze, auf dem Tische befand, und daß die Luft heute viel reiner und angenehmer war, da der Bügeldampf zu dem geöffneten Fenster hinausdrang, und dagegen angenehme, freundliche Frühlingsluft hereinspielte.

Die Kiliane saß wie gewöhnlich am Fenster, und schaute häufig von ihrer Arbeit zum Fenster hinaus in die blaue Luft auf einen großen Kastanienbaum im benachbarten Hofe, der vor allen anderen Bäumen im Frühjahr seine saftigen grünen Blätter zuerst trieb, da er auf einer Wasserleitung stand und seine Wur-

zeln deshalb sanft befeuchtet wurden. Sie dachte an all' die Jahre zurück, die sie schon verlebt, an all' die neuen grünen Blätter, die sie schon entstehen sah, und daß es jetzt schon an sechszig Jahre sei, daß sie vor eben diesem Fenster, eben diesen Baum zum erstenmal grün werden sah. Sie erinnerte sich noch, wie man ihn gepflanzt, wie der alte Gärtner, der das besorgt, längst verstorben, ebenso dessen Gehilfe und Lehrbursche, und wie all' die kleinen Buben, die damals jubelnd den jungen Baum umstanden, jetzt ebenfalls größtenteils unter dem Rasen lagen, oder wie die, welche noch übrig waren, das graue Haupt gebückt, einhergingen. Niemand, so dachte die alte Büglerin, sei sich gleich geblieben wie sie und der frische gesunde Baum da unten. Sie hatte nicht gealtert, denn das war so allmählich gekommen, daß sie es gar nicht gemerkt, und wenn sie in diesem Momente die Augen schloß und sich die alte Zeit zurückrief und auf der Straße die Buben schreien hörte, so meinte sie, es seien dieselben kleinen Knirpse, die damals um den Baum standen; denn sie erinnerte sich deutlich des Anzuges eines jeden derselben und sah heute noch, wie sie damals lustig um den Baum herumtanzten, nachdem er gesetzt war.

Die alte Kiliane war aber auch ein liebenswürdiges, gut erhaltenes Bild hohen Alters, und wie sie so dasaß mit ihrem weißen Haar, neben sich die kleine Marie, die artige Tänzerin mit den langen, schwarzen Locken, so bildeten die beiden ein Gemälde von Jugend und Alter, wie man nichts schöneres sehen kann.

Die Kleine war ganz glücklich und freute sich zu Hause unbeschreiblich auf den Augenblick, wo sie ihre Schularbeiten beendigt hatte und alsdann ihre Tanzexercitien vom Morgen wiederholen durfte. Frau Welscher, die sich über die außerordentlich guten Zeugnisse freute, welche die kleine Tänzerin jede Woche von Signor Benetti nach Hause brachte, hatte ihr an der Wand eine lange Stange befestigen lassen, wie sie im Balletsal war, und da stand sie nun stundenlang und machte ihre Fuß- und Körperübungen. In diesen Bestrebungen wurde sie nachgeahmt und unterstützt durch die Familie Welscher, namentlich durch den Herrn Welscher, welcher

sich die erstaunlichste Mühe gab, seinen Körper auf die entsetzlichste Art zu verdrehen, und welcher bei einem jedesmaligen Versuch, eine Pirouette hervorzubringen, mit einem lauten Plumps auf den Boden fiel. Wie herzlich lachte die Kleine bei diesen künstlerischen Bestrebungen und wie unermüdlich drehte sie den andern Kindern die Füßchen auswärts, und wie manche Thränen entflossen den Augen der beiden Fräulein Welscher, da sich die strenge Mutter durch keine Bitte wollte bewegen lassen, ihre beiden Töchter ebenfalls auf den Balletsaal zu geben!

Draußen auf dem Vorplatz war das große Bogenfenster ebenfalls geöffnet, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne wetteiferten mit der roten Glut in dem Bügelofen, wer am besten die dunkle Treppe zu vergolden im Stande sei. Später saßen die Kinder draußen und schauten diesem Farbenspiel zu, bis es dunkler und immer dunkler wurde; dann gingen sie in das Zimmer zurück, es wurde wie gewöhnlich zu Nacht gegessen, die Kleinen zu Bette gebracht, und die Kiliane überwachte das Nachtgebet derselben. Marie mußte immer zweimal das Zeichen des Kreuzes machen, einmal wie die anderen Kinder und das anderemal, weil sie eine Tänzerin war; dann küßte die alte Büglerin sie herzlich auf die Stirn, zündete ihr Laternchen an und ließ sich von der Frau Welscher aus dem Wandschrank ihr rotgestreiftes Taschentuch geben, in welches sie zwei Hundertguldenrollen eingeknüpft hatte.

„Laß' Sie doch das Geld da," sagte die Waschfrau, „ich bin überzeugt, daß morgen der Dubel kommt, der macht sich ein Vergnügen daraus, es Ihr auf die Sparkasse zu besorgen; was will Sie sich damit herumschleppen."

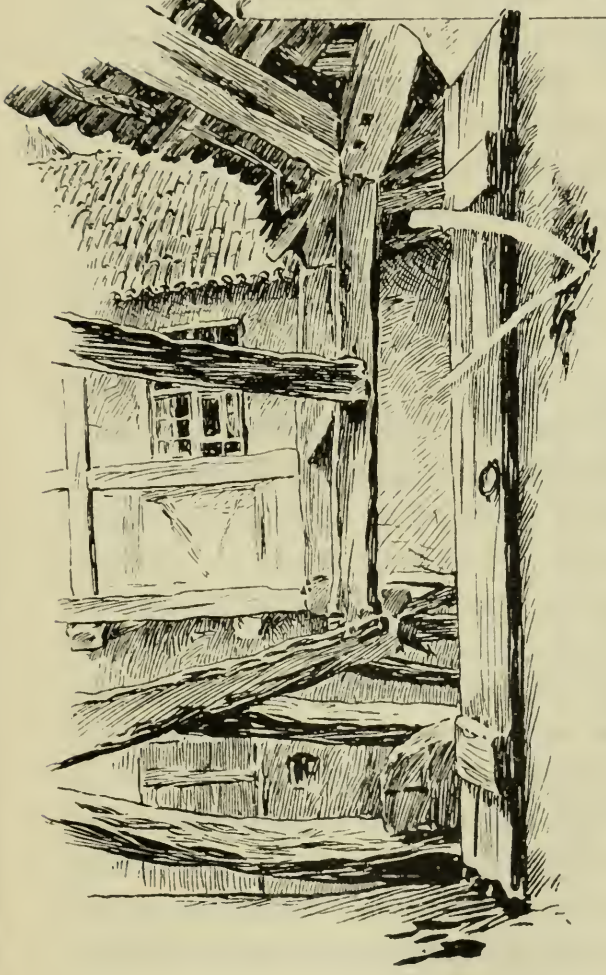
Doch die alte Kiliane schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Sie weiß, Frau Welscher, daß ich meine Geschäfte gern selbst besorge; ich werde morgen eine Stunde später kommen und vorher mein Kapitälchen besorgen — oder darf ich vielleicht nicht später kommen?" setzte sie schlau lächelnd hinzu, „muß ich meine Arbeitszeit so genau einhalten?"

„Ach, geh' Sie mir weg!“ sagte die Frau Welscher ebenfalls lächelnd, „komm' Sie morgen, wann Sie will, nur nicht nach zehn Uhr, damit Ihr Kaffee nicht kalt wird. Gute Nacht!“

„Gute Nacht! behüt' Euch Gott!“ sagte die Kiliane und ging diesmal allein nach Hause mit ihrem Laternchen und ihren zweihundert Gulden im Sacktuche.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.



Das Haus, in welchem die Jungfer Kiliane wohnte, war, wie überhaupt die meisten, die, von der Stadt aus gerechnet, diesseits des alten Grabens standen, uralt und zählte noch mehr Lebensjahre, als das Kloster selbst. Es war versehen mit jenem hohen und spitzen Giebeldache, wie es die Alten so gern auf ihre Häuser setzten, mit mehreren Etagen, Böden und Kammern; dasselbe hielt das Haus warm, schützte es vor allen Winterstürmen und es stund darunter da, wie mit einer riesenhaften und warmen Schlafmütze versehen.

Im Hofe dieses Gebäudes befanden sich Wagenschuppen, Holzremisen, die, obgleich sie einer viel, viel späteren Zeit angehörten,

doch neben dem gesunden und soliden Hauptbau krüppelhaft und altersschwach dastanden. Auf diesen Remisen waren ein paar Zimmer, die einmal von einem Handelsherrn erbaut worden, der, im Vorderhause wohnend, im Hintergebäude seine Schreibstuben haben wollte; auch hatte er eine Gallerie bauen lassen, durch welche die verschiedenen Gelasse mit einander verbunden wurden. Nachdem aber nach einer Reihe von Jahren das Geschäft des Kaufmannes in dem Vorderhause aufgehört, wurden die Stuben im Hintergebäude vermietet — zuerst an ordentliche Leute, solange sie gut aussahen; später, als die Tapeten nach und nach alt wurden, als man die zerbrochenen Fenster nur noch notdürftig flickte, als die alte Treppe wackelte und unter jedem Fußtritt knarrte, da kam das Logis immer mehr herunter, bis es zuletzt von einer gewissen Madame Müller gemietet wurde, deren Bekanntschaft wir später machen werden, und die in der schlechten Wohnung vortreffliche und verborgene Eigenschaften erkannte, welche hauptsächlich darin lagen, daß man ihr einen Ausgang durch den finstern Holzschuppen gestattet hatte, durch welchen man in ein Labyrinth dunkler Gäßchen gelangte, vermittelst deren es möglich war, namentlich bei Nacht, fast ungesehen zur Wohnung der Madame Müller zu gelangen.

Die Gallerie, von der wir oben sprachen, wurde, als man die beiden Wohnungen nicht mehr zusammen benutzte, ebenfalls sehr vernachläßigt; die Bretter, über welche man ging, verschwanden nach und nach und flogen in Rauch auf; es blieb nichts als das nackte Gerüst, das, ohne erhaltenden Anstrich, ohne Ausbesserung von Regen- und Schneewasser nach und nach zerfressen wurde, und jetzt nur noch zwischen beiden Häusern eine gefährliche Brücke bildete, auf der nur zuweilen die verwegensten der Buben aus der Nachbarschaft durch Herumklettern augenscheinliche Halsbrechungsversuche anstellten und es gründlich untersuchten, wieweit die Langmut ihres himmlischen Schöpfers und Erhalters gehe. Auch wurde dieses Gerüst zum Waschtrocknen benutzt und that so seine Dienste, aus welchem Grunde man es nicht schon lange abgerissen hatte.

Für dieses Abreißen hatten sich auch schon mehreremale die

Einwohner des Haupthauses ausgesprochen; denn ihnen war die Verbindung zwischen ihren Zimmern und denen der Madame Müller durchaus nicht angenehm; es waren im Haupthause schon einigemal allerlei verdächtige Geschichten passiert: Thüren erbrochen worden, Kleidungsstücke waren verschwunden und dergleichen mehr, überhaupt waren Sachen vorgefallen, zu deren Mitwissenschaft man die Madame Müller im Hinterhause wohl für fähig hielt. Man hätte auch ein schärferes Auge auf sie gehabt; doch gelang es den eifrigen Bemühungen des vortrefflichen Stadtsoldaten Steinmann jedesmal, einen — wenn auch geringen — Teil der im Haupthause gestohlenen Effekten, aber in ganz anderen Gegenden der Stadt, zu entdecken, wodurch natürlicher Weise die Eigentümer wegen des Verdachtes, welchen sie auf die Madame Müller geworfen, diese arme gekränkte Frau in ihrem Innern stets um Verzeihung baten. Aus diesem Grunde, und weil ein Bauverständiger erklärt hatte, daß das alte morsche Gerüst zwischen beiden Häusern nicht imstande sei, einen erwachsenen Menschen zu tragen, wurde es nicht weggerissen, der Ausspruch des Bauverständigen dagegen mit leserlicher Schrift als Warnung auf dem Gerüste selbst bemerkt. — —

Es war bereits Abend geworden, als der Stadtsoldat Steinmann, nachdem er die Weinstube im Refektorium des Klosters verlassen und noch einige dienstliche Geschäfte besorgt hatte, nun abermals durch den Stadtgraben ging, und, als er an dem Hause der Kiliane vorbei kam, beifällig hinaufblinzelte; dann ging er seines Weges durch die Straßen, eine einäugige Nemesis, ein Engel der Gerechtigkeit, hier leise warnend, dort strafend; an diesem Platze jagte er wohlgekleidete Buben, die ein verbotenes Spiel trieben, mit einem entsetzlichen Fratzengesicht nach Hause, an einer andern Stelle, wo er eine Schar Bettelbuben bei derselben Beschäftigung fand, fuchtelte er sie mit der ledernen Scheite seines Säbels tüchtig zusammen und war auf diese Art streng gerecht und unparteiisch. Auch verschmähte er es nicht, gelegentlich unterweges in verschiedene Wirtshäuser einzukehren, und, indem er den Schoppen

trank, den ihm der Wirt bereitwillig und gratis vorsetzte, versäumte er es nicht, nach verdächtigen Gesichtern auszuspähen; denn er haßte die fremden Gauner und Vagabunden als Störer der öffentlichen Sicherheit und als — Konkurrenten. So gelangte er nach und nach in die breite Straße, wo der Stadtrat Schwämmle wohnte, und wenige Zeit darauf sehen wir ihn auch an der Glasthüre des Genannten die Klingel ziehen. Stadtrats Ricke öffnete die Thüre, und nachdem er abermals den vergeblichen Versuch gemacht, das gesunde Mädchen in die dicken Wangen zu kneifen, fragte er nach dem Herrn Stadtrat.

„Der Herr Stadtrat sind zu Hause," sagte das Mädchen und öffnete ihm die Thüre zum Arbeitszimmer ihres Herrn.

Vater Schwämmle, der eben im Begriffe war, eine Rede zu memorieren, die er in der nächsten Stadtratssitzung halten wollte pro neue Kirche contra Löschanstalt, ging dem Stadtsoldaten entgegen und fragte nach seinem Begehren.

„Sie verzeihen, Herr Stadtrat," sagte der Steinmann, „daß ich so spät Abends noch störe; aber es treibt sich wieder auf den Straßen so allerhand verdächtiges Gesindel umher, und ich wollte mir erlauben, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es gar nicht so schlimm wäre, in der obern Stadt, wo weniger Läden und weniger Verkehr auf den Straßen ist, ein Bischen schärfer patrouillieren zu lassen; in der unteren Stadt, wo ich jedes Haus wie meine Tasche kenne, wird nicht leicht etwas vorfallen, und da — bin ich selber."

„Allerdings," sagte der Stadtrat und unterstützte nachdenkend das Kinn mit der Hand, „allerdings muß die Polizei ihren Dienst mit der größten Schärfe versehen; denn ich versichere Ihn, Steinmann, es ist entsetzlich, welche Menge Gaunereien und Diebstähle aller Art in hiesiger Residenz vorkommen; alle Tage bekommt man die Meldung von irgend einem Einbruche, irgend einer Spitzbuberei; es ist ganz entsetzlich, unter den Menschen giebt es weder Treu' noch Glauben mehr; die Immoralität ist furchtbar gestiegen, und weshalb? das will ich Ihm sagen: weil die Hauptstütze der

Moralität, die Religion, in ihren Fundamenten wankt — weil es — weil es — unter den Menschen fast keine Religion mehr giebt; deshalb, Steinmann, geschehen so viele Greuelthaten und deshalb muß jeder redliche Staatsbürger, — — jeder rechtliche,

eifrige Staatsbürger und dazu rechne ich auch Ihn, Steinmann, dafür besorgt sein, daß die Religiosität unter den Menschen immer mehr angeregt wird und daß die christliche Gemeinde, der wir anzugehören die Ehre haben, fest zusammenhalte in Glaube, Liebe und Hoffnung."

„Allerdings!" sagte der Steinmann, der außerordentlich gerührt schien; „und der Herr Stadtrat haben in jeder Beziehung über mich zu befehlen."

„Ich weiß das, guter Steinmann," sagte Vater Schwämmle,

„und rechne in allem Guten stark auf Ihn. Wir alle müssen Hand anlegen, daß die Religion wieder zu einem festen Band wird, das uns innig umschlingt und uns stark macht, den Versuchungen zum Bösen zu widerstehen — nicht wahr, Steinmann?"

„Allerdings!" wiederholte der Stadtsoldat und blinzelte mit augenscheinlicher Freude auf das Papier, welches Vater Schwämmle in der Hand hielt und in welches derselbe während des Sprechens zuweilen einen Blick warf.

„Ein festes Band, das uns umschlingt, und dieses feste Band, dessen größter und schönster Teil freilich unsichtbar unsere Herzen zusammenhält, muß auch zur Ehre Gottes an's Tageslicht treten, majestätisch und unvergänglich, in Stein und Eisen, ein würdiger Dom für die gläubigste Gemeinde."

Der Stadtsoldat wischte an seinem einen Auge, und Vater Schwämmle legte die Hände mit dem Papier auf den Rücken, hob den Kopf in die Höhe und schritt würdevoll auf und ab.

Es entstand eine längere Pause, welche endlich der Stadtsoldat unterbrach, indem er schüchtern sagte: „Es kann mit der neuen Kirche nicht fehlen, Herr Stadtrat, der ganze Honoratiorenstand ist dafür, und die paar Spritzenmacher und Schlauchweber, welche für das Löschkorps stimmen, sind nicht der Rede wert."

„Glaubt er, Steinmann?" sagte Vater Schwämmle, indem er plötzlich stehen blieb, „glaubt er, daß wir durchdringen?"

„Ohne Zweifel," entgegnete der andere und fügte schlau lächelnd hinzu, indem er eine Verbeugung machte: „Und wenn alsdann der Kirchenoberälteste sich gnädigst daran erinnern wollte, welch' saurer Dienst bei der Polizei ist und wie es sich dagegen in der Meßnerei so angenehm sitzt, so wäre der Tag der glücklichste für den armen Steinmann."

Der Stadtrat klopfte seinem ergebenen Diener auf die Schulter und sagte sichtlich bewegt: „Sein Eifer, mein Freund, im Dienste der Stadt ist wohl bekannt, wir wollen sehen, was für ihn zu machen ist; suche er mir aber ja Gewißheit zu verschaffen, wie im einzelnen die Stimmung ist pro neue Kirche contra Löschkorps

— apropos? Er geht doch fleißig in die Kirche? ich sehe ihn in der That nicht allzu oft."

Der Steinmann faltete die Hände und sagte mit einer wahren Jammermiene: „der Dienst, Herr Stadtrat, der Dienst läßt unsereins nicht oft dazu kommen, das Haus des Herrn zu besuchen. Die Leute haben des Sonntags Morgens eine wahre Wut, ihre Wäsche zum Fenster herauszuhängen, sowie ihre Blumentöpfe vor demselben zu begießen; auch kann man es den herrschaftlichen Wagen tausendmal anempfehlen, bei der Kirche langsam vorbeizufahren, 's hilft alles nichts, und in dem Punkte sind die Hofkutscher die allerschlimmsten, und unter den Hofkutschern einer — wie heißt er doch gleich? — richtig! Winkler! der allerschlimmste."

„Winkler — Winkler," entgegnete der Stadtrat; „sonst kein übler Mann, dieser Winkler; ich kenne ihn, seine Mutter war früher bei den Stadtlaternen angestellt, ich habe ihr jetzt die Museumsquittungen anvertraut."

„Leider!" entgegnete der Steinmann; „leider! ich muß das wiederholen, leider! Es ist ein altes, böses Weib, und wenn ich mich recht erinnere, so trägt sie gerade im jetzigen Augenblicke ein Cirkular des Löschkorps herum."

„Ein Cirkular des Löschkorps?!" rief entsetzt der Stadtrat; „eine alte Frau, so nahe dem Grabe, agitiert contra neue Kirche? O, das ist ganz entsetzlich!"

„Freilich entsetzlich!" seufzte der Stadtsoldat, „und der Herr Stadtrat sollten auf diese Person ein strengeres Auge haben."

„Das werde ich, guter Steinmann," entgegnete Vater Schwämmle und machte in ein Papier auf seinem Pult eine kleine Bemerkung; „das werde ich, wie kann ein vernünftiger Mensch pro Löschkorps contra Kirche sein?"

Der Stadtsoldat, der, innerlich frohlockend, überzeugt war, Unkraut unter den Weizen gesäet zu haben, und den das Gespräch über eine neue Kirche bedeutend langweilte, zog sich sachte nach der Thüre zurück, indem er sagte: „also vermelde ich beim Appell dem Polizeiwachtmeister den Befehl des Herrn Stadtrats . . . ."

„In der obern Stadt fleißig zu patrouillieren," antwortete bestimmt Vater Schwämmle, ich will es so, es ist mein Befehl!"

„Wünsche eine geruhsame Nacht, Herr Stadtrat!"

„Adieu, guter Steinmann!"

Der Stadtsoldat stieg die Treppe hinab und konnte kaum an sich halten, um nicht laut hinauszulachen; aber er erschien mit der freundlichsten Miene von der Welt beim Appell der Polizeimannschaft und teilte dem Wachtmeister mit, daß ihn der Stadtrat Schwämmle ersuchen lasse, fleißig in der oberen Stadt zu patrouillieren.

Unterdessen war es spät geworden, die Gaslaternen wurden größtenteils ausgelöscht, und als die Glocken zwölf Uhr ansagten, war die gute Stadt so finster, als es Gauner und Spitzbuben nur wünschen konnten.

In dem engen Gäßchen hinter dem Hause, wo die Madame Müller wohnte, schlich jenes Subjekt, das wir heute nachmittags bei dem Stadtsoldaten gesehen, langsam umher und that, als es die Thüre des Holzschuppens erreicht, drei leichte Schläge mit der Hand an dieselbe; dann spähte der Kerl an den dunkeln Fenstern hinauf, und als er nach einer Minute bemerkte, daß droben Feuer geschlagen wurde, zog er einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thüre und trat in den Schuppen, da ihm jenes Zeichen gesagt, daß droben die Luft rein und nichts Verdächtiges in der Nähe sei. Er tappte zwischen Holzhaufen und altem Gerümpel aller Art vorsichtig nach einer Treppe, die er hinaufstieg, öffnete oben die Zimmerthüre und trat in ein kleines Gemach, welches nur ein einziges Fenster nach dem Hofe zu hatte; es war eigentlich eine Glasthüre, die auf die früher erwähnte Gallerie führte und welche, von innen mit einem tüchtigen wollenen Vorhang bedeckt, keinen Lichtstrahl in den Hof fallen ließ.

Das Zimmer war klein, mit einer ärmlichen Eleganz möbliert, das heißt, es befand sich ein Sofa da, mit einem, einstens rot gewesenen Plüsch überzogen, dazu Stühle mit andersfarbigen Stoffen, eine alte Kommode, in der Ecke stand eine Guitarre, auf der aber sämtliche Saiten fehlten.

Anwesend war die Madame Müller selbst, eine Frau in den Vierzigen, hoch gewachsen, mit einem verlebten Gesicht, das Spuren früherer Schönheit trug, und diese Frau paßte mit ihrem Anzuge, einem abgeschabten schwarzseidenen Kleide, zu der ärmlichen Eleganz des Zimmers.

„Was giebt's so spät?“ fuhr sie den Eintretenden an; „bist du wieder einmal auf der Flucht, oder was hat's sonst gegeben? — was willst du hier?“

„Bst!“ machte der Mann und drückte die Thüre hinter sich zu, worauf er sich in das Sofa warf und die Frau mit einem frechen lachenden Blick ansah.

„Nun, werd' ich erfahren, was du hier willst?“ sagte diese und stemmte ihre kräftigen Arme in die Seite.

„Thut doch nicht so unwirsch! es ist ja gerade so, als ob Ihr einen fressen wolltet! — wir haben ein Geschäft vor, heute Nacht.“

„Ein Geschäft?“ fragte Madame Müller und ließ die Hände herabsinken; „was für ein Geschäft, Taugenichts?“

„Das wird sich alles finden,“ versetzte der andere; „wo ist die Anna?“

„Was geht dich die Anna an, Dummkopf!“ entgegnete die Frau und eine gewisse Verlegenheit malte sich auf ihren harten Zügen.

„Mich geht sie freilich nichts an,“ lachte der andere mit einem entsetzlichen Schielblick und dehnte sich auf dem Sofa; „aber der Steinmann wird heute Nacht kommen, und wenn er nach der Anna fragt, die — setzte er pfiffig lächelnd hinzu — wohl in Geschäften auswärts ist, so werdet Ihr wohl nicht sagen, daß es den nichts angehe! O, ich bin nicht so dumm, wie der Steinmann bei all' seiner Pfiffigkeit, das kann ich Euch versichern.“

„Der Steinmann wird herkommen?“ sagte Madame Müller und erschrak sichtlich.

„Ja, der Steinmann wird herkommen,“ äffte sie der junge Mensch nach, „und wollt Ihr mich jetzt noch anschnauzen, da ich herkomme, Euch das zu sagen, he?“

„Aber was will er hier und was willst du hier? — was habt Ihr für ein Geschäft?“

„Das will ich Euch einfach sagen, Frau; da drüben die Alte hat heute abend bar Geld mit nach Hause gebracht, zweihundert Gulden bar Geld, und das wollen wir ohne Quittung bei ihr leihen.“

„So, so!“ sagte die Frau und wurde augenscheinlich freundlicher. — „Aber,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „es geht nicht, wahrhaftig, es geht nicht! Wir sind schon im Verdacht, und wenn da drüben wieder etwas passiert, so werden wir ans Messer geliefert.“

„Dafür laßt den Steinmann sorgen und antwortet mir: ist Anna im Hause oder nicht?“

„Nein, sie ist nicht im Hause,“ entgegnete die Frau, „aber ich kann sie holen.“

„So thut das ja, und schnell, denn es könnte eine Haussuchung geben, und wenn in dem Falle der Steinmann das unschuldige Mädchen nicht in ihrem Bette fände, nun, nun, da wüßtet Ihr selbst, was es geschlagen hat.“

„Freilich,“ entgegnete Madame Müller, „das wäre schlimm, sehr schlimm! Bleibt Ihr unterdessen hier, ich will sie holen; dort im Wandschrank steht ein Krug Wein, auch was zu essen dabei, und das Tau werdet Ihr wohl mitgebracht haben?“

„Allerdings,“ sagte der andere lachend, „ich gehe nie aus, ohne meinen Strick bei mir zu führen; macht aber jetzt, daß Ihr fort kommt.“

Madame Müller nahm ein Tuch von der Wand, schlug es über die Schulter und verließ leise das Haus. Der junge Mensch aber holte aus dem Wandschrank den Krug Wein und was er zu essen vorfand, und während er soupierte, zog er seinen Frack aus und brachte einen festgedrehten soliden Strick zum Vorschein, den er unter dem Hemde vielfach um den bloßen Leib gewickelt hatte und der von ansehnlicher Länge war. Dann zog er seine Stiefeln aus, nahm aus der Hosentasche einen kleinen Bindfaden, den er

abwickelte und durch eine zerbrochene Scheibe des Glasfensters in den Hof rollen ließ; sodann stieg er die Treppe hinab, schlich auf dem Hofe unter der Gallerie bis an das vordere Haus und spähte da nach einem starken, eisernen Haken, an dem früher in der Höhe der Gallerie Brandleitern aufgehängt waren. Richtig! dort war der Haken; er nahm den Strick doppelt und warf die auf solche Art entstandene Schlinge nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen in den Haken, so daß sie hängen blieb, band die beiden anderen Enden des Strickes an den Bindfaden fest, der auf dem Boden lag, schlich die Treppen hinauf, leitete den Strick durch die Glasthüre ins Zimmer, zog ihn so straff als möglich an und befestigte ihn an dem Steine, auf welchem der Ofen stand. Als er damit fertig war, setzte oder legte er sich vielmehr wieder auf das Sofa und sprach von Zeit zu Zeit dem Weinkruge fleißig zu.

Es dauerte nicht lange, so hörte er unten an dem Holzschuppen die Thüre öffnen, es stieg Jemand die Treppe hinauf, und einige Augenblicke danach traten Mutter und Tochter ins Zimmer. Letztere, eleganter als erstere angezogen, war groß, schön und schlank gewachsen und hatte etwas wirklich Vornehmes an sich. Sie warf einen Blick unaussprechlicher Verachtung auf den jungen Menschen, der es bei ihrem Eintritt nicht der Mühe wert fand, sich aus seiner Lage zu erheben, und der ihr, mit vollen Backen kauend, vertraulich zuwinkte. Das Mädchen war sehr jung, frisch und blühend, und bei all' diesen Körpervorzügen erschien die Entsittlichung, der sie in ihrer frühen Jugend — sie war wirklich erst achtzehn Jahr alt — anheimgefallen schien, um so entsetzlicher. Sie trug ein graues seidenes Kleid, einen langen grünen Shawl, den sie flüchtig umgeworfen hatte und dessen Enden sie auf dem Boden nachschleppte; ebenso flüchtig hatte sie ihren Hut aufgesetzt, und man sah überhaupt, daß sie ihre Toilette in großer Eile gemacht.

„Ei, ei, mein Lieb," sagte der junge Mann auf dem Sofa, „warum so verdrießlich? hat man dich gestört? Thut uns gewiß leid, der Mama sowohl, wie mir, aber was ist zu machen, mein

Engel? Die Pflicht ruft, die Zeit verrinnt, wir müssen ans Geschäft gehen."

Er hatte augenscheinlich den Wein zu hastig getrunken und war dadurch lustiger geworden, als es zu seinem Vorhaben gerade notwendig war. Er wollte auf das Mädchen zu und sie mit täppischer Freundlichkeit umarmen, doch stieß sie ihn mit geballter Faust auf die Brust, daß er auf das Sofa zurücktaumelte; dazu blitzte ihr Auge, ihre Oberlippe hob sich trotzig in die Höhe, und während sie eine Reihe schöner, weißer Zähne sehen ließ, stemmte sie den rechten Arm in die Seite und richtete sich herausfordernd empor, als wollte sie sagen: komm heran, wenn du noch was willst! Als sich aber der junge Mensch nach diesem Auftritt emporraffte, und, ohne sie weiter zu beachten, an die Glasthüre trat, wandte sich das Mädchen um, schleuderte Hut und Shawl auf das Sofa, öffnete ohne Weiteres ihren grauseidenen Ueberrock, und während sie ins Nebenzimmer ging, ließ sie denselben von ihrem Körper herabgleiten und auf der Schwelle liegen, nicht ohne mit dem Fuße noch einen Versuch zu machen, ihn von sich wegzuschleudern.

„Ihr habt da ein gut Stück Erziehung gemacht!" sagte der junge Mensch, als das Mädchen verschwunden war, zu der Mutter; „die ist Euch famos über den Kopf gewachsen."

Die Alte zuckte die Achseln, stieß einen tiefen Seufzer aus, ohne Antwort zu geben, raffte die Kleidungsstücke vom Boden und Sofa auf und verschloß sie sorgfältig in einem geheimen Schrank, der sich in der Mauer hinter einem gewöhnlichen Schranke befand, welch' letzterer mit Weiberröcken ganz geringer Art angefüllt war.

Der junge Mann prüfte die Festigkeit des Seiles und als er es fest genug angespannt fand, zog er seine Kleidungsstücke wieder an, bis auf die Schuhe, welche er an einer kleinen Schnur an dem Halse festband; dann wandte er sich zur Müller und sagte: „paßt mir genau auf, Frau, ich gehe jetzt hinüber und will mein Heil versuchen. Ihr bleibt hier an dem Glasfenster stehen und behal-

tet genau die Thüre drüben im Auge; wenn Ihr mich ruhig zurückkommen seht und nichts weiter hört, als daß ich die Thüre wieder schließe, so ist Alles in Ordnung; hört Ihr mich aber wie eine Ratte pfeifen — Ihr kennt das Zeichen? — so habt Ihr

nichts weiter zu thun, als den Strick vom Ofenstein loszumachen, ihn in den Hof hinabzuwerfen und Euch ins Bett zu legen. — Apropos! ist die Thüre am Holzschuppen blos angelegt, daß ich sie im Falle der Flucht nur hinter mir zuzuschlagen brauche?"

„Alles besorgt!" versetzte die Frau mit einiger Bewegung; „jetzt aber macht, daß Ihr hinüber kommt, mir ist das Herz so schwer, ich habe immer den Gedanken, es müsse ein Unglück geben."

„Ich auch," sagte ruhig lächelnd der junge Mensch und fühlte

an seine Hosentaschen, ob sein langes Messer auch da sei, das er hier gewöhnlich verwahrte. „Alles in Ordnung!“ rief er dann lustig. Madame Müller löschte das Licht aus und der andere schwang sich durch die Glasthüre auf die Gallerie und faßte das Seil, das über seinem Kopfe hing, mit fester Hand. Auf diese Weise war es durchaus nicht schwer, über die morsche Gallerie ins Vorderhaus hinüber zu steigen; er trat mit den Füßen auf die alten Balken, denen er nicht mehr zutraute, als er wußte, daß sie tragen könnten, die jedoch seinem, an dem Seile schwebenden Körper einen augenblicklichen Unterstützungspunkt boten.

Bald hatte er das Vorderhaus erreicht, und die Thüre, welche von dort auf die Gallerie führte, war so leicht verschlossen und dabei so morsch und alt, daß er mit seinem Messer bequem zwischen den beiden Flügeln durchfahren und von innen den Riegel öffnen konnte. Jetzt einmal im Hause, schlich er die Treppen hinan in den zweiten und dritten Stock und blieb oftmals stehen, um zu lauschen, ob sich in dem weiten Gebäude nichts Verdächtiges rege; da war aber Alles still und ruhig, so still, daß er aus einem Zimmer an der Treppe die schweren Atemzüge eines fest Schlafenden vernahm und hörte, wie im untern Stock ein kleines Kind leise hustete.

Jetzt hatte er die Thüre der Kiliane erreicht. Dieselbe war unverschlossen — er trat hinein und sah bei dem Sternenlicht, wie im zweiten Zimmer die alte Person ruhig auf ihrer Matratze am Boden ausgestreckt lag und schlief, und schauderte einen Augenblick, denn die Schlafende auf der Matratze mit der roten Einfassung sah in dem dämmerigen Licht gerade so aus, als läge die Person in ihrem Blute schwimmend auf der Erde. Dem Gauner pochte das Herz heftig in der Brust, und seine gierig umherschweifenden Augen entdeckten zu seiner größten Freude das rotkarrierte Sacktuch mit dem Gelde vor dem Lager der Kiliane auf einem Stuhle liegen, daneben ein Gebetbuch und eine ausgelöschte Kerze.

Er drückte sein Messer fest in die Hand zurück und schlich dem Lager näher. Ihm klapperten fast die Zähne im Munde, als er

bei sich selbst sprach: „wenn die alte achtzigjährige Person dort auf der Matratze jetzt aufwachte und dich mit weit aufgerissenen Augen anstierte, so müßtest du doch vielleicht dein Messer gebrauchen!“

Glücklicherweise aber schlief die Kiliane ruhig fort, der Dieb nahm ungehindert das Geld von dem Stuhle weg und schlüpfte zurück ins Vorzimmer; dort schaute und tappte er umher, und sah in der halb geöffneten Kommode neben andern Dingen, die ihm vollkommen wertlos schienen, ein kleines Paketchen liegen, das er durch einen raschen Griff zu sich brachte, weil es ihm etwas Nützliches zu enthalten schien, und nun entfernte er sich eilig. Ihm war außerordentlich wohl zu Mute, als er so mit den zweihundert Gulden in der Tasche die Treppe hinabschlüpfte in den zweiten Stock und dann in den ersten, und als er nur noch wenige Schritte bis zur Gallerie, bis zur Sicherheit hatte.

Da blieb er plötzlich horchend stehen, denn es war ihm, als höre er in dem stillen Hause auf einmal leise schlurfende Tritte, die sich einer der Zimmerthüren näherten, welche auf den Gang hinaus gingen. Ihm stockte das Blut in den Adern, er stand regungslos da, nur seine Augen eilten umher, um einen Versteck zu suchen, wo er sich verbergen könne. Da war aber nichts wie die platten Wände; hinab in den Parterrestock durfte er sich nicht wagen, er hatte da keinen Ausgang und man konnte ihm oben an der Treppe den Rückzug zur Gallerie abschneiden. — Entsetzlich! Jetzt waren die Tritte an der Thüre, jetzt wurde die Klinge des Schlosses aufgedrückt, und der Gauner hatte kaum die Zeit, sein Messer zu ziehen und eine Stellung anzunehmen, die es ihm leicht machte, sich augenblicklich auf den, der heraus trat, stürzen zu können. Obgleich das Aufklinken des Schlosses keine Sekunde dauerte, so däuchte es dem jungen Menschen doch eine lange Zeit, und wenn er auch schon viel gestohlen und betrogen hatte, so klebte doch noch kein Blut an seinen Fingern, und es war der Augenblick gekommen, wo er sich sagen mußte, er sei vielleicht in der nächsten Sekunde ein Mörder!“ —

Jetzt öffnete sich die Thüre und es trat ein alter Mann heraus in einem großblumigen Schlafrock, die Nachtmütze auf dem Kopfe, ein Licht in der Hand. Das Entsetzen, als dieser vor sich eine Gestalt erblickte, die mit aufgehobenem Messer dastand, lähmte seine Zunge und er blieb unbeweglich stehen. So standen beide vielleicht eine Sekunde einander gegenüber, und der Dieb, der wohl wußte, daß, wenn er seine Stellung nur im mindesten ändere, der andere einen furchtbaren Schrei ausstoßen würde, sagte mit leiser Stimme, ohne die Lippen zu bewegen und ohne seinen Blick von dem Auge desselben wegzuwenden: „Herr, gehen Sie in Ihr Zimmer zurück, oder Sie sind des Todes!"

Mechanisch folgte der alte Mann diesem Befehle, zog sich rückwärts in das Zimmer zurück, und der junge Mensch auf dem Gange hatte die Geistesgegenwart, den Schlüssel der Thüre augenblicklich umzudrehen; im gleichen Moment wurde von innen der Riegel vorgeschoben; doch kaum hatte der draußen die Thüre zur Gallerie erreicht, als er hörte, wie der alte Mann im Zimmer das Fenster nach der Straße zu aufriß und nach den Nachtwächtern und Patrouillen schrie: „Mörder! Räuber! Feuer!"

Der Gauner zog die Thüre fest hinter sich zu und blieb wartend stehen, während er fein und scharf nach dem Hintergebäude hinüberpfiff. Augenblicklich gab der Strick drüben nach und fiel in den Hof, der junge Mensch schwang sich über das Geländer der Gallerie und rutschte an dem andern Ende des Strickes, den er mit den Händen festhielt, ebenfalls hinab, dann zog er ihn aus dem Haken heraus, warf ihn über die Schulter, verschwand durch den Holzschuppen und zog die Thüre desselben, welche in die engen Gäßchen führte, hinter sich zu.

In dem eben noch so stillen Hause wurde jetzt auf das Geschrei des alten Mannes ein furchtbarer Lärmen wach; die Nebenwohnenden, als sie „Mörder" und „Räuber" rufen hörten, schrieen unter ihren Decken ebenfalls hervor, und jeder glaubte schon, in irgend einem Fenstervorhang oder einem Handtuch einen Kerl zu erblicken, der ihm nach Geld und Leben trachte; Kinder schrieen,

Weiber kreischten, und die alte Kiliane, die geträumt hatte, es schleiche jemand in ihr Zimmer, wurde durch den Spektakel erweckt, rieb sich die Augen, machte Licht und sah beim Scheine desselben zu ihrem größten Entsetzen, daß die zweihundert Gulden von ihrem Stuhle verschwunden waren. Man kann sich denken, wie schnell sie ihr Kleid überwarf und mit Zetergeschrei hinabeilte, um drunten den erwachten Hausgenossen zu verkünden, daß sie bestohlen worden sei.

Der Lärm pflanzte sich von dem Haus auf die Straße fort, ein herbeigeeilter Nachtwächter ließ sein Pfeifchen ertönen, alsbald schritt eine Patrouille heran und einige Polizeisoldaten, unter ihnen der unermüdliche Steinmann, welcher immer der erste war, wo es galt, für die Ruhe und das Eigentum der Bürger einzustehen. Vorsichtig wurde die Hausthüre geöffnet, der Steinmann mit ein paar Soldaten von der Patrouille hereingelassen, und der alte Mann erzählte von dem Mörder, der mit gezücktem Messer vor ihm gestanden, und die Kiliane berichtete jammernd, daß man ihr zweihundert Gulden bares Geld gestohlen.

„Zweihundert Gulden bares Geld?" sagte der Steinmann entsetzt und schlug die Hände zusammen; und aus Ihrem Zimmer?"

„Ja!" jammerte die Kiliane, „zweihundert Gulden in lauter Guldenstücken, die ich gestern mit nach Hause gebracht — es ist ganz entsetzlich!" Und der ganze Chor von alten und jungen Weibern, von alten und jungen Männern, in den phantastischsten Kostümen jammerten nach: „es ist ganz entsetzlich!"

Der Steinmann und die Soldaten gingen in den ersten Stock hinauf, und ersterer ließ sich zeigen, wo der Mörder mit dem Messer gestanden; dann untersuchte er den Platz ringsum, ging an die Thüre zur Gallerie und sagte, während er that, als schiebe er den Riegel der Thüre jetzt erst zurück: „wenn der Dieb entkommen ist, so ist er wahrscheinlich hier heraus geflüchtet."

„Unmöglich!" meinte der alte Herr, „auf die morsche Gallerie kann sich keine Katze wagen, und dann meine ich auch, ich hätte ihn die Treppe hinab in den untern Stock springen hören."

„In den untern Stock?“ kreischten mehrere Weiber, die da wohnten, und der würdige Stadtsoldat Steinmann hatte sein ganzes Ansehen notwendig, um das Geschrei endigen zu machen und die Ruhe wieder herzustellen. „Wir müssen unbedingt eine Haussuchung halten,“ sagte er und ordnete dazu das Nötige an.

Die Männer des Hauses schloßen sich den Soldaten und dem Steinmann an, es wurden Laternen gebracht, und man fing zuerst auf dem Boden des Hauses an, emsig zu suchen, um, wie der Steinmann wohl wußte, nichts zu finden; ebenso in den Zimmern der Kiliane und in den andern des dritten Stocks, dann im zweiten Stock, im ersten, im Parterre und zuletzt in dem Keller — nirgends fand sich eine Spur von Räubern und Mördern! Der Steinmann war äußerst ergrimmt und fluchte bedeutend über die Frechheit und Verwegenheit der Diebe; er ging in den Hof hinaus, untersuchte den Holzschuppen unter den Zimmern der Madame Müller, fand aber natürlicher Weise nichts und sah, daß die Hinterthüre fest verschlossen und sogar von innen verriegelt war.

„Es hilft nichts,“ sagte der Steinmann, „wir müssen auch die Zimmer da droben im Hinterhaus untersuchen, meine Herren, wenn Sie hier unten warten wollen, ich will mit den Soldaten hinauf gehen und mich droben umsehen.“

Mit zitternder Hand zog er an der Klingel, die zur Wohnung der Madame Müller gehörte, und erst, als er sah, daß man droben Feuer schlug, stieg er mit den beiden Soldaten hinauf. Im tiefsten Negligé wurden sie droben von der Bewohnerin empfangen, welche sich schreiend zurückzog, als sie den Steinmann von der Polizei und ein paar Soldaten erblickte und erst nach längerem Parlamentieren dem ersteren den Eintritt in's Zimmer gewährte; die Soldaten mußten auf der Treppe bleiben.

„Alles in Ordnung?“ grinste der Steinmann, als die Thüre hinter ihm in's Schloß fiel, und setzte lauernd hinzu: „Ist die Anna im Bette?“

„Versteht sich von selbst!" sagte die Frau; „das arme Kind ist so erschrocken!"

„Schön," entgegnete der Stadtsoldat und ein Lächeln flog über sein Gesicht; „ich muß auch in ihrem Zimmer untersuchen, ob sich niemand dort versteckt hat."

„Aber, Herr Steinmann," sagte die Alte und that sehr erschreckt, „die Anna ist in ihrem Bette!"

„Desto besser!" lachte der andere, „heute komme ich im Dienste! und wenn sie sich an meinen Anblick in ihrem Schlafzimmer gewöhnt hat," grinste er lustig und setzte mit einem finsteren und bösen Blicke hinzu: „so wird sie auch ein anderesmal nicht mehr so viele Schwierigkeiten machen. Schließt nur immerhin die Thüre auf, es ist nicht anders."

Die Frau ging an die Thüre ihrer Tochter, klopfte leise an und sagte: „Anna, bist du wach?"

„Was wollt Ihr von mir? Was soll es, Mutter?" erschallte die Stimme des Mädchens zurück.

„Erschrick' nicht," fuhr die Mutter fort, „in dem vorderen Hause hat man eingebrochen und nun ist jemand von der Polizei da und muß auch in deinem Zimmer, wie in jedem andern nachsehen, ob sich vielleicht jemand hier versteckt hat."

„Bei mir ist niemand versteckt!" sagte grollend das Mädchen, „das muß ich am besten wissen!"

„Aber wir müssen uns davon überzeugen," entgegnete der Steinmann und sein Auge funkelte, während er in das Schlafzimmer des Mädchens trat.

Da lag sie oder saß vielmehr auf ihrem ärmlichen Bette, das Mädchen, welches mit ihrem stolzen Blick und herrischen Wesen so gar nicht in diese Armseligkeit paßte; die blonden, reichen Haare hingen aufgelöst um ihren Kopf und fielen über ihr erhitztes Gesicht, erhitzt von Zorn und — Scham; von Scham, daß sie gezwungen war, sich vor dem Menschen, den sie vor allen anderen grimmig haßte, so wie sie war, zeigen zu müssen. Ihr dunkelblaues Auge blitzte, während sie die schlechte geflickte Decke ihres

Bettes so hoch als möglich empor zog und während sie heftig sagte: „und das könnt Ihr leiden, Mutter, daß der in mein Schlafzimmer kommt?“

Die Frau zuckte mit den Achseln und der Steinmann sagte entschuldigend: „es ist nicht anders, ich muß meine Pflicht thun.“

Das Mädchen drehte ihr Gesicht nach der Wand und gab keine Antwort auf die Frage des Stadtsoldaten, ob sie nichts Verdächtiges gehört oder gesehen, worauf die beiden Eingetretenen das Gemach wieder verließen und der Steinmann die Thüre sorgfältig hinter sich zuzog. Als sie im vorderen Zimmer allein waren, sagte er mit leiser, gepreßter Stimme, während er mit flammendem Auge rückwärts nach der Thüre sah: ’s bleibt dabei, Frau Müller, ich habe die Geschichte jetzt satt und will ernten, wo ich so viel gesäet! Sowie davorn im Hause alles ruhig ist, komme ich wieder; laßt mir die Thüre offen.“

Die Frau preßte ihre Hände in sichtlicher Angst zusammen und sagte: „Aber, Herr Steinmann, das geht wahrhaftig nicht, es ist rein unmöglich.“

„Was unmöglich?“ entgegnete er, und ein böser Blick blitzte aus seinem Auge: „ich werde das Unmögliche schon möglich machen, dafür laßt mich sorgen! Habt Ihr mir nicht schon seit längerer Zeit alle Versprechungen gemacht? warum thut Ihr nicht das Eurige und sorgt nicht, daß Ihr das, was Ihr versprochen, auch halten könnt? Mir ist alles das gleich, jetzt muß ich hinunter, aber sorgt nur dafür, daß ich eine offene Thüre finde.“

Die Frau stieß statt aller Antwort einen tiefen Seufzer aus, und der Steinmann ging mit den beiden Soldaten wieder die Treppe hinab und verkündigte den unten Harrenden, daß er auch dort oben nichts gefunden.

Es herrschte unter den Einwohnern des Vordergebäudes ein wirres Durcheinandersprechen, ein Beratschlagen über ähnliche Fälle, wenn sie wieder vorkämen, und es wurden Vermutungen aller Art Preis gegeben über den frechen Dieb und ob er entkommen sei oder trotz des Nachsuchens sich noch irgendwo im Hause ver-

steckt befinde. Die Mehrzahl des weiblichen Teils neigte sich letzterer Ansicht zu und drang mit Bitten in die Männer, doch ja für die heutige Nacht eine Wache zu bestellen, wozu sich auch die Männer bereit erklärten und den Stadtsoldaten Steinmann unter dem Versprechen einer anständigen Belohnung ebenfalls ersuchten, von der

Partie zu sein. Letzterem schien die Idee des Wachehaltens nicht ganz unerwünscht zu kommen und er stimmte bei und setzte hinzu: „wenn der Kerl irgendwo im Hause noch versteckt ist, so kann er seinen Weg nur hinten hinaus nehmen, weshalb es, glaube ich, das Beste ist, wenn ich da oben die Bewohner des Hinterhauses ersuche, mir bis zum Morgen einen Platz in ihrem Zimmer zu bewilligen."

Gegen diesen Vorschlag aber erklärten sich viele, namentlich der alte Herr, der vorhin in Lebensgefahr geschwebt hatte; er schwor mehrere Eide, es sei viel zweckmäßiger, das Vorderhaus zu bewachen und ebenfalls eine Patrouille in den Hof gehen zu lassen, als das Hinterhaus polizeilich zu besetzen; er sei zu sehr alteriert und müsse eingestehen, daß er heute Nacht nicht imstande sei, allein in seinem Zimmer auszuhalten; auch sei es, da der Mordversuch

vor seinem Zimmer stattgefunden, das allerbeste, wenn sich der Steinmann dorthin postiere. Er nahm den Stadtsoldaten bei diesen Worten am Arm, versprach ihm, Gesellschaft zu leisten, und setzte leise hinzu: für einen guten kalten Punsch werde er schon sorgen.

Da die ganze Hausbewohnerschaft für die Idee des alten Herrn sich aussprach, dieser auch für alle Fälle erklärte, er gehe heute Nacht unbedingt nur dahin, wo der Steinmann hingehe, und sei es selbst auf die Polizei, so sah sich der Stadtsoldat genötigt, nachzugeben, und that dies äußerlich mit vielem Anstande und gutem Willen, innerlich aber voll Zorn und Bosheit.

Nun wurde das Haus mit sämtlichen in demselben wohnenden Männern und Knaben über zwölf Jahre militärisch besetzt, um den versteckten Spitzbuben einzufangen. Im Hofe ging eine beständige Patrouille von Vieren, bewaffnet mit Musketen und rostigen Säbeln; an der Kellertreppe und an der Hausthüre standen wenigstens ebenso viele, auf den Treppen saßen die beherztesten der Weiber und Mädchen, um im Notfalle Allarmzeichen zu geben, und vor seinem Zimmer auf dem ersten Stocke befand sich der alte Herr mit dem Steinmann bei einem Glase kalten Punsches, und letzterer schielte mit seinem einen Auge beständig nach der Thüre, die zur Gallerie führte, und überlegte, ob es denn wirklich so halsbrechend sei, auf dem alten Gerüst in's Hinterhaus zu gehen, in dem Falle nämlich, daß der alte Herr und die übrige Einwohnerschaft des Wachens noch vor Tagesanbruch müde würden und ihre Betten aufsuchten.

In dem Hinterhause hatten die beiden Bewohner die Ruhe auch nicht wieder gefunden, welche durch den Eintritt des Steinmann gestört und unterbrochen worden war. Die Frau saß am Ofen, gedachte des Gesprächs mit dem Stadtsoldaten, lauschte erschreckt auf jedes Geräusch draußen und marterte ihr Gehirn ab, um einen Gedanken zu finden, auf welche Art es möglich sei, den pfiffigen und gewaltthätigen Steinmann zu überlisten. Dabei warf die Frau von Zeit zu Zeit einen schüchternen Blick auf ihre Tochter, welche auf der anderen Seite des Ofens saß, bald den Kopf in

die Hände legte und in tiefes Hinbrüten versank, bald wieder ebenso wie die Mutter auf jedes Geräusch drunten lauschte, aber nicht verzagt und ängstlich, wie diese, sondern wild und herausfordernd, als erwarte sie mit Vergnügen einen heftigen Kampf, der ihr bevorstehe.

Das Geräusch unten, welches die beiden hie und da verschiedenartig aufregte, kam von der Patrouille im Hofe, und jedesmal, wenn sich die Schritte dem Holzschuppen näherten, richtete sich das Mädchen in die Höhe, schüttelte die blonden Locken aus dem Gesicht, ihre Augen blitzten und unter den trotzig aufgeworfenen Lippen glänzten jedesmal die großen, schneeweißen Zähne.

Die Mutter seufzte mehreremal tief auf, als wolle sie die Aufmerksamkeit ihrer Tochter auf sich lenken, und stieß endlich einen wirklichen Seufzer aus, als ihr das nicht gelang und das Mädchen sie in ihren tiefen Gedanken nicht beachtete.

„Wenn die Nacht endlich vorüber ist," sagte nach einer längeren Pause die Mutter und schauerte vor Frost und Erwartung, „so will ich zufrieden sein."

„Und was habt Ihr dadurch gewonnen?" sagte das Mädchen rasch auffahrend; „dann kommt der Tag und wieder eine Nacht, ähnlich der heutigen; — o, wir sind recht unglücklich!"

„Ja, ja!" seufzte die Mutter, „wir sind freilich recht unglücklich, und du vermehrst meinen Kummer durch deinen Trotz und deine Unbeugsamkeit."

„Durch meinen Trotz und meine Unbeugsamkeit?" sagte das Mädchen krampfhaft lachend; „bin ich gegen Euch trotzig gewesen? habt Ihr mich nicht unter Euren Willen gebeugt, tief gebeugt, entsetzlich tief gebeugt?! und als ich Euren Willen that und mich herabbeugen ließ — o, so tief! — habt Ihr mir nicht das Versprechen gegeben, daß jener schändliche, schlechte Kerl mir nie zu nah' kommen dürfe? habt Ihr das nicht gethan?"

„Allerdings!" sagte die Frau seufzend; „aber was thut die Armut nicht? habe ich unser Verhältnis anders machen können, habe ich nicht seine Hilfe annehmen müssen?"

„Nein, bei Gott!“ rief das Mädchen, „das hättet Ihr nicht gebraucht, das hättet Ihr nie nötig gehabt, wenn Ihr anders hättet handeln wollen! Warum haben wir bisher nicht gearbeitet? warum habt Ihr mich nichts lernen lassen — als mich anziehen und Guitarre spielen?“ setzte sie schrecklich lachend hinzu; „warum nicht? — ich will es Euch sagen,“ fuhr sie flüsternd fort: „weil Ihr nicht arbeiten wollt und weil Ihr gesehen, wie ich trotz Elend und Kummer gesund und kräftig heranwuchs, wie ich — ja, ich kann es Euch sagen — ein schönes Mädchen wurde.“

Die Mutter barg das Gesicht in ihre Hände und das Mädchen fuhr fort:

„Geschehene Dinge, Mutter, sind nicht wohl zu ändern; ich will Euch auch nicht fluchen, denn wenn mein Mund gegen Euch harte, zornige Worte sprechen will, so dränge ich sie gewaltsam zurück; denn, Mutter, wenn ich einmal anfangen wollte, Euch zu sagen, wie es mir hier in meinem Herzen zu Mute ist, dann solltet Ihr entsetzliche Sachen hören! — — — — Wie gesagt, vergangen ist vergangen; ich blicke nur selten rückwärts und möchte gern vorwärts sehen, aber ich kann nicht, bei Gott! ich kann nicht; nur das möchte ich Euch tausendmal wiederholen: schützt mich vor jenem Menschen, oder es giebt ein furchtbares Unglück!“

„Ich muß deine Worte ertragen,“ entgegnete leise die Frau, „obgleich sie nicht ganz gerecht sind; was hätte ich bei unserer Armut thun sollen, nachdem dein unglückseliger Vater gestorben?“

„Arbeiten, Mutter!“

„Womit hätte ich dich erziehen sollen?“ fuhr die Frau fort, ohne jene Antwort zu beachten; „mußte ich nicht alle Mittel ergreifen, um Geld zu verdienen, um —“

„Mich erziehen zu lassen!“ lachte das Mädchen. — „Eine vortreffliche Erziehung, die Ihr mir gegeben! Ja, Ihr habt mich erzogen, daß sich Gott erbarm! zu einer . . .“

Statt dieses entsetzliche Wort auszusprechen, schlug sie sich selbst mit ihren Händen wie wahnsinnig ins Gesicht.

Es entstand eine längere Pause, dann fuhr das Mädchen, das

mühsam mit sich gekämpft, fort zu sprechen: „als der Vater noch lebte, Mutter, da war es schlimm und doch golden gegen jetzt. Wohl erinnere ich mich aus meiner Kindheit einer glücklicheren Zeit, aber sie liegt so fern und war so kurz, daß ich oft glaubte, ich habe sie nur geträumt. Dann, Mutter, kam das Unglück in unser Haus, und damals wußte ich nur — so sagtet Ihr mir freilich, wenn Ihr mir des morgens statt des Frühstücks ein Stück Schwarzbrot gabt, dann sagtet Ihr: Sieh', Kind, an all' unserem Unglück ist dein Vater schuld! Und wenn ich fragte: wie, Mutter? dann gabt Ihr mir zur Antwort: das Geld, von dem wir einen ganzen Tag leben könnten, vertrinkt dein Vater abends im Wirtshause; und das war die Wahrheit, denn so jung ich war, so bemerkte ich doch, wie der Vater abends berauscht nach Hause kam, und zitterte, wenn er kam, Euch schlug und mich, ein kleines, armes, unschuldiges Kind, mit den Füßen von sich stieß; denn er sagte — was sagte er doch, daß ich sei? — wißt Ihr's noch? ich habe es nicht vergessen — ich sei ein Bastard, sagte er, ein Kukuksei! — o Mutter! von da an, obgleich ich nicht wußte, was er damit meinte, hatte ich sogar an dem grünen Wald keine Freude mehr, wie die übrigen Kinder, und wenn der Kukuk schrie, so dachte ich an die Schläge zu Haus und schauderte."

Die Frau saß da, ohne eine Silbe zu antworten, ohne einen Blick auf die Tochter zu werfen, den Kopf in die Hände vergraben und seufzte und stöhnte nur zuweilen tief auf.

„Ich habe Euch das noch nie gesagt, Mutter," fuhr das Mädchen fort, „und ich thue es auch nur wegen der heutigen Nacht und wegen der Zukunft; aber Ihr sollt alles hören! Freilich mißhandelte uns der Vater, Euch und mich, freilich wurden wir eine Bettlerfamilie, freilich suchte und fand er seinen Tod in dem Flusse, aber wer, Frau, hat ihn dazu gebracht? — ich will es Euch sagen — Ihr selbst!"

Bei diesen Worten fuhr die Frau gewaltsam in die Höhe und starrte ihre Tochter mit einem schrecklichen Blicke an; das Mädchen aber erhob sich ruhig und gab der Mutter Blick um Blick zurück.

„Wer hat dir das gesagt?“ brachte die Frau endlich mühsam hervor, „wer hat dir das gesagt?“

„Ist es vielleicht nicht wahr?“ entgegnete ruhig das Mädchen, „bin ich vielleicht kein Bastard — was?“

Die Frau fiel auf ihren Stuhl zurück, ohne eine Antwort zu geben, und die Tochter fuhr fort:

„Wie gesagt, das ist alles vorbei, und alle Klagen, alle Verwünschungen bessern uns beide nicht; doch, Mutter, ich beschwöre Euch, laßt uns ein anderes Leben anfangen! Ich bin ja jung und stark, ich kann und will arbeiten, laßt uns die Stadt verlassen, laßt uns im Lande herum betteln gehen — das ist ja für mich doch nichts Neues! — bis wir einen ehrlichen Erwerbszweig gefunden haben.“

Nach dieser Rede zum erstenmal schaute die Mutter ihre Tochter mit einem Blicke an, in welchem sich einige Hoffnung malte, und während sie sich scheu rings umsah, sagte sie hastig, aber mit leiser Stimme: „ja, wir wollen, mein Kind! mein armes, unglückliches Mädchen! — und zahlreiche Thränen entströmten ihren Augen — ja, wir wollen fort von hier, komm! — jetzt gleich! noch heute Nacht!“

„Heute Nacht? jetzt gleich?“ entgegnete das Mädchen und eine tiefe Röte flammte in ihrem Gesichte auf. „Heute Nacht wird's nicht gut gehen, auch ist ja die Nacht bald vorüber, aber morgen Nacht, dann sicher Mutter! — Nicht wahr, Ihr versprecht mir das?“

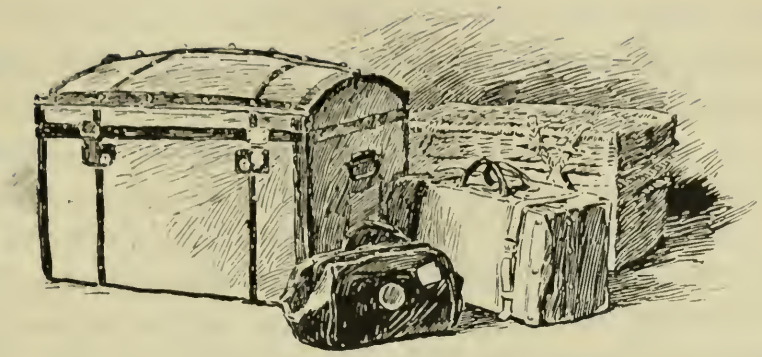
„Ja, wenn du willst, mein Kind,“ sagte die Frau sichtlich erleichtert; „aber der Steinmann? — Wenn der Steinmann kommt?“

„Den laßt nur kommen, Mutter,“ entgegnete das Mädchen und richtete sich hoch empor, „den laßt kommen, mit dem werde ich fertig, wenn Ihr, Mutter, ihn nicht unterstützt.“

So endigte das Gespräch zwischen Mutter und Tochter, und es war der Frau in diesem Augenblicke mit der projektierten Flucht vollkommen Ernst, und während das Mädchen durch den heranbrechenden Morgen ermutigt, in ihr Bett zurückging, suchte die Mutter allerlei Kleidungsstücke und andere Sachen in den Schub-

laden und Schränken zusammen, machte ein Paket daraus und verbarg es in dem geheimen Fache des Wandschrankes.

Drüben in dem Vorderhause saßen der alte Herr und der Steinmann noch immer vor dem Zimmer des ersteren und beide rauchten fleißig Cigarren und tranken fleißig kalten Punsch dazu. Der Steinmann bemerkte ebenfalls den Morgen, der heraufdämmerte, und wenn er auch sehnsüchtig nach dem Hinterhause hinüberblickte, so tröstete er sich doch mit dem Gedanken, daß er am heutigen Tage einiges Geld einzunehmen habe, und daß nach demselben eine andere und bessere Nacht folgen werde.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Anna.

Man kann sich leicht denken, daß die plötzliche Abreise des Barons Karl noch zu weit mehr Gerede und Vermutungen Anlaß gab, als seine Ungnade bei Hofe. Die, welche den Grund derselben wußten, bedauerten ihn von Herzen, und wenn auch keiner den Mut hatte, die allgewaltige Hofdame direkt ihr Unrecht einigermaßen fühlen zu lassen, so konnten doch manche nicht umhin, ihre indirekten Bemerkungen so laut und deutlich zu machen, daß sie der Frau von C. zu Ohren kommen mußten und ihr notwendig sagten, wie man in der Gesellschaft über sie dachte.

Von dem Hoffräulein hatte niemand mit ihr gesprochen, seit sie in den ersten Tagen nach deren Abreise auf dergleichen Fragen die kurze Antwort gab: sie sei zu Verwandten gereist. In der Gunst der alten und der jungen Herzogin stand die Hofdame fester als je. Da sie es nicht verschmähte, hie und da eine andere ihre Macht fühlen zu lassen, so war sie wohl gefürchtet, aber nicht gesucht, und man fing schon an, in den Zirkeln einer gesellschaftlichen Opposition den Baron Karl, er mochte nun begangen haben, was

er wolle, in Schutz zu nehmen, und begann über den Abwesenden nur Gutes zu reden.

Eigentlich wäre es auch schwer gewesen, ihm etwas Böses, etwas Unrechtes oder nur Unliebenswürdiges nachzusagen: er war ein vollendeter Gesellschafter, ein excellenter Tänzer, stets gefällig und liebenswürdig, sowie aufopfernd bis zum Exceß für seine Freunde und Bekannten. Die Schar der letzteren — eigentliche Freunde hatte er, wie jeder vernünftige Mensch, wenige — fühlten auch seine Abwesenheit recht schwer. Das kleine Haus vor der Stadt war und blieb verschlossen; aus dem Schornstein der Küche schlängelte sich kein Rauch mehr empor, und im Innern ward kein Diner mehr serviert, keine Spieltische aufgestellt; die nächsten Bekannten empfanden dies um so schmerzlicher, und unter diesen am allerschmerzlichsten der Graf Alfons, welcher, ohne sich durch großen Verstand oder sonst etwas auszuzeichnen, mit dem Baron sehr liiert war, weil er, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, ein guter Kerl war.

Der Graf hatte soeben einen Spazierritt beendigt, er hatte eine Promenade um die Stadt herum gemacht und ließ seinem großen englischen Pferde den Zügel, als er jetzt bei dem kleinen Hause seines Freundes vorbeikam, und stemmte den Arm in die Seite, um mit mehr Muse, und wie er sich selbst glauben machte, gedankenvoll nach dem Fenster hinaufzuschauen. Da war aber alles öde und leer und nichts Lebendiges zu sehen und zu hören als der große Hofhund, der seinen Kopf auf die Vordertatzen gelegt hatte und leise heulte, als er einen eleganten Reiter vorbeikommen sah, der nicht sein Herr war.

Nachdem sich der Graf einige Sekunden lang mit dem Gedanken gequält, wo der verfluchte Kerl wohl sein könne, ob er das Mädchen gefunden habe oder finden werde, nahm er die Zügel wieder in die Hand und verfolgte in schnellerer Gangart den Weg nach seinem Hause zu. In einer der Hauptstraßen bemerkte er den Wagen seiner Schwester Klara und sah sie selbst aussteigen und die hohe Treppe eines Hauses hinangehen, und da sie oben auf dem

Ruheplatz vor der Thüre angekommen mit ihm zu Pferde nun in gleicher Höhe sich befand, so ritt er näher, um ein paar Worte mit der Schwester zu wechseln.

„Wie geht's bei dir zu Hause?" fragte der Bruder, „was macht dein Mann, hat er ausgeschlafen? Tröste ihn nur über seinen Verlust im Whist gestern Abend; ich habe ihn in der Tasche und sein Gold ist somit in der Familie geblieben."

„Nichts Neues?" fragte die Gräfin, die das Gespräch über die Whistpartie vollständig überhörte.

„Gar nichts," mein Kind; wie kannst du auch von mir Neuigkeiten verlangen? Du, die immer an der Quelle des Neuen, des Schönen und alles Heiles sitzt, zu den Füßen deiner angebeteten Adelaide?"

Die Gräfin machte ein verdrießliches Gesicht und sprach: „lasse doch deine ewigen ungenießbaren Späße, sage mir lieber, ob du von dem Baron Karl etwas weißt."

„Und wenn ich etwas wüßte, mein Kind?" fragte lachend der Graf.

„So wäre ich begierig darauf, es zu hören," entgegnete die Schwester.

„Nun, so viel kann ich dir schon anvertrauen," antwortete der Graf, „daß man wohl annehmen kann, daß er dem Aufenthaltsort des Fräuleins auf der Spur ist."

„Und wenn er sie findet," sagte die Gräfin mit hoher Miene und kaltem Tone, „so wird es ihm doch nichts nützen, ehe er nicht zurückkommt und die Verzeihung der Frau von C. erfleht; sie allein hat das Schicksal Paulinens zu bestimmen und wird zu solch einer improvisierten Heirat, wie sie der Baron vorhat, nimmermehr ihre Einwilligung geben."

„Das mag sie halten wie sie will," antwortete der Graf achselzuckend, „aber in dem Falle heiraten wir ohne Einwilligung."

„Das wollen wir sehen!" entgegnete die Schwester und winkte zum Abschiede leicht mit dem Kopfe, worauf der Bruder seinen Hut lüftete und nach Hause ritt, während er zwischen den Zähnen summte:

„Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten, Adelaide.“

An dem Thorwege seines Hauses angekommen, wurde ihm derselbe von einem Stallbuben geöffnet; — er stieg gemächlich von seinem Pferde herunter und ging in seine Zimmer, welche sich im Parterrestock des großen Hauses befanden und mit dem größten Teil ihrer Fenster auf einen großen und zierlich angelegten Garten gingen.

Der Graf Alfons war ein Blumenfreund, er hatte zur ersten Zeit des Frühjahrs die schönsten Kamelien und pflegte sie mit eigener Hand.

Während der Kammerdiener einen schweren Vorhang emporhob, unter welchem er in ein kleines Vorzimmer und dann in seine Garderobe kam, die ans Schlafzimmer stieß, flüsterte ihm der Diener leise zu: im Salon befindet sich eine Dame, die schon seit länger als einer Viertelstunde auf den Herrn Grafen warte.

„Wer ist's Friedrich, eine meiner Bekannten? Kennst du sie?“

„Der Herr Graf werden entschuldigen, aber ich habe sie, glaube ich, noch nicht gesehen; sie ist groß, scheint ziemlich schlank, aber dicht verschleiert.“

„Sie kam zu Fuß?“

„Nein, Herr Graf, in einer Droschke, die unten wartet.“

Der Graf gab Hut, Reitpeitsche und Handschuhe in die Hände des Kammerdieners, fuhr mit der Hand leicht über das Haar, als er an einem kleinen Spiegel vorbeikam, drehte seinen schwarzen Schnurrbart aufwärts und trat in seinen Salon, sehr gespannt, wer die Dame wohl sein möge.

Da saß dieselbe in einem kleinen Fauteuil in sehr eleganter Morgentoilette, ein grauseidenes Kleid, blauer Atlashut, in einen großen Shawl gewickelt; sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, doch konnte der Graf im Augenblicke des Eintretens ihr Gesicht nicht sehen, da sie angelegentlichst den Blumentisch voll prachtvoller Kamelien, der etwas seitwärts stand, zu betrachten schien. Bei dem Geräusche aber, das der Eintritt des Grafen verursachte, wandte sie ihren Kopf herum und jener blieb erstaunt in der Mitte des

Salons stehen, mit dem überraschten und freudigen Ausrufe: „Anna! — Anna, sind Sie es wirklich? Sehe ich Sie endlich einmal wieder, Sie böses Mädchen? Schöne blonde Fee, die plötzlich erschien, um spurlos wieder zu verschwinden!“

„Ich bin es selbst, Herr Graf,“ entgegnete das Mädchen mit ruhiger Stimme und heftete die großen dunkelblauen Augen fest auf ihn; „ich muß gestehen, ich bin mir einer Schuld gegen Sie bewußt.“

„Einer großen, Anna, einer sehr großen! Sie hatten mir versprochen“ — er wollte eigentlich sagen: „du hattest mir versprochen,“ aber das Mädchen imponierte ihm — „Sie hatten mir versprochen, ich dürfte Sie wieder sehen und haben Ihr Versprechen nicht gut

gehalten! wie gesagt, Sie waren spurlos verschwunden — o Gott, Anna! wenn Sie wüßten, wie sehr ich nach Ihnen geforscht, wie ich die ganze Stadt nach Ihnen durchsucht! Nein, Sie haben mich unverantwortlich behandelt!" — Der Graf lehnte sich bei diesen Worten an den Fenstervorhang und versank in stille Bewunderung beim Anblick dieser reizenden Gestalt und dieses edlen, schönen Gesichts mit den seelenvollen Augen.

„Aber sagen Sie mir," fuhr er nach einer Pause fort, „wo waren Sie in all' der Zeit? ich glaube, es ist ein halbes Jahr. Hatten Sie die Stadt verlassen? — hatten Sie? — haben Sie Freunde gefunden, Anna, die es redlicher und besser mit Ihnen meinen, als ich, daß Sie mich so ganz vergessen konnten?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte mit fester Stimme: „nein, Herr Graf, ich habe Sie nicht vergessen, ich habe Ihrer beständig freundlich gedacht."

„Nur freundlich, Anna?"

Das Mädchen zuckte mit den Lippen und wollte sie trotzig aufwerfen, und man sah schon ihre schneeweißen Zähne hervorblitzen; doch fuhr ein schmerzliches Lächeln über ihre Züge, und sie sagte: „gewiß, Herr Graf, freundlich, recht freundlich; wie kann ich Ihrer anders gedenken?"

„Mit Liebe, Anna, mit ein klein wenig Liebe," versetzte der junge Mann und faßte ihre kleinen Hände, die sie ihm ruhig ließ.

„Mit Liebe?" entgegnete das Mädchen, und ihre Zähne wurden abermals unter der Oberlippe sichtbar; — „mit Liebe? Ei, Herr Graf, die läßt sich nicht gebieten, die haben Sie auch nicht von mir verlangt." — Diese Worte sagte sie in dem scharfen und schneidenden Tone, mit welchem sie in vergangener Nacht zu ihrer Mutter gesprochen.

„Ei, ei, Anna!" sagte der Graf lachend, „Sie sind immer noch dieselbe Schwärmerin, eines der sonderbarsten und liebenswürdigsten Mädchen, die ich je gesehen. Aber jetzt Scherz bei Seite! ich freue mich wirklich ganz ungemein, Sie wieder zu sehen, und ich hoffe, Sie werden nicht wieder so spurlos verschwinden."

Die Züge des Mädchens hatten den früheren ruhigen und ernsten Ausdruck wieder angenommen; ja, sie blickte schmerzlich auf, und doch leuchtete ihr Auge im nächsten Augenblick freudig, als sie antwortete: „wer weiß, Herr Graf, vielleicht verschwinde ich noch spurloser, als bisher! das heißt, vielleicht, ja, wahrscheinlich werden Sie mich nie wieder sehen; und daß ich Ihnen das sage und daß ich Ihnen darauf mit einer großen Bitte lästig falle, soll Ihnen beweisen, wie gut ich von Ihnen denke, ja, wie sehr freundlich ich stets Ihrer gedacht."

„Schönste Anna," sagte der junge Mann entzückt, „Sie haben eine Bitte? Sprechen Sie sie aus, und wenn es mir möglich ist, sie zu erfüllen, so soll es gewiß geschehen! Wollen Sie ein reizendes Appartement, eine kleine niedliche Equipage? — befehlen Sie, ich will alles thun, was Sie wünschen — ich bin so froh, Sie wieder zu sehen!"

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „es wird mir schwer, meine Bitte auszusprechen, aber ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß das, was ich von Ihnen wünsche, nicht für mich ist."

„Sprechen Sie, Anna," entgegnete der Graf und küßte die Stelle ihrer Hand, die zwischen Handschuh und Kleid sichtbar war.

„Wohlan," sprach das Mädchen und zog ihre Hand zurück; „ich brauche fünfzig Louisd'or — — — — — nicht für mich, Herr Graf, bei Gottes Barmherzigkeit, auf die ich hoffe, auf die wir ja alle hoffen müssen, nicht für mich!"

„Liebes Kind," sagte der Graf lachend, „ob Sie die Kleinigkeit für sich brauchen, oder für jemand anders, ist mir wahrhaftig gleichgültig; ich schätze mich nur glücklich, Ihnen diesen unbedeutenden Dienst leisten zu können." — Damit eilte er in sein Schreibzimmer und holte eine kleine Rolle, die er in die Hand des Mädchens legte.

„Gott lohn' es Ihnen!" versetzte sie, und zwei große Thränen zitterten in ihren Augen — „Gott lohn' es Ihnen, Herr Graf, Sie haben vielleicht das Glück eines Menschen gemacht!"

„Das soll mich freuen," sagte der leichtsinnige, aber gute junge Mann; „wenn ich Ihnen nur einen frohen Augenblick gemacht habe, ist mir's genug. Aber Sie wollen mich schon verlassen?" setzte er hinzu, als er sah, wie sich Anna aus ihrem Fauteuil erhob und den Schleier über ihr Gesicht fallen ließ. „Wann werde ich Sie wiedersehen, Anna?"

„Ich weiß es nicht, Herr Graf; Sie sehen, ich will ehrlich gegen Sie sein, ich weiß wahrhaftig nicht, wann ich Sie wieder sehen werde; aber bemerken Sie den heutigen Tag, Sie haben ein sehr gutes Werk gethan! Dieses Geld wird zu einem schönen und edlen Zwecke benützt."

„Und das ist alles, was Sie mir heute sagen?" entgegnete der Graf und stützte sich auf den Fauteuil, den das Mädchen eben verlassen; „nicht einmal ein Versprechen geben Sie mir, wann ich Sie wieder sehen soll?"

„Ich kann nicht," sagte Anna und reichte ihm die Hand zum Abschiede; „glauben Sie aber, wir sehen uns gewiß wieder. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten und innigsten Dank für Ihre Güte — leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!" erwiderte der junge Mann und zog das nicht widerstrebende Mädchen leicht an sich, alsdann drückte er einen Kuß auf den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, und als er durch denselben ihre Thränen fühlte, geleitete er sie ehrfurchtsvoll bis an die Thüre.

Gleich darauf rollte unten ein Wagen fort und der Graf, der an das Fenster getreten war, fuhr mit der Hand über das Gesicht und sagte zu sich selber: „dieses schöne Mädchen ist wahrhaftig eines der sonderbarsten Geschöpfe, die ich je kennen gelernt, und daß ich sie einstens kennen gelernt, ist für mich eine der seligsten Erinnerungen! — — — So gern ich aber auch ihre Bitte erfüllte, muß ich doch gestehen, daß fünfzig Louisd'or für einen Kuß auf einen Schleier, selbst wenn der Schleier ein so schönes Gesicht bedeckt, teuer genug bezahlt ist."

Die Droschke, worin das Mädchen saß, rollte durch die obere

und untere Stadt, verließ den Bezirk der ehemaligen Stadtmauer und die eigentlichen Grenzen der jetzigen Stadt, und der Kutscher lenkte nach einer Vorstadt, wo kleine Häuser mitten in Gärten lagen, und worin der Wohlfeilheit der Mietpreise halber sich Offi-

ziers witwen, pensionierte Beamte, junge Kaufleute und Künstler aller Art zusammengefunden hatten. Ehe sie die Vorstadt erreichte, ließ das Mädchen den Wagen halten, stieg aus und ging, in ihren Shawl gewickelt, tief verschleiert weiter.

Der Kutscher, der diese Fahrt schon öfters gemacht zu haben schien, wandte seinen Wagen um, stellte sich mit demselben hinter

eine alte Gartenmauer, befestigte für sein Pferd einiges Heu auf der Spitze der Deichsel, und fiel alsdann auf seinem Bock in einen sanften Morgenschlummer.

Das Mädchen schritt durch einige enge Straßen, wandte sich rechts, dann links und kam jetzt an ein großes Gartenthor, das sie öffnete und durch das sie eintrat.

Dieser Garten schien von bedeutender Ausdehnung zu sein, war größtenteils zum Gemüsebau angelegt, auch sah man Frühbeete und Glashäuser, und einige hundert Schritte vom Eingang war eine Baumgruppe, zwischen welcher versteckt ein kleines Haus lag, heimlich und reizend im frischen jungen Grün, das eben aus den geschwellten Knospen hervorgebrochen war, umduftet von Tausenden von Veilchen, die an der Mauer und unter den Bäumen in großen Partien wuchsen, und umspielt von einer großen Menge Singvögel, die an diesem schattigen schönen Plätzchen ihre lustigen Morgenlieder erschallen ließen. Es lag etwas Geheimnisvolles und dabei Anmutiges über dem kleinen Hause, das, nach der Höhe und Länge zu rechnen, nur zwei Zimmer haben konnte; von der Wand sah man fast gar nichts, denn sie war dicht mit Epheu bekleidet und die schlanken grünen Ranken umspannen bereits die Fenster und wiegten sich in diesem Augenblicke sehnsüchtig auf den vollen Tönen eines Fortepiano, die aus dem Zimmer erschallten.

Das junge Mädchen blieb einen Augenblick horchend stehen, und ihre ernsten, ja trotzigen Züge lösten sich in angenehme Weichheit auf, als sie rasch auf das Häuschen zueilte und in demselben verschwand. Sie durchschritt das erste Zimmer und blieb auf der Schwelle des zweiten stehen, laut und fröhlich lachend über die ausgezeichnete Unordnung, die sich hier ihren Blicken darbot.

An dem Klavier saß ein junger Mann, der bei ihrem Eintritte hastig emporsprang, und, obgleich man ihm die Freude wohl ansah, welche ihm dieser Besuch verursachte, doch einen Augenblick schüchtern an seinem Stuhle stehen blieb, dann aber auf das Mädchen zueilte, welches sich ihm leidenschaftlich in die Arme warf, worauf er ihren lachenden Mund mit Küssen bedeckte.

„Warum lachst du wieder über mich?“ sagte der junge Mensch nach einer kleinen süßen Pause; „ich habe geglaubt, ich hätte das Übermögliche gethan, um mein Zimmer in Ordnung zu bringen.“

„Das muß ich gestehen,“ entgegnete lustig das Mädchen, „wenn du meinst, ein Übermögliches gethan zu haben, so möchte ich einmal sehen, wie es hier aussähe, wenn deine Zimmer nach deinen eigenen Begriffen einmal in Unordnung geraten wären.“ — Bei diesen Worten ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, der junge Mann blieb neben ihr stehen, legte seine Hand auf ihre Schulter und folgte aufmerksam und selbst mitlachend den Bewegungen ihres Sonnenschirms, mit welchem sie die erwähnte Unordnung klassifizierte.

„Dort, mein Herr,“ sagte sie, „um bei Ihrem Handwerkszeug anzufangen, steht auf dem Klavier eine Kaffeetasse, die Zuckerdose auf der Fensterbank und die Kanne hiezu auf dem Ofen.“

„Aber das ist keine Unordnung, mein Herz!“ versetzte der junge Mann; „am Klavier habe ich aus der Tasse getrunken, auf der Fensterbank steht mein Vogelbauer, ich habe deinem Vogel Zucker gegeben, und die Kanne habe ich auf den Ofen gestellt, damit sie warm bleiben solle.“

„Richtig! auf den kalten Ofen, damit sie warm bleiben solle! Dort auf dem Violinkasten liegt eine weiße Halsbinde und malerisch über jene Pfeife gehängt ein paar hellgelbe Glacéhandschuhe. Pfui, mein Herr! Waren dieselben gestern Abend in einer Soiree?“

„Leider!“ entgegnete der junge Mann; „*leider* muß ich sagen, denn ich fühle mich in diesen Zirkeln entsetzlich unbehaglich. Weshalb werden wir armen Künstler auch eingeladen? Um unser selbst willen, um unserer Kunst willen? — Gott bewahre! sondern nur um das, was wir gerade zum Töten der Zeit zu leisten vermögen oder leisten wollen . . . . . Ich wollte diesen Leuten ja gern den ganzen Abend vorspielen, wenn ich nur nicht wüßte, daß meine Leistung von der Dame des Hauses schon vorher genau aufgerechnet ist — von acht bis halb neun Konversation, — natürlich nicht

mit mir, man beschäftigt mich mit Aussuchen von Noten an dem Flügel, um der Gesellschaft gleich zu sagen, wer ich eigentlich bin, sie zu warnen vor mir, einem Musiker, einem Paria — also von halb neun bis neun singt der Herr X. eine Arie, dann spiele ich, und so weiter. Und wenn dergleichen musikalische Quälereien nur großartig betrieben würden, wie z. B. bei den Engländern, wo man ebenso gut weiß und ausgemacht hat, was mein Spiel kosten wird, wie die Gänseleberpasteten und die Austern des Souper, und wo ich nachher meinen Hut nehme und mich stolz wie ein König entferne! — O, nein! das geht hier nicht, — man ist ein Mittelding zwischen eingeladenem Gast und Bedienten, wenigstens der, der es sich gefallen läßt. Und wenn man abgesungen und abgespielt hat, wenn man von Leuten, die von der Kunst nicht so viel verstehen, wie mein Handschuh, ein dutzendmal: Göttlich! — Charmant! — Bezaubernd! gehört hat, so soll es vorgekommen sein, daß der Bediente, während die Gesellschaft zum Souper ging, dem Künstler ein Glas Wein und ein paar Butterbrote mit vielsagendem Blick auf das Klavier gestellt, — das soll vorgekommen sein, ich habe mich freilich klugerweise immer gehütet, so was zu erleben."

Der junge Mann hatte dies halb lustig, halb zornig von sich gegeben, und rannte dabei unter dem Lachen des gänzlich verwandelten Mädchens im Zimmer auf und ab, um die Ordnung unter Mobilien und Gerätschaften wieder etwas herzustellen, vermehrte aber durch den Eifer, in welchen er geraten war, die Unordnung bedeutend, indem er unter anderem das Kaffeegeschirr auf ein Blumenbrett vor's Fenster setzte und Halsbinde und Handschuhe in den Papierkorb warf.

„Nein, das ist arg! Charles, laß das Aufräumen nur sein, ich will es gleich besorgen. Aber wie kann man sich über so eine Soiree so ereifern?"

„Nun," sagte der junge Mann, „wer sich über dergleichen unwürdigen Geschichten nicht ereifert, der ist kein Mann, oder wenigstens kein Künstler. Ich freilich habe es nie bis zu einer

Demütigung kommen lassen, und wenn mitten in einem Musikstücke so ein rotnasiger Bedienter meldet, daß das Souper serviert sei, so mache ich augenblicklich meinen Schluß, denn ich weiß, daß alsdann doch das Bischen Aufmerksamkeit für uns vorbei ist und sich den gedeckten Tischen zuwendet. Die Dame des Hauses sagt mir mit einem sauersüßen Gesichte: Sogleich werden wir soupieren! und ist unendlich froh, wenn ich meinen Hut nehme und ihr versichere, daß eine kleine Gesellschaft guter Freunde, der ich versprochen, noch zu kommen, mir nicht erlaube, diese Auszeichnung anzunehmen, und ich mich deshalb bis nächstens zu Gnaden empfehlen müsse. — Aber verzeih', geliebte Anna," fuhr der junge Mann fort, nachdem er gezeigt, mit welch' tiefem Kompliment er sich alsdann beurlaube, „verzeih' mir, du gehörst ja auch zu jenen vornehmen Leuten, zu der sogenannten Gesellschaft."

Das Mädchen hatte lustig in die Hände geklatscht und entgegnete geschwinde: „ich als Dame des Hauses würde sagen: Monsieur Charles, geben Sie mir Ihren Arm, dort neben jener alten Fürstin und jener dicken Gräfin ist ein Platz für Sie, ich will jene beiden Damen ehren."

„Das würdest du allerdings thun, teures Mädchen," sprach der junge Musiker; „wenigstens hast du in diesen bescheidenen Zimmern den guten Willen, es zu thun; ob sich aber dein Herz nicht ändert, wenn du das stille Leben, das du in hiesiger Stadt führst, wieder verlassen mußt, um in deine Salons zurückzukehren? Aber, meine Anna, ich glaube das nicht, du bist ein herrliches Geschöpf, voll Glut für alles Schöne, voll Poesie, du allein bist im stande, meinen Widerwillen gegen diese höhere Gesellschaft zu überwinden, du — selbst dieser höheren Gesellschaft angehörend, die dabei den armen Künstler liebt, der nichts hat, als den redlichen Willen, etwas Großes zu schaffen und sich einen Namen zu machen."

„O Charles, mein Freund," sagte das Mädchen plötzlich sehr ernst werdend und nahm eine seiner Hände zwischen die ihrigen, „o sprich nicht so mit mir! du bist dir deines herrlichen Talentes bewußt und in deinem Geiste liegt eine große glänzende Zukunft;

du wirst dich emporschwingen, du wirst dir einen Namen machen, du wirst gefeiert dastehen — aber ich . . .“

„Aber du?“ entgegnete der Musiker und küßte ihre schönen, weißen Hände innig und herzlich, „aber du? du gehörst einer reichen, mächtigen Familie; und der selige Traum,“ setzte er leiser hinzu, „dich einstens zu besitzen, wird immer ein Traum bleiben, und das, Anna, meine geliebte Anna, das wirft schwarze, entsetzliche Schatten in mein Leben.“

Das Mädchen zitterte leicht und schauerte zusammen, während ihre Augen feucht wurden.

„Wenn ich auch noch so hoch steige,“ fuhr der junge Mann fort, „kann ich die Schranken niederwerfen, welche deinen Stand von dem meinigen trennen? Und doch ist es meine einzige, meine seligste Hoffnung, dich zu verdienen, dich zu erringen, dich, die du mit deinem großen, liebevollen Herzen zu mir herabstiegst, die du mich aufgemuntert und unablässig angespornt hast, wenn mich die Kraft verlassen wollte und ich verzweifelte, ob ich je das Ziel erreichen würde, das ich mir vorgesteckt!“

Das Mädchen erhob sich von ihrem Stuhle, legte ihren Shawl und Hut ab und begann, ohne eine Silbe zu antworten, in dem Zimmer aufzuräumen. Der junge Mann blickte entzückt auf ihre Beschäftigung, und als sie fertig war und sich in die Ecke des Zimmers still auf einen Schemel niederließ, da wußte er, was sie jetzt wünschte, und setzte sich an das Instrument und ließ herrliche, jauchzende, glückselige Töne erklingen.

Der junge Musiker war ein schöner Mann, vielleicht vier- bis sechsundzwanzig Jahre alt, hatte ein edelgeformtes Gesicht, dunkle Haare, eben solche Augen und Bart, feingeformte Hände und eine natürliche Grazie in allen seinen Bewegungen. Während er auf dem Instrumente phantasierte, blickte er weit, weit hinaus in die Ferne oder schwärmerisch gen Himmel und nur zuweilen, wenn er den wilden Strom seiner Töne zügelte und in ein reizendes Thema überleitete, blickte er seitwärts auf das Mädchen, die da saß, ihre beiden Hände vor das Gesicht gedrückt. Er bemerkte aber dabei

nicht, daß zahlreiche Thränen durch ihre Finger quollen und daß ihr Busen krampfhaft auf und nieder flog.

„Der zweite Akt meiner Oper ist fertig," sagte der Musiker, „und das Duett in demselben ist mir, glaube ich, sehr gelungen. Natürlich ist das nur dein Verdienst, Anna, denn ich sprach zu dir, während ich spielte, dein Bild umgab mich in süßen Tönen — ja, wahrhaftig, wenn ich ein Maler wäre, oder wenn man in den Tönen Farben erkennen könnte, so würde man überall dein hellblondes, dichtes, liebes Haar durchflattern sehen. Für mich haben allerdings die Töne Farben, und die Menschen sind mir Tonarten. Des-dur mit seiner tiefen Liebe, seinem Wohlklang, seiner sanften Innigkeit bist du, meine Anna, ich möchte meine ganze Oper in Des-dur schreiben, wenn das anginge — aber was ist dir, mein Mädchen? du weinst ja!" fuhr der junge Mann fort und sprang auf, „was fehlt dir, Anna? Um Gottes willen, was hast du?" Er kniete neben ihr auf den Boden hin, und sie drückte die blonden Locken fest an sein Gesicht und er fühlte, wie das ihrige fieberhaft brannte.

Mehrere Minuten lang hielt er sie fest umschlungen, und ihr Schmerz schien sich allmählich zu legen; sie erhob den Kopf wieder, machte sich sanft aus seinen Armen los und legte ihre beiden Hände auf seine Schultern.

„Charles," sagte sie, „mein Freund, mein Geliebter, wir müssen scheiden! vielleicht auf immer!"

Der junge Musiker sprang in die Höhe und sprach feierlich: „Scheiden? — So sei es drum, wenn es sein muß! Du hast mich auf diesen Augenblick lange vorbereitet — aber auf lange, auf immer? — Nein, Anna, gewiß nicht! Du weißt, ich habe dir nie nachgeforscht, weil du es nicht gewollt; ich weiß nicht einmal den Namen deiner Familie, und warum sollte ich auch? Eine Liebe, wie die unsrige, ist ein Band für das ganze Leben, ein Band das nicht zerrissen werden kann."

„Ist das wahr, Charles?" entgegnete das Mädchen; „ist das gewiß und wahrhaftig wahr, glaubst du wirklich daran?"

„Du zweifelst, Anna?“ versetzte der Musiker; „hast du mir nicht dasselbe zu meinem größten Entzücken selbst gesagt, und jetzt willst du zweifeln?“

„Aber es giebt Verhältnisse,“ sagte das Mädchen mit lautloser Stimme, „die mächtiger sind, als unser Wille; ja mächtiger, als unsere Liebe.“

„Nicht als die meinige!“ entgegnete der junge Mann mit fester Stimme; „mag kommen, was da will, Anna, ich will es wenigstens versuchen, dich zu verdienen, und dieser Versuch muß gelingen!“

Abermals schauderte das Mädchen zusammen und barg ihr Gesicht in die Hände und der junge Mann fuhr fort:

„Ich glaube so fest an dich, daß, wenn du mir sagst: wir sehen uns wieder! oder wenn du mir versprichst, mir bald eine Nachricht von dir zu geben, ich auch jetzt nicht forschen will, wohin du gehst und was dich von hier forttreibt; aber gieb mir nur die kleinste Hoffnung, daß ich dich wieder sehen werde, daß du einstens die Meinige wirst, so will ich ruhig fortarbeiten, will' aufwärts ringen, bis ich hoch genug stehe, um sagen zu können: Anna, die Welt sieht mich, siehst du mich auch?

Das Mädchen schien vor Schmerz zu vergehen, sie schüttelte leicht mit dem Kopf und sagte: ich glaube nicht, daß ich je die Deinige werden kann, ich fürchte Charles, daß wir auf immer getrennt werden; aber wir wollen hoffen! Ich verspreche dir bald, ja recht bald, Nachricht von mir zu geben; Gott ist barmherzig, warum sollte er sich nicht auch meiner erbarmen?“

Sie faltete krampfhaft die Hände und sank zu den Füßen des jungen Mannes auf ihre Knie nieder; sie schien einen Augenblick leise zu beten, dann erhob sie sich rasch, strich die Locken aus dem erhitzten Gesichte, nahm schweigend ihren Hut und reichte ihre Hand dem Freunde zum Abschiede hin.

„Ist es denn wahr, o Gott! ist es wahr?“ rief dieser leidenschaftlich erregt, schloß das schlanke Mädchen ungestüm in seine Arme und drückte brennende Küsse auf ihren Mund, während sich seine Thränen mit den ihrigen vermischten. Einen Augenblick gab

sie seiner Umarmung nach, drückte sich fest an seine Brust und erwiderte Kuß um Kuß, gleich wild, gleich leidenschaftlich; dann wand sie sich aus seinen Armen, nahm seine Hand und drückte sie gegen ihr Herz und an ihre Lippen und eilte der Thüre zu, während sie ihm durch eine gebietende Bewegung befahl, zurück zu bleiben.

Sie glitt durch die Thüre in den Garten hinaus, eilte festen Schrittes auf die Straße und erst, als das Gartenthor hinter ihr zufiel, schien das Mädchen zusammenbrechen zu wollen und mußte sich an der Mauer festhalten. Sie stieß einen leisen, aber entsetzlichen Weheruf aus und blickte verzweifelt gen Himmel; ihr Auge war glänzend und glühend, wie das dunkle Blau da droben; der Himmel lächelte ruhig und freundlich auf sie herab und schien es nicht zu wissen, nicht zu verstehen, daß hier unten ein Geschöpf im tiefen Seelenschmerze fast verging.

Der junge Musiker lag nahe am Fenster auf seinen Knieen, und als er sich erhob, fielen die Strahlen der Sonne schräg in

das Zimmer. Er war betrübt und legte häufig die Hand auf die Stirn, wobei er den Kopf schüttelte und zuweilen glaubte, das alles sei nichts als ein böser, finsterer Traum gewesen, und doch fühlte er die Wahrheit des Erlebten in seinem zerrissenen Herzen. — Wie hatte er das Mädchen geliebt, wie liebte er sie mehr denn je! — Als er durch das Zimmer schritt, sah er neben einem ihrer Handschuhe, die sie zurückgelassen, ein kleines Paketchen liegen; es war eine Geldrolle, in einen Brief gewickelt, den er hastig erbrach und las:

„Mein geliebter Freund!

Lebe wohl! rufe ich dir nochmals zu — hoffen wir auf Gott, daß er uns wieder zusammenführt, und wenn er so gnädig ist, um uns dieses Glück zu Teil werden zu lassen, so ist es vielleicht möglich, daß wir uns nicht mehr trennen! Ich sage vielleicht; meine Liebe für dich ist unwandelbar. O, mein Freund, wie habe ich dich geliebt, wie liebe ich dich noch! wie schaute ich zu dir empor, wie faßte ich jedesmal zitternd deine liebe Hand und betete Nächte lang, diese Hand möge mich einstens emporziehen an dein gutes und edles Herz! O mein Karl, vergiß nie dieses mein Gebet! und wenn wir uns wiedersehen, wenn mir das Glück zu Teil wird, so ziehe mich empor an dein Herz, laß' mich dorthin flüchten, vor all' dem Entsetzlichen, was ich in dieser Welt schon erlebt!

Wenn du mich wahrhaftig liebst, so mache Gebrauch von dem Beigeschlossenen, ich will daran deine Liebe erkennen und bin ja reich, so unendlich reich! Es ist ja nicht für dich, dieses kleine Anlehen, es ist für die heilige Kunst; ich lege es bei dir an, du wirst mir einstens, wenn du willst, schwere Zinsen dafür entrichten müssen. Sei fröhlich, Karl, hoffe auf ein Wiedersehen, wie ich darauf hoffe.

Deine Anna."

— — — — — — — — — — — — —

Als es nun ganz Nacht geworden war, da schlichen sich durch die Straßen der Stadt zwei ärmlich gekleidete Gestalten, eine ältere

Frau und ein junges Mädchen. Beide waren in grobe Halstücher gehüllt, beide trugen kleine Bündel in der Hand und gingen dem Thore zu, ohne zusammen zu sprechen und ohne die ihnen Begegnenden zu beachten. Auch sie wurden nicht beachtet, nur ein einziges mal blieb auf ihrem Wege ein Mann stehen, und sah ihnen einige Sekunden nach. Dieser Mann war der Herr Stadtsoldat Steinmann, dem die beiden Weiber verdächtig schienen, doch ließ er sie ihres Weges ziehen und ging den seinigen in entgegengesetzter Richtung; denn er hatte für heute Nacht andere und höchst wichtige Geschäfte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Die Honoratiorentochter, welche wir schon einigemal zu erwähnen das Vergnügen hatten, hieß Elise, und die zahlreichen Kinder der zahlreichen Familie, mit denen sie umging, nannten sie nur Tante Elise — eine Benennung, die sie sich hätte gern gefallen lassen und gefallen ließ von den kleinen Kindern bis zum vierten Jahr; daß aber herangewachsene Bengel von zwölf bis vierzehn Jahren immer noch Tante Elise sagten, war ihr sehr unangenehm, denn sie fürchtete mit einigem Grunde, sie werde aus dieser Tantenschaft nie mehr herauskommen, eine ewige Tante bleiben, ohne von einem menschlichen Wesen je den Namen einer näheren Verwandten zu erhalten.

Tante Elise war die verwaiste Tochter eines Oberregierungsrats und einer Oberregierungsrätin. Ohne daß sie gerade häßlich gewesen wäre, konnte man sie auch nicht hübsch nennen. Sie wurde im nächsten Sommer vierundzwanzig Jahre alt, das gestand sie nämlich ihren vertrauten Freundinnen nunmehr seit zehn Jahren

ein, und wenn man so ihr Aeußeres in Summa betrachtete, so war Tante Elise eines von jenen Wesen, von denen man unmöglich glauben kann, daß sie einstens jung und niedlich gewesen sind, — ein Gedanke, der uns ebenfalls beim Anblicke eines Elefanten oder eines Kamels beschleicht. Die ganze jetzt lebende Generation junger Leute kannte die Tante Elise nur, wie sie jetzt war, und behauptete sie sei immer so gewesen.

Der selige Oberregierungsrat Vater hatte die Erziehung dieses einzigen Kindes geleitet, da die selige Oberregierungsrätin Mutter schon zu ihren Ahnen versammelt wurde, als Elise noch ganz klein war. Der Vater war schon damals ein mürrischer alter Mann, hatte spät geheiratet und haßte alle öffentlichen Vergnügungen, Theater, Bälle, junge Männer und Courmacherei. Daher kam es, daß sich die beiden letzteren Artikel nicht oder nur sehr schüchtern in die Höhle dieses Drachen wagten und daß im allgemeinen nur sehr schwache Versuche gemacht wurden, Tante Elise aus derselben zu erlösen. Gott! die Arme hatte ein äußerst prosaisches Leben geführt und fühlte dies um so mehr, weil sie viele verbotene Bücher las, wo das, was ihr fehlte, so schön und glühend beschrieben wurde. Eine Zeit lang verzehrte sie sich im stillen Gram nach einem Gegenstande ihrer allerreinsten Liebe, später nach einem Gegenstande ihrer Liebe und dann bloß noch nach einem Gegenstande.

— — — — — Ach vergebens!
Alle Freuden dieses Lebens
Schwanden hin in ein verlornes Ach!

sang sie mit dem unsterblichen Dichter und kam in einigen Jahren zu der festen Ueberzeugung, daß das ganze Männergeschlecht eine elende Räuberbande sei, die durchaus nichts tauge und sich nur auf der Welt befinde, um arme Mädchen unglücklich zu machen. Ehe sie zu dieser Erkenntnis kam, hatte sie eine Übergangsperiode, in welcher sie sich aller verlassenen Geliebten, aller unglücklichen Bräuter eifrigst annahm. Bald aber genügten diese eingebildeten Leiden ihrem fühlenden Herzen nicht mehr, und dagegen wurde es

ihr Bedürfnis, sich an wirklichem Schmerz zu erlaben, zu welchem Zwecke sie sich in alle unglücklichen Ehen drängte, alle verstimmten Eheleute aufsuchte, eine milde Trösterin den Weibern, ein Schrecken den Männern. Von da an datierte sich auch ihre innige Freundschaft für die Hofrätin.

Tante Elise kannte demnach die kleinen Zerwürfnisse all' ihrer Bekannten, soweit die unglücklichen Weiber sie ihren jungfräulichen Ohren preisgeben konnten, und indem sie in das Getreibe des Ehestandes hineinsah, vergrößerte sich, wie sie nämlich sagte, der Abscheu vor den Männern ins Fabelhafte, und so faßte sie in ihrem vierunddreißigsten Jahre den unabänderlichen Entschluß, nicht mehr zu heiraten.

Aber tugendhaft war Tante Elise, das mußte der Neid ihr nachsagen; es war eine Gott wohlgefällige, herrliche Jungfrau, und wenn in der Oper „Norma" die Seherin ihre Arie anhob:

O keusche Göttin!

dann blickte sie auf dem zweiten Range stolz umher, als wollte sie sagen: „Seht auf mich!"

Da kam das Schicksal an jenem denkwürdigen Ballabende und warf im Drange der Finsternis und der Gefühle die Honoratorentochter an die Brust des Herrn Dubel, und der Herr Dubel, von diesem Augenblicke profitierend, schloß seine Arme fester als gerade notwendig war, und einen solchen Druck nach dem aufregenden Tanze, in der Erschütterung der Angst, welche über die ganze Ballgesellschaft kam, vergißt ein Mädchen nicht leicht, eine alte Jungfer aber niemals! Tante Elise schwärmte für ihren Retter und malte sich ihn mit den schönsten Farben aus, bis sie erfuhr, daß dieser Retter nur ein — Schneider sei; das gab freilich eine Sonnenfinsternis in ihrem Gemüte, welcher jedoch der Brand ihres Herzens zu Hülfe kam, den selbst diese Entdeckung nicht löschen konnte. Die heimliche glühende Leidenschaft des so tief unter ihr Stehenden, meinte sie, habe einen ungeheuren poetischen Reiz; sie dachte an alle Romane, wo der Sklave seine Gebieterin geliebt, der gemeine

Knecht die Fürstin, und beschloß, sich auch so lieben zu lassen — heimlich und verschwiegen, aber süß und innig! —

Anders aber dachte der Herr Dubel. Als er sich die Sache näher und Tante Elise bei Tageslicht besah, kühlten sich seine Gefühle, die er an jenem Ballabende gefaßt, bedeutend ab; als er aber im königlichen Balletsaale die blonde Solotänzerin gesehen, hatte sich sein Herz ganz verwandelt; wenigstens beschloß er, vorsichtig und überlegt zu Werke zu gehen. „Wer weiß," sagte er zu sich selber, „wer weiß, ob die Liebe jener Dame — er meinte nämlich die Tante Elise — nicht so heftig zu dir ist, daß sie dir Mittel giebt und Wege anzeigt, um zu einer hohen schönen Stellung im Leben zu gelangen, und will sie dann, wenn du erhaben und würdig dastehst, dich heiraten, so mußt du schon ein Auge zudrücken. In diesem Falle kannst du einer glücklichen Zukunft dein Herz schon zum Opfer bringen. — Wohlan! du willst sie also heiraten!"

Tante Elise aber brannte in hellen Flammen und dachte: „warum soll ich nicht, wenn auch in späteren Jahren, die Süßigkeiten einer ersten Liebe genießen, einer Liebe, so verschwiegen, so unschuldig, so gefahrlos? Wer wird eine Ahnung davon haben, daß ich hier bei der alten Büglerin mit einem jungen Manne zusammenkomme? und wenn es jemand erführe — was thut's? Würde wohl die böseste Zunge imstande sein, mich zu beschuldigen, ich hätte einen Schneider zum Geliebten?"

Mit diesen Gedanken saßen der Herr Dubel und die Tante Elise am nächsten Sonntag in den späteren Nachmittagsstunden in der Wohnung der Jungfer Kiliane, und die alte Büglerin, nachdem sie noch einmal die grauenvolle Geschichte des nächtlichen Einbruchs erzählte, entfernte sich auf eine Viertelstunde, wie sie sagte, um draußen eine notwendige und dringende Bestellung auszurichten.

Die beiden Liebenden waren allein. Sie saßen auf dem alten Sofa, jedes in einer Ecke; der Herr Dubel aber zunächst dem Fenster, wodurch es ihm vergönnt war, ein Stück des blauen

Himmels zu sehen, der, von der untergehenden Sonne bestrahlt, glühte und leuchtete.

Herr Dubel blickte sinnend zum Fenster hinaus, ohne ein Wort zu sprechen, und die Honoratiorentochter sagte nach einer kleinen Weile:

„Warum schauen Sie so angelegentlich da hinaus? Sie erblicken wahrscheinlich den lieblichen Frühlingshimmel?"

„Sie sehen ihn nicht, mein teuerssss=tes Fräulein?" fragte der Herr Dubel; „richtig, das Haus verbirgt ihn von Ihrem Sitze aus Ihren Blicken."

„Wenn ich mich etwas bücke," sprach das schelmische Mädchen, „so kann ich ihn ebenfalls sehen." Dabei bückte sie sich, rückte näher nach der andern Ecke und sagte: „ach, ich sehe noch nichts!"

„Aber er isss=t so schön!" bemerkte der Herr Dubel, dem es warm wurde, und die Honoratiorentochter, die unter allen Umständen einen Blick in den Himmel werfen wollte, bückte und rückte so lange, bis ihre Schulter die Brust des Herrn Dubel berührte.

Wer hätte diesen Moment können vorbeigehen lassen, ohne, wie es der Herr Dubel that, ganz leise seinen Arm um ihren Leib zu legen, sie sanft an sich zu drücken und sie zu fragen: „sehen Sie jetzt den Himmel, Elise?" — worauf sie ihm sanft zur Antwort lispelte:

„O Heinrich, ich ahne etwas dergleichen!"

Das war ein schöner Moment für beide, wenigstens für die Honoratiorentochter; der Herr Dubel dagegen, der, wenn er gen Himmel in die Höhe sah, an die Höhe dachte, welche er infolge dieser Leidenschaft in der Gesellschaft wohl einnehmen könne, brachte das Gespräch sanft auf praktische Gegenstände und sprach von einer schönen Zukunft. „Was isss=t eine Liebe," meinte er, „die sich nicht zum Hauptziel macht, den geliebten Gegenssss=tand zu sich emporzuziehen, ihn sowohl im Innern als auch vor den Augen der Welt zu veredeln und zu erheben? Diese Liebe isss=t die wahre und schöne, und da, teure Elise, Ihre Liebe zu mir gerade

von dieser Art iſſſſ=t, so fühle ich mich doppelt selig, doppelt glücklich!"

„O Heinrich," sagte die erglühte Dame, „wie kann man in der Liebe nach Zwecken, nach Absichten fragen? Sie brauſt daher, sie ergreift unser Herz, sie macht uns glücklich, und wer kann dabei an anderes denken?"

„Teuerſſſſ=te Elise," entgegnete der Herr Dubel, „eine Liebe ohne Zweck, ohne reellen, soliden Zweck iſſſſ=t Leidenschaft, und leidenschaftlich," setzte er etwas ängstlich hinzu und rückte, so weit er konnte, in die Ecke des Sofas, „leidenschaftlich wollen wir nicht sein!" Doch er hatte gut reden, der Herr Dubel, er hatte dem Feuer, das neben ihm loderte, gut befehlen, es solle einhalten: er sah mit Schrecken ein, wie gefährlich es sei, sich mit einer Jungfrau von gewissen Jahren zu einem Rendezvous zu vereinigen.

„Wie können Sie," fuhr er mit einer Aengstlichkeit fort, „von einer Liebe ohne Zweck sprechen? — was iſſſſ=t eine zweckloſe Liebe? — ein Unding! Hat denn unsere — Liebe nicht einen so schönen und edlen Zweck? Ich hoffe so, weil ich Ihr edles

Herz zu kennen glaube. O Elise, Sie ſſſſ=tehen auf einer andern SSSS=tufe der menſchlichen Geſellſchaft, auf einer viel höheren, und wenn ich auch in meinen Gedanken keck dort hinzureiſen im SSS=tande bin, ſo können es doch meine äußern Verhältniſſe nicht. Um nun dieſe glänzend umzugeſſſſ=talten, bieten Sie, ein reiches, unabhängiges Mädchen, alles auf, was Sie beſitzen — o, wie ſind Sie ſo edel, Eliſe!"

Die Dame ſtarrte noch immer zum Himmel empor und ſah bei den letzten Worten, die er ſprach, auf den Herrn Dubel mit einem Ausdrucke, der zu ſagen ſchien: ſie verſtehe ihn nicht ganz.

„Die Mitwelt wird Sie preiſen, Eliſe," fuhr der junge Mann fort, „Sie werden hoch daſſſſ=tehen bei Ihren Bekannten; Sie lernen mich durch einen eigentümlichen Zufall kennen, Ihr Herz bebt nicht zurück, als Sie erfahren, daß ich nur ein Schneider bin — edles Mädchen, nein! Sie bewilligen mir ſogar Ihre Liebe, Sie bieten mir Ihr Herz, Ihre Hand."

„Meine Hand?" ſagte zweifelnd die Honoratiorentochter; „ich hätte Ihnen meine Hand angeboten?" — Sie rückte ein wenig auf die Seite und ſah den Herrn Dubel mit einem ſonderbaren Blick an.

„Können Sie noch fragen? O, Sie verſſſſ=tellen ſich, edles Weſen, ſprechen Sie es aus, daß Sie mich zu ſich emporheben wollen, daß Sie mich durch eine Heirat . . ."

„Durch eine Heirat?" kreiſchte die Dame und fuhr erſchrocken zurück; ich will Sie heiraten? Sie ſollten mich heiraten? O mein Herr," ſagte ſie mit einiger Entrüſtung, „wer hat Ihnen ſo etwas weiß gemacht?"

„Wie, mein Fräulein!" entgegnete der Herr Dubel ziemlich überraſcht, „Sie geſſſſ=tanden mir nicht Ihre Liebe, Sie wollten mich nicht durch den Beſitz Ihrer Hand glücklich machen?"

„Nimmermehr!" ſagte die Honoratiorentochter und rückte in die Ecke des Sofa's, welche ſie vorhin freiwillig verlaſſen. „Kommen Sie mir nicht näher, mein Herr, Sie werden zudringlich!"

Obgleich der Schneider über dieſe Wendung, welche die zärtliche Scene nahm, ſich durchaus nicht unglücklich fühlte, ſo war er

doch im höchsten Grade überrascht und konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „aber was wollten wir denn eigentlich mein Fräulein?“

„Ich weiß es nicht!“ sagte entrüstet die Honoratiorentochter, indem sie von dem Sofa aufstand; „das scheint mir hier ein vorbereiteter Überfall gewesen zu sein — o Gott! in welche Falle bin ich geraten?“ — Sie ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab und murmelte zwischen den Zähnen: „eine Heirat? O Gott, diese Schmach! Eine Heirat mit einem Schneider!“

Seinerseits erhob sich der Herr Dubel ebenfalls sehr entrüstet und sprach feierlich: „mein Fräulein, ich habe mich entsetzlich in Ihnen getäuscht, ich glaubte bei Ihrem SSSS-tande, bei Ihrer Bildung annehmen zu können, daß die Zuneigung, welche Sie zu mir gefaſſſſ-t, auf eine edle Absicht begründet sei, mir die Hand zu reichen und mich dadurch zu dem Range zu erheben, den Sie einnehmen, mir durch Ihre Glücksgüter äußerlich das zu verschaffen, was mir fehlt; ich sage nur äußerlich, mein Fräulein, denn was mein Inneres anbelangt, so isſſſ-t es unendlich reich und könnte zehn Herzen wie das Ihrige mit Edelmut und ansſſſ-tändigen Gesinnungen ausfüllen, zehn solcher armen Herzen.“

„Ich ein armes Herz?“ schrie entsetzt das Fräulein und sank auf das Sofa, indem sie that, als weine sie bittere Thränen; „ich ein armes Herz?“ — Was an mir ist arm? — Nichts! sage ich Ihnen; o mein Gott! und das soll ich mir von einem solchen Subjekt bieten lassen?“

„Sie brauchen sich von mir gar nichts bieten zu lassen!“ versetzte feierlich Herr Dubel und nahm seine schönste Stellung an; „ich habe überhaupt nicht Lusſſſ-t, Ihnen etwas anzubieten; das einzige Gefühl, das mich manchmal beschleicht, isſſſ-t allein das des Erbarmens, des Bedauerns; ja, mein Fräulein, ich bedaure Sie!“ — Damit wandte sich der Herr Dubel nach der Thüre und überhörte, was die erhitzte und erzürnte Schöne ihm nachrief, indem er die Thüre hinter sich in's Schloß warf und schwer aufatmend, aber gar nicht unglücklich, die Treppen hinabeilte!

Unten angekommen, ging er in den Hof, um durch die Hin-

terthüre, welche erst bei einbrechender Nacht geschlossen wurde, in die Straßen zu gelangen. Als er mit leichten Schritten in den dunkeln Holzschuppen trat, hörte er, wie zwei Männer die Treppen zur Wohnung über diesem Gelasse hinaufstiegen und mit einander sprachen. Der eine sagte:

„Nun ich will es Euch glauben, daß sie Euch von ihrer Flucht nichts auf die Nase gebunden haben; ich muß es glauben und ich will es glauben, denn, beim Teufel! wenn ich Euch im Verdacht hätte, daß Ihr den Weibern gegen mich geholfen, so machte ich Euch kalt, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„Seid nur nicht gleich so hitzig, Gevatter," sprach der andere, „und denkt einmal vernünftig nach, was es mir hätte nützen können, die Weiber zur Flucht zu ermuntern oder ihnen zu helfen; verliere ich nicht an unserer guten Freundin Madame Müller mehr, als Ihr an dem dummen hochmütigen Mädel? O, sie war eine gescheide kluge Person, die Alte nämlich! Was für einen guten Rat hatte sie nicht immer bei der Hand, wie wußte sie alles zu erklären und scharf zu beurteilen! Das Geschäft ist fast ruiniert, weil sie nicht mehr dabei ist." — Dies sagte er mit einem großen Seufzer.

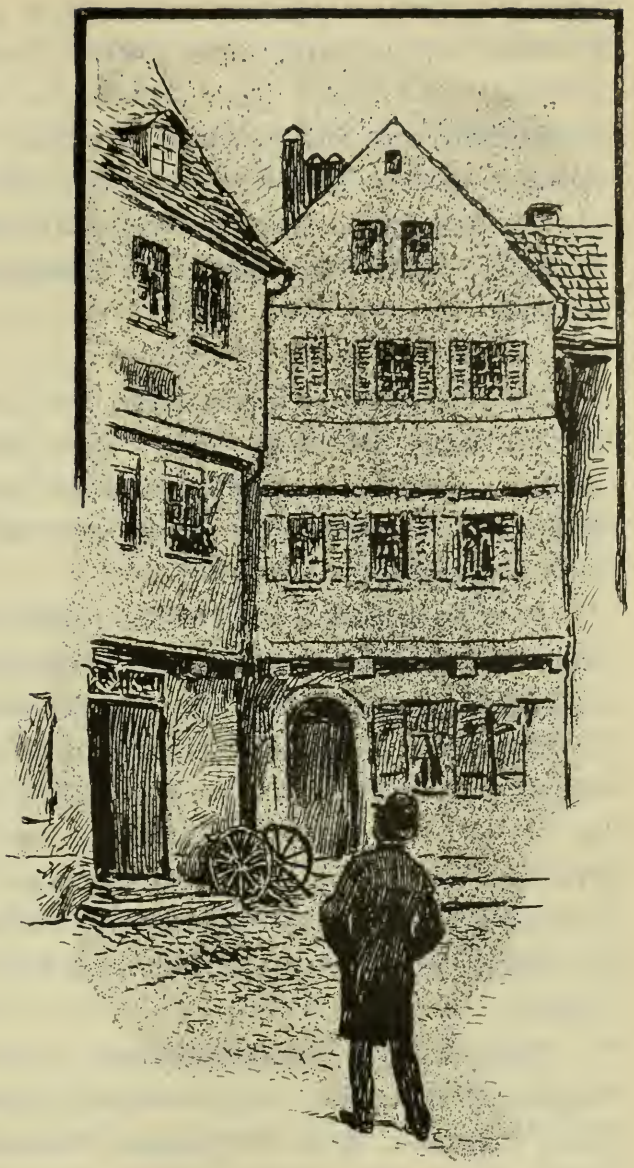
„Freilich, freilich!" murmelte der andere, „sie hat uns viel genützt und ihre Flucht ist uns ein großer Schaden."

„Auch könnte sie uns verraten."

„O unbesorgt!" entgegnete der erste, „die Alte ist hart wie Fels und das Mädel weiß wenig von unseren Geschichten — wenn es mir nur nicht immer vorschwebte, als sei ich den beiden an dem Abend selbst, wo sie davonliefen, auf der Straße begegnet. Wenn dem so ist, möchte ich mir den Kopf einrennen! Aber ich werde sie wieder bekommen, dafür stehe ich Euch; ich habe schon an ein paar gute Bekannte geschrieben, und so wie man mir Nachricht von den beiden giebt, setze ich ihnen selbst nach und lasse sie irgendwo als gefährliche Landstreicherinnen arretieren."

„Bravo Gevatter!"

„Wie steht's aber mit der anderen Sache?" fragte die erste



Stimme; „habt Ihr was ausgedacht, wie wir den hochmütigen Kerl ruinieren?“

„Laßt mich nur machen!“ lachte der andere; „wir haben ein herrliches Plänchen und das kann nicht fehlschlagen.“

Jetzt verloren sich die Stimmen der beiden Sprechenden ins Innere der Wohnung, und der Schneider, welcher weiter nichts hörte, auch genug hatte, um sich allerlei Gedanken darüber zu machen, indem er die Stimme des Herrn Steinmann erkannt hatte und sich wohl erinnerte, wie ihm die alte Kiliane heute Nachmittag gesagt, niemand als die schlechte Person im Hinterhause, die auch mit ihrer Tochter bereits davongelaufen sei, habe ihr das Geld gestohlen.

Nachdenkend schlenderte der Schneider durch die Straßen weiter, und da er keinen Zweck hatte, der ihn da- oder dorthin

trieb, so befand er sich bald in der untern Stadt und stand mit einemmale vor seiner früheren Wohnung, Elstergasse Numero Vierundvierzig. Er schaute hinauf und da er in dem Zimmer des Doktor Stechmaier Licht gewahrte, so beschloß er, demselben einen Besuch zu machen. Er trat in's Haus, grüßte die Wirtin freundlich und herablassend und stieg die wohlbekannten Treppen hinauf bis zur Thüre seines ehemaligen Wohnzimmers, wo er sachte anklopfte.

„Herein!"

Der Doktor saß an seinem Tische, hatte eine Menge Zeitungen vor sich liegen und schrieb emsig. Dem Eintretenden nickte er mit dem gewöhnlichen gleichgültigen Gesicht zu und bat ihn, sich einen Stuhl zu nehmen, da er mit seiner Arbeit im Augenblicke fertig sein würde.

Dem Herrn Dubel, dem es sehr interessant war, einen Schriftsteller im Augenblicke des Schaffens zu belauschen, lehnte sich an die Fensterbank und bemerkte von dort aus, wie der Doktor eifrig die Spitze seiner Feder zerkaute, bald an die Decke hinaufsah, in einige Zeitungen blickte und dann wieder eifrigst fortschrieb. Endlich war er fertig, spritzte die Feder aus, legte sich in seinen Stuhl zurück und sagte mit wohlgefälliger Miene zu dem Herrn Dubel: „so, das wäre abgemacht! Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen — jetzt wollen wir eine Cigarre oder eine Pfeife rauchen — was beliebt?"

Dubel entschied sich für Cigarren, und da der Doktor im Augenblicke die seinigen nicht finden konnte, so nahm er von denen seines Bekannten, steckte aber dagegen bereitwilligst ein Zündhölzchen an.

„Darf ich fragen," sprach der Schneider, nachdem er einige Züge gethan, „welche Arbeit Sie soeben beendigt? ein neues, unsssterbliches Werk, ein Kapitel eines Romans, einen Akt einer Tragödie?"

„Für diesesmal ist es nur geringere Arbeit," erwiderte der Doktor ruhig: „eine kleine Theaterrecension."

„Ei!" sagte der Herr Dubel, „verzeihen Sie meine Neugierde,

lieber Herr Doktor, aber ich habe niemals eine solche im Manuskript gelesen; wäre es vielleicht unbescheiden, wenn ich Sie bäte, mir Ihre Arbeit zu zeigen?"

Der Herr Dubel nahm das Blatt und las: Sonntag, den 4. Mai: Robert der Teufel von Meyerbeer. — „Das isssst ja erssssst heute Abend!" rief er mit ziemlichem Erstaunen.

„Allerdings," bemerkte der Doktor sehr ruhig, „es ist das eine Recension für die Vorstellung, welche heute Abend stattfindet; dieselbe wird wohl bis zehn Uhr dauern, und nachher habe ich nicht Zeit noch Lust, das Ding zu schmieren."

„Aber wie kann man so etwas im Voraus machen?" meinte Herr Dubel, worauf der Doktor entgegnete:

„Bei einer Theaterrecension kommt es für den Kritiker nicht so genau darauf an, wie jene Vorstellung wirklich gewesen; man folgt dabei dem Schema, das man sich selbst gemacht. Seine Freunde lobt man natürlich, seine Feinde setzt man herunter, mögen sie nun gespielt haben, wie sie wollen, das ist ganz gleichgültig."

„Ah so!" sagte der Schneider mit ziemlich langem Gesichte; „also schreibt man Kritiken, ohne zu wissen, wie die Künssss=tler gespielt?"

„Auf alle Fälle," entgegnete der Doktor; „das bleibt ausgemacht, Unrichtigkeiten kommen natürlicher Weise häufig genug vor, auch wenn man die Sache noch so gründlich betreiben wollte, die meisten Recensionen werden eben ums tägliche Brot geschrieben und da muß man in dasselbe Horn mit dem Eigentümer des Blattes blasen; andere schreibt man, wie gesagt, um seine Freunde zu erheben, um seine Feinde zu ärgern, das ist einmal Herkommen, eine ewige Überlieferung. Glauben Sie mir, teurer Freund, unter hundert Kritikern versteht kaum einer etwas Gründliches davon, und die meisten betreiben das Geschäft, bewußt oder unbewußt, auf die gleiche Art; mich wundert nur Eins: wie nämlich Künstler und Publikum so dumm sein können, auf Recensionen etwas zu geben. — Und sie geben etwas darauf, geben sehr viel darauf! Sehen Sie, wenn z. B. morgen der Herr A., der den

Robert spielt — und er spielt ihn nicht schlecht, — in der „Spinne" liest, wie folgt: Die Schönheiten des großartigen Tonwerks von dem unsterblichen Meyerbeer — Meyerbeer, müssen Sie wissen, wird immer gelobt, erstens, weil er ein reicher Mann ist, dem es, wenn er einmal zufällig die „Spinne" zu Gesicht bekommt, nicht darauf ankommt, dem Referenten zwanzig Dukaten zu schicken, und zweitens, weil es der große Meister wirklich verdient — sind zu oft geschildert und besprochen worden, als daß unsere schwache Feder nur ein Wort über dies herrliche Eigentum sämtlicher musikliebenden Nationen sich zu sagen erlauben dürfte. Man kann vor diesem kolossalen Werke nur bewundernd hinstehen und kann den Genius des Meisters nur preisen, der es vermochte, solch' eine eminente Komposition von dieser Ausdehnung so zu erschaffen, daß das entzückte Ohr des Musikkenners von Anfang bis zu Ende atemlos und gefesselt lauscht. Was helfen uns, wie bei unsern großen ältern deutschen Kompositionen, sanfte einschmeichelnde Melodieen, wenn sie, wie so manche derselben, nicht unterstützt durch glänzende, prachtvolle Chöre, farblos vorübergleiten? Hier bei Meyerbeer ist wahres Leben, wahres Gefühl, und wenn jene Opern, für welche die sogenannten klassischen Musikfreunde in vollkommener Lächerlichkeit schwärmen, längst verblichen sind, werden „Robert", die „Hugenotten", und der „Prophet" ein herrliches Dreigestirn ewig jung und ewig frisch am musikalischen Himmel prangen!"

„Sehen Sie, darüber ärgern sich die Mozart'schen, sie sagen freilich: es steht nur in der „Spinne!" aber sie ärgern sich doch, und daß sie sich ärgern, geschieht ihnen vollkommen recht. Denn dieses ekelhafte Kokettieren mit alter klassischer Musik, wenn sie auch noch so herrlich und groß ist, wird eben durch derartige Leute, die für sonst nichts Sinn haben — sie thun wenigstens so — oder die nichts anderes mehr wollen gelten lassen, nachgerade entsetzlich langweilig. Derjenigen, die wirklich imstande sind, die Tiefe und Schönheit unserer älteren deutschen Musik zu begreifen, sind sehr wenige, und die, welche nur nachbeten, was sie von jenen hören, die schon entzückt sind, wenn sie nur den Namen Mozart und

Beethoven lesen, die auf die Gesichter jener ersteren lauschen, um ja gewiß zu wissen, wo sie eigentlich applaudieren sollen, die, wenn man es ihnen vorher nicht sagte, den ersten Akt des Nabuco für den ersten Akt des Idomenco hinnehmen und beklatschen würden, das ist das allerschlechteste Publikum, und die sind nicht wert, daß ein Rosini und Bellini so schöne, rein menschliche und zu Herzen gehende Melodieen geschrieben haben. — Es ist eigentlich schade," fuhr der Doktor fort und rückte an seiner Brille, „daß ich das, was ich eben gesagt, nicht für die „Spinne" aufgeschrieben; — doch weiter im Texte:

„Um so weniger begreifen wir aber, wie die Theater-Intendanz uns gerade solche Meisterstücke wie „Robert" vorführt, da sie doch wohl selber weiß, daß sie nicht imstande ist, uns die Schönheiten derselben vollkommen genießen zu lassen. Wer keinen besseren Robert vorzuführen hat, als den Herrn A., der sollte uns die Oper lieber gar nicht vorführen. Träger des ganzen Werks, ohne Stimme, ohne Vortrag, ohne Schule, ohne Spiel, ein Robert ohne Stimme und Spiel, das ist zu viel verlangt, und wir können unsere gerechte Entrüstung bei allem Wohlwollen für die Bemühungen der Intendanz nicht verbergen. Und ist es denn bloß das Publikum allein, welches durch den Herrn A. leidet? muß sich nicht auch ein trefflicher Sänger, ein großer Künstler, — diesen Namen können wir dem Herrn B. (Bertram) mit voller Wahrheit zuerkennen, — nicht sehr gedrückt fühlen, wenn er von Herrn A., Robert, durchaus nicht unterstützt wird, ja beständig gehindert? Und trotz allem dem, wie führte Herr B. seine Partie durch? wie groß war er namentlich im dritten Akte, wo er sich gehoben fühlte durch unsere Nachtigall, die liebliche Blume der Normandie, durch Fräulein C. als Alice. Doch das Schicksal ist gerecht, und wie sich das Schöne, Würdige findet, so findet sich auch das Häßliche und Unbedeutende, deshalb erhält auch der Herr Robert am Schluß die Hand der Isabella, der Madame D. und ein würdigeres Paar im Unbedeutenden ist nicht leicht zu finden. Wäre das große Duett im vierten Akt zu ruinieren, so würde es Madame D.

unbedingt ruiniert haben, aber ist es zum glauben? — — — — sie wurde sogar applaudiert!"

„Aber woher wissen Sie das?" fragte der Schneider.

„Diese Arie wird immer applaudiert?" sagte der Doktor ruhig und fuhr fort:

„O ja, es ist zu glauben; außer denjenigen, welche diese schöne Perle aus dem Diadem des großen Meisters bewundernd anerkannten, giebt es in unserem Theater eine gewisse Anzahl bekannter junger Leute, welche durch unanständiges Händeklatschen gegen alles Schöne eine unwürdige Opposition machen und für alles Unschöne schwärmen. Sollte man es z. B. glauben, daß unsere reizende, vortreffliche Künstlerin, unsere Sylphide, Demoiselle Pauline, einer der Glanzpunkte unsers Ballets, kaum beachtet wurde, als sie so graziös und meisterhaft den ungelenken Robert dazu vermocht, den Cypressenzweig zu rauben? So betrübend das für uns und alle Kunstkenner war, so dankbar müssen wir im Namen der Künstlerin die Bemühungen einiger anderen sehr gebildeter Jünglinge anerkennen, welche sich eifrigst bemühten, den verdienten Applaus der liebenswürdigen Tänzerin zu spenden. — Doch genug für heute! Nur noch ein Wort zum Publikum, von dem eine nicht geringe Anzahl in jener, leider bekannten, schlafmützenartigen Indolenz von Anfang bis zu Ende dasaß, die herrliche Musik über sich ergehen lassend, wie der Hund einen kalten Regenguß. Liebes Publikum, wir bemerken mit Schmerz, daß wieder sehr viel geplaudert wird und daß wieder außerordentlich viel Äpfel verspeist werden. Beides ist sehr störend, aber am allerstörendsten ist und bleibt es jedenfalls, daß ein hoher Adel und verehrungswürdiges Publikum es nicht erwarten und ruhig sitzen bleiben kann, bis der Vorhang am Schluß des letzten Aktes fällt. Dies Aufstehen, Scharren, Sichbewegen, ist ein Raub an dem wahren Musikfreund, der sein Geld doch bezahlt hat, um das ganze Stück zu genießen. Wird man diese Unanständigkeit nicht endlich einsehen lernen, glaubt man vielleicht, das Nachtessen könne nicht noch einen Augenblick länger warten, oder glaubt man vielleicht, Dichter und Kom-

poniſt hätten ihre Stücke ſo eingerichtet, daß es erbaulich ſei, den Schluß derſelben durch unausſtehlichen Spektakel accompagniert zu ſehen?"

Hiemit endete der Doktor ſeine Vorleſung, ſetzte ſich in ſeinen Stuhl und legte das Blatt auf den Tiſch.

Der Herr Dubel war ſichtlich ergriffen von der Größe ſeines Freundes, der ſogar imſtande, ſeine Artikel prophetiſch abzufaſſen, und der obendrein that, als ſeien derartige Arbeiten gar nichts Beſonderes. Er machte ihm einige ſchüchterne Komplimente hierüber und meinte, es ſei wohl eben ſo ſchwer, ſolche Artikel zu verfaſſen, wie auf die Entgegnungen, die doch zuweilen folgen würden, gehörig zu antworten.

Der Doktor ſtreckte ſich auf ſeinem Stuhle aus, ſteckte ſeine Hände in die Hoſentaſchen, gähnte höchſt gleichgültig, und meinte: auf Erwiderungen müſſe man ſich gar nicht einlaſſen; „was einmal gedruckt iſt, iſt gedruckt," ſagte er, „und der erſte Eindruck iſt nicht zu verwiſchen, ſolche Erwiderungen nützen den Angegriffenen gar nichts. Etwas anderes dagegen iſt viel ſchlimmer, wenn z. B. eine auswärtige Redaktion, denen man hie und da Kunſtkritiken zuſendet, unter irgend einem Artikel boshafte Bemerkungen macht, hie und da ein Fragezeichen einſchiebt, ein Ausrufungszeichen, einen Gedankenſtrich, oder ein ei! in Parentheſe, das iſt ſehr unangenehm und kann unter Umſtänden einen ganzen Aufſatz vernichten. So geſchah es mir vor einiger Zeit, daß ich in einer Theaterchronik unſer Fräulein C., die heutige Alice, außerordentlich lobte und ihre Leiſtungen bedeutend hervorhob, ich ſtellte ſie als Stern erſter Größe hin, als eine Erſcheinung, auf die notwendigerweiſe ganz Deutſchland ſein Auge richten müſſe. Was that die Redaktion? — Sie machte unter meinen Artikel die höchſt unpaſſende Bemerkung: tant de bruit pour une omelette! Das war doch höchſt abgeſchmackt von dieſer Redaktion, und ich habe es ihr auch fühlen laſſen, indem ich ihr keine Artikel mehr zuſende. Hatte ſie nicht durch dieſe hämiſchen Worte mein ganzes Lob vernichtet? und dazu die unzarte Vergleichung einer Sängerin mit einem Eierkuchen, pfui Teufel!"

Der Herr Dubel hielt es im Verlauf des Gespräches für passend, dem Herrn Doktor Stechmaier einige passende Worte über seine Leistungen als Fortinbras zu sagen; er that es in höchst feiner Weise, indem er sagte, daß ein Mann, wie der Doktor, ein solch großes publizistisches Talent, sehr Unrecht thue, wenn er die mit so viel Glück betretene, ihm von Natur angewiesene, litterarische Laufbahn verlasse, um sich einer andern Kunst in die Arme zu werfen, von der er doch nicht gewiß sei, ob sie ihm holdselig zulächeln würde.

„Das habe ich auch gedacht," erwiderte der Doktor, „und ich muß Ihnen gestehen, daß ich zu dem Entschluß gekommen bin, unter keinerlei Bedingungen mehr die Bühne zu betreten. Es ist doch ein höchst schlüpfriges und gefährliches Terrain, ich habe durch mein erstes Auftreten einen tiefen Blick in jenes Treiben geworfen. Von aufopfernder Freundlichkeit für einen Anfänger ist bei diesen Leuten keine Rede, Jedem bangt für seine Existenz, und je größer sich ein aufkeimendes Talent zeigt, um so weniger wird es unterstützt; ich könnte einen Band darüber schreiben. Warum veranlaßte mich der Herr M. schon im ersten Akt, meine Rüstung anzuziehen? — um mich zu ermüden! — warum zog mich der Garderobediener mangelhaft an? — weil ihn der Herr A., ein ganz miserabler Anfänger, dazu bestochen! — warum gab endlich der Souffleur das Zeichen zum Fallen des Vorhanges so früh? — weil er ein Vetter des Herrn A. ist, und weil er sah, daß ich mich nach einer sehr passenden Kunstpause würdevoll aufrichtete, um durch meine Rede das Trauerspiel effektvoll zu Ende zu bringen. Ich versichere Sie, das ganze Theater ist ein Gewebe von lauter Abscheulichkeiten, weshalb ich mich auch fest entschlossen habe, keinerlei Versprechungen nachzugeben, sondern mich mit aller Kraft auf die Schriftstellerei zu werfen. Das konservative Journal, von dem ich Ihnen neulich sagte, ist im Entstehen begriffen, mehrere Gutgesinnte haben sich entschlossen, die „Spinne" zu kaufen und sie bedeutend zu vergrößern, der Adel hat seine Mitwirkung zugesagt, und Sie werden bald etwas Großes erleben."

Der Schneider seufzte tief auf, wenn er bedachte, welche Wege zu Glanz und Ruhm seinem Freunde offen ständen und wie er so gar nichts habe, um eine Leiter zu erbauen, auf der er emporsteigen könne über das gewöhnliche Treiben der Menschheit. Er klagte dies dem Doktor, welcher die Achseln zuckte und sagte: „es ist freilich wahr, daß ein Mensch vor dem andern begabter erscheint, doch muß man nicht verzweifeln; machen Sie einmal den Versuch, einen kleinen Artikel zu schreiben. Recensieren Sie einmal ein Buch oder eine Vorstellung im Theater; man muß immer mit dem kleinsten und leichtesten anfangen."

Herr Dubel schüttelte traurig mit dem Kopf und versicherte, hiezu gehen ihm alle Kenntnisse, alle Fähigkeiten ab.

„Es ist schade," fuhr der Doktor fort, „daß Sie es mit dem Theater nicht versuchen können; Sie haben keinen Namen, man wär' von Ihnen überzeugt, daß Sie mit einer bescheidenen Stellung verlieb nehmen und man würde alsdann keine Kabalen gegen Sie schmieden, es ist wirklich schade!"

„Freilich, freilich!" seufzte der arme Schneider, „aber mir fehlt alles dazu, obgleich ich eine ſſſſ=tarke Bruſſſſ=t habe, iſſſſ=t meine SSSS=timme doch schwach, und dann kann ich, wie Sie wissen, das esſſſſ=te nicht aussprechen."

„Ja, ja," sagte der Doktor und senkte den Kopf nachdenklich auf die Brust, „schade, schade, aber wie wär' es," sprach er nach einer Pause und sah seinen Bekannten scharf durch die Brille an, „wie wär' es, wenn ich plötzlich etwas für Sie gefunden hätte, wodurch Sie imstande sind, zu Geld, zu Ruhm, zu Ehre, zu einem Namen zu gelangen?"

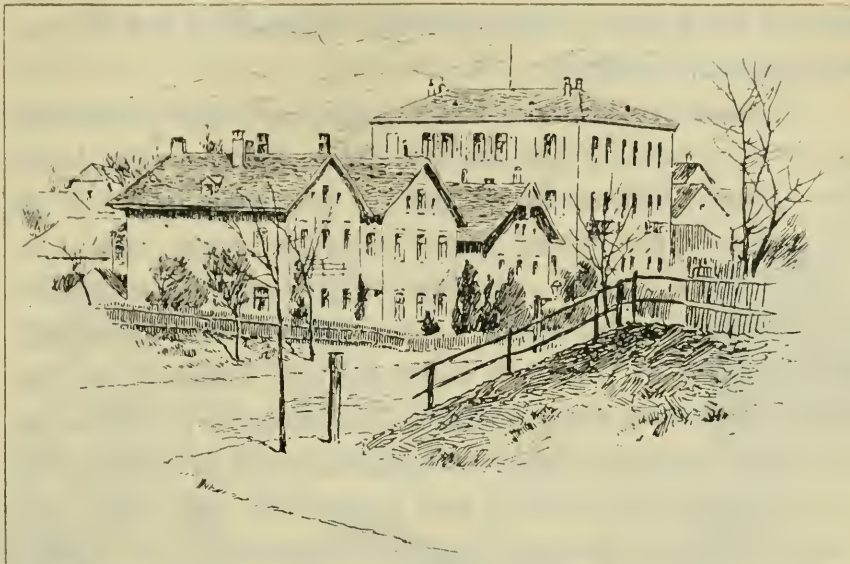
„Doktor Stechmaier!" rief der Schneider entzückt, „iſſſſ=t das wahr, hätten Sie wirklich etwas für mich erdacht?"

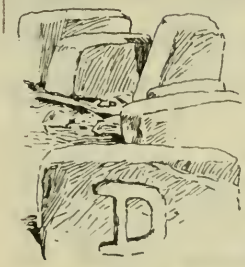
„Allerdings," sagte der Doktor sehr ruhig und mit einem wichtigen Ausdruck in seinem Gesicht. „Sie sind gut gewachsen, schlank, leicht, haben angenehme Bewegungen — gehen Sie zum Ballet, werden Sie Tänzer."

Da ward es dem Schneider, als haben sich dunkle Wolken,

die bis jetzt seinen Horizont umschattet, gelichtet und wurden heller und rosiger, je mehr sie empor schwebten, endlich brach ein heller Sonnenstrahl in sein Gemüt und ließ ihn fast aufjauchzen vor Freude. — Ein Tänzer! — ja, das war es, wonach er sich unbewußt immer gesehnt, hierzu fühlte er die Kraft in sich und es stand klar vor seiner Seele, daß er etwas Großes zu leisten imstande sei; er erblickte sich schon im seidenen Tricot mit einem zierlichen Kleide von weißem Atlas. Die Balletratten, welche er neulich gesehen, umschwebten ihn, eine Schar holdseliger Amoretten, er verdrehte seinen Körper auf die zierlichste Weise und reichte der Mademoiselle Pauline, der schönen blonden Tänzerin, die Hand, seine Brust war so voll, er hörte kaum, was der Doktor Stechmaier lächelnd zu ihm sprach: daß er ihn protegieren werde, daß die „Spinne" ein herrliches Netz um seinen Namen weben solle und der erstaunten Welt zurufen, ein zweiter Vestris sei erstanden.

Bald nahm er seinen Hut und eilte, die Brust voll herrlicher Gedanken und schöner Pläne eilends davon.





Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein neuer Tänzer.

Der Herr Dubel hatte eine ziemlich schlaflose Nacht vollbracht. Der Wendepunkt seines Lebens, welcher durch den Rat des Doktor Stechmaier jetzt einzutreten schien, war ihm zu wichtig, als daß er nicht hätte stundenlang, ja, fast die ganze Nacht darüber denken sollen. So viel er aber auch die Sache überlegte, so viel er contra Ballet bei sich selber vorbrachte, so war er doch bald mit sich einig, und, als er am andern Morgen aus dem Bette stieg, fest entschlossen, noch heute einen Bekannten, Signor Benetti, aufzusuchen. Da es ihm aber nicht angenehm und thunlich erschien, seine Wünsche im Theatersaale vor dem Balletpersonal zu sagen, so ging er schon vor Neun von seiner Wohnung, um den Balletmeister noch zu Hause zu treffen, da sich derselbe erst um zehn Uhr ins Theater begab.

Signor Benetti wohnte in einem andern Teile der Stadt in einer zwischen Gemüsegärten neu erbauten Straße, im dritten Stock eines ansehnlichen Hauses. Da stand es auf einer Messingplatte an der Klingel zu lesen: Benetti, Balletmeister und Direktor der königlichen Tanzschule.

Je näher der Schneider diesem Hause kam, desto mehr schlug ihm das Herz; es ging ihm, wie dem Doktor Stechmaier bei seinem ersten Debut. Gestern Abend war er fest überzeugt, daß ihn Signor Benetti mit offenen Armen empfangen würde, und er erinnerte sich mit Freuden, wie ihn derselbe wegen seiner Muskelkraft und Behendigkeit gelobt. Heute Morgen aber stiegen leise Zweifel in ihm auf, er setzte dieses Lob auf Rechnung der Höflichkeit, das ihm als einem Fremden, Unbekannten der Balletmeister bereitwilligst gespendet, höchst wahrscheinlich auch verblendet durch die Equipage des Baron Karl; dem sei nun, wie ihm wolle, unser Freund überlas mehreremale die Messingplatte an der Thüre, zupfte seine Halsbinde in die Höhe und überdachte sich die passenden Worte, welche er sich vorgenommen hatte, an den Balletmeister zu richten.

Er stieg die Treppen hinauf, zog oben an der Glasthüre im dritten Stock, wo sich eine zweite Messingplatte befand, an der Klingel, und augenblicklich wurde ihm der Eingang geöffnet von einer Frau an die vierzig mit einem runden, blühenden Gesicht und leuchtenden Augen. Die Haare, von denen man aber nicht viel sah, da der ganze Kopf mit Papilloten bedeckt war, schienen schwarz zu sein.

Herr Dubel, der den richtigen Satz recht beherzigte: in einem Hause, wo man etwas wünscht, gegen alles außerordentlich freundlich zu sein, verbeugte sich tief beim Anblicke der kleinen dicken Dame und sagte: „mein Fräulein, dürfte ich mir erlauben, Sie zu fragen, ob der Herr Balletmeisssss=ter vielleicht zufällig zu Hause sind?"

Die Dame schien durch die Anrede geschmeichelt, und nachdem sie mit einem Kennerblick den Anzug des jungen Menschen über=

schaut und versichert war, daß hier von keiner Bettelei die Rede sei, antwortete sie freundlich: „mein Mann, Signor Benetti, ist allerdings zu Hause. Wen habe ich das Vergnügen, ihm anzumelden?"

Der Herr Dubel verneigte sich sehr tief vor der Frau des Meisters, er faßte ihre Hand und küßte sie respektvoll, worauf die Dame fortfuhr:

„Vielleicht ein junger Künstler, der hier durchreist? — ja ich bin überzeugt, Sie sind ein Künstler."

Abermals verneigte sich der Herr Dubel und stammelte, daß er allerdings im Begriff sei, sich der göttlichen Kunst zu nähern, daß er überzeugt sei oder vielmehr hoffen wolle, der Ausspruch der Signora sei prophetisch, und daß von solchen Lippen als Künstler begrüßt, ihm erscheine, als habe er schon einen großen Schritt vorwärts gemacht auf der schwierigen Bahn.

Die Balletmeisterin ging in's Zimmer und der Herr Dubel vernahm, wie er, Dank seiner Liebenswürdigkeit, dort angemeldet

wurde als ein wohl aussehender, sehr anständiger junger Mensch, der den Balletmeister zu sprechen wünsche und den man augenblicklich einlassen müsse. Gleich darauf kam sie wieder in den Gang herausgetrippelt und ließ unsern Freund in ein kleines Zimmer eintreten, wo sie ihm einen Stuhl anbot mit der Versicherung, der Balletmeister werde im Augenblick erscheinen.

Bald trat dieser auch aus dem Nebenzimmer heraus, mit würdevoller Haltung und feierlichem Blick, der aber sogleich freundlich wurde, als er den Herrn Dubel erkannte.

„Ah! mein lieber Freund," rief er ihm entgegen und streckte beide Hände aus; „charmiert, Sie wieder zu sehen, sehr charmiert! Was verschafft mir das Vergnügen? Erkundigungen vielleicht nach dem kleinen Engel, der lieben Marie? Ein vortreffliches Kind — macht reißende Fortschritte — muß alle unsere Damen überholen, muß eine große Tänzerin werden!"

Dies letztere sagte er flüsternd mit vorgehaltener Hand und einem schlauen Blick gegen das Nebenzimmer. Dann fuhr er wieder laut fort: „aber was verschafft mir das Vergnügen? vielleicht die Bitte um einen Gehalt für die Kleine? Ist schon besorgt, mein Vortrefflicher!" — dabei rieb er sich freundlich die Hände. „Schon eingegeben zu einem kleinen Gehalt; erhält vom nächsten Ersten an vier Gulden monatlich — ein Nadelgeld, aller Anfang ist klein."

Der Herr Dubel verbeugte sich und dankte dem Balletmeister für seine Sorgfalt und seine Bemühungen um das kleine Kind; dann aber sagte er, daß er noch einen andern Wunsch auf der Seele habe und daß er deshalb den Herrn Balletmeister so früh belästige, weil die Spannung, in der er seit gestern Abend lebe, in einen Herzkrampf überzugehen drohe und er Gewißheit haben müsse, ob es nicht möglich sei, auch ihn so glücklich zu machen, wie das kleine Mädchen, kurz, mit einem Wort, ob der Herr Balletmeister etwas für ihn thun wolle, daß er bei dem Ballet angenommen würde, die Tanzschule besuchen zu dürfen, um zu erfahren, ob er das Talent, die Gelenkigkeit und Kraft habe, etwas im Fache der Tanzkunst leisten zu können.

Signor Benetti legte nach dieser Eröffnung seinen Kopf sinnend in die linke Hand, wobei er den Zeigefinger derselben an die Nase drückte, kurz, eine nachdenkende Stellung einnahm. Er betrachtete das Gebäude des Schneiders mit Kennerblicken, und schien mit dem, was er sah, nicht unzufrieden. Er nickte einigemale mit dem Kopfe, dann führte er den jungen Mann von der Thüre des Nebenzimmers hinweg in die Fensternische, als fürchte er, belauscht zu werden, und sagte dann nach einer langen Pause:

„Also Sie haben Lust, auf die Bühne zu gehen?"

„Es isssst mein sehnlichssssster Wunsch."

„Wie alt sind Sie?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„Haben Sie einiges Vermögen, daß es Ihnen möglich wird, eine zeitlang ohne Gage zu dienen? Denn Sie müssen wissen, daß eine hohe Intendanz sich schwer dazu versteht, einem Anfänger etwas zu bezahlen."

„Ich glaube wohl, mich während meiner Lehrzeit durchbringen zu können: ich habe eine kleine Anssss=tellung im Hause des Herrn Baron Karl."

„Richtig!" sagte der Balletmeister, „ich weiß das ja schon; aber welches Geschäft haben Sie bis jetzt getrieben, was haben Sie gelernt?"

„Ich war ein Schneider, ich lernte . . . ."

„Bst!" entgegnete Signor Benetti und deutete aufs Nebenzimmer, „das brauchen die da drinnen nicht zu wissen, das ist Mademoiselle Pauline, sie wohnt hier im Hause bei mir, und so eine Solotänzerin hat gar hochmütige Ideen; Sie verstehen mich schon, lieber, charmanter junger Mann? Das Schneiderhandwerk ist ein außerordentlich ehrenvolles Handwerk, aber — die Damen beim Ballet — nun, Sie verstehen mich, das träumt von lauter jungen Grafen und Baronen, die ihnen zu Lieb' Tänzer werden sollen. Ich für meine Person versichere Ihnen, daß ich schon aus Schneidern die besten Tänzer herangebildet habe; die Beine sind von dem Sitzen auf dem Tisch außerordentlich biegsam und sehr

gelenkig, die Hand, welche die leichte Nadel geführt, versteht sich graziös zu drehen, und dann, was Sie mein Freund, speziell anbelangt, so denke ich noch immer an den Sprung auf dem Eis mit einer Sicherheit, einem Aplomb, der Sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigt."

„Also Sie glauben wirklich, eine hohe Intendanz . . . ?" — sagte der entzückte Schneider.

„Eine hohe Intendanz," entgegnete wichtig der Balletmeister, „wird Sie in die Tanzschule aufnehmen, sowie ich Sie vorschlage, und daß ich Sie vorschlage, darauf können Sie sich verlassen; die Sache ist abgemacht. Es soll mich freuen, etwas Tüchtiges aus Ihnen herauszubilden. Sie erinnern sich doch," sagte er flüsternd, „des großen Craspolini, des eminenten Grotesktänzers? — er war ebenfalls ein Schneider und kam aus Italien hieher, arm, zerlumpt; ich habe einen Mann aus ihm gemacht; — aber wie heißen Sie, mein lieber Freund?"

„Mein Name isss=t Dubel," antwortete der Schneider.

„Dubel, Dubel," entgegnete der Balletmeister und wiegte den Kopf hin und her. „Dubel ist ein harter, deutscher Name, er klingt nicht gut; lassen Sie sehen, wie wir ihn ändern, wie wir ihn geschmeidig machen." Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Richtig! ich hab's! es ist ganz leicht, wir hängen ihm eine kleine Silbe an, und so wird's prächtig. Sie heißen fortan — Dubelli, und so stelle ich Sie bei dem königlichen Ballete vor. Ich bin stolz auf diese Erfindung," lachte er, „und versichere Ihnen, als Signor Dubelli könnten Sie, was den Namen anbelangt, in Mailand gastieren."

Der Schneider, der das Fremdartige liebte und schon heute Nacht überlegt, daß es sich auf dem Zettel nicht gut ausnehmen würde, wenn es z. B. hieße:

„Don Alfonso . . . . . Herr Dubel," war mit seinem neuen Namen vollkommen zufrieden und verbeugte sich geschmeichelt und dankbar.

Während nun beide nach dieser Unterredung in der Fenster=

ecke sich dem Nebenzimmer näherten, sagte der Balletmeister leise: „ich will Sie meiner Frau, der Signora Benetti, und der Demoiselle Pauline vorstellen; ich hoffe, die letztere, die schon lange einen gutgewachsenen Tänzer wünscht — denn wir sind darin nicht gut versehen, soll Sie protegieren. Sie hat bei der hohen Intendanz einen tüchtigen Stein im Brette und kann einiges durchsetzen. — „Bst!" er winkte geheimnisvoll mit dem Finger.

Sie traten nun ins Nebenzimmer, wo die Balletmeisterin mit ihren Papilloten hinter einem gutbesetzten Kaffeetisch auf dem Sofa saß und sich freundlich erbot, sobald Herr Dubelli ihr vorgestellt war, ihm eine Tasse Kaffee zurecht zu machen. Demoiselle Pauline hatte einen reizenden Morgenüberrock an, die blonden Haare unter einem allerliebsten Häubchen verborgen und lag neben dem Kaffeetisch in einem niedrigen Fauteuil und spielte mit einem kleinen Wachtelhunde. Sie streckte die Fußspitzen gerade aus und neckte den Hund, indem sie ihn bald empor hob, bald von sich stieß. Die Tänzerin erinnerte sich gnädigst des Herrn, und als der Balletmeister ihn als einen Beamten, ja, Bekannten des Baron Karl vorstellte und darauf eröffnete, der Herr Dubelli wolle sich dem Theater, dem Ballet widmen, so schenkte ihm die Künstlerin einen zweiten forschenden Blick und versicherte, es solle sie außerordentlich freuen, wenn der Balletmeister endlich jemanden gefunden habe, mit dem man möglicherweise tanzen könne; „denn," setzte sie hinzu und warf den Kopf in die Höhe, „ich versichere Ihnen, Benetti, es ist nächstens hier nicht mehr auszuhalten, wenn man nicht für bessere Tänzer sorgt! Herr Walter ist ein recht guter Mensch, aber er hat keine Kraft, er hält nicht aus; wenn Elise und ich erst recht anfangen und wenn er uns am Schlusse levieren soll, so müssen wir uns furchtbar anstrengen, um in die Höhe zu kommen. — Haben Sie schon getanzt?" fragte sie den neuen Kollegen, und dieser entgegnete:

„Getanzt, was man unter Tanzen als Kunssss=t verssss=teht, so eigentlich nicht" — der Balletmeister winkte ihm mit dem Auge — „das heißt auf keinem größeren Theater," verbesserte sich der

Herr Dubel, „Vorssss-tudien habe ich wohl schon gemacht, und ich hoffe, es soll mir bald einiges gelingen unter Ihrem Protektorate, mein Fräulein, und unter der trefflichen Leitung des Signor Benetti."

Die Tänzerin lächelte geschmeichelt und zeigte bei dieser Gelegenheit ein paar rosige Grübchen in den Wangen; die Balletmeisterin bot dem artigen Fremden eine zweite Tasse Kaffee an, und Signor Benetti streckte seinen Kopf in die Höhe und versicherte, das Seine thun zu wollen.

Der Herr Dubelli, der sich die Lehren des Doktor Stechmaier, daß man auch alles loben könne, was man nicht gesehen, fest eingeprägt, schwärmte über die gestrige Vorstellung Robert des Teufels und erhob die Leistung von Mademoiselle Pauline als Äbtissin des verruchten Klosters über alle Himmel hinaus. Die Tänzerin lächelte abermals, und der neue Kollege schien ihr zu gefallen.

„Es ist schade," sagte der Balletmeister, „daß niemand von unseren jungen Damen in der Nähe ist, um mit Herrn Dubelli eine kleine Probe zu machen. Was meinst du, Frau, sollte wohl Mademoiselle Karoline, die uns gegenüber wohnt, noch zu Hause sein? Wir könnten sie ja herüber holen lassen, um mit Herrn Dubelli eine Polka, einen Walzer oder so was zu tanzen, um praktisch zu sehen, ob er einen richtigen Begriff von der edlen Tanzkunst hat."

„Sie wird wohl schon ins Theater gegangen sein," erwiderte Signor Benetti und warf einen Blick zu dem Fenster über die Straße: „ja, sie ist schon fort, ihre Fenster stehen weit offen."

„Schade, schade!" sagte der Balletmeister, „wir hätten uns dadurch eine Probe auf dem Balletsaal erspart."

„Nun, wir können die Probe ja immerhin machen," nahm Demoiselle Pauline nachlässig das Wort; gehen sie an Ihren Flügel, Benetti, ich will mit dem jungen Mann tanzen."

„Oh!" sagte der pfiffige Italiener, als erschrecke er über diesen Vorschlag, „das wäre wahrhaftig zu viel verlangt, Mademoiselle

Pauline! La prima ballerina wollte die Gnade haben? — — — — Herr Dubelli," sprach er stolz zu diesem, „Sie haben einen glücklichen Tag."

Der neue Tänzer war sichtlich erschüttert von dem übergroßen Glücke, das ihm zu Teil wurde, und erhob sich ganz gerührt; er fuhr über seine hellen, lederfarbenen Glaçehandschuhe, die er sich zu diesem Zwecke eigens gekauft, als wolle er sie fester an die Hand streifen, legte seinen Hut auf einen Nebentisch und stellte sich in Positur. Die Tänzerin warf den kleinen Hund mit ihrer Fußspitze auf den Sofa, erhob sich aus dem Fauteuil, und während sie ihre beiden Hände auf die Hüften legte, wiegte sie ihren Oberkörper in die Höhe und streckte sich um ein paar Zoll. Das Mädchen hatte eine prachtvolle Taille, und der Herr Dubelli wagte es anfangs nur schüchtern, seinen Arm um sie zu schlingen.

„Eine Polka-Mazurka!" befahl die Tänzerin und fragte mit einem Blicke, der deutlich sagte, daß eine Verneinung auf diese Frage ihr unmöglich erscheine: „Sie tanzen doch Polka-Mazurka?"

„Allerdings, mein Fräulein!" entgegnete der Exschneider, und da er sich bewußt war, ein wirklich guter Tänzer zu sein, so fühlte er sich erstaunlich leicht und sein Herz klopfte nur noch ganz gelinde.

Signor Benetti fieng an zu spielen, und der Tanz begann. Leicht und gewandt schwebten die beiden dahin, und Dubelli gab sich alle Mühe und nahm sich sehr zusammen, um den schlangenartigen Wendungen seiner Tänzerin zu folgen, was ihm auch so gut gelang, daß ihm die Balletmeisterin auf dem Sofa tüchtig Beifall klatschte und entzückt ausrief: „göttlich! — Demoiselle Pauline — außerordentlich! — großartig! — Gut, Herr Dubelli! — Brav gemacht!" — Der Balletmeister spielte indessen immer geschwinder, und die beiden rasten ordentlich im Zimmer umher. Endlich fieng die Tänzerin an, stärker zu atmen, ihr Busen hob sich heftig in die Höhe, und als bald darauf Signor Benetti auf-

hörte, zu spielen, erklärte sie, der neue Kollege tanze leicht und gewandt, und was die Ausdauer anbelange, so sei sie ebenfalls mit ihm zufrieden.

Der Balletmeister erhob sich von seinem Flügel, klopfte dem angehenden Tänzer auf die Schultern und versicherte ihm, er könne stolz sein auf den Ausspruch der Demoiselle Pauline. „Ich werde noch heute unseren Chef sprechen," sagte er, „und wenn wir erst ein halbes Jahr auf dem Balletsaale und zu Hause die allergründlichsten Studien gemacht, so hoffe ich, etwas Anständiges zu erleben."

Der Herr Dubelli dankte der Tänzerin für die außerordentliche Güte und Freundlichkeit, die sie ihm erzeigt, für die Weihe der Kunst, die sie ihm hiedurch erteilt; ebenso sagte er dem Balletmeister einige tief empfundene und passende Worte und der Signora Benetti ebenfalls etwas Schönes über den Anteil, den sie an ihm genommen.

Als nun bald darauf der Theaterdiener mit der Meldung erschien, der Wagen sei unten, um Demoiselle Pauline nach der Probe abzuholen, beurlaubte er sich durch einen Handkuß von der Signora Benetti und begleitete die Tänzerin an den Wagen, hob sie hinein, machte hinter ihr und seinem neuen Chef den Schlag zu und eilte alsdann, den Doktor Stechmaier aufzusuchen, den er in Kenntnis setzte von all' dem Schönen, was ihm heute Morgen bereits passiert.

Der Doktor freute sich aufrichtig über das Glück des Herrn Dubel und versprach, in der nächsten Nummer der „Spinne" etwas über den vortrefflichen Balletmeister des Hoftheaters zu sagen, und wie sehr es anzuerkennen sei, daß er sich bemühe, junge emporkeimende Talente für das Balletcorps zu gewinnen.

Frau Welscher und Jungfer Kiliane waren nicht wenig überrascht, als sie den Entschluß des Herrn Dubel erfuhren und er ihnen erzählte, daß er schon so gut wie angenommen bei dem königlichen Balletcorps sei. Sie freuten sich besonders darüber, daß nun die kleine Marie in der Anstalt einen Beschützer habe, und der

Herr Dubel dagegen, der das kleine Mädchen außerordentlich lieb hatte, war ebenso erfreut, daß sie dort sei, und ihm kam deshalb der Balletsaal mit seinen Ratten, seinen Tänzern und Tänzerinnen

durchaus nicht so fremd vor, wie einem wohl zu Mute ist, wenn man unter lauter unbekannte Gesichter hineintritt.

Das kleine Mädchen hatte eine außerordentliche Freude, als sie erfuhr, sie werde nun künftig ihren Freund Dubel ebenfalls im Balletsaale sehen; sie nahm ihn gleich an die Stange im Zimmer, er mußte die Füße erschrecklich auswärts biegen, sie machte ihm alle Bewegungen vor, die sie schon gelernt, und es

war possierlich, wie sie das alles that mit dem ernsten Ton einer Lehrmeisterin.

Den andern Tag schon erhielt der Herr Dubelli ein Dekret von der königlichen Hoftheaterintendanz, das ihm gestattete, die königliche Tanzschule zu besuchen, und ihm ein Engagement beim Balletcorps in Aussicht stellte, sowie ihn Signor Benetti hiezu würdig befinden werde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Flucht.

Die wohlorganisierte Gaunerei in einem wohlgeordneten Staate hat ihre Polizei, wenn man es so nennen kann, die meistens besser eingerichtet ist, als jene Polizei, welche uns vor jenen Gaunern selbst schützen soll. Ihre Chefs (die der Gauner nämlich) sind wohlbekannte, unter ihnen sehr angesehene Leute; ihre Hehler sind meistens von einer musterhaften Pflichttreue; ihre Schlupfwinkel sind sicher und selten einem Verrate ausgesetzt, und unter ihnen besteht eine immerwährende Kommunikation, wodurch sie einander mit der Schnelligkeit eines Telegraphen gegen böswillige Anschläge zu wahren und zu schützen wissen, und wodurch sie rasch und mit

Leichtigkeit das erfahren, was der wirklichen Polizei viel fruchtlose Mühe und Kosten verursacht.

Der treffliche Steinmann war aber in dieser Hinsicht doppelt gut beraten, da er im öffentlichen Leben an einer Ecke stand und dadurch, wie wir wissen, imstande war, zwei Seiten auf einmal zu übersehen. Daher kam es denn auch, daß er wenige Tage nach der Flucht der Madame Müller mit ihrer Tochter abermals und mit sehr vergnügtem Gesicht neben seinem Gevatter im Refektorium des alten Klosters saß und sich mit einigen Schoppen weißen Weins erlabte. Es war noch ziemlich früh, in dem Lokale sonst niemand zugegen und der Steinmann saß an seinem Lieblingsplatze auf der Ofenbank, schlenkerte mit den Füßen und rieb sich lächelnd die Hände.

Der Gevatter befand sich, Dank dem Gelde der Jungfer Kiliane, in einem ziemlich anständigen Anzuge, der, wenn er ihm auch teilweise zu weit und zu eng war, ihm doch gestattete, sich auf der Straße an der Seite des Steinmann sehen zu lassen.

Dieser hatte seine Uniform mit einer bürgerlichen Kleidung vertauscht, trug einen schwarzen Hut und in der Hand ein spanisches Rohr mit weißem Knopf. Er sah zuweilen auf seine Uhr und ermahnte jetzt den Gevatter, seinen Schoppen auszutrinken, da sie fortgehen müßten.

„Was werden die beiden für ein Vergnügen haben," lachte der Gevatter, „wenn sie uns plötzlich erscheinen sehen!"

„Vergeßt nur nicht," sagte der Steinmann, „daß wir mit gehöriger Vorsicht auftreten müssen; die Alte ist schlau und brennt durch, wenn sie nur einen von uns sieht, geschweige denn alle beide. Wir müssen einen vollkommenen Operationsplan entwerfen und getrennt manövrieren. Daß sie in Metthausen sind oder heute Abend dorthin kommen, das weiß ich ganz bestimmt, meine Berichte sind sicher, und wir werden mit dem Omnibus ebenfalls gegen zehn dort eintreffen; ich werde alsdann gleich erfahren, wo sie sich befinden, und wenn wir das einmal wissen, so dürfen wir unter keiner Bedingung zu gleicher Zeit ins Haus treten; ich gehe

dann allein in die Stube, und da ich natürlicherweise kein Aufsehen erregen will, so werde ich zuerst versuchen, ob sie freiwillig zurückkehren; im Fall sie sich dessen weigern, so habe ich hier in meiner Tasche einen Ausweis für den dortigen Bürgermeister, worin ich ermächtigt bin, die beiden als gefährliche Landstreicherinnen, als liederliche Personen zu verhaften. Ihr habt ein ähnliches Papier und bleibt vor dem Hause stehen, bis ich euch hineinrufe, wenn alles in Ordnung ist. So lange ich euch aber nicht rufe, paßt mir aufs Genaueste auf, und wenn eine von den beiden

aus dem Hause schlüpft, so folgt Ihr derselben, und wenn sie aus dem Dorf rennt, so rennt Ihr ihr nach; nur macht mir auf der Straße keinen Spektakel und gebt euch nicht vor versammeltem Volk als Polizeiagent aus, denn sonst könntet Ihr im Geheimen die schönsten Prügel bekommen."

Der Gevatter versprach, alles sorgfältig zu beobachten, und nachdem er auf diese Art vollständig instruiert war, gingen die beiden mit einander fort nach dem Omnibus, setzten sich auf und fuhren zur Stadt hinaus.

Es war ein unangenehmer, windiger Tag, dunkle Wolken sandten häufig Regenschauer herab, und als es Mittag wurde, umzog sich der Himmel mit einem dichten Grau, gegen Abend fieng es wieder an zu regnen; anfänglich tröpfelte es nur schwach, dann immer stärker und endlich strömte ein tüchtiger Landregen auf die Erde, der für die Nacht anzuhalten versprach. Dem Steinmann war dies nicht angenehm, denn er fürchtete, daß die Flüchtlinge, wenn sie Metthausen noch nicht erreicht hätten, vorher schon in irgend einem Bauernhofe oder einer Fuhrmannsherberge an der Straße anhalten und übernachten könnten.

Indessen rollte der Omnibus vorwärts, so gut es ging; doch wurde es allmählich spät, aus allen Ortschaften, durch welche sie kamen, glänzten schon die Lichter heraus und immer war von Metthausen noch nichts zu sehen.

Während die Reisenden im Omnibus auf dieser Seite des ersehnten Orts häufig und ungeduldig nach demselben ausschauten, machte es ein Reisender auf der andern Seite desselben ebenso. Dieser saß in einer Postkalesche, mit zwei Pferden bespannt; er hatte die Ledervorhänge fest zugezogen, um sich vor dem hereinschlagenden Regen zu sichern, und schaute, wie gesagt, nur zuweilen hinaus, um endlich die Station zu erblicken oder den Postillon zu schnellerem Fahren anzutreiben. Dieser, sowie die Pferde, trofen von Wasser und trabten so langsam wie möglich durch den unergründlichen Schmutz, den der Platzregen schnell auf der Straße gebildet.

Metthausen, das Ziel dieser beiden Wagen, war ein kleiner Ort mit einer Posthalterei, mit welcher eine Wirtschaft verbunden war, die aber hauptsächlich von Fuhrleuten und Gästen niederen Ranges besucht wurde. Alles andere ging in den „Roten Ochsen", der gegenüber lag; doch machte der „Rote Ochse" durch diesen höheren Rang keine besseren Geschäfte, und wenn es hier fast beständig leer war, so sah man drüben die Post beinahe immer mit Gästen angefüllt. So war es auch heute Abend, und in der großen Wirtsstube kaum noch ein Plätzchen zu finden, so besetzt war alles mit Fuhrleuten, die hier über Nacht blieben, mit Handwerksburschen und mit Einwohnern des Orts, die nach vollbrachtem Tagewerk hier ihren Schoppen genossen. Durch diese große Anzahl von Gästen und durch die Art, wie die Meisten, von dem Regen draußen zugerichtet, herein kamen, das Wasser abschüttelnd, den Schmutz der Straße von den Stiefeln abtretend, war das Zimmer der Post durchaus kein behaglicher Aufenthalt. Der Fußboden war mit Wasser und Schmutz bedeckt; die durchnäßten Kittel der Fuhrleute dampften ebenso arg, wie die Suppe, die vor ihnen auf dem Tisch stand; denn wegen des kühlen Wetters hatte man ein Feuer im Ofen angemacht und nebenbei qualmten aus ebenso vielen Tabakspfeifen, als hier waren, ebenso viel unangenehme Gerüche.

In der Ecke der Wirtsstube, ziemlich unbemerkt von den übrigen Gästen, saß eine Frau, die wir bereits kennen, mit ihrer Tochter. Das Regenwetter hatte ihre Kleidung stark mitgenommen, und die Frau saß da, den Kopf auf ihre Arme gestützt, und sah mürrisch vor sich hin. Das Mädchen hatte die Hände in den Schoß gelegt und starrte, in tiefes Nachdenken versunken, auf das Gewühl der Trinkenden und Essenden. Vor den beiden auf dem Tische stand ein Glas Bier nebst einigen Kartoffeln in der Schale.

Die Mutter seufzte tief auf und das Mädchen fuhr aus ihren Träumereien in die Höhe. „Warum seufzt Ihr, Mutter?" sagte sie „es wird nicht alle Tage so schlecht gehen, wie heute; wir werden, wenn die Leute fort sind, unsere Kleider trocknen und uns ein

Bett zum Schlafen geben lassen. Morgen oder übermorgen kommen wir in eine größere Stadt und da werden wir schon Arbeit finden. Seid nur getrost, Mutter, es wird schon gut werden."

Ein tiefer Seufzer war alles, was die Frau zur Antwort gab.

„Seid doch nicht so entsetzlich betrübt, Mutter," fuhr das Mädchen fort. „Daß wir Unangenehmes aller Art erleiden müßten, das war ja vorauszusetzen; aber haben wir uns nicht vorgenommen, alles freudig und geduldig zu ertragen, um ein besseres und glücklicheres Leben zu beginnen?"

„Ein besseres und glücklicheres Leben?" fragte die Mutter, ohne aufzublicken.

„Allerdings, Mutter, ein glücklicheres Leben! Meint Ihr, es könne uns nicht gelingen, mit Ehren durchzukommen? Meint Ihr, Gott im Himmel werde jemanden verlassen, der sich vornimmt, durch ehrliche Arbeit sich durchzubringen? — Gewiß nicht, Mutter! Drum seid getrost, eßt und trinkt etwas, Ihr müßt gewiß Hunger haben."

„Ich mag aber nicht," war die Antwort.

„Ihr mögt nicht, Mutter? — Leider könnt Ihr für heute nichts besseres haben, aber lasset den Mut nicht sinken; morgen oder übermorgen finden wir etwas, das für uns paßt, und wir werden gewiß noch zufrieden und glücklich."

„Zufrieden und glücklich?" sagte die Mutter bitter lachend und erhob ihren Kopf, um das Mädchen anzuschauen. „Du willst zufrieden und glücklich werden, wenn du mit den feinen Händen da den ganzen Tag arbeiten sollst? — Wer wird dir überhaupt Arbeit geben? O, es ist nicht so leicht, zu arbeiten! Gehe doch hin und vermiete dich als Magd, versuchs einmal, man wird dir Zeugnisse abverlangen, und wenn du dich auf dein ehrliches, schönes Gesicht berufst und sie deine glatten Hände sehen, da werden die Leute sagen: du seiest nicht zu harten Arbeiten gemacht, und werden dir den Rat geben, zu deinem früheren Geschäft zurückzukehren."

Obgleich die Mutter die letzten Worte sehr leise sprach, so fuhr doch das Mädchen entsetzt in die Höhe, als habe sie ihr etwas

Fürchterliches laut und gellend in die Ohren geschrieen; die Alte stützte den Kopf wieder in ihre Hände, und das Mädchen erwiderte nach einer Pause:

„Ihr bereut es wohl, Mutter, daß wir die Stadt verlassen haben? Sagt mir, Mutter, ob Ihr es bereut."

„Ja, das thue ich!" entgegnete die Frau; „ich bereue es gewiß und wahrhaftig, dir gefolgt zu sein, es war nichts als eine Lächerlichkeit von dir, eine Laune; am Ende hättest du doch zu Hause arbeiten können und . . ."

„Ein anderes Leben anfangen, wollt Ihr sagen, Mutter," bemerkte das Mädchen mit gelassenem Tone, obgleich sie unter dem Tische ihre Hände krampfhaft in einander schloß. „Oder," fuhr sie fort, „es wäre Euch am Ende gleichgültig gewesen oder noch lieber, wenn ich kein anderes Leben angefangen hätte, sagt es nur frei und offen heraus."

„Ja," sagte die Alte trotzig, „wozu auch eine solche Geschichte? Was geschehen ist, ist leider geschehen; kannst du dich besser machen, kannst du mit aller Arbeit oder aller Buße anders werden, ungeschehen machen, was einmal geschehen ist?"

„Vor den Leuten kann ich das freilich, Mutter," entgegnete das Mädchen mit leiser Stimme; „in einer fremden Stadt, wo mich niemand kennt, wo man nicht weiß, was ich gethan, kann ich ein anderes Leben führen, kann geachtet sein und mit Ehren angesehen. Hier," sie preßte die Hand auf ihr Herz, „kann ich freilich nicht verwischen, was ich erlebt; aber das thut nichts, Mutter, diese quälenden Gedanken sind meine Strafe. — — — — Aber was soll geschehen?" fuhr das Mädchen nach einer langen Pause fort; „wollt Ihr vielleicht umkehren, Mutter, und mich allein in die Welt hinausgehen lassen?"

Die Alte blickte abermals in die Höhe und schwere Thränentropfen liefen über ihre Wangen hinab. „Nein! nein!" sagte sie; „ich kann dich nicht allein lassen, aber ich kann auch nicht in der Welt mit dir herumziehen; kehre mit mir wieder um, wir wollen alle bisherigen Verbindungen abbrechen und können ja auch zu Hause arbeiten, können ja auch zu Hause ein anderes Leben anfangen."

„Ich habe schon einmal gesagt," entgegnete fest und bestimmt das Mädchen, „daß es zu Hause nimmermehr angeht; wie wollt Ihr Eure Verbindungen abbrechen? Denkt nur an den Steinmann — — — den Steinmann, Mutter!" wiederholte das Mädchen und starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Thüre des Zimmers — „der Steinmann!" fügte sie mit dem Tone des höchsten Schreckens hinzu und drückte krampfhaft auf den Arm der Frau — „der

Steinmann, Mutter! Ich habe ihn draußen vor der Thüre im Gange gesehen!"

„Was sagst du?" rief die Alte und fuhr in die Höhe, „der Steinmann wäre hier?"

„Ja, ich habe ihn gesehen!" sagte das Mädchen; „bei Gott, er war es! Kommt, Mutter, laßt uns fliehen! dort durch die Küche in den Hof hinaus, — fort, fort!"

„Ich kann heute Abend nicht weiter!" sagte die Alte mürrisch und spähte forschend nach der Thüre, doch schien ihr Blick nicht mehr so trüb und finster, wie früher. „Siehst du wohl," fuhr sie fort, „ich habe es dir ja gesagt! Was hilft das Fortlaufen? der findet uns doch wieder."

„Nein, nein!" entgegnete das Mädchen in namenloser Angst; „es ist draußen finster, der Regen gießt noch immer vom Himmel herab, und wenn wir nun ein anderes Haus erreichen, so findet er uns nicht, Mutter, ich bitte Euch um Gottes willen, kommt mit!"

„Nein," entgegnete die Alte bestimmt, „ich gehe nicht weiter, ich habe gethan, was ich gekonnt, aber dem können wir doch nicht entfliehen."

„Wir nicht, Mutter?" sagte das Mädchen mit gänzlich verwandeltem Tone und warf, wie an jenem Abende, die Oberlippe trotzig in die Höhe; „sagt doch lieber: ich nicht, weil Ihr nicht wollt, mich dagegen soll keine Macht der Erde vermögen, lebendig wieder in ein Joch zurückzukehren, dem ich einmal entflohen, mich soll nichts in meinem Entschlusse wankend machen; ich will fliehen, so lange mir ein Ausweg offen bleibt, und nur im schlimmsten Falle der offenbaren Gewalt weichen und alsdann noch hinausschreien, in die Ohren aller, die es hören können, was man mit mir vor hat, wozu man mich zwingen will. — Aber der Augenblick drängt, noch einmal beschwöre ich Euch, Mutter kommt mit!" — Sie wollte die Alte am Arme fortziehen, aber diese blieb unbeweglich. Noch einen Augenblick harrte das Mädchen und schaute mit der entsetzlichsten Angst auf ihre Mutter; als diese aber kein Zeichen gab, folgen zu wollen, legte sie ein kleines Paketchen —

es enthielt ihr letztes Geld, ihre Ohrringe und was sie sonst an Schmuck besaß — in die Hände der Frau, warf noch einen schmerzlichen Blick auf sie und verschwand durch die neben ihnen befindliche Küchenthüre.

Es war in der That der Steinmann gewesen, den der scharfe Blick des Mädchens im Hausgange entdeckte. Mit dem Omnibus, der ihn gebracht, war auch zu gleicher Zeit die Postkalesche angekommen und hielt vor dem Hause. Der Steinmann seinerseits hatte Mutter und Tochter ebenfalls bemerkt, hatte seinen Gevatter im Hausgange gelassen und wollte gerade in die Stube treten, als er sah, daß Anna durch die Küchenthüre hinauseilte.

Das arme Mädchen hatte es mit einem schlauen und hartnäckigen Feinde zu thun, und kaum betrat sie die Küche, so zeigte sich auch der Steinmann an der anderen Thüre. Das Mädchen stand erstarrt und schaute ratlos um sich; in der Küche war von den Hausleuten niemand; nur ein einzelner sehr großer Mann, derselbe, den die Postkalesche gebracht, stand vor dem Herdfeuer und trocknete die Enden seines Mantels, die der Regen draußen durchnäßt hatte. Er zog es wahrscheinlich vor, lieber hier auf einen neuen Wagen und frische Pferde zu warten, als in der überfüllten Wirtsstube.

Das Mädchen, welches den Steinmann näher treten sah und welches keine Rettung mehr erblickte und eine Sekunde überlegte, ob sie in das anstoßende Zimmer zurückkehren und die Anwesenden zu ihrem Schutze auffordern solle, verwarf diesen Gedanken ebenso schnell wieder als unausführbar, und wandte sich dagegen mit der verzweiflungsvollen Hoffnung, mit welcher der Ertrinkende nach einem Strohalm greift, an den fremden Mann am Herde, ergriff seinen Mantel und flehte um Gottes Barmherzigkeit willen seinen Schutz an.

Der fremde Mann drehte sich schnell zu dem Mädchen herum, das zitternd vor ihm niedersank, und blickte erstaunt in das Gesicht Steinmanns, welcher ebenso erstaunt ihm gegenüber wie angefesselt stehen blieb. Der Stadtsoldat erkannte den Jäger

Lukas und wußte, daß er es hier mit keinem geringen Gegner zu thun hatte.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Jäger mit finsterem Blick, indem er den linken Arm in die Seite stemmte, wodurch der Griff seines Hirschfängers sichtbar wurde, während er mit der andern Hand das Mädchen vom Boden in die Höhe zog. „Was soll das sein? Warum verfolgt Ihr dieses Kind?“

Der Steinmann schleuderte einen wütenden Blick auf den Jäger, da er wohl wußte, daß derselbe jedenfalls Partei gegen ihn nehmen würde, und entgegnete mit frechem Ton: „Was das sein soll? — Ich möchte mich erkundigen, was es bedeuten soll, daß Ihr Euch in meine Angelegenheiten mischt?“

Ein Lächeln der tiefsten Verachtung überflog die Züge des riesenhaften Mannes, er führte das Mädchen gegen das Herdfeuer, stellte sich zwischen sie und ihren Verfolger und fragte so sanft wie möglich: „sage du mir, mein Kind, was soll das alles bedeuten, warum verfolgt dich dieser Mensch?“

Das Mädchen schlug bitterlich weinend die Hände vor's Gesicht und war nicht imstande, sogleich eine Antwort zu geben; der Steinmann aber übernahm dieselbe an ihrer Statt und sagte höhnisch:

„Der Herr Lukas werden mich wahrscheinlich kennen und werden vielleicht wissen, daß ich der Polizei angehöre und in dieser Eigenschaft bin ich also hier und trage den schriftlichen Befehl bei mir, dieses Mädchen mit ihrer Mutter, zwei Landstreicherinnen der schlimmsten Art, zu verhaften.“

Bei diesen Worten ließ Anna ihre Hände vom Gesicht heruntergleiten, sah den Jäger an und sprach durch Thränen: „glaubt ihm nicht, Herr, o glaubt ihm nicht! Ich bin keine Landstreicherin, aber dieser da ist ein schlechter Mensch, der mich verderben will.“

„Das hat gewiß seine Richtigkeit,“ sagte der Jäger lächelnd und schaute über seine Achsel nach dem Stadtsoldaten hin; „sei aber die Sache, wie sie will, so soll ihm der Spaß diesesmal verdorben werden, ich nehme dich unter meinen Schutz.“

Jetzt erlaubte sich der Steinmann eine laute Lache aufzuschlagen, nahm seinen Verhaftsbefehl aus der Tasche, hielt ihn dem Jäger vor die Augen und bemerkte: „wir wollen doch einmal sehen, ob Ihr, ein fremder, unbekannter Mensch, Euch unterstehen wollt, der Polizei ins Amt zu greifen und sie zu verhindern, zwei schlimme Personen zu verhaften, das wollen wir einmal sehen!"

Der Jäger überlegte gerade, ob jetzt ein günstiger Moment sei, um den Steinmann zum Fenster hinauszuwerfen, als ihm und dem armen Mädchen in der stämmigen Wirtin des Hauses eine unerwartete Hülfe zu Teil wurde, die kräftig gegen den Steinmann auftrat.

„Was!" rief diese würdige Dame mit zornrotem Gesicht, welche die letzten Worte gehört hatte, „ein verkleideter Polizist will in meinem Hause Gäste insultieren und sie verhaften? — Nehme er sich in acht, oder ich werde Ihm zeigen lassen, was mein Hausrecht ist!"

„Aber, liebe Frau," entgegnete der Steinmann geschmeidig, „Sie muß wissen, warum es sich handelt. Will Sie in Ihrem Hause vagabundierende Weibsbilder behalten und will Sie die Polizei hindern, solche Geschöpfe, die zum Schaden aller Menschen umherstreifen, unschädlich zu machen? O, das wird Sie nicht wollen, wackere Frau Siemlich! In einem Gasthofe, wie der Ihrige, solche Frauenspersonen? — Denk Sie nur, wie sich darüber die Frau Ochsenwirtin freuen würde! O nein, Sie wird mir helfen und beistehen lassen gegen diesen Herrn da, der sich unbefugter Weise in meine Geschäfte mischt."

Die Frau ließ bei dieser Rede ihre Arme langsam vom Leibe heruntergleiten und sah das Mädchen und den Jäger mit fragenden Blicken an. Allerdings mochte das schöne Gesicht der ersteren, die weißen Hände und die wohlgeordnete dicke blonde Flechte, die unter der groben Haube hervorgekommen war, im Vergleich mit der unscheinbaren Kleidung verdächtig erscheinen; doch trat der Jäger fest auf sie zu und sagte mit bestimmtem Tone:

„Ich versichere Sie, Frau Wirtin, ich kenne jenen Menschen,

ich weiß, daß er ein schlechter Gesell ist, und bin fest überzeugt, daß es sich hier um eine Spitzbüberei handelt, um eine Schlechtigkeit, die er einem armen wehrlosen Geschöpf Ihres Geschlechts anthun will. Das Mädchen ist gewiß unschuldig und von Ihnen, Frau Wirtin, bin ich überzeugt, daß Sie es überhaupt nicht dulden werden, daß in Ihrem Hause ein Spektakel der Art vorfällt, und daß es in dem Orte morgen heißt: die Polizei habe es für nötig gefunden, aus Ihrem Hause, aus dem Gasthofe „zur Post" Leute zu entfernen. Denken Sie, was Ihnen das hier, sowie in der Residenz, die ich morgen früh erreiche, für ein Renommee geben würde."

Der Steinmann warf dem Jäger einen wahrhaft teuflischen Blick zu, als er sah, wie die Frau Siemlich abermals ihre Arme in die Seite stemmte, und als sie sagte: „der Herr hat Recht, ich lasse nie und nimmermehr in meinem Hause Jemanden arretieren! Sie können heute Nacht dableiben, und wenn sie morgen das Wirtshaus „zur Post" verlassen haben, so mag mit ihnen geschehen, was da will, ich habe dann keine Verantwortung."

Der Steinmann, welcher nicht so leicht abzuweisen war, entgegnete: „dann werdet Ihr mich zwingen, Frau Siemlich, daß ich zum Bürgermeister gehe und mir mit Gewalt nehme, was Ihr mir in Güte verweigert. — Ich will ja durchaus keinen Spektakel machen," setzte er listig hinzu, „wir bringen das Mädchen mit ihrer Mutter auf ein Zimmer droben, und morgen früh fahren wir mit ihr nach der Residenz zurück, das kann gar kein Aufsehen erregen."

„Nein, nein!" flehte Anna, „laßt es um Gotteswillen nicht geschehen, gebt mich nicht in Gewalt dieses Menschen!"

„Mit Gewalt?" sagte die Wirtin, die nur dieses Wort gehört zu haben schien, und deren Gesicht abermals zornig rot aufflammte, „mit Gewalt in meinem Hause? Das wollen wir doch einmal sehen! — Und mir mit dem Bürgermeister drohen, der drinnen seinen Schoppen trinkt? Ist nicht der Christoph und der Johann im Hause, sitzen nicht in der Wirtsstube draußen sechs meiner besten Kunden, sechs vierspännige Fuhrleute, die der armen

Frau Siemlich nichts geschehen lassen? O, wir wollen das einmal sehen!" — Die Frau steigerte ihre Rede zu so lautem Tone, daß der Steinmann und selbst der Jäger sie zu beschwichtigen versuchten.

Der erstere, der einen schnellen Blick in der Küche umherwarf, bemerkte, daß dieselbe nur zwei Ausgänge hatte, einen nach der Hausflur, wo der Gevatter versteckt war, und den anderen nach der Wirtsstube, wo hinein er sich zurückzuziehen beschloß, um mit Madame Müller zu verhandeln, die gewiß nicht so hartnäckig war, und abzuwarten, bis sich die Wirtsstube geleert haben würde. Der Jäger aber bat die Frau Siemlich sich zu beruhigen, indem er schon mit dem Herrn da fertig werden wolle.

Der Polizeisoldat zog sich in die Wirtsstube zurück und begann alsbald ein eifriges Gespräch mit der Mutter des Mädchens; die Wirtin eilte in das Hintergebäude, um sich für den Notfall zu überzeugen, ob Johann und Christoph kampffähig seien. Anna aber sank auf einen Stuhl am Herde und berichtete dem Jäger, der sich neben sie an den Kaminstein lehnte, so viel es nötig war, von ihrem früheren Leben und wodurch es gekommen sei, daß der Steinmann sie verfolge.

„Ich habe immer gewußt, daß er ein schlechter Kerl ist, und es wäre am besten, wenn man auf Untersuchung gegen ihn antrüge."

„Nein, nein!" entgegnete Anna, „das kann und darf nicht geschehen. Er würde sich herauszuziehen wissen und meine arme Mutter angeben, und sie käme ins Unglück, ins bitterste, entsetzlichste Elend! O, glauben Sie mir, mein Herr, ich habe, so jung ich bin, schon viel, sehr viel erlebt, schon viel, sehr viel gefehlt, aber ich bin kein schlechtes Geschöpf, gewiß nicht! nur unglücklich, fühle jedoch alle Kraft in mir, wieder gut zu machen, was ich vielleicht verbrochen!"

Der Jäger blickte in die Glut des Feuers und versank in tiefes Nachsinnen, ihm kamen wieder seine Ideen des immerwährenden Traumes, er dachte an seine Jugend, an den blauen Regenschirm, an den tiefen See des Dorfes, und gestand sich schaudernd,

wenn er damals älter gewesen wäre und verständiger, so wäre das nicht vorgefallen, als er damals aus der Stadt im Regen nach Hause ging an ihrer Seite; er hätte vielleicht nicht zu Hause so lange im Bette gelegen und wäre vielleicht nicht in jenen Schlaf gefallen, in welchem er heute noch fortträumte; aber hier war fast

der gleiche Fall: eine Mutter, die ihr Kind geopfert, aber ein Kind, das sich selbst emporreißen wollte aus der Tiefe, in die es versunken. Das hatte ihm freilich Anna alles nicht mitgeteilt, aber wie gesagt: er träumte von dem blauen Regenschirm, er träumte von jener Mutter und fühlte in dem Innersten seines Herzens, daß hier der gleiche Fall sei.

Das Mädchen hatte lange zugeschaut, wie ihr Retter so tief in Gedanken versunken dastand, und wußte nicht, wie genau er unbewußter Weise in dem Augenblicke ihre Vergangenheit ergründet; doch machte der finstere traurige Blick, mit dem er jetzt

aufschaute, sie ängstlich, und ihr Auge hing an seinen Lippen, um zu erfahren, ob er ihr helfen werde.

„Da ist nichts zu thun," sagte Lukas nach einer langen Pause, „als Sie heute noch aus diesem Hause, aus diesem Orte zu bringen. Nach der Residenz zurück wollen Sie nicht und können Sie nicht, ich finde das begreiflich; aber ich will Ihnen etwas sagen: Sie fahren mit dem Wagen, der mich hiehergebracht, zurück nach der Station im nächsten Orte, dort halten Sie sich auf, bis ich nach einigen Tagen zurückkehre, und dann wollen wir sehen, was für Sie zu thun ist."

Das Mädchen ergriff die Hand des Jägers und küßte sie, ehe er dieses hindern konnte; er hätte das auch wohl geschehen lassen, denn er kam sich vor, wie um viele, viele Jahre älter, als die übrige Welt, und es war ihm, als sitze jenes andere Mädchen neben ihm am Feuer, ein junges, unglückliches Kind und klammerte sich fest an seine Hand und flehte ihn an: ziehe mich empor aus dem tiefen Dorfsee, empor an das freundliche Licht der Sonne!"

Der Steinmann hatte unterdessen seinem Gevatter draußen die größte Aufmerksamkeit eingeschärft und ihm befohlen, dem Mädchen zu folgen, wohin sie sich auch begeben würde. So saß er denn selbst gesichert bei der Alten in der Wirtsstube, die eigentlich froh war, daß der Stadtsoldat gekommen war und sie wieder mit nach der Residenz nehmen wollte.

Was Anna anbelangt, so dachten die beiden, sie würde nicht weit laufen, und der Gevatter werde sie morgen schon zurückbringen.

Unterdessen hatte der Jäger den Postillon, der ihn hieher gebracht, in die Küche kommen lassen, gab ihm ein reichliches Trinkgeld und ersuchte ihn, das Mädchen bis zur Station mitzunehmen, wozu sich derselbe auch bereitwillig erklärte. Er spannte seine Pferde ein, fuhr an der Hausthür vor und der Jäger begleitete Anna bis an den Schlag der Postkalesche, hob sie hinein und legte etwas Geld neben sie, damit sie in den nächsten Tagen nicht in Verlegenheit komme. Obgleich sich das Zartgefühl des Mädchens anfangs sträubte, von ihm, dem Fremden eine Gabe anzunehmen,

so waren doch die Worte, mit welchen er sie überreichte, so wohlwollend, überhaupt sein Benehmen gegen sie so ernst und väterlich, daß sie das Geld annahm, ihm die Hand drückte und sich in eine Ecke des Wagens schmiegte. Der Postillon setzte sich auf den Bock, knallte gewaltig mit seiner Peitsche und fuhr durch die nächtlich stille Straße davon.

Der Jäger blieb einen Augenblick unter der Hausthüre stehen und blickte dem fortrollenden Wagen nach; kam es ihm doch vor, es springe dicht an den Häusern hin neben der Kalesche her ein Mensch, der dem Wagen zu folgen schien. Der Steinmann konnte es nicht sein, denn er saß ruhig in der Wirtsstube. Ah! dachte Lukas, vielleicht ein armer Teufel, der sich die Gelegenheit zu Nutzen macht, um wohlfeil und trocken nach Hause zu kommen.

Obgleich der Jäger mit seiner Reise nach der Residenz eilig war, und hier schon eine halbe Stunde verloren hatte, so konnte er sich doch nicht von der Straße trennen, sondern mußte immer und immerfort dem Wagen nachblicken, der jetzt den Ort verlassen hatte und auf der gerade ansteigenden Chaussee dahinrollte. Er wußte nicht, woher der Anteil kam, den er an dem unbekannten Mädchen nahm, aber es hatte ihn etwas mit Gewalt zu ihr hingezogen, etwas Unerklärliches, Rätselhaftes, und dieses Etwas schien ihm zu winken und ihn dem Wagen nachziehen zu wollen, denn er machte mehreremal einige Schritte nach dem Ausgange des Dorfes, und er mußte sich mit Gewalt zur Umkehr zwingen. Jetzt eilte er an seinen Wagen, um sich hineinzuwerfen und seinen Weg fortzusetzen; jetzt zog er den Fuß wieder von dem Tritt zurück und war im Begriff, umkehren zu lassen und dem andern Wagen nachzufahren.

Der Regen hatte aufgehört und die zerrissenen Wolken jagten in phantastischen Gestalten an dem Monde vorbei, der zuweilen hindurchscheinend einen Lichtstrahl auf die Erde fallen ließ; bald hier und bald da durch die zerrissenen Wolken fielen diese Lichter auf die Erde, bald zogen sie sich zu kleinen Punkten zusammen, bald breiteten sie sich für einen Augenblick bis zum Horizonte aus —

wie jetzt — und da erblickte der Jäger den Wagen auf der Höhe des Weges, wie er nun eilfertig abwärtsfahrend verschwand. Dann war wieder alles ringsum dunkle Nacht. — — —

Endlich riß sich Lukas mit Gewalt von seinen Träumereien los, stieg in seinen Wagen, versprach doppeltes Trinkgeld für gutes Fahren und fuhr im Galopp davon auf der Straße nach der Residenz.

Nach einer kleinen Stunde, die er nachdenkend verbracht, beruhigte sich sein Gemüt und er konnte lächeln über den Anteil, den er an dem unbekannten Mädchen genommen; dann aber kam es wieder über ihn wie eine gewaltige Sehnsucht, er blickte rückwärts zum Wagen hinaus und meinte oftmals, am Ende des Weges eine andere Kalesche der seinigen folgen zu sehen. Zuweilen versank er auch in einen leichten Halbschlummer, war aber jedesmal froh, wenn ihn das Rütteln des Wagens wieder erweckte, denn er dachte einen und denselben fürchterlichen Gedanken immer und immer wieder. Er stand am Dorfsee und blickte hinab und suchte auf dem Grunde desselben einen Gegenstand zu erkennen, den er für den Körper eines Mädchens hielt; doch war es ihm nicht möglich zur Gewißheit zu gelangen, ob dem wirklich so sei. Er lief um den See herum und blickte von der andern Seite wieder hinein — derselbe Gegenstand tief im Wasser; dieses war so durchsichtig und klar, und jetzt, wo es kühlend sein Gesicht berührte, konnte er deutlich den Grund des Sees erblicken. Da sah er auch das Mädchen, aber nicht abschreckend, wie eine Tote, nein! sie saß da unten auf glänzendem Kiesel und flocht sich einen Kranz. Tiefer und tiefer beugte er sich hinab und glitt endlich von dem Ufer in den See. Da sank er langsam unter, und obgleich er anfänglich heftig erschrak, so lachte er gleich darauf und sagte: ich träume ja nur, und werde erwachen, sowie mein Fuß den Grund des Sees erreicht — und so war es auch — — — heute Nacht! Sowie er mit dem Fuß auf dem Boden des Wassers aufstieß, so erwachte er und fuhr in die Höhe.

Draußen war es noch immer finstere Nacht, am Himmel

jagten sich die dunklen Wolken, und auf dem Bocke arbeitete der Postillon mit Zügel und Peitsche, um die ermüdeten Pferde rascher vorwärts zu treiben.

Schon dämmerte der Morgen, als der Jäger die Residenz vor sich liegen sah und, nach einem kurzen Aufenthalt am Thore, durch die toten, stillen Straßen der schlafenden Stadt rasselte. Noch eine Viertelstunde, und er hielt an dem Gitter, welches das Haus seines Herrn umgab; der Hofhund bellte zuerst zornig, dann heulte er vor Freuden und wedelte mit dem Schweife, als der Jäger abstieg und die Glocke am Thore zog. Bald öffnete der alte Diener und Lukas stieg die Treppen hinauf in das Schlafzimmer des Herrn Dubel, der vor Erstaunen fast aus seinem Bette gefallen wäre. Der Jäger legte den Mantel und Hirschfänger ab, schüttelte fröstelnd die Erinnerung an die vergangene Nacht von sich, reichte dem Exschneider freundlich die Hand und erzählte, nachdem der alte Diener einen wärmenden Kaffee gebracht, von dem der Herr Dubel in seinem Bette ebenfalls genoß, daß er die besten Nachrichten bringe und freudige Botschaft habe für alle, welche sich für seinen Herrn lebhaft interessierten. „Wir haben sie gefunden, unsere zukünftige Gebieterin, und wie ich fest glaube, sind beide vollkommen einig."

„Und auch vereinigt?" fragte Herr Dubel; „schon verheiratet? darf ich gratulieren?"

„Das noch nicht," entgegnete der Jäger; „gefunden, wie gesagt, wäre das Fräulein, glücklich hat sie die Ankunft des Herrn auch gemacht, und einverstanden ist sie auch damit, jede Stunde seine Gemahlin zu werden, aber . . ."

„Aber?" sagte der Herr Dubel kleinlaut; „schon wieder ein Aber?"

„Als eine dankbare und gehorsame Dame hat sie verlangt, der Baron solle nochmals alle Schritte thun, die Einwilligung der Hofdame, der Frau von C. respektive die der alten Frau Herzogin zu erlangen, und sobald die erfolgt ist, wird die Hochzeit mit allem Glanze vor sich gehen."

„O weh!“ sagte der Schneider, „und wenn die Einwilligung nicht erfolgt?“

„Hoffentlich werden sie diesesmal gescheiter sein, die alten Weiber, und wenn dem nicht ist, so wird, wie ich denke, doch geheiratet; der Baron will diesen Versuch nur machen, um alles gethan zu haben und seine Braut zu beruhigen. Daß er selbst nicht hieher kommen konnte, wird Jedermann begreiflich finden; er hat mich darum zum Kourier gewählt, und ich habe Briefschaften für den Grafen Alfons, der mit der Frau von C. unterhandeln soll, und ich bleibe nur so lange hier, bis ich Ja oder Nein, Schwarz auf Weiß habe.“

„Herr Dubel rieb sich in seinem Bette vergnügt die Hände und ließ sich alsdann einiges erzählen von den Reisen, den Kreuz- und Querzügen, die der Baron unterdessen gemacht.

„Wir waren in München und Wien,“ sagte der Jäger, „gingen dann durch die Schweiz nach Frankreich, nach Paris, und alles das wurde im Fluge abgemacht, die Nächte, welche wir nicht durchfuhren, verbrachte der Baron in Soireen und auf Bällen; es standen ihm ja bei seinen großen Bekanntschaften alle Häuser offen und so forschte er nach und erkundigte sich überall nach dem Fräulein, und wo er das bei seinen oder ihren Bekannten that, da wunderte man sich sehr über seine Fragen und meinte, er komme ja aus der Residenz; man wußte nichts von der Reise der jungen Dame, noch viel weniger von ihrem Aufenthaltsorte, und so zogen wir weiter und immer weiter. Auch Paris, wo sich ein Zweig ihrer Familie befindet, verließen wir, ohne eine Spur entdeckt zu haben, und kamen so nach Brüssel.“

„Aha!“ sagte Dubel, „nach Brüssel, wo in der Nähe auf einem Schlosse ein alter Onkel des Fräuleins wohnt, der mit der ganzen Familie in Feindschaft lebt; nun, habt ihr ihn besucht? der wird schöne Augen gemacht haben?“

„Allerdings machte er schöne Augen,“ lächelte der Jäger, „der Baron, der die Feindschaft des alten Herrn mit seiner ganzen Familie wohl kannte, hatte natürlich zu allerletzt daran gedacht,

ihn aufzusuchen. O, wären wir nur zuerst dahin gegangen, denn... was meinen Sie wohl, Dubel?

„Ich will nicht hoffen!“ sprach der Exschneider und richtete sich in seinem Bette empor.

„Versteht sich!“ sagte lachend Lukas, „dort haben wir sie gefunden; der Teufel mag wissen, womit sie den alten Kameraden von hier besänftigt haben; genug, das Fräulein befand sich auf seinem Schlosse, er liebt sie, wie eine Tochter, was auch nicht anders möglich ist, und da man uns ebenfalls von hier aus wahrscheinlich als furchtbare Kerls geschildert hat, so fehlte nicht viel, daß der Alte, als der Baron sich melden ließ, Sturm läuten und die Bauern seiner Dorfschaften herbeirufen ließ, damit sie uns wie einen bösen Feind wegjagen sollten. Aber es brauchte keine großen Explikationen, in einer Stunde Zeit war alles aufgeklärt, und der Baron hatte, wie es auch nicht anders möglich ist, bei dem alten Herrn den größten Stein im Brette. Alles wurde in Ordnung gebracht; der Onkel gab seine Einwilligung, und jetzt bin ich, wie gesagt, hier, und der Baron macht schriftlich einen vielleicht fruchtlosen Versuch, sich mit Frau von C. zu versöhnen.

Nach dieser Erzählung stand der Jäger von seinem Stuhle auf, ging ans Fenster, blickte auf die bekannten Umgebungen und erkundigte sich, ob Dubel gut Haus gehalten und ob im Innern des Gebäudes alles in Ordnung sei.

Der Exschneider, der sich indessen von seinem Lager erhoben hatte und im Begriff war, sich anzukleiden, versicherte, er habe sein möglichstes gethan, und sprach die Hoffnung aus, man werde mit ihm vollkommen zufrieden sein.

„Aber, was Teufel!“ sagte der Jäger, nachdem er sich im Zimmer umgesehen, „was haben Sie sich für eine Stange da an die Wand befestigen lassen? Ist das zum Kleidertrocknen oder zum Wäschaufhängen? So ein Möbel habe ich in meinem Leben nicht gesehen.“

„Richtig, richtig!“ sagte Herr Dubel einigermaßen in Verlegenheit und sprang mit einem Entrechat von seinem Bette her-

unter: „das hatte ich wahrhaftig beinahe vergessen; ja, ja, es hat sich bei mir manches verändert, ich habe die Flickschneiderei an den Nagel gehängt; wie Sie mich hier vor sich sehen, verehrter Herr Lukas, so sehen Sie in mir nichts Geringeres, als einen angehenden Tänzer der königlichen Hofbühne."

„Sie spassen!" lachte der Jäger.

„Ohne Spaß!" entgegnete feierlich der Herr Dubel, „ich habe die erssssste Stufe auf der Leiter des Ruhmes erssss=tiegen. Sie wissen selbssss=t, ich fühlte es immer, daß in mir etwas schlummere, ein unnennbares Etwas, welches zur That erweckt, vielleicht im ssss=tande sein würde, dereinssss=t die Welt in ein gewisses SSSS=taunen zu versetzen. Man hat Talente in mir entdeckt, und obgleich nur eine Eleve der edlen Tanzkunssss=t, glaubt doch Signor Benetti, der königliche Balletmeissss=ter, daß er im ssss=tande sein würde, mich baldigssss=t vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum zu produzieren. Doch habe ich mir seit jenem Tage den Namen Dubelli beigelegt."

Der Tänzer sagte das in einer sehr gewählten Stellung verharrend, mit außerordentlich wichtiger Miene, und der Jäger lachte dazu, so gut er überhaupt lachen konnte.

„Also ein Künstler, Herr Dubelli? Nun, ich gratuliere; aber warum haben Sie das nicht geschrieben? Der Baron würde sich außerordentlich darüber gefreut haben."

„Glauben Sie das wirklich?" sagte forschend Herr Dubelli; „glauben Sie wirklich, daß mein hoher Gönner einigen Anteil an mir nimmt und es wirklich nicht ungern sieht, daß ich mit dem ehrenvollen Amte eines Hüters seines Hauses bekleidet, mich dem Theater zugewendet habe?"

„Im Gegenteil!" versetzte Lukas, „es wird ihn gewiß freuen, er liebt die Kunst, und beschützt, so viel er kann, jeden Künstler."

Herr Dubelli verbeugte sich geschmeichelt und entgegnete: „für jetzt noch nicht Künssss=tler, nur erssss=t Tänzer, aber ich will alles anwenden, um dem Protektorate meines Gönners Ehre zu machen."

„Nun warten Sie," sprach der Jäger, „der Baron wird Ihnen Ihr kleines Gehalt, auch wenn Sie dieses Haus verlassen müßten, gern lassen, so sagte er und trug mir auf, irgend etwas für Ihr Unterkommen zu thun, und da ich nun gleich zum Grafen Alfons hingehe, der ein guter Freund des Intendanten ist, so will ich denselben im Namen des Barons um ein Wort für Sie bei Ihrem neuen Chef bitten, was Ihnen gute Früchte tragen soll."

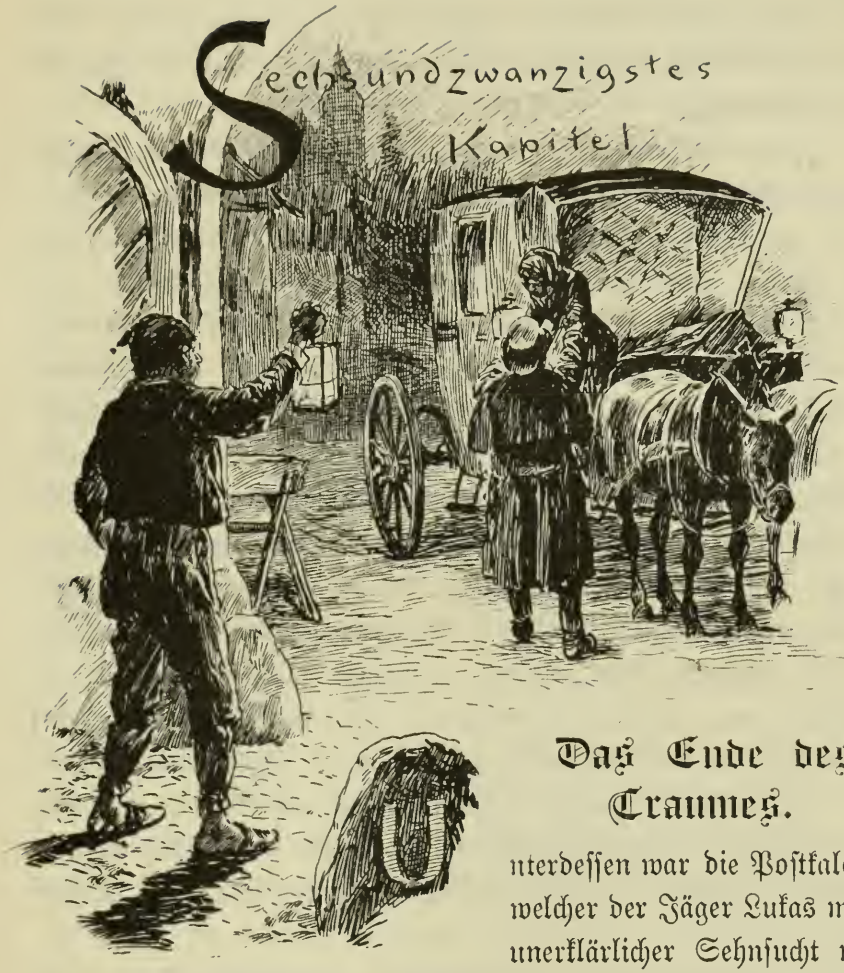
Herr Dubelli war voll Dankbarkeit, und glaubte es dem Jäger schuldig zu sein, ihm einen Begriff geben zu müssen, wie weit er es bis jetzt in der hohen Tanzkunst gebracht. Dieses Exercitium in dem mangelhaften Morgenanzuge des Tänzers sah nun freilich einigermaßen komisch aus, und als es beendigt war, versicherte der Jäger lachend, es scheine allerdings ein großes Talent in ihm zu schlummern.

Unterdessen war es nicht mehr zu früh für den Jäger, seine Briefschaften abzugeben, und nachdem er seinen Anzug geordnet, schritt er durch die Zimmer seines Herrn. — Wie war hier alles so öde und traurig! Die schweren Vorhänge waren zugezogen, die Fauteuils standen leer vor dem Kamin, die Uhren gingen nicht, dort in dem Schlafzimmer standen Spazierstöcke und Fahrpeitschen so teilnahmlos und ruhig, als wären sie nie gebraucht worden. Selbst die bekannten schönen und freundlichen Bilder blickten dunkel aus ihren Rahmen, und nur ein einziges gefiel dem Jäger heute absonderlich und fesselte seine Aufmerksamkeit, früher war ihm das Bild nie aufgefallen, und er hatte es doch so oft gesehen! — Es stellte einen Bergsee vor, der mit hohem Gebüsch umgeben war, welches sich auf allen Seiten dunkelgrün in dem Wasser wiederspiegelte; nur in der Mitte, wo der Himmel auf das Wasser sah, glänzte es klar und blau. Es lag eine tiefe, feierliche Stille auf der ganzen Landschaft und hoch in den Lüften kreiste ein Raubvogel. — — Dieser See war der See seines Traumes aus vergangener Nacht, und er trat nachdenkend ans Fenster, hob den Vorhang in die Höhe und schaute nach der Richtung hin, wo er gestern hergekommen war. Wieder glaubte er

den Wagen zu erblicken, der langsam davonrollte, bis er hinter dem Berge verschwand, und dann war alles aus! — — — —

Als sich Lukas überzeugt, daß der nunmehrige Herr Dubelli das Haus zur Zufriedenheit in Ordnung gehalten, ging er zum Grafen Alfons, um seine Briefe abzugeben. Dieser empfing den treuen Diener seines Freundes mit großem Vergnügen, meinte aber, es werde immer einige Tage kosten, bis von der Frau von C. eine Antwort zu erhalten sei — an eine günstige glaube er, aufrichtig gesagt, nicht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel



Das Ende des Traumes.

Unterdessen war die Postkalesche, welcher der Jäger Lukas mit so unerklärlicher Sehnsucht nachgeschaut, ebenfalls in dunkler Nacht dahingerollt und hatte früher ihren Bestimmungsort erreicht, als dieser die Residenz.

Das Mädchen saß mit gefalteten Händen in der Ecke des Wagens in tiefes Nachdenken versunken und gab dem gutmütigen Postillon nur spärliche Antworten auf seine mannigfaltigen Fragen.

Hinten auf dem Wagen saß aber dieselbe Gestalt, die in Metthausen bei den Häusern vorbeigeschlichen und die niemand anders war, als der Gevatter des Steinmann. Vergnügt hockte er auf

dem Trittbrett der Kutsche, schlenkerte zuweilen mit den Füßen und dachte an die Überraschung des Mädchens, wenn er sich ihr morgen früh vorstellen würde. Er hatte beschlossen, vorsichtiger und wie er glaubte pfiffiger aufzutreten, als der Steinmann. Er wollte das Mädchen ruhig zu Bette gehen lassen, den Morgen abwarten, und dann den Verhaftsbefehl präsentieren.

Endlich erblickte man in der Ferne an der Straße dunkle Gegenstände, Häuser, einen Kirchturm; der Postillon knallte entsetzlich mit seiner Peitsche oder stieß, abwechselnd mit diesem Signal, welches dem schlafenden Schatz seine glückliche Rückkehr anzeigen sollte, lustig in sein Posthorn. Jetzt rollte der Wagen durch die einzige Straße des kleinen Dorfes, kam jetzt vor das Posthaus und hielt an. Der Postillon befahl dem herbeigeeilten Hausknecht, ein Zimmer für die Mamsell zurecht zu machen, hob alsdann das Mädchen aus dem Wagen und begleitete sie ins Haus. Es wurde ihr eine Stube angewiesen, sie schloß in derselben die Thüre hinter sich zu, und ehe sie zu Bette ging, dankte sie Gott mit innigem Gebet für die Rettung, welche er ihr hatte zu teil werden lassen.

Der Gevatter aber, indem er wußte, daß seine Beute in Sicherheit war, kam eine Viertelstunde später als müder Fußgänger und quartierte sich in demselben Hause ein. Am andern Morgen war er schon bei Tagesanbruch wieder auf den Beinen, und sein erster Gang war zum Schultheißen des Orts, wo er sich als geheimer Polizeiagent auswies und den Fall, so wie er jetzt vorlag, erzählte.

Der Schultheiß, ein wohlgenährter, freundlicher Bauer, mit weißem Haar, saß eben an seiner Morgensuppe und schien gerade nicht viel Behagen daran zu finden, zu so früher Morgenstunde ins Wirtshaus zu gehen, um eine Verhaftung vorzunehmen. Der Gevatter trug nämlich auf eine solche an, nachdem er vorher noch einen Versuch gemacht haben werde, Anna zur freiwilligen Rückkehr nach der Residenz zu bewegen, doch wußte er zum voraus, daß dieser Versuch fehlschlagen würde.

Man kann sich das Entsetzen des armen Mädchens leicht vor-

stellen, als der Gevatter sich in ihr Zimmer führen ließ, und sie davon in Kenntnis setzte, daß er ihr gefolgt sei und sie mit ihm freiwillig oder gezwungen nach der Residenz zurückkehren müsse. Wenn Anna den Steinmann haßte, so verachtete sie dagegen seinen Gehülfen aus tiefster Seele, und nachdem der erste Moment ihres Schreckens vorbei war, trat sie dem Gevatter mit jener Hoheit in Wort und Blick entgegen, die ihm so bekannt war und die einen solch grenzenlosen Stolz, eine solche Entschlossenheit aussprach, daß sich der Gevatter achselzuckend nach der Thüre zurückzog.

„Was wollt Ihr von mir?" sagte das Mädchen und faßte die Lehne eines Sessels, aber durchaus nicht mit dem Ausdruck, als wenn sie sich darauf stützen wollte. „Wie könnt Ihr, der Schlechteste unter den Schlechten, es wagen, in mein Zimmer zu dringen, Euch vor meine Augen zu stellen?"

Der Gevatter zuckte abermals mit den Achseln und erwiderte: „warum sich ereifern, Mamsell Anna? Meinetwegen hätten Sie hingehen können, wohin es Ihnen beliebt, aber ich bin hier im Auftrag der Polizei und habe einen Verhaftsbefehl gegen Sie in der Tasche, von dem ich vollen Gebrauch machen werde, wenn Sie mich dazu zwingen."

Das Mädchen atmete schwer auf und hielt mit ihrem Blicke das Auge des Gevatters fest, als wolle sie erspähen, ob es wahr sei, was dieser Mensch sage; doch blieb sich das Gesicht des Gauners, der diesen fragenden Blick verstand, bis auf den Sehwinkel im Auge, der bald spitz, bald stumpf wurde, vollkommen gleich. Er zog das Papier aus der Tasche und fragte: ob sie ihm in Güte folgen wolle oder nicht.

Das Mädchen machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und trat an's Fenster worauf der Gevatter den Schultheißen der draußen gewartet, in das Zimmer rief und ihn zur Unterstützung aufforderte, damit er den Befehl, den man ihm erteilt, ausführen könne.

Der alte Bauer trat auf das Mädchen zu und erklärte ihr mit ruhiger Stimme, um was es sich handelte, daß er in seinem

Amte gezwungen sei, jenen Mann in seiner Pflicht zu unterstützen, daß ihm oft schon ähnliche Fälle unangenehme Stunden bereitet, und daß es am besten wäre, wenn sie in Frieden nach der Residenz zurückkehrte.

„Und was geschieht mit mir," fragte Anna, „wenn ich mich nun weigere, mit jenem Menschen diesen Ort zu verlassen, wenn ich mich alles Ernstes weigere? wenn ich keinen Schritt zurückgehe, wenn ich mich nicht einmal mit Gewalt in einen Wagen bringen lasse? Und das werde ich Alles thun? Denn Sie können mir glauben, Herr Schultheiß, daß ich eher das Fürchterlichste begehe, als daß ich mit jenem Menschen nach der Residenz zurückkehre."

Der Beamte des Dorfes blickte fragend auf den Gevatter, welcher eine Geberde machte, die anzeigen sollte, er sei an dergleichen überspannte Geschichten von Seiten des Mädchens schon gewöhnt.

„Antworten Sie mir, Herr Schultheiß," fuhr das Mädchen fort, „was kann also mit mir geschehen, wenn ich mich weigere, mit jenem Menschen zurückzukehren?"

„So können wir nichts thun," entgegnete der alte Bauer, „wahrhaftig, wir können Angesichts dieses Befehles nichts thun, als Sie alsdann in sicheren Gewahrsam bringen."

„Sie meinen in's Gefängnis?" sagte das Mädchen mit fester Stimme; „und dann?"

„Wird der Fall nach der Residenz zurück berichtet, und wenn man von dort verlangt, daß Sie eingebracht werden, so ist alsdann nichts anderes zu machen, als Sie mit einem Gendarmen zu transportieren."

„Mit einem Gendarmen?" rief das Mädchen aus, „wie eine Verbrecherin?" und dabei schlug sie die Hände vor das Gesicht. Doch dauerte diese Erschütterung nur einen Augenblick, dann sagte sie ruhig, aber entschlossen zu dem Beamten: „diesem Menschen da folge ich unter keiner Bedingung; thun Sie aber, was Ihre Pflicht ist; werfen Sie mich in's Gefängnis; berichten Sie nach der Residenz, man solle mich mit Gendarmen transportieren, lieber mit ehrlichen Gendarmen, als mit einem schlechten Polizeispion!" —

Abermals zuckte ihre Oberlippe in die Höhe und ließ eine ganze Reihe blendend weißer Zähne sehen.

Umsonst versuchte es der Schultheiß, das Mädchen auf andere Gedanken zu bringen, sie beharrte fest auf ihrem Entschluß, worauf beide Männer das Zimmer verließen. Anna sank auf einen Stuhl am Fenster nieder, drückte ihr glühendes Gesicht an die kalten Scheiben, und aus der Tiefe ihres zerrissenen Herzens drangen die Worte heraus: „Karl! Karl! mein Karl! Entsetzlich, wenn du es erfahren solltest!“

Der Gevatter hatte eine längere Unterredung mit dem Schultheißen, welcher sich zu Gewaltsmaßregeln gegen das Mädchen nicht verstehen wollte, sich überhaupt mit Wohlwollen für dieselbe zu interessieren schien, und hiezu trug des Postillons Zeugnis das Seinige bei. Er erzählte von dem fremden Herrn, den er gestern gefahren, von dem guten Trinkgeld, das er bekommen, zugleich mit dem Befehl, das Mädchen sorgfältig hieher zu bringen, und meinte, der Kerl aus der Residenz, der sie verfolge, scheine ihm viel eher in das Dorfgefängnis zu passen, als das schöne Mädchen.

So mußte denn der Gevatter wieder unverrichteter Sache abziehen und eilte zurück nach Metthausen, wo er den Steinmann noch zu finden hoffte, und neue Verhaltungsbefehle von ihm. Doch war der Stadtsoldat im Vertrauen auf die Gewandtheit seines Gehülfen schon nach der Residenz zurückgekehrt, und dorthin folgte ihm der Gevatter mit dem Omnibus und einem schweren Herzen.

Der Schultheiß aber nahm das Mädchen mit sich in seine eigene Wohnung und schloß sie in eine Stube ein, die im Erdgeschoße lag und gegen den Garten hinaus ging. Er suchte das Mädchen zu trösten und aufzuheitern so gut wie möglich. „Ich hoffe nicht,“ sagte er, „daß ich von der Residenz den Befehl bekomme, Sie dorthin transportieren zu lassen; das wäre dann allerdings sehr schlimm, und ich könnte nichts thun, als Sie bedauern.“

„Und bis wann könnte dieser Befehl eintreffen?“ fragte Anna ängstlich, worauf der Schultheiß erwiderte:

„Wenn es ihnen da drinnen pressiert, schon in dieser Nacht.“

„Das wäre entsetzlich!“ sagte das Mädchen, worauf der alte Bauer pfiffig lächelnd meinte:

„Ich hoffe nicht, daß Sie mir einen Fluchtversuch machen werden, da ich Sie hier in meiner eigenen Wohnung bewahren muß. Das Ortsgefängnis wird repariert, und ich habe heute nur diese einzige Stube zur Verfügung, welche allerdings nicht dazu eingerichtet ist, Gefangene aufzubewahren. Das Fenster nach dem Garten ist kaum zwei Schuh vom Boden, die Gartenthüre steht des Nachts gewöhnlich offen und geht auf einen Weg, der von der Chaussee ab in's Gebirge nach dem Städtchen B. führt. Von diesem Fenster aus können Sie die Berge sehen, dort hinter dem großen Tannenwalde liegt das Städtchen, es ist kaum drei Stunden von hier entfernt. Der Schultheiß in demselben ist mein Bruder, und ich heiße Gottlieb Baumberg der Ältere.“ — Dabei lachte der alte Mann laut auf, als er das Zimmer verließ und die Thüre hinter sich zuschloß.

Anna setzte sich an's Fenster, ihre Blicke schweiften nach den Bergen, die in schönen Formen nach dem gestrigen Regen so rosig und freundlich vor ihr lagen. Sie hatte den alten Mann wohl verstanden, es gebrach ihr nicht an Mut, der gelinden Haft zu entfliehen und allein in die Welt hinauszugehen; doch dachte sie lebhaft an den finsteren und doch so guten Mann, der sie gestern Abend errettet, und daß er ihr versprochen, er käme in einigen Tagen hier durch und wolle dann sehen, was weiter zu machen sei. „Aber erst in einigen Tagen!“ sagte sie zu sich selber, „und morgen schon kann der Steinmann vielleicht selbst wieder hier sein!“ Sie legte die Hände in den Schoß, ihr Kopf sank auf die Brust, und sie rief aus der Erinnerung all' die schlimmen und guten Tage, die sie erlebt, all' die schrecklichen und all' die lieben Gestalten, die ihr begegnet, vor ihr inneres Auge. Mit heißer Liebe und klopfendem Herzen gedachte sie des kleinen Hauses, dessen Fenster gerade so in den Garten hinausgingen, wie jetzt die ihres Gefängnisses. Sie dachte des Mannes, den sie unaussprechlich liebte, in dessen Andenken sie so erhaben und edel dastand. Sie hatte ihn betrogen,

aber dieser Betrug war das Einzige, was sie glücklich machte, sowie er und ihre Liebe die einzigen Sonnenblicke waren, die hellstrahlend auf ihr trübes, düsteres Leben fielen. — — Beständig aber tauchte

zwischen diesen Gedanken das Bild des Mannes auf, den sie gestern Abend kennen gelernt, und sie konnte den Blick nicht vergessen, mit dem er tief nachsinnend in das Herdfeuer sah. Die Ereignisse des gestrigen Abends, die finsteren Straßen, die sie durchwandelt, der strömende Regen, der sie durchnäßt, die Wirtsstube mit dem Abschied von ihrer Mutter, die Erscheinung Steinmanns — alle diese

finsteren Erinnerungen lagen ihr fern, als sie jetzt hinaus in die lachende Gegend blickte, fern, wie etwa ein Traum, den sie vor langen, langen Jahren gethan. Nur sein Bild, getragen von süßen Klängen, erfüllte ihr ganzes Herz. Ja, sie wollte fliehen, wollte in das Gebirge hinauf, und schon jetzt träumte sie lebhaft, wie es ihr Mut sein würde, wenn sie droben stände unter den Tannen und hinausschaute in die Freiheit, die vor ihr lag. — Aber wenn sie so nachsann und sich fern am Horizont einen Punkt dachte, eine freundliche Stadt, ein stilles Haus, wo sie vielleicht einstens mit ihm glücklich sein könne, dann stieg die Vergangenheit gespenstig neben ihr auf und sie hörte die Stimme ihrer Mutter, die ihr wie gestern Abend sagte: „kannst du dich besser machen, kannst du mit aller Arbeit, mit aller Buße anders werden — ungeschehen machen, was einmal geschehen ist?“ — — —

Flehend wandte das Mädchen ihr Gesicht gegen den Himmel empor und murmelte leise: „soll es denn keine Barmherzigkeit geben da oben? wird mir nicht ein Schutzengel seine rettende Hand reichen, mich vor jedem Rückfall bewahren und emporhalten? wird mir Gott nicht helfen, Gott, der in mein Herz sieht und meine tiefe Reue kennt und meinen innigen Wunsch weiß, durch Buße, Mühseligkeit, Plage und Arbeit aller Art geläutert zu werden, um einstens ihm wieder begegnen zu können mit reinem Herzen, mit reiner Hand?“ — — —

„Wenn es aber keine solche Barmherzigkeit giebt, wenn ich nicht ungeschehen machen kann, was geschehen ist? und ich fürchte, ich fürchte, meine Mutter hat Recht! O, dann wäre es besser, ich suchte mir einen stillen, tiefen See, um allem Leid auf einmal ein Ende zu machen!“ — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem der Jäger den Grafen Alfons verlassen, sowie einige kleine Aufträge besorgt hatte, kehrte er träumend nach dem Hause seines Herrn zurück. Er konnte das Mädchen und die vergangene Nacht nicht vergessen, und ehe er genau wußte, wie er dahingekommen war, stand er wieder vor dem kleinen, finsteren Bilde mit

dem stillen Bergsee und versank in tiefes Nachdenken. Er wußte nicht, woher es kam, aber jener Abend, wo er in einen festen Schlaf fiel, aus dem er nicht mehr erwacht, stand so lebendig vor ihm, als sei das alles erst gestern vorgefallen. Der strömende Regen, das fremde, schuldbeladene Mädchen — er legte die brennende Stirne in die Hand, und soviel er sich auch bemühte, diese beiden Gestalten aus einander zu bringen, so schwammen sie doch immer in Eine zusammen, und vor sich hatte er den tiefen, stillen See.

Endlich riß er sich mit Gewalt von dem Bilde los und faßte den Entschluß, augenblicklich wieder hinauszufahren, das arme Mädchen aufzusuchen und sie vor ihren Verfolgern in Sicherheit zu bringen. Er machte sich Vorwürfe, gestern Abend nicht gleich besser für sie gesorgt zu haben, und er fühlte es deutlich, daß er sie der Gefahr nicht entrissen. Hatte er nicht ein paar Tage Zeit die er hier müßig zubringen mußte? war nicht auf alle Fälle der Dubel da, dem man die nötigen Instruktionen geben konnte?

Gesagt — gethan! Lukas wies Dubel an, wenn er in zwei Tagen nicht zurückgekehrt sei und nur für diesen Fall, der aber beinahe unmöglich war, bei dem Grafen Alfons die Antworten zu holen; er bekam eine Summe Geldes, sowie die Adresse des Barons und wurde beauftragt, ihm, wenn Lukas in vier Tagen nicht zurück sei, die Schreiben selbst zu überbringen. Dubel, der die verschlossene Weise des Jägers und Vertrauten seines Gönners kannte, erlaubte sich keine Fragen. Lukas ließ eine leichte Reisekalesche aus der Remise hervorziehen und Postpferde kommen, und als er bei sinkender Nacht zum Thore hinausrollte, atmete er tief auf und wunderte sich selbst über die Instruktionen, die er dem Tänzer gegeben.

Was ihn eigentlich so schnell vorwärts zog, dem unbekannten Mädchen nach, das wußte er nicht; aber daß ihn etwas beunruhigte und gewaltsam hinaus trieb, konnte er sich nicht verhehlen. Oft erwachte er wie aus tiefem Traume und konnte dann verwundert um sich schauen und nicht begreifen, was er hier im Wagen auf dem Wege nach Metthausen thue; oft wieder überfiel ihm eine un-

erklärliche Unruhe, und es war ihm, als solle er den Wagen stehen lassen und querfeldein rennen, den Bergen zu, die im schwimmenden Lichte des Mondes langgestreckt neben seinen Wagen lagen. Dann aber ermahnte er den Postillon, zu eilen, und der leichte Wagen flog dahin, mit der größten Geschwindigkeit, und in der Frühe bei Anbruch des Tages erreichte er Metthausen und gegen acht Uhr den kleinen Ort, wo sich das Mädchen befinden mußte. Jener Postillon, der sie hieher gebracht, lehnte am Hofthor und lachte freundlich, als er den Herrn von vorgestern Abend aussteigen sah. Er erzählte ihm in aller Kürze, was bisher vorgefallen, von der Verfolgung des Polizeiagenten, daß aber der Schulze fest geblieben und daß sich das fremde schöne Mädchen jetzt in dessen Hause befinde. Dabei kniff er listig ein Auge zu, als wollte er sagen: das finde ich begreiflich, daß man einen solchen Schatz aufsucht.

Der Jäger eilte indessen zum Hause des Schulzen und der alte Mann öffnete ihm selbst die Thüre, führte ihn in's Zimmer und bat ihn, sich niederzusetzen. Der Dorfbeamte schien einigermaßen in Verlegenheit zu sein, als der Jäger nach dem fremden Mädchen forschte. Er nahm sein Lederkäppchen von dem weißen Haar und drehte es unruhig zwischen den Fingern. Lukas saß da in unbeschreiblicher Spannung und ihm ahnte wohl, was geschehen, und noch viel Schrecklicheres obendrein.

„Sehen Sie, mein lieber Herr," sagte der Schultheiß, „mit der Wahrheit kommt man überall am besten durch; wissen Sie, wenn ich mich nicht selbst für jenes arme Kind lebhaft interessiert hätte, so würde ich sie in's Ortsgefängnis gesperrt haben und würde Ihnen jetzt einfach sagen: was geht Sie meine Gefangene an? Ich habe keinem Fremden darüber Rechenschaft zu geben. Aber so, mein Herr, ist der Fall anders. Ich behielt sie in meinem Hause, hier gleich nebenan — Sie können das Zimmer sehen — die Fenster gehen nur zwei Schuh hoch in den Garten und da hinaus hat sie sich heute Nacht geflüchtet."

Daß er das Mädchen nicht mehr hier finden würde, hatte dem Jäger geträumt, er hatte jedoch seinem Traume nicht geglaubt;

deshalb aber war er nicht weniger bewegt und schmerzlich berührt, sagte aber blos: „so, so! entflohen ist sie in vergangener Nacht; und wann kann das gewesen sein?“

„Ich schätze so zwischen zehn und elf,“ versetzte der Schultheiß, „um diese Zeit hat der Hofhund gelärmt. — Sie müssen wissen, Herr,“ sagte er pfiffig lächelnd, „daß ich den Hund gestern Abend an seiner Kette ließ, und ebenso machten es die Nachbarn: wissen Sie, es hätte dem armen Geschöpf Unglück passieren können.“

„Also habt Ihr gedacht," entgegnete der Jäger, „daß sich das Mädchen flüchten würde?"

„Na, unglaublich erschien es mir nicht," lachte der Beamte; „mag das Mädchen nun gewesen sein, wer sie will, und gethan haben, was sie will, ich glaube, mit dem Gendarmen wäre sie nicht nach der Residenz zurückgekehrt, eher hätte sie sich ein Leid angethan."

„Ja, ja!" sagte der Jäger Lukas ruhig und wie zu sich selber sprechend; „ich glaube fast, sie hat sich ein Leid angethan."

„Das wäre ja entsetzlich!" sprach eifrig der Schultheiß und stülpte sein Käppchen hastig auf das Haar; „o, ich kann es nicht glauben, ein so junges und schönes Mädchen!"

„Ja, Freund," versetzte der Jäger, „es giebt Verhältnisse, wo einem jungen, schönen Mädchen der tiefe Grund eines Sees lieber ist, als die klare Himmelsluft; ich habe das schon erlebt! — Aber laßt mich das Zimmer sehen, wo sie gewesen."

Bereitwillig führte der Beamte seinen rätselhaften Gast in die Kammer nebenan, und darin befand sich noch alles so, wie Anna es gestern Abend verlassen. Das Fenster nach dem Garten war geöffnet, der Stuhl, auf welchem sie gesessen, stand daneben und vor dem Fenster bemerkte man in der weichen Erde des Gartenbeetes den leichten Abdruck eines kleines Fußes, und im Kieswege aber kaum sichtbar, eine zweite ähnliche Spur. Weiter sah man nichts.

Der Jäger setzte sich auf den Stuhl am Fenster, und während er sinnend nach den Bergen hinauf sah, fühlte er und sah er deutlich, welchen Weg sie hinauf geeilt; er sah sie dahin schweben, leicht wie ein gescheuchtes Reh, und konnte den Weg, den sie gemacht, verfolgen bis zu dem dunklen Tannenwalde. „Dort hinauf ist sie!" sagte er und zeigte mit dem Finger nach den Bergen.

„Das glaube ich auch," sprach lächelnd der Schultheiß, „ich habe ihr gestern den Weg da hinaus erklärt."

„Und habt Ihr dem Mädchen auch gesagt," fragte der Jäger wie in tiefem Traume, „daß da droben der Bergsee liegt, um-

geben von dichtem Gebüsch, welches nur auf die Mitte des Wassers den blauen Himmel sich abspiegeln läßt?"

„Nein, das habe ich ihr nicht gesagt!" entgegnete der Schultheiß überrascht, „aber waren Sie schon in der Gegend, Herr? Haben Sie den wilden See schon gesehen?"

„Ich habe davon geträumt," erwiderte der Jäger finster, worauf der alte Bauer den Kopf schüttelte und seinen Gast mit einem sonderbaren Blicke ansah.

„Was sollte ich dem Mädchen von dem See sprechen?" fuhr er fort; „auch liegt er nicht an dem Wege, den sie gegangen ist."

„Ich fürchte, er liegt hart an ihrem Wege!" sagte Lukas finster.

„Ach, Possen!" meinte der Schultheiß; „keine so finsteren Gedanken! Ich will Ihnen einen guten Rat geben: gehen Sie die Berge hinauf, dort den Weg, den Sie sehen, er führt nach dem Städtchen B., und da fragen Sie nach Johann Baumberg dem Jüngern, das ist der Schultheiß des Orts, vielleicht werden Sie da etwas Näheres erfahren."

„Und an dem Wege liegt der See, von dem wir vorhin sprachen?" fragte nachdenkend der Jäger.

„Keine zweihundert Schritte rechts von der Straße; „wir nennen ihn nur den „wilden See", obgleich er eben und klar ist, wie ein Spiegel, man kann fast auf seinen Grund sehen."

„So, man kann auf seinen Grund sehen?"

„Nun, wissen Sie, Herr, das ist hier so eine Redensart; eigentlich ist er sehr tief, der See und . . ."

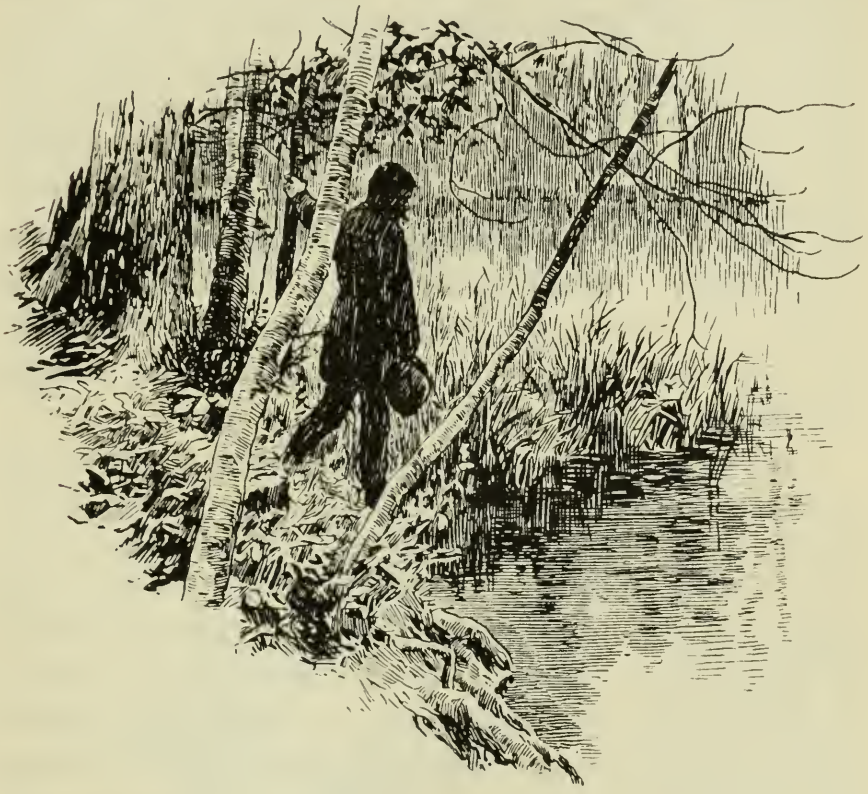
„Wer hinein fiele, käme so leicht nicht mehr heraus!" ergänzte nachsinnend der Jäger. „Nun, ich will mich einmal auf den Weg machen," fuhr er fort: „also hier durch Euren Garten geht es, dann über die Wiesen, — richtig! Ich will's schon finden! Adieu, Herr Schultheiß! — Auf Wiedersehen!" —

Der alte Bauer begleitete seinen Gast bis an das Gartenthor, welches auf die Wiese hinaus führte, dann nahm er Abschied von ihm und ging kopfschüttelnd in's Haus zurück.

Es war ein klarer, schöner Frühlingsmorgen, der Regen der letzten Tage hatte Flur und Wiese getränkt, und alles rings herum dampfte mit innigem Wohlbehagen unter den warmen Strahlen der Sonne. Auf der Wiese blühten Tausende von Blumen, die Lerchen schwangen sich trillernd in die Höhe und dem Jäger war es unbeschreiblich wohl zu Mute. Er dachte an seine Jugend, an sein stilles Dorf und an jenen Morgen, wo er nach der Stadt ging, um Abends in einen tiefen, langen Schlaf zu fallen. Die Zeit zwischen damals und jetzt schwand ihm zusammen und er ging jetzt, wie damals, nachzusehen, wo das arme Mädchen geblieben sei. Die Geschichte mit dem blauen Regenschirme hatte ihm vielleicht nur geträumt, denn der Himmel war ja so klar über ihm, nirgends eine finstere Wolke, die ein böses Wetter anzeigte; ja, es war gewiß: wenn er in den Wald hinauf kam, fand er dort das Mädchen sitzen im grünen Moos, vielleicht einen Kranz windend, vielleicht auch eingeschlafen von der Ermüdung der vergangenen Nacht.

Unter diesen Gedanken schritt er rüstig aufwärts und bald hatte er den schattigen Wald erreicht. Der Weg wand sich in die Höhe zwischen weißstämmigen Birken und hohen Eichen hindurch und bald erreichte er eine Brücke, unter welcher ein geschwätziger Waldbach rauschte, der ihm von der Höhe des Gebirgs entgegen kam. Das Wasser murmelte und rauschte über die glatten Kiesel fort, und als sich Lukas über das Geländer der Brücke lehnte und dem herabstürzenden Wasser entgegen sah, und nachdem er lange nachsinnend zugelauscht, verfinsterten sich seine Züge und er glaubte das Gemurmel des Felsbaches, der direkt aus dem Bergsee kam, zu verstehen. Ja, sie war sehr schön! — sehr schön! schien es zu murmeln; so schön haben wir nie etwas gesehen, niemals! Nie! — Nie! Und das lange Haar so blond! So schön und blond! So blond und schön! — Ach! — Ach! Das blonde Haar und das schöne Mädchen! Hin! — Hin! — Hinab! Hinab! Hinab! So flüsterte das Wasser, und Lukas, nachdem er längere Zeit zugelauscht, stieg ruhig weiter, fort in die Höhe. Als er nach einiger

Zeit rückwärts sah, lag zu seinen Füßen das kleine Dorf, von dem er eben herkam; auch sah er die Chaussee von Metthausen, die sie und er in der Nacht gefahren; damals aber rauschte der Regen nieder, heute war alles klar, und wo ein Wagen denselben Weg rollte, da wirbelte eine leichte Staubwolke empor.



Jetzt hatte er die Höhe des Gebirges erreicht, der Weg bog sich sanft links; er ging tiefsinnend rechts durch das Gestrüpp und über Felsen, es zog ihn zu dem stillen See, er wußte selbst nicht wie. — Jetzt lag er vor ihm, gerade so, wie es ihm geträumt und gerade so, wie er ihn auf dem Bilde gesehen. Ringsum war er mit dichtem Gebüsch umgeben, welches sich auf allen Seiten dunkelgrün in dem Wasser widerspiegelte; nur in der Mitte, wo der Himmel auf das Wasser sah, glänzte es klar und blau. Um

ihn her lag eine tiefe, feierliche Stille, und hoch in den Lüften kreiste ein Raubvogel.

Der See war nicht groß und der Jäger hatte ihn rasch und ängstlich umschritten. Sorgfältig untersuchte er die Gebüsche am Ufer, ob dieselben irgendwo niedergetreten seien; aber er sah nichts dergleichen — die schlanken Zweige wiegten sich im Morgenwinde auf und ab und schienen wohlgefällig ihr Bild im Wasser zu betrachten. Es war schwer, an das Ufer des Sees zu gelangen und nur an einer Stelle ging es leichter: da war nämlich ein umgehauener Baum auf das Gesträuch gefallen und die Krone desselben ruhte auf dem Wasser. Hier drang Lukas durch, setzte sich auf den Baumstamm, stützte die Arme auf die Zweige und starrte hinab in das Wasser. Oftmals glaubte er auf dem Grunde etwas zu bemerken, das mit einem menschlichen Körper Ähnlichkeit habe; dann sah er aber wieder, daß er sich getäuscht und daß es Schilfrohr war oder vielleicht ein Baumstamm. — — — — — —

An jenem Morgen, wo er in tiefem Schlaf in seinem Bette lag, hatten wohl die Bursche des Dorfes ebenso an dem See gestanden und emsig auf den Grund gespäht. Wenn er nur damals dabei gewesen wäre! er hätte den Körper des Mädchens gewiß entdeckt, und dann wäre er nicht in jenen ewigen Traum verfallen, der so finster und quälend auf seinem Geiste lag und aus dem zu erwachen er sich vergeblich abgemüht! — Der Gedanke, nicht wie die anderen Menschen zu leben, ein wirkliches Dasein zu genießen, hatte ihn finster, verschlossen und lebenssatt gemacht. Es zog ihn nieder auf den ruhigen Spiegel des Sees, und er beugte sein glühendes Gesicht auf die kalte Flut, und die Kühlung that seinem brennenden Gehirn so wohl! — — Wieder flossen die Bilder der beiden Mädchen ineinander und wenn er an eines dachte, dachte er an das andere. „O, wenn ich damals," seufzte er, „ihr nachgefolgt wäre bis an den See, ich hätte sie gewiß herausgeholt! — — oder wäre auch drunten geblieben und hätte nicht den ewigen quälenden Traum gehabt! — Aber träume ich jetzt nicht auch?" fuhr er rasch fort und beugte sich tiefer gegen das Wasser; „träume

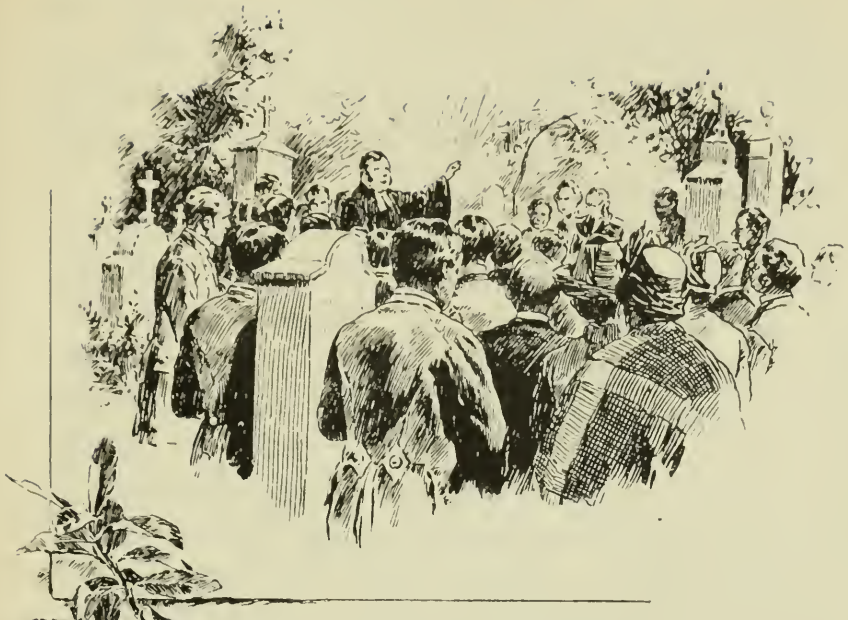
ich nicht von jener Nacht, von jenem unglücklichen Mädchen? von diesem Wasser? Wie, wenn ich auf dem Grunde desselben ein angenehmes und fröhliches Erwachen fände?" — — —

Und es geschah, wie er es in der Nacht im Wagen ahnungsvoll gesehen! — Seine Zeit war aus, er glitt durch die Zweige des Baumes in den See, und als er langsam untersank, zitterten tausend glänzende Strahlen um seinen Kopf. Nebel drangen von dem Grund herauf, diese Nebel wurden zu weißen Gewändern und die glänzenden goldenen Strahlen, die ihn immer enger umspannen, waren wie langes und blondes Haar, und er fühlte sich wie mit weichen Armen umschlungen, die ihn langsam niederzogen, und nachdem er eine Stimme vernommen, hell und klar wie Glockentöne, die ihm zurief: „willkommen hier unten!" hörte er weiter nichts mehr. — — —

och einige Augenblicke später bewegte sich das Wasser des Sees unruhig und warf weite Kreise an die Ufer, und die Bilder der Gesträuche, die rings umher standen, zitterten heftig vor Schrecken und Entsetzen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe sie wieder ruhig und klar wurden. Der Raubvogel, der hoch in

den Lüften geschwebt, stieß kreischend hernieder auf den See, und dann schwang er sich empor und verschwand hoch in der Luft an dem unermeßlichen, ewig klaren Himmelsgewölbe. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Aus dem Marstall.

Es war Nachmittags gegen vier Uhr, die Thüren und Fenster im königlichen Marstalle standen weit offen, um der milden Mailuft den Eintritt zu gestatten. Von den Pferden war keines zum Herausziehen bereit gemacht, sondern alle standen, den Kopf gegen die Krippen gekehrt, und unterhielten sich flüsternd mit allerhand Tönen und in der, für den sonst so klugen Menschen völlig unverständlichen Pferdesprache, wozu sie wohlbehaglich mit den Schweifen wedelten.

Der Stall war leer bis auf eine einzige Person und dies war die Stallwache, welche an der Thüre lehnte, die in die königlichen Anlagen ging, und eine neue Schnur an ihre Peitsche befestigte. Nachdem dies Geschäft beendigt war, steckte die Stallwache ihre beiden Hände in die Hosentaschen, ließ sich auf dem Schrank an der Thüre nieder und machte sich allerlei Gedanken von kühlem Bier und saftigen Rettigen, während sie ihre Blicke über den

klaren See des Parks und über das frische und junge Grün der Bäume streifen ließ. Dieses selige Nichtsthun in dem offenen Stalle mochte vielleicht eine halbe Stunde gedauert haben, als man um die Ecke des Schlosses ein paar Stallleute kommen sah, denen bald noch mehrere folgten, alle im besten Anzuge, und jetzt wieder ein paar; ja der ganze Stall schien im höchsten Staate einen Spaziergang gemacht zu haben.

Freilich hatten sie das, aber es war ein Spaziergang trauriger Art, indem das sämtliche Stallpersonal soeben dem Oberkutscher Mundels die letzte Ehre erwiesen und ihn feierlichst zu seiner Ruhestätte auf dem Kirchhofe begleitet hatte. Er war dahingeschieden, der treffliche Rosselenker, an den Folgen eines kleinen Schlages, der sich nach einem sehr starken Nachtessen bei ihm eingestellt; versammelt zu seinen Vätern, saß er jetzt wahrscheinlich im Paradiese, wenn auch nicht im Schoße Abrahams doch in Gesellschaft vorangegangener Kollegen, verstorbener Hof- und Leibkutscher und anderer roß- und wagenkundiger Personen bis hinauf zu den Ajaxen und Achilleusen, welche den Herrn Mundels, als eine Zierde ihrer Kunst, wahrscheinlich mit Stolz empfangen hatten.

Die königlichen Stallleute traten in den Stall und wischten sich die Stirn ab; denn es war ihnen infolge des langen Spazierganges in der Nachmittagssonne, sowie der eindringlichen Grabrede warm geworden. Der Pfarrer hatte sich sehr anzüglich über die Sterbefälle im Allgemeinen, über Schlagfälle im Speziellen und am speziellsten über dergleichen infolge von starkem Nachtessen, beziehungsweise *Nachttrinken* ausgelassen, und hatte darauf, in einige Lebensregeln über die Erhaltung der Gesundheit übergehend, vor dem allzu lustigen Lebenswandel wieder im Allgemeinen und vor dem zu vielen Weintrinken im Speziellen gewarnt. Er eröffnete dabei den entsetzten Kutschern und Vorreitern die gar nicht tröstliche Aussicht, daß, je nasser es diesseits bei ihnen zugehe, um so trockener und durstiger ihr jenseitiges Leben ausfallen würde. Das hatten sie, um das Grab des Seligen stehend, mit anhören müssen, und obendrein noch hatte ihnen während dieser Rede Seine

Excellenz der Oberststallmeister forschende Blicke zugeworfen, welche so viel heißen mochten, als: „ich werde nächstens unter euch treten und fürchterliche Musterung halten."

Aber bei allem dem sind wir fest überzeugt, daß das Stallpersonal heute Mittag ein Übriges that und daß im Laufe des Tages und Abends das Übermögliche geleistet wurde, um ihren Kummer über den Dahingeschiedenen in gutem Vierunddreißiger in den Magen hinabzuschwemmen, wo sich, wie wir wissen, nach der Theorie des Verstorbenen die Quelle der Träume befand.

Es war bei diesem Verlust ein Glück zu nennen, daß Herr Mundels keine Familie zurückließ, daß kein Weib und keine Kinder sein Grab beweinten. Da war niemand da als einige vergnügte Erben, die das Hauswesen des Leibkutschers baldigst besorgten, das heißt forttrugen.

Die zurückkehrenden Stallleute, welche keinen Dienst hatten, begaben sich in ihre Zimmer oberhalb des Stalles und gingen alsdann, wie schon angedeutet, ihrer Wege, um über den so schnellen Verlust alles Irdischen gehörig nachzudenken. Zu denen aber, die im Stalle zurückbleiben mußten, gehörte auch unser Freund, der Herr Winkler, welcher Hut und Rock einem Stallbuben übergab, der ihm dafür seine gewöhnlichen Kleider herunterholen sollte. Joseph klopfte Tibull und Pluto auf die Hinterbacken, welche Liebkosung von den Tieren durch freundliches Ohrenspitzen und Kopfumdrehen erwidert wurde, dann nahm er die Geschirre, legte sie auf den Rücken der Tiere, nachdem er das Kummet über den Kopf gestreift, und schnallte sie fest. Er sollte den Gespensterwagen anspannen, um die erste Hofdame gegen fünf Uhr zu irgend einem Diner zu fahren. Doch war er kaum mit dem Anschirren fertig geworden und wollte die Pferde eben im Ständer herumdrehen, als der Hoflakai Jean erschien und die Fahrt für heute Nachmittag absagte, dagegen den Befehl überbrachte, der Gespensterwagen solle heute Abend um acht Uhr am Schlosse vorfahren.

„Wenn die nur einmal da oben in dem alten Schloß eigentlich wüßten, was sie wollten!" brummte Joseph und begann die

Pferde sogleich ihres Geschirres zu entledigen. Also wird heute nicht diniert?"

„Wenigstens nicht auswärts," lächelte Jean; „wir haben bei uns zu Hause alle Hände voll zu thun und finden deshalb nicht Zeit, auswärts zu speisen. Ich habe ein Billet von der gnädigen Frau zum russischen Gesandten hingetragen, in welchem sie ihr Ausbleiben entschuldigt."

„Ja so!" sagte Joseph, indem er Plutos Kummet an den Nagel hängte. „Ihr habt heute wichtige Briefschaften erhalten, ich habe darüber etwas von dem alten Dubel gehört. Na, die da oben wird sich recht ärgern!"

Jean schmunzelte wohlgefällig und antwortete: „So viel ist gewiß, daß ihr die Briefe, die heute morgen der Graf Alfons übergeben, einen unangenehmen Tag gemacht. Zuerst hatten die Beiden eine ziemlich lebhafte Unterredung und der Graf muß sehr bestimmt zu Gunsten seines Freundes gesprochen haben; doch hat er sie keineswegs zum Nachgeben bewogen, denn ihr letztes Wort, das ich deutlich durch die Flügelthüren hörte, war: Nie! Nie! und das wiederholte sie mehreremale und setzte noch hinzu: „„schreiben Sie ihm, Herr Graf, daß Sie mich gesprochen haben und daß ich entschlossen sei, dazu nie meine Einwilligung zu geben, ich handle vollkommen im Auftrage der Frau Herzogin."" Darauf zog der Graf natürlich ab und die gnädige Frau schrieb den ganzen Nachmittag Briefe; sie ist auch jetzt noch dabei, läßt Niemanden vor sich und will nur heute Abend einen kleinen Besuch bei der Gräfin Klara machen, die, wie ich glaube, die Antwort der gnädigen Frau ihrem Bruder, dem Grafen Alfons übergeben soll."

„Das sind ja alte verfluchte Geschichten!" lachte Joseph; „ich würde mich vor der Sünde fürchten, so ein Paar, das so famos zusammen paßt, wie der Baron und das alte Hoffräulein, gewaltsam zu trennen; aber ich hoffe, der Baron wird sich nichts daraus machen; und geheiratet wird doch. So meint auch der Dubel."

Der Lakai nahm eine sehr wichtige Miene an, legte die Hände auf den Rücken und entgegnete: „so viel ich von diesen Geschichten

verstehe — und ich verstehe manches davon — und so weit ich das Hoffräulein kenne, wird die sich dagegen sehr viel daraus machen, wenn die Hofdame und die alte Herzogin nun einmal platterdings ihre Einwilligung zu der Heirat nicht geben wollen."

„Ich wollte die da oben lange fragen!" sagte Joseph; „weit davon ist gut vorm Schuß! Und mich sollte so ein Brief abhalten, wenn ich im Begriff wäre, meinen alten Schatz zu heiraten! Notabene, versteht sich von selbst, wenn ich keine Vorgesetzten hätte."

„Nun, was Eure Heirat anbelangt, Meister Joseph," sprach pfiffig lächelnd der Lakai, „so wird das arme Mädel da drunten auch bald aus ihrem Jungfernstand erlöst werden; denn ich denke so bei mir: wenn Seine Excellenz einen der Geschicklichkeit nach zum Oberkutscher vorschlägt, da könnte es bei Euch langen. He, Joseph, meint Ihr nicht auch so?"

Winkler zuckte mit den Achseln und entgegnete: er habe noch nicht daran gedacht, daß ihm ein solch' unerhörtes altes Glück begegnen könne. „Auch glaube ich heute nicht daran," setzte er hinzu; „Ihr werdet sehen, Jean, da schiebt man uns einen Fremden hinein, und ich kann mir schon denken, wen. Der selige Mundels hat mir einmal gesagt, als wir mit unseren Wagen neben einander hielten und auf das Ende des Ballets warteten — nicht weit von uns stand die Equipage des russischen Gesandten — und da sagte der selige Mundels, indem er auf dieselbe wies: „„Siehst du, mein Junge, ich will dir was sagen: wenn es in dem Stalle eine Gerechtigkeit gäbe, so könnte es gar keinen Anstand haben, daß du einmal Oberkutscher würdest; aber da es nicht immer nach der Ordnung geht, so siehst du da auf dem Fuchtenbocke meinen Nachfolger, wenn ich einmal absteige; ich hab's gesagt, denke an mich!" " Das sind die eigenen Worte des seligen Mundels, und Ihr sollt sehen, Jean, daß er Recht hatte."

„Die Sache ist nicht ganz ohne," entgegnete der Hoflakai, nachdem er einen Augenblick nachgedacht; „wir wissen ganz genau, wie viel der russische Gesandte bis oben hinauf gilt, namentlich hat er bei den Allerhöchsten Damen einen ungeheuren Stein im

Brett, und wenn der jemand empfiehlt, so kann man dem Empfohlenen gratulieren. „Aber ich glaube immer nicht," setzte er nach einer Pause hinzu, „daß Seine Majestät einen Ausländer zum Oberkutscher macht und was für einen Ausländer! — Ja, wenn es nur ein deutscher Ausländer wäre, ein Österreicher oder ein Preuße, das wär' schon schlimm genug, aber ein Engländer! und noch obendrein ein Engländer, der beim russischen Gesandten gedient und dort alles Mögliche gelernt; nein, das glaube ich nimmermehr! Ich würde immer denken: so ein Kerl notiert sich, wenn und wie ich ausfahre, und berichtet darüber an seine Gesandtschaft; die Engländer mischen sich ohnedies gern in alles, was sie nichts angeht, und nun obendrein ein Engländer, der, wie gesagt, bei Rußland war — 's ist eigentlich unmöglich!"

„Gebt nur acht!" erwiderte Joseph, der seine Geschirre wieder geordnet hatte und den blauen Rock anzog, den ihm einer der Stallbuben ehrfurchtsvoll hinreichte, gebt nur acht, der Engländer wird Oberkutscher!"

„Wie heißt der Kerl eigentlich?" fragte Jean, und Joseph antwortete:

„Ja, wer kann das wissen! Ich habe den Namen wohl schon einmal geschrieben gesehen, aber darauf kann man bei so einem Engländer gar nicht gehen; wenn so ein Kerl sich Snowdon schreibt, so heißt er vielleicht Simpelmaier."

„Das ist ganz richtig!" entgegnete Jean, indem er wichtigthuend seine Halsbinde in die Höhe zog; „ich lese zuweilen einiges von einem englischen Schriftsteller, der sich Dickens schreibt und wird „Boz" ausgesprochen; ja, so ist's bei den Engländern, und daher kommt's auch, daß sie sich überall schlau durchwinden und nie abzufassen sind."

„Und so ein alter Engländer wird unser Oberkutscher!" sagte Joseph bestimmt, setzte den Hut aufs Ohr und ging seiner Wege.

Jean rief ihm nach: „Also bis acht Uhr, nicht vergessen!" und dann verließ dieser ebenfalls den Stall und ging ins Schloß zurück.

Unterdessen hatte es sich in Betreff des Baron Karl wirklich so begeben, wie der Hoflakai erzählt. Vergeblich hatte Graf Alfons, nachdem er die Briefschaften übergeben, versucht, die Hofdame zu Gunsten seines Freundes umzustimmen. Sie war erbitterter als je gegen das glückliche Paar und fest entschlossen, alle ihre Macht anzuwenden, um eine Verbindung zu hintertreiben, die sie nicht zugeben konnte, weil sie sie nicht eingeleitet und die jenen Menschen beglücken sollte, der es gewagt, sie zu hintergehen.

Neben allem dem war Neid und Mißgunst im Spiele und sie konnte es nicht ertragen, das arme Mädchen so plötzlich in eine Existenz versetzt zu sehen, die neben ihrer eigenen, in so falschem Glanz und Schimmer strahlenden, unendlich erhaben war. Sie war freilich erste Hofdame, sie war die Vertraute der Fürstin und das schon lange, lange Jahre gewesen; aber eben, weil sie es lange, lange Jahre gewesen war, so hatte sie die fürchterlich drückende Existenz einer ewigen Hofdame in ihrer ganzen Schwere kennen gelernt. Zentnerschwer schleifte die Vergangenheit hinter ihr eine Kette von trostlosen, verlorenen Tagen, eine kalte, glänzende Zeit ohne Wärme, ohne Gemüt.

Wie war sie so natürlich und lebensfroh gewesen, als sie an dem Portal des Schlosses zum erstenmal aus ihrem Wagen sprang und von ihrem Vater, einem armen Landedelmann, in die prachtvollen Gemächer eingeführt wurde! Welch' herrliches Leben, so glaubte sie damals, liege vor ihr! denn sie hatte bis jetzt den Hof nur aus der Entfernung gesehen, staunend und bewundernd den Glanz und die Pracht desselben, wie man im Theater einem großen Schauspiele zusieht; jetzt sollte sie hinter die Coulissen treten und freute sich darauf. Anfänglich war ihr auch die Dämmerung, die hier herrschte, die Schattenseite des Glanzes, dessen strahlende Seite nur dem Publikum zugekehrt ist, neu und interessant; anfänglich bewunderte sie die künstlerische Maschinerie, die dieses Ganze nach außen so blendend in Bewegung erhält; erstaunte über die unzähligen Drähte, welche, manchmal in der Hand eines Unbedeutenden zusammenlaufend, oft imstande sind,

die größten Effekte hervorzubringen; schauderte hie und da bei den Versenkungen und Fallthüren, die sich oft unvermutet zu den Füßen der Mitspielenden eröffneten; fühlte sich aber dennoch glücklich, mitwirken zu können in all' dem Glanze und hie und da in Pracht und Herrlichkeit herauszutreten vor das Auge des erstaunten Publikums. — —

Das ging mehrere Jahre so fort, dann begann ihr der Zwang, der sie rings umgab, unerträglich zu werden, und obendrein spielte sie in diesem allgemeinen Schauspiel eine eigene Tragödie der finstersten Art, eine Tragödie, die wie ein Lustspiel anfing und im fünften Akt mit Verrat und Treubruch endigte, und als sich ihr Schicksal so gewendet, sah sie schaudernd ein, wie so gar keine Wahrheit in dem Leben liege, wie einer mit dem andern Tag für Tag das gleiche Spiel treibe; freundliches Lächeln auf den Lippen und die geballte Faust hinter dem Rücken. Wie durfte sich so nichts zeigen, wie es wirklich war! Kein Gefühl, warm und frisch, wie es aus dem Herzen quoll, war in seiner Natürlichkeit in diesem Kreise erlaubt; es mußte sich mit allem anderen beugen unter die herrschenden Regeln, ja unter die jeweilige Laune der Gebieterin. Auf der Wange durfte die Blässe eines tiefen Seelenschmerzes nicht wagen, frei und offen zu erscheinen; das grollende Wort mußte hinabgedrängt werden und eingesperrt in ängstlich klopfenden Herzen, und die Flut der Gedanken, die oftmals wild und schäumend emporzuschlagen drohte, mußte sanft geebnet daliegen, Frieden atmend und Bild und Wunsch der Gebieterin sanft widerstrahlend.

Das dachte die Hofdame, während sie in ihrem Boudoir auf dem kleinen Fauteuil saß und die Hand fest aufs Herz preßte. Wie viele qualvolle Stunden schwebten an ihrem Gedächtnisse vorüber, wie viele finstere Tage schwangen sich im Reihentanz vor ihren Augen, behängt mit den bunten Lappen der Freude, aber die Faust, mit der sie eine Kette bildeten, krampfhaft zusammengedrückt. Verschwunden war von dem Gesicht der Hofdame jene ruhige Freundlichkeit, jener Ausdruck des liebenswürdigen Scherzes,

mit dem sie stundenlang die Gesellschaft ergötzt; ihr Gesicht, wie ein Spiegel die Bilder vergangener Zeiten wiedergebend, war blaß und eingefallen und zeigte eine fieberhafte Aufregung. Sie hatte ihre Briefschaften beendigt und die einzelnen Schreiben lagen zerstreut vor ihr. So viel es ihr möglich war, hatte sie in dem Brief an Pauline an deren Herz, an deren Dankbarkeit appelliert

und sie beschworen, jene Verbindung nicht einzugehen; aber sie fühlte schon während des Schreibens, daß sie dem jungen Mädchen keine haltbaren Gründe gegen die Verbindung angeben könne, und es zitterte ihre Hand, als sie jene Zeilen schrieb. Sie hatte das Mädchen erzogen, sie hatte sie gebildet, sie hatte sie bei Hof eingeführt und ihr den Weg angebahnt zu dem, was sie selber war. Sie hatte sie mild und freundlich behandelt in Betracht der dornenvollen Bahn, die das Mädchen gleich ihr zu durchlaufen habe; jetzt aber auf einmal und ohne ihr Zuthun wandte sich das Schicksal derselben einem glänzenden Lichte entgegen, einem Lichte, von dem die Hofdame geglaubt, es leuchte ihr selbst in finsterer

Nacht und bringe in ihr eigenes Leben einen neuen rosigen Morgen. — —

Das war jetzt alles vorbei und finstere Nacht lag um sie, sie fühlte sich einsam und allein, und eben deshalb streckte sie die Hand aus und hielt das Mädchen zurück, welche im Begriffe war, mit entzücktem Herzen jener blendenden goldenen Helle, die vor ihren Augen aufstieg, entgegenzueilen. „Ich will nicht," sprach sie mit fester Stimme, „ich will nun einmal nicht, und wenn die ganze Welt sich mir bittend für die Beiden nahte, bei Gott, ich will nicht!"

Es war spät am Nachmittag geworden, und Frau von C. erhob sich aus ihrem Fauteuil, trat an die großen Spiegelfenster und drückte ihre erhitzte Stirn an die kalten Scheiben. Vor ihr lagen die Berge, welche die Stadt umgaben, von der Glut der Abendsonne bestrahlt, in violetter und rosiger Färbung. Leichte Wolken schifften gegen Westen der Nacht voraus, die nun bald mit dunklem Schleier alles überziehen würde.

„O bräche auch der Abend meines Lebens schon herein!" seufzte die Dame, „o, könnte auch ich untergehen, nur einmal noch bestrahlt von dem Lichte eines seligen Glückes! o, wäre meine Zeit um! Es ist ja gewiß keine Redensart, es hört mich ja niemand — aber ich verlange wirklich nach dem Ende meiner Tage, nach einer Ruhe, die ich ja doch nie hier finden werde!"

Die Sonne verschwand allmählich, der Fuß der Berge hüllte sich in ein dunkles Grau, und nur auf den Spitzen derselben lag noch ein letzter goldener Sonnenschein. Auf diesen letzten Schein blickte die Hofdame anhaltend und starr und wollte ihn mit dem Blicke ihrer Augen festhalten — umkehren, meinte sie, sollte die Sonne für diesesmal, wieder größer und heller werden, dieser letzte kleine Punkt, den sie vergoldete, sich ausbreiten und ein neuer Tag anbrechen; aber das war ja unmöglich, die Sonne war untergegangen, der Abend heraufgestiegen, und in wenig Stunden brach die finstere Nacht herein.

Seufzend wandte sich die Hofdame vom Fenster ab und warf

sich aufs neue in ihren Fauteuil. Jean trat soeben mit leisen, kaum hörbaren Schritten in das Gemach und trug zwei Armleuchter in den Händen, welche er auf den Kamin niedersetzte, um sich dann, rückwärts schreitend, ehrerbietig zu entfernen.

„Ist mein Wagen bestellt?" fragte die Dame den Lakaien, worauf Jean erwiderte:

„Nach dem Befehl der gnädigen Frau auf acht Uhr."

Alsdann befahl ihm ein leichtes Kopfnicken, sich zu entfernen, und er verließ das Boudoir, auf den Zehen schreitend, und zog die Flügelthüren leise hinter sich zu. — — —

In der Nähe des Marstalls gingen in diesem Augenblick zwei Personen, und näherten sich demselben in angelegentlichem Gespräch. Es war der Herr Winkler mit seiner Frau Mutter, und als sie das Thor erreicht, öffnete er dasselbe als galanter Mann und guter Sohn und ließ die Mutter zuerst in den Stall treten. Beide näherten sich nun den Ständern von Tibull und Pluto, und während der Kutscher seinen blauen Rock auszog und ihn neben dem Hut an den Nagel hängte, sagte er:

„Habt lieber keine Hoffnungen, alte Frau, ich versichere Euch, 's ist besser so, und dann kann ich vor allen Dingen das Beschreien nicht leiden. Sagt mir heute Nachmittag der Steinle, der alte Esel: ich gratuliere, Herr Oberkutscher! Ich habe ihm aber gleich das Handwerk gelegt und ihn gebeten, er möge gefälligst sein altes Maul halten."

Die Frau Winklere schüttelte still lächelnd den Kopf und sprach: „du magst nun sagen, was du willst, ich habe es gestern abend in den Karten gelesen, es steht dir ein großes Ereignis bevor."

„Ja," versetzte Joseph, „es ist mir in meinem alten Leib wahrhaftig auch so wie ein Ereignis, aber wie kein angenehmes, hol' mich der Teufel; ich habe so eine alte Unruhe in mir, wie in meinem ganzen Leben nicht."

„Das glaub' ich wohl!" kicherte die Alte; „wenn man so schöne Aussichten hat, Herr Oberkutscher und Frau Oberkutscher!

Ach!" setzte die Frau Winklere gerührt hinzu; „wenn mich unser Herrgott noch dieses Vergnügen wollte erleben lassen!" — Sie fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze an die Augen und that, als trockne sie sich Freudenthränen ab.

„Altes dummes Zeug!" brummte Joseph; „was geschehen soll, das soll geschehen, aber man muß so etwas nicht vorher besprechen, das taugt in alle Ewigkeit nicht."

„Aber hat nicht Seine Excellenz, der Herr Oberststallmeister, schon ein ähnliches Wörtlein fallen lassen?" fragte die Mutter.

„Allerdings!" entgegnete der Sohn; „er hat gesagt, man könne nicht wissen, was Seine Majestät der König zu thun gesonnen sei, bei fortgesetztem gutem Lebenswandel, und wenn die Aufführung im Stalle so bliebe wie jetzt; na! was so Herren überhaupt schwätzen, wenn sie einem armen Teufel eine vergebliche Hoffnung machen."

Unterdessen hatte er die Pferde aufgeschirrt und drehte sie in ihren Ständern herum, um ihnen das Kopfzeug aufzulegen. Als dies beendigt war, sah er auf seine Uhr, es war halb acht, und zog dann stillschweigend seinen Rock an.

„Ich weiß nicht," sagte die Frau Winklere, die ihm dabei behülflich war, „warum du heute so mürrisch und verdrießlich bist; ein anderer würde lachen und springen."

„Ich weiß es selbst nicht," entgegnete Joseph, „aber Gott soll mich — — es liegt mir wie tausend Pfund Blei auf dem Herzen, es ist mir gerade, als sollte mir etwas Unangenehmes passieren. Ich bin doch sonst nicht furchtsam und weiß nicht, woher mir heute so alte dumme Gedanken kommen."

„Das ist ganz begreiflich," sagte beschwichtigend die Mutter, „das kommt von dem Begräbnis heute; wenn man so etwas mitmacht und eine Leichenpredigt anhört, da hat man den ganzen Tag seine absonderlichen und betrübten Gedanken."

„Ich glaube, Ihr habt Recht, alte Frau," entgegnete Joseph; „was helfen auch die alten Grübeleien? was kommt, kommt doch und wenn ich mit meiner heutigen Fahrt glücklich zu Ende bin,

so seht Ihr mich noch am Abend bei Euch — sie wird doch auch kommen!"

„Allerdings wird sie kommen!" schmunzelte die Mutter; „ach was das gute Mädchen für eine Freude hat bei den schönen Aussichten!"

„Mutter . . ."

„Nun ja!" sagte die Alte beschwichtigend, „laß' mir doch die guten Aussichten! Es ist mir ja bis jetzt immer so betrübt gegangen, kaum meine ich ja, ich hätte etwas — muck! wird mir's wieder entzogen. Ich war auch heute bei dem Stadtrat Schwämmle und bat ihn, er möchte mir doch die Museumsquittungen wieder geben, doch er sagte: er könne für mich gar nichts mehr thun, und er riet mir recht höhnisch, ich solle mich bei dem neuen Löschkorps anstellen lassen."

„Ein unverschämter Gesell," brummte Joseph, indem er die Pferde herauszog; „aber so ein schlechter Reiter, wie der ist, kann das alte Herz nun und nimmermehr auf dem rechten Flecke haben. Nun, lebe Sie wohl, Frau Mutter, so Gott will, bis nachher!"

Dahin ging der gewandte königliche Hofkutscher und gute Sohn, und die Mutter sah ihm mit großem Stolze nach. Auch gewahrte sie zu ihrer großen Befriedigung, wie die Stallwache ehrfurchtsvoller als sonst die Thüre vor ihm aufriß; denn es war schon etwas Wahres an dem Gerüchte, welches den Hofkutscher Winkler an die Stelle des verstorbenen Herrn Mundels beförderte.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Aus dem Marstall.

Joseph zog in die Remise, spannte Tibull und Pluto ein, befestigte alles noch sorgfältiger als sonst, untersuchte die Zugstränge, die Aufhalter, die Schnallen am Kopfzeug, was er sonst auf die gleiche Art nie that, schwang sich endlich in den Bock, faßte die Zügel fest in die Hand und fuhr langsam durch das Portal des Schlosses. „Wenn die Alte da oben heute nicht ausfahren wollte," brummte er in sich hinein, „so — ich weiß nicht warum, — aber so wäre mir ein großer Dienst geschehen." Und darauf sprach er ermutigend zu sich: „nun, die Augen auf, die Hand fest, es wird, so Gott will, wohl gut gehen wie immer."

Jean stand schon am Thor, als der Wagen anfuhr, und eilte hinauf, um seine Meldung zu machen. Wenige Augenblicke danach stieg die Hofdame die breiten Treppen hinab, trug ein kleines Paket in der Hand und näherte sich dem Wagen. Jean riß den Schlag auf und ließ den Tritt herab.

„Wer fährt heute?" so hörte Joseph die Dame fragen, ehe sie einstieg, und der Hoflakai antwortete:

„Es ist der Winkler, gnädige Frau, der Sie ja fast immer fährt, der beste Kutscher des ganzen Stalles."

„Er soll vorsichtig sein," bemerkte die Dame und zog bei diesen Worten den Fuß zurück, den sie schon auf den Tritt gestellt hatte, während sie fortfuhr: „sehen Sie einmal nach, Jean, ich glaube, der Tritt ist nicht recht fest, er gab unter meinem Fuße nach."

„Gnädige Frau wollen verzeihen," entgegnete der Lakai, „aber es ist alles an dem Wagen in Ordnung, der Wagenkasten schwankt nur ein wenig auf die Seite."

„So, so!" sagte die Dame und stieg ein. Jean schlug den Tritt hinauf, drückte die Wagenthür zu und nannte dem Kutscher den Namen der Gräfin Klara, dann sprang er hinten auf, und Joseph fuhr aus dem Schloßhof auf die Straße.

Es mochte nun daher kommen, daß der Kutscher, aufgeregt wie er war, die Zügel etwas schärfer anzog als sonst, oder daher, daß die beiden Pferde den Stall gestern und heute noch nicht verlassen — genug, Tibull und Pluto waren lustiger als sonst und galoppierten abwechselnd auf dem Pflaster dahin, statt in einem ruhigen Trabe zu laufen. Dunkel war es auf den Straßen, es brannten noch keine Gaslaternen, und jetzt bog der Wagen von der Hauptstraße ab auf einen einsam gelegenen Platz, der dicht mit Bäumen besetzt war und vollkommen finster dalag. Joseph blickte scharf vor sich hin und sah nichts, wie ein paar Leute, die ebenfalls desselben Weges zu gehen schienen und jetzt, wie der Wagen näher kam, rechts und links hinter die Bäume traten. — — — —

Auf einmal straucheln beide Pferde zugleich, Tibull stürzte hin und Pluto, der sich auf den Beinen hält, macht einen Satz rechts gegen die Bäume, wobei der Kutscher zu seinem größten Schrecken deutlich fühlte, daß die Deichsel brach. Jetzt schnellte auch Tibull in die Höhe, bog ebenfalls rechts ab und die starken Tiere rissen, trotz des Kutschers verzweifeltem Anhalten, den Wagen zwischen die dicht stehenden Bäume hinein. Jean, der durch den Stoß des

Wagens von dem Tritt hinten herab geschleudert wurde und glücklicherweise mit seinen Armen einen Baumstamm erhaschen konnte, sah, wie die Hofdame den Schlag öffnete, um aus dem Wagen zu springen. Umsonst rief er ihr zu, sie möge sitzen bleiben; die durchgehenden Pferde rasten mit dem Wagen dahin, bald mit diesem, bald mit jenem Rad krachend an die Bäume schlagend. Einen Augenblick hielt die Hofdame am Schlage fest, dann sprang sie rasch hinaus und wurde von der Gewalt des Falles so gegen einen Baumstamm geschleudert, daß sie besinnungslos liegen blieb. Noch immer hielt Joseph die Zügel in der Hand und suchte die Pferde mit übermenschlicher Kraft zu halten, aber umsonst! Schon sah er den Schloßplatz vor sich, wo er einen weiten Spielraum hatte, um die Tiere vielleicht bändigen zu können, ehe sie den Wagen zerschellten, da streckte sich ein Baumast gerade vor ihm aus, und auch hier in der drohenden Gefahr ließ er seine Zügel nicht fahren, doch fühlte er in der nächsten Sekunde diesen Baumast an seine Stirn schlagen, und bald darauf jagten die Pferde ohne Kutscher mit dem halb zertrümmerten Wagen über den freien Platz dahin nach den Ställen zurück, wo sie von der entsetzten Stallwache aufgefangen wurden.

Der Hoflakai, der sich im ersten Augenblick vergeblich nach Hülfe umsah — es waren wenig Menschen auf der Straße, — bemerkte endlich ein paar Wagenlaternen durch die Nacht schimmern und sah bald darauf, daß es ein Hofwagen war, der sich dem Platze, wo das Unglück geschehen war, näherte. Auf seinen Ruf hielt die Equipage, der Bediente sprang herab und half seinem Kollegen Jean die wie leblos daliegende Dame in den Wagen heben. Dann fuhren sie langsam ins Schloß zurück. An dem Portal kam ihnen schon die alte Kammerfrau händeringend entgegen, denn die Kunde von einem Unfall hatte sich wie ein Laufeuer aus dem Stalle in das Schloß verbreitet. Frau von C. wurde sorgfältig hinaufgetragen und in ihre Zimmer gebracht.

Unterdessen hatten sich mehrere der Stallleute mit großen Laternen auf den Weg gemacht, um nach Joseph zu suchen, den

sie auch nach kurzer Zeit unter den Bäumen dahin gestreckt auffanden. Er stöhnte schwer, als man ihn aufhob; der Baumast, gegen den er gestoßen, hatte ihm die Stirn bedeutend verletzt; doch war er bei Besinnung und imstande, auf einige Fragen über

den Vorfall selbst Antwort zu geben; woher und wie es eigentlich gekommen sei und weshalb die Pferde niedergestürzt und gescheut, war er nicht imstande anzugeben. Doch meinte Joseph und ebenso Jean, der auch hinzueilte, nachdem Frau von C. im Schlosse war, die Sache sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, und mehrere Kutscher eilten an den Ort, wo die Pferde auf die Seite gesprungen, fanden aber auf dem Boden durchaus nichts Verdächtiges. Joseph wurde nun auf die Tragbahre gelegt und von seinen Kollegen in das Hospital gebracht.

Mittlerweile waren die Leibärzte ins Schloß geeilt, ebenso die Gräfin Klara, die man von dem Vorfalle augenblicklich in Kenntnis gesetzt. Im Vorzimmer befanden sich mehrere Lakaien der

alten Herzogin, um über das Befinden der Kranken von Viertelstunde zu Viertelstunde Nachricht zu geben. Die Ärzte umstanden das Lager, sie hatten die Kranke, welche wieder zu sich gekommen war, sorgfältig untersucht, und der erste Leibmedikus, ein alter Herr mit grauen Haaren, sagte mit tiefbekümmertem Gesicht, daß man äußerlich durchaus keine Verletzung wahrnehme und daß er überzeugt sei, die Sache werde ohne große Folgen vorübergehen. Zu gleicher Zeit aber warf er einem jüngeren Kollegen einen bedeutungsvollen Blick zu und fuhr leicht mit der Hand über den Rücken desselben, ihm so ein Zeichen gebend, worauf Jener traurig nickte und so beistimmte.

Nachdem die Herren mehreres verordnet, zogen sie sich in das Nebenzimmer zu einer Konsultation zurück, die aber gar nicht lange dauerte. Der alte Leibmedikus sagte am Schlusse desselben: „es ist furchtbar, aber da kann nur Gott allein helfen. Lassen wir den Doktor M. und den Chirurgus C. für alle möglichen Fälle heute Nacht da, und wenn die Kranke, was ich aber nicht glaube, nach mir verlangen sollte, so schicken Sie nur in meine Wohnung. Übrigens werde ich auch ungerufen gegen vier Uhr morgen früh wieder kommen. — Guten Abend, meine Herren!"

Der Leibmedikus mit einem andern Kollegen begab sich hinweg und der Doktor M. und der Chirurgus gingen in leisem, angelegentlichem Gespräche auf dem dicken Teppich des Vorzimmers unhörbar auf und ab.

Neben dem Bette der Kranken saß die Gräfin Klara und hatte ihre Hand erfaßt, welche sie mit ihren Thränen benetzte. „Arme Adelaide!" sagte sie im Übermaße eines wirklichen Schmerzes; „wie kann man so unglücklich sein!"

Die Hofdame drückte die Hand ihrer Freundin und blickte bedeutungsvoll aufwärts, als wollte sie sagen: „es ist ein höheres Geschick, das so plötzlich in unser Leben eingreift;" und dann bat sie mit leiser Stimme, die Gräfin möge ihr ein kleines Paket geben, welches der Hoflakai der Kammerfrau eingehändigt und diese auf den Tisch gelegt hatte. Mit zitternder Hand riß Frau

von C. den Umschlag herunter, öffnete einen Brief in demselben, den sie der Gräfin zum Lesen offen darreichte. Nachdem diese das Schreiben durchflogen, gab sie es kopfnickend in die Hände der Hofdame zurück, worauf diese sagte: „liebe Klara, Sie versprechen mir, nie jemanden den Inhalt seines Schreibens mitzuteilen. Sie habe ich davon in Kenntnis gesetzt, um Sie zu überzeugen, daß erst ein großes Unglück über mich kommen mußte, um gegen das arme Mädchen mild und gerecht zu verfahren." — Damit zerriß sie den Brief in viele Stücke und fuhr mühsam fort: „Teure Klara, erzeigen Sie mir die Liebe und schreiben Sie dort an meinem Schreibtische ein paar Zeilen, die ich Ihnen ansagen werde — wollen Sie so gut sein?"

Die Gräfin nickte schweigend, denn sie konnte nicht sprechen, erhob sich von ihrem Stuhle und setzte sich an den Schreibtisch. Die Kranke im Bette diktierte:

„Mein liebes, gutes Mädchen!

„Es hat mich ein großes Unglück betroffen, und wenn du diese Zeilen erhältst, bin ich wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden." — —

„Adelaide!" schrie die Gräfin entsetzt auf; das kann ich nicht niederschreiben!"

„Schreiben Sie immerhin!" sagte die Kranke mit einem matten Lächeln. „Mit dem Gefühle, das ich im Herzen habe, spricht man keine Unwahrheit; mit ihm sind alle Täuschungen verschwunden." —

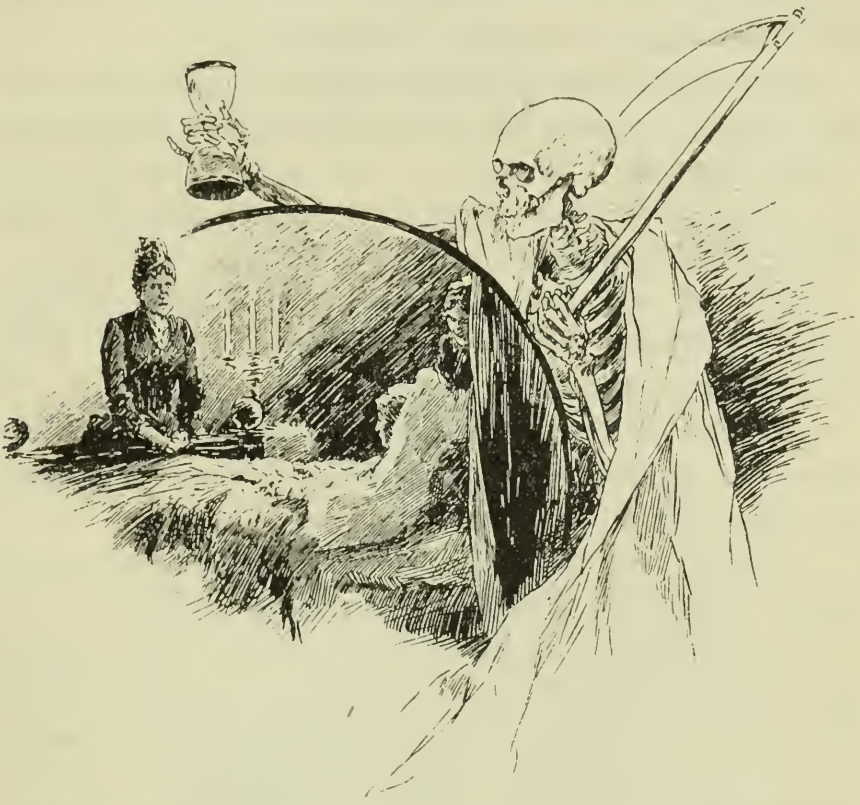
„Bin ich nicht mehr unter den Lebenden," — fuhr sie fort. „O, Pauline, mein liebes Kind, daß du in diesem Augenblicke nicht an meinem Lager stehst, ist die schrecklichste Empfindung, die ich habe. Daß ich dir so aus der Ferne ein ewiges Lebewohl zurufen muß, o, das quält und martert mich entsetzlich! Aber es hat ja so kommen sollen! Nimm mein gutes Kind, diesen letzten Abschied hin! Vergiß die trüben Stunden, die ich dir gemacht; ich segne deine Verbindung; sei glücklich und denke zuweilen an mich."

Als die Gräfin dieses Papier mit einer Feder in die Hand der Kranken gab, war es ganz feucht von ihren Thränen, und sie wandte sich ab, als ihre Freundin mit zitternder Hand „Adelaide" darunter schrieb. Dann eilte sie in's Vorzimmer, zog die beiden Ärzte durch mehrere Gemächer mit sich fort und forschte alsdann verzweiflungsvoll, ob ihre Freundin in einer wirklichen und dringenden Gefahr schwebe. Die beiden Herren zuckten mit den Achseln und sprachen von schweren, unheilbaren, innerlichen Verletzungen. Als die Gräfin darauf gefaßter in das Zimmer zurück ging, lag die Kranke in einem leichten Schlummer. Die alte Kammerfrau stand am Bette, hatte eine ihrer Hände erfaßt, und ihre Thränen rieselten unaufhörbar hinab.

So schritt die Nacht langsam dahin und lagerte finster und gespenstig mit ihrem dunkeln Gefolge in den hohen Zimmern des Schlosses und auf den langen Korridors und Treppen. Die Uhren in der Stadt schlugen oftmals, eine nach der andern; die Schildwachen marschierten mit gleichförmigem Tritt auf und ab, und als gegen vier Uhr der Wagen des Leibmedikus in den Hof rollte, brach auch der junge Tag im Osten herauf; aber die Sonne, welche die Kranke gestern Abend noch so schön untergehen sah, kam noch lange, lange nicht.

Die Hofdame war von ihrem Schlummer erwacht und als der Arzt an ihr Bett trat, schien sie ihn zu erkennen; sie bewegte leise die Lippen und flüsterte den Namen der alten Herzogin. Der Leibmedikus ging in das Vorzimmer, gab dem dort wartenden Lakaien einen Befehl, und dieser eilte alsbald die Treppen hinab zu den Appartements der Fürstin. In kurzer Zeit kehrte er wieder zurück, meldete dem Arzte etwas, und dieser sagte darauf der Kranken, die Frau Herzogin werde sogleich heraufkommen, worauf ein freundliches Lächeln über ihre Züge flog. Sonst aber schien sie teilnahmslos gegen alles, was sie umgab, und der Leibmedikus zog sich mit der Gräfin ins Vorzimmer zurück; nur die alte Kammerfrau blieb bei der Kranken, welche derselben ein Zeichen machte, ihren Anzug einigermaßen in Ordnung zu bringen.

Als dies geschehen war, sagte sie mit kaum verständlicher Stimme: „wenn die Frau Herzogin da ist, so unterstütze meinen Kopf, daß ich eine kleine Verbeugung machen kann," worauf die Kammerfrau gehorsam ihre Hand unter das Kopfkissen legte.



Jetzt hörte man Tritte auf der Treppe, man vernahm, wie die Flügelthüren in mehreren nach einander folgenden Zimmern geöffnet und wieder geschlossen wurden; jetzt rauschte ein seidenes Kleid vor dem Eingange des Schlafzimmers, der Leibmedikus öffnete die Thüre und die Herzogin trat ein.

Die Kerzen auf den silbernen Armleuchtern waren tief herabgebrannt und durch die dichten Fenstervorhänge merkte man das Grauen des Tages. Die alte Fürstin trat tieferschüttert an das Bett ihrer Hofdame und stützte die gefalteten Hände auf das Fußende desselben.

Die Hand der Kammerfrau ließ die Kranke eine tiefe Neigung mit dem Kopfe machen.

„Wie geht es Ihnen, teure Adelaide?“ sagte die Herzogin; „man hat mir von Stunde zu Stunde während dieser unglückseligen Nacht den Stand Ihres Befindens mitgeteilt, und ich glaube, die Ärzte sind nicht unzufrieden damit.“

Ein kaum bemerkbares Lächeln spielte um den Mund der Hofdame, während ihr Kopf eine tiefe Verbeugung machte; doch gab sie keine Antwort.

„Sie befinden sich etwas besser?“ fragte die Herzogin ängstlich und blickte ihr forschend in das bleiche Gesicht. — — — —

Diesesmal zuckte nicht mehr der Mund der Kranken, ihr Auge war fest verschlossen und nur die Kammerfrau ließ das Haupt ihrer Gebieterin eine abermalige Verbeugung machen.

Die alte Herzogin zog sich langsam zurück nach dem Vorzimmer, wo sich der Leibmedikus befand, und schaute entsetzt nach dem bleichen Gesicht, das sich tief verneigte.

„Doktor!“ rief die Fürstin und hielt sich erschrocken an der Thüre; „Doktor, um Gotteswillen, kommen Sie herein!“

Der Leibmedikus öffnete schnell die Thüre in dem Augenblicke, als sich der Kopf der Hofdame zur letzten Verbeugung schwer erhob. Er eilte an das Bett, warf einen Blick in das Gesicht der Daliegenden und sagte erschüttert zu der Kammerfrau, die der verschwindenden Herzogin diese letzte Verbeugung machte: „laßt die Toten ruhen!“ — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Treten wir für einen Augenblick an ein anderes Bett, das sich in einem Zimmer eines weitläufigen Hauses befindet. Dieses Zimmer hat ein einziges, großes Fenster, der grüne Vorhang vor demselben ist halb herabgelassen und freundliche Sonnenstrahlen haben sich hineingeschlichen und glänzen auf dem weißen Fußboden.

Im Bette liegt Joseph, der Kutscher, mit einer Wunde am

Kopfe und ist in einen erquickenden Schlummer gefallen; vor ihm auf einem Stuhle sitzt ein junges, blühendes, bildschönes Mädchen und hält die Hand des Kranken in der ihren. Die Frau Winkler steht an der Thüre und befragt ängstlich den Chirurgus des Spitals, der im Begriffe ist, sich zu entfernen. Das junge Mädchen hat den Kopf herumgewandt, um zu hören, was er spricht.

„Seien Sie ganz ruhig," sagte der Chirurgus lächelnd, „unser Freund Winkler hat einen harten Kopf, es ist von einer ernstlichen Verletzung gar nicht die Rede; in sechs bis acht Tagen kann er gesund hinausspazieren."

„Gelobt sei Gott!" sprechen die Weiber, das Mädchen küßt innig die Hand des Kranken und dieser lächelt im Schlafe.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Unter dem Staatgraben

Die Dämmerung war hereingebrochen, und es war jene Zeit, ehe es ganz dunkel wird, wo man gern ohne Licht in der Stube sitzt und seinen Gedanken Audienz giebt, wo sich der Blick, unbeirrt von zerstreuenden Gegenständen, so gern nach innen kehrt, und man die Erinnerung an gute und schlechte Stunden, an gute und böse Thaten, die schmerzliche Vergangenheit und die Hoffnung für die Zukunft so gern hervorruft, um mit ihnen in manigfaltigen Gestalten die Einsamkeit zu bevölkern.

Ebenso that es die Frau Müller in ihrer Stube im Hinterhause unter dem Stadtgraben, nur daß bei derselben dunkle und unheimliche Erinnerungen sehr vorherrschend waren. Sie saß da in der einen Ecke des alten Sofas gegenüber der Thüre des

Schlafzimmers, das ihre Tochter noch vor kurzem bewohnt; sie hatte ihren Kopf auf den Arm gelegt, und man hätte glauben können, sie schliefe; doch war die wohlthätige Ruhe ihr fern, denn sie saß da und ließ ihr ganzes vergangenes Leben in Gedanken an sich vorübergleiten, und diese finstere Reise, die sich ihrem inneren Blick entfaltete, preßte ihr manchen tiefen Seufzer ab, manch' schmerzliches Stöhnen. Eigentlich jagte sie die Bilder finsterer Tage hinweg und schlug im Buche ihres Lebens die schwarzgefärbten Blätter hastig um, um auf den ersten Seiten desselben, bei ihrer Jugendzeit, länger zu verweilen. Ach! es waren ihrer nur wenige, die sich, mit freundlichen Erinnerungen angefüllt, dem nachsuchenden Blicke zeigten; nur sehr kurz war die Zeit ihrer Freude, ihrer Unschuld gewesen; nur wenige gute, freundliche Jahre waren da, welche von dem Gewicht des ganzen übrigen schuldbeladenen Lebens in die Höhe geschnellt wurden.

Es war eine alte bekannte Geschichte, dieses Leben, aber darum nicht minder entsetzlich, weil sie in dieser Welt so oft vorkommt. Ihre eigene Mutter hatte sie dem Laster in die Arme geführt und hatte ihre Reue, ihre Verzweiflung, diese Zeugen ihrer Schuld, die sich anfänglich heftig einzustellen pflegten, durch falsche Trostgründe zu entkräften gesucht, und es war ihr das auch gelungen und sie als Mädchen immer tiefer gesunken. Doch hatte sie Glück gehabt, sie hatte eine Heirat geschlossen, die imstande gewesen wäre, sie wieder emporzuheben; ihr guter Engel hatte ihr in der Gestalt ihres Mannes die Hand gereicht, um die Verlorene aufzuheben und sie zu unterstützen, daß sie auf einem guten Pfade fortan dahinwandelte. — Aber vergebens! — sie strauchelte und fiel als Weib, wie sie als Mädchen gefallen war; das Glück verließ sie fortan vollständig, und der Engel ihres Lebens verhüllte sein Gesicht und entfloh weinend. Dann ward ihre Tochter geboren, und das arme, kleine, unschuldige Wesen rief ihr für einige Jahre die eigene Kindheit ins Gedächtnis zurück, und sie fühlte öfter die eigene Reue und Verzweiflung, die damals ihr Herz ergriffen, als ihre Mutter sie ebenso angeleitet, wie sie ihre Tochter.

Zwischen diesen Gedanken entwand sich ihren Lippen oftmals ein schmerzlicher Ausruf nach der Tochter und der Name „Anna" zitterte häufig durch das stille Gemach. Wie war das Kind so gut und unschuldig gewesen! Wie fühlte jetzt die Mutter mit entsetzlichem Schmerze, was sie schon hier allein verbrochen, wie furchtbar sie gefrevelt an dem herrlichen, heiligen Geschenk, das ihr der gütige Himmel mit ihrem Kinde gegeben! — Einmal in ihrer Jugend war sie dem Tode nahe gewesen, und das war gerade damals, als sie ihre ersten Fehltritte begangen, und nur durch ein Wunder war sie gerettet worden. Wie wahr und innig entrang sich jetzt der Wunsch ihrer Brust: „o wenn man mich damals nicht gerettet hätte, wenn ich untergegangen wäre in dem tiefen See meines heimatlichen Dorfes!" — — —

Immer tiefer vergrub die Frau ihren Kopf in die Hand und eine Flut von Thränen bedeckte ihr Gesicht. „Anna!" seufzte sie abermals, und die Sehnsucht nach ihrem Kinde wurde zur Verzweiflung. Sie hatte sie gefürchtet, die eigene Tochter, gefürchtet, wie man in ihrer Lage ein besseres Wesen fürchtet; denn sie kannte das Herz ihres Mädchens und wußte, daß es rein geblieben war, rein in der Sünde, welche sie umgeben. Ja, sie hatte sie gefürchtet, aber zugleich mit Hoffen zu ihr emporgeschaut, indem sie geglaubt, daß, so lange Anna in ihrer Nähe sei, der Himmel sich ihrer noch erbarmen und kein größeres Unglück über sie hereinbrechen würde. Jetzt war das Mädchen fort. Wohin? — wer konnte es wissen? Ihr ärmliches Lager drüben im Schlafzimmer war so liegen geblieben, wie sie es damals verlassen, und als sie den ersten und zweiten Tag nicht zurückkam, als selbst der Steinmann keine Kunde von ihr erhielt, da hatte sie in halb wahnsinniger Freude das seidene Kleid des Mädchens, ihre feinen Schuhe, ihren Hut und einen Handschuh, den sie gefunden — wo der andere geblieben war, wußte sie nicht — auf das armselige Bett gelegt. Das war heute Nachmittag gewesen, und sie hatte mit teuflischer Lust den Steinmann an das Lager geführt, ihm die Kleider gezeigt und ihm alles von dem Mädchen erzählt, alles,

was sie wußte und was er nicht geahnt. Sie hatte sich geweidet an seiner Wut, an dem wilden Schmerze, den er gezeigt, und es hatte sie die Flut von Verwünschungen beruhigt, welche er auf ihr Haupt herabströmen ließ — Verwünschungen, die der entflohenen Beute galten, welche er so sicher geglaubt und die allein ihm nicht zu teil geworden. Wie hatte er erstarrt dagestanden, als ihm die Mutter erzählt von dem ungeheuren Frevel, den sie an ihrer Tochter begangen, und wie hatte er das Messer in seiner Tasche ergriffen, als sie ihm hohnlachend erzählt, nur um seinetwillen sei das Mädchen geflohen, und ihr wäre der tiefe Grund des Flusses lieber gewesen, als ein freundliches Wort von seinen Lippen.

Der Steinmann hatte nie etwas Schrecklicheres erfahren, eine härtere Strafe hätte dem wüsten und leidenschaftlichen Menschen nie zu teil werden können. Mit einem Geheul der Wut war er hinweggestürzt, furchtbare Rache schwörend. Darüber aber lachte die Frau — was konnte er thun, das sie noch elender machte, als sie sich im jetzigen Augenblicke schon fühlte? — Wie hatte sie das Kleid ihrer Tochter mit Küssen bedeckt, wie ihre feinen Stiefelchen und den kleinen Handschuh! — —

Das alles überdachte die Frau in der Ecke des Sofas, und obgleich ihr die Dämmerung in dem Zimmer wohl that, so fürchtete sie sich doch. Oft hob sie den Kopf empor, indem sie geglaubt, sie hörte Geräusch in dem Schlafzimmer ihrer Tochter, doch war das jedesmal Täuschung und nur das eigene Blut, das rasend in ihren Pulsen klopfte. Jetzt erhob sie abermals den Kopf und blieb wie erstarrt sitzen, denn die Thüre, die von der Treppe in das Zimmer führte, hatte sich langsam geöffnet, und sie erblickte eine lange, dunkle Gestalt, welche unbeweglich stehen blieb und nach ihr hinzublicken schien.

Die Frau faßte krampfhaft die Lehne des Sofas und erhob sich langsam und leise; denn sie fürchtete, daß das unter der Thüre ein entsetzliches Gespenst sei, das bei dem geringsten Laute, bei der geringsten auffallenden Bewegung über sie herfallen würde.

Das dauerte einige Sekunden, während beide sich fest an-

blickten, worauf die Gestalt einen Schritt ins Zimmer trat und die Frau mit leiser, zitternder Stimme sagte: „wer bist du?"

Bei dem Klange dieser Stimme zuckte das dunkle Wesen an der Thüre zusammen und antwortete mit tiefer, klangloser Stimme: „ich bin der Lukas!"

Noch einen Augenblick hielt die Frau sich aufrecht an dem Sofa, dann stürzte sie auf denselben nieder und rief: „Jesus, Maria, was wollt Ihr von mir?"

„Ich habe einen Brief von deiner Tochter," sagte die Gestalt mit derselben tiefen Stimme, „wahrscheinlich das letzte Wort, das du in diesem Leben von ihr erhalten wirst. Der Brief war offen, als er gefunden wurde, ich weiß seinen Inhalt. Daß du es sein mußtest, habe ich geahnet, als ich deine Anna zum erstenmal gesehen; dein Ausruf, als du vorhin meinen Namen hörtest, hat es mir bestätigt." — —

„Hattest du nicht genug mit deinem eigenen Geschick?" fuhr die Gestalt fort zu reden; „jammervolles Geschöpf, erinnertest du dich nicht mehr der Qualen, die du, wenn auch nur kurze Zeit, selbst erduldet, als deine Mutter dich zu so etwas Entsetzlichem gezwungen? — Nein, du hast dich daran nicht erinnert, du hast ein viel besseres Geschöpf, tausendmal besser, als du je gewesen, und reiner als tausend andere ihres Geschlechts, die stolz und ohne Makel einhergehen, hinuntergedrückt, zuerst geistig, dann leiblich vernichtet!" — —

„Du hast nicht die Hand Gottes erkannt, die dich in jener Nacht errettet, zweimal verkannt hast du sie, du fingst kein besseres Leben an und brachtest deine Tochter demselben Tode zur Beute, dem du wunderbarer und ungerechter Weise entgangen!"

„Meine Anna!" schrie die Frau verzweifelnd auf, „meine Anna! wo ist mein Kind?"

„Bei Gott!" sagte die Gestalt feierlich, „du hast dem klaren tiefen See Lust nach seiner Beute gemacht, aber er mochte dich nicht, du warst dem Tod zu schlecht, du entgingst ihm, aber deine Tochter fiel ihm zu. Ihr ist wohl."

„O, o!“ stöhnte die Frau und zerraufte ihr Haar; „du bist nicht der, für den du dich ausgiebst, du bist kein lebendes Wesen, du bist ein Teufel, der mich zur Verzweiflung bringt!“

„Kann wohl sein,“ antwortete die Gestalt mit derselben tiefen Stimme; „wahrlich ich bin ein Todesbote! nimm hin den Brief.“

Als die Frau ihr wirres Haar aus dem Gesichte warf und aufblickte, sah sie durch die Dunkelheit ein weißes Blatt Papier auf dem Boden flattern, die Thüre schloß sich ebenso geräuschlos, wie sie sich geöffnet, und als die Frau in entsetzlicher Angst an die Treppe eilte, erblickte sie nichts, als einen schwarzen Mantel, der hinabzuflattern schien. —

Wie lange nach dieser schauerlichen Scene die Frau in der Sofaecke gelegen, wußte sie selbst nicht. Sie war beschäftigt mit schrecklichen, ja blutigen Bildern, die unabläßig ihr Inneres erfüllten. Sie kämpfte einen gewaltigen Kampf und endlich drang ein Lichtstrahl in ihr finsteres Gemüt. Darauf blieb sie noch einen Augenblick ruhig sitzen und hörte alsdann, wie die Treppe,

welche zu ihren Zimmern führte, unter starken Fußtritten knarrte und ächzte. Die Thüre wurde geräuschvoll geöffnet und zwei Männer traten in des Zimmer, blieben aber an der Thüre stehen, als sie die Dunkelheit bemerkten.

„Ist Niemand da? he!" vernahm sie die Stimme Steinmanns, „Frau Müller, seid Ihr nicht da?" Und die Angeredete antwortete: „was soll's wieder? was wollt Ihr von mir?"

„Die Frau hält Betrachtungen im Dunkeln," sagte lachend der Gevatter, welcher mit dem Stadtsoldaten eingetreten war; „was sollen die Geschichten? macht doch Licht!"

„Sogleich!" erwiderte die Frau, stand von ihrem Sofa auf und that, wie der Gevatter sie geheißen. Dieser aber schüttelte mit dem Kopf, als er nun bei dem Scheine der Kerze in das Gesicht der Frau sah, das so geisterhaft bleich und entsetzlich abgespannt aussah, und als er die wirren Haare bemerkte, die um den Kopf und um die unheimlich glühenden Augen flatterten.

Der Steinmann, der das ebenfalls bemerkte, wunderte sich weniger darüber, denn ihm schien das Aussehen der Frau eine Nachwirkung zu sein von dem Auftritte, den er heute Nachmittag mit ihr gehabt. Da es ihn nebenbei freute und ihm schmeichelhaft war, daß sein Zorn diesen Eindruck auf sie gemacht, er es auch für viel passender und kluger hielt, mit seiner redlichen Hehlerin nicht vollkommen zu brechen, so reichte er ihr die Hand, indem er sagte: „nun laßt's gut sein, Frau! Geschehen ist einmal geschehen! Laßt uns für die Zukunft unsere Sachen ehrlicher und besser einrichten!" worauf die Frau mit ruhiger, aber klangloser Stimme erwiderte:

„Ja, geschehen ist einmal geschehen, wir wollen für die Zukunft unsere Sachen schon ehrlicher und besser einrichten."

„Aber vor allen Dingen," sprach der Gevatter lustig dazwischen, „vor allen Dingen, Frau Müller, öffnet Euren Wandschrank und laßt einen Krug guten Weins herausspazieren; ich bin verteufelt durstig und hab' während des ganzen Nachmittags kaum ein paar elende Schoppen über die Lippen gebracht."

„Denkt nicht eher an's Saufen," sagte grämlich der Steinmann, „als bis Ihr wißt, ob alles ringsum sicher ist — habt ihr nichts Verdächtiges bemerkt, Frau? — nicht? so ist's recht! Jetzt aber riegelt vor allen Dingen die Hinterthüre zu und laßt den dicken grünen Vorhang vor das Fenster da herab."

Schweigend that die Frau, wie ihr geheißen, und während sie die Hinterthüre verschloß und verriegelte, verbarg sie das Briefchen ihrer Tochter, denn sie hatte nicht den Mut, es zu lesen.

Die beiden Herren hatten es sich unterdessen droben bequem gemacht, und jeder lag in einer Ecke des alten Sofas. Der Gevatter hatte höchst eigenhändig einen Krug Wein aus dem verborgenen Schranke hervorgeholt, und nachdem er einen tüchtigen Zug gethan, wischte er sich behaglich den Mund, und die Blicke seiner beiden schiefstehenden Augen gaben sich alsdann ein vergnügliches Rendezvous auf der rötlichglänzenden Nase.

Der Steinmann schien nicht so ganz guter Laune zu sein; er dämpfte oftmals die Lustigkeit des Gevatters mit einem Wort und versank ein anderesmal in tiefes Hinbrüten.

Die Frau Müller hatte sich neben den Ofen gesetzt, den Kopf an die Wand gelegt und that, als ob sie schliefe.

Aus einem solch' tiefen Nachdenken fuhr der Steinmann in die Höhe und sagte: „ich hätte doch nicht gewünscht, daß die ganze Geschichte so schlimm abliefe! es schaudert mich doch ein wenig, wenn ich daran denke."

„Daß das Mädel davongelaufen ist?" lachte der Gevatter, „wie kann man so etwas nicht schon in der nächsten Stunde vergessen!" — Seine Augen kreuzten sich bei diesen Worten auf dem Weinkruge, den er emporhob.

„Nein!" antwortete der Steinmann, „ich meine die andere Geschichte."

„So, die andere Geschichte," murmelte achselzuckend der Gevatter, wobei seine Augen mit einiger Verlegenheit gegeneinander hinzuschielen schienen. „Ja, da läßt sich nichts mehr ändern, man muß die Sache als ein Unglück betrachten; das ist gerade so, als

wenn ich jemanden die Fenster einwerfen will und treffe ihn selbst mit dem Steine vor den Kopf, daß er tot hinfällt, — das ist nichts weiter als ein Unglück."

„Freilich ein Unglück, aber ein großes; wir haben freilich dem Kerl, dem Winkler, einen tüchtigen Possen gespielt, er liegt an einer Kopfwunde bedeutend, wenn auch nicht gefährlich, darnieder, und sowie er gesund wird, heißt es freilich vor der Hand: Adieu Hofkutscher! und er kann die graue Livree anziehen; aber der Oberststallmeister hat eine gründliche Untersuchung versprochen, und wenn man auch nicht herausbringt, daß an dem Abend jemand um den Weg gewesen, der die Pferde absichtlich zum Stürzen und Durchgehen gebracht, so werden doch alle vom Stalle auftreten, wenigstens die meisten, und ein gutes Zeugnis für den hoffärtigen Lumpen ablegen — was ist da gewonnen?"

Der Gevatter zuckte abermals mit den Achseln und gab die Richtigkeit dieser Bemerkungen zu.

„Ich bin sonst nicht ängstlich," fuhr der Steinmann fort, „aber mich schaudert's, wenn ich an den Leichenzug von der Hofdame denke; steigt da Abends gesund und frisch in den Wagen und liegt am andern Morgen tot auf ihrem Bette!"

„Allerdings!" antwortete der Gevatter, „es ist ein unangenehmer Zufall." Er that einen neuen Zug aus dem Kruge, und die Frau am Ofen zuckte kaum merklich zusammen. „Bei allem dem aber," fuhr der Gevatter fort, „müßt Ihr meine gutgetroffenen Anstalten höchlich beloben: wie haben die vom Stalle den ganzen Platz mit den Laternen untersucht, und haben sie etwas gefunden? nicht das Geringste! und ich selbst hatte mich wohl gehütet, als Zuschauer auf dem Platz zu bleiben."

„Man muß gestehen," versetzte der Stadtsoldat, daß die Sache außerordentlich schön eingefädelt war; nur hat dieser Kerl ein unverschämtes, unerhörtes Glück. Ich ließ mich gleich nach dem Vorfall auf dem Platze sehen und stieß zufällig auf den Hoflakaien Jean; ich hätte den Kerl gern niedergeschlagen, denn er sah mich mit einem wahren Giftblick an, mit einem Blick, als wollte er

sagen: du wirst auch nicht betrübt sein über das Unglück des Hofkutschers."

„Ihr hättet doch besser gethan, an dem Abend wegzubleiben," entgegnete der Gevatter; „ich war froh, als ich das ganze Stadtviertel hinter dem Rücken hatte, und das versichere ich Euch, es wird lange Zeit dauern, ehe ich mich entschließen kann, des nachts dort unter die Bäume zu gehen; ich sehe noch immer zu deutlich den Stamm vor mir, an welchem die Frau hinstürzte und liegen blieb; es ist, beim Teufel, ein unangenehmes Gefühl — sprechen wir nicht mehr von der Sache, kommen wir auf etwas anderes!"

Der Steinmann ließ sich herab, jetzt ebenfalls einen Schluck aus dem Kruge zu nehmen, und sagte beistimmend: „ja von etwas anderem!"

„Apropos," fuhr der Gevatter fort, „ich habe auch die Papiere gründlich durchgesehen, die in dem Paketchen waren, welches ich in jener denkwürdigen Nacht bei der alten Person im Vorderhaus mitspazieren ließ. Sie betreffen die verstorbene Marie, Ihr wißt ja wohl, die damals als Lampenputzerin mit unter Eurer Fuchtel war. Sie hat ein kleines Mädchen hinterlassen, welches die Welscher aufzieht. Es fanden sich nun in dem Pakete meistens dünne Liebesbriefe, vertrocknete Blumen, Haare und dergleichen einfältige und nichtssagende Geschichten; nur ein Papier darunter ist sehr beachtenswert: es ist das Schreiben eines Advokaten aus Mailand, welcher der Verstorbenen anzeigt, daß er den Auftrag habe, ihr eine nicht unbedeutende Summe nach und nach auszahlen zu lassen, sowie sie sich, die Marie nämlich, an ihn deshalb wenden wolle und genaue Auskunft gebe, wie es ihr und namentlich ihrem kleinen Kinde ergehe. Dieser Advokat heißt, wenn ich nicht irre, Cäsar Bartolini, und sagt in einem zweiten Schreiben, welches ein halbes Jahr nach dem ersten hier angekommen sein muß: wenn dagegen die Marie geneigt sein sollte, ihr Kind durch die Vermittlung eines hiesigen Handlungshauses in eine Pension nach Paris zu geben, so habe eben dieses Handlungshaus den Auftrag, derselben einen anständigen Jahresgehalt für ihre Lebenszeit auszuzahlen."

„Ei, ei!“ sagte der Steinmann und sein eines Auge glänzte freundlich, „und die dumme Person ist darauf nicht eingegangen? Ich glaube wenigstens nicht, daß sie es that, denn sonst wäre sie nicht in so bitterer Armut gestorben.“

„Versteht sich!“ lachte der Gevatter, „die dumme Gans hat diese Anerbietungen alle abgelehnt; denn ich fand einen dritten Brief von dem Advokaten, worin er sagt: „„ich habe Ihre Antwort auf meine beiden Briefe erhalten und dieselbe dem Herrn Grafen mitgeteilt; es hat ihn außerordentlich schmerzlich berührt, daß Sie seinen vernünftigen Vorstellungen kein Gehör geben. Indem ich mich genötigt sehe, Ihnen hiermit zum letztenmale zu schreiben, glaube ich die Versicherung ausdrücken zu können, daß der Herr Graf stets geneigt sein wird, Ihnen zu helfen, sobald Sie einmal in den Fall kommen werden, diese Hilfe durch mich in Anspruch nehmen zu wollen.““

Nach dieser Mitteilung dachte der Steinmann eine Weile ruhig nach, und der Gevatter schien sich ebenfalls in ergiebige Pläne zu versenken.

„Da wären nun zwei Wege,“ sagte der erstere nach einer Pause, „um aus diesem Briefe einigen Nutzen zu ziehen: entweder wir schreiben diesem Herrn Bartolini, das heißt, wir lassen die Marie eigentlich schreiben — es wird Euch ein Leichtes sein, aus vorgefundenen Briefen ihre Handschrift so täuschend nachzuahmen, daß der Italiener damit zufrieden sein kann — oder wir bleiben bei der Wahrheit und schreiben dem Advokaten, daß die Marie gestorben ist, daß sich das Kind im Elend befinde, daß es von der Gnade armer Leute leben müsse, was ja alles wahr ist, und erbitten uns eine namhafte Summe zu deren Unterstützung.“

„Das Letzte ist besser,“ versetzte der Gevatter und rieb sich vergnügt die Hände; „bleiben wir bei der Wahrheit, ich liebe die Wahrheit über alles; und dann haben wir auch wegen der Adresse keine Schwierigkeit. Ihr unterschreibt den Brief, Ihr mit Eurem Namen und Titel, als zur Polizei gehörig, und so wird Euch der Italiener vollkommen trauen.“

„Das wird doch nicht gut angehen," meinte der Steinmann und unterstützte das Kinn mit der Hand; „beim Teufel auch, meinen Namen! bedenkt doch, meinen Namen!"

„Den Teufel auch!" spottete ihm der Gevatter nach, „bedenkt doch, meine Haut, die ich immer zu Markt getragen, und meinen Hals, wenn die Kutschergeschichte herauskäme, und meinen ehrlichen Namen, wenn sie mich einmal als Vagabund aufgreifen, und meinen Rücken, wenn sie mich wegen ausgezeichneten Diebstahls einmal sechs Jahre aufheben, zu Anfang und zu Ende geschärft durch Stockhiebe; bedenkt doch das auch, Gevatter! all' diese edlen Teile um Euren lumpigen Namen! Thut in's Teufels Namen nicht so kostbar, Ihr wißt selbst, wenn die Leute „Steinmann" gesagt haben, so spucken sie nachher aus, und das soll alsdann so viel heißen, als: Pfui Teufel!"

„Die Gauner und Vagabunden," sagte ruhig lächelnd der Stadtsoldat, „thun freilich dergleichen, und die bösen Buben auf der Gasse und einige alte Weiber mit schlechten Mäulern." Bei diesen Worten schaute der Stadtsoldat auf die Müller, die aber fest zu schlafen schien. „Aber was rechte Leute sind, die wissen schon, was sie an dem strengen, aufmerksamen, unnachsichtigen Steinmann haben, das versichere ich Euch; ich bin bei einem wohlweisen Magistrat recht gut angeschrieben, und weil ich das bin und mich dadurch emporzubringen hoffe, so wollen wir dieses letzte Geschäft noch selbander bestens zu Ende bringen."

„Wie so, dieses letzte Geschäft?" fragte erstaunt der Gevatter und stellte den Krug, den er eben erhoben, erwartungsvoll auf das Knie.

„Das will ich dir sagen, mein Junge," versetzte der Steinmann, „ich hoffe nächstens aus dem Polizeidienste auszuscheiden und ein anderes Pöstchen zu erlangen; es kann mir das auf keinen Fall fehlschlagen; wenn ich aber eben dieses Pöstchen bekomme, so ist es unumgänglich notwendig, daß ich wenigstens vorderhand alle Verbindungen abbreche, die meinem guten Rufe Abbruch zu thun imstande wären."

„So, so! ei, ei!“ entgegnete der Gevatter, und ihm schien diese Aussicht nicht besonders zu gefallen; „aber was soll dann aus mir werden?“

„Du hast dir auf alle Fälle etwas zusammengespart,“ meinte der Steinmann, „und für dich wäre es auch die höchste Zeit, nach einem soliden, stillen Lebenswandel zu greifen, denn . . .“

„Ich mir etwas zusammengespart?“ lachte der Gevatter, „nicht einen Kreuzer! Wie gewonnen, so zerronnen! Was hab ich nicht für schwere Ausgaben gehabt! kostet mich doch z. B. die Kutschergeschichte für Zurüstungen an fünf Gulden dreißig Kreuzer, die Ihr mir aber auf alle Fälle ersetzen müßt, Gevatter, und was Euer Pöstchen anbelangt, so wird die Anstellung wohl noch gute Wege haben. Ihr habt schon oft von dergleichen gesprochen, ich bin aber vorderhand erfreut, daß wir das einträgliche Geschäft mit dem Italiener zusammen machen; ich entwerfe und unterschreibe den Brief, und so könnt Ihr auf keine Weise kompromittiert werden.“

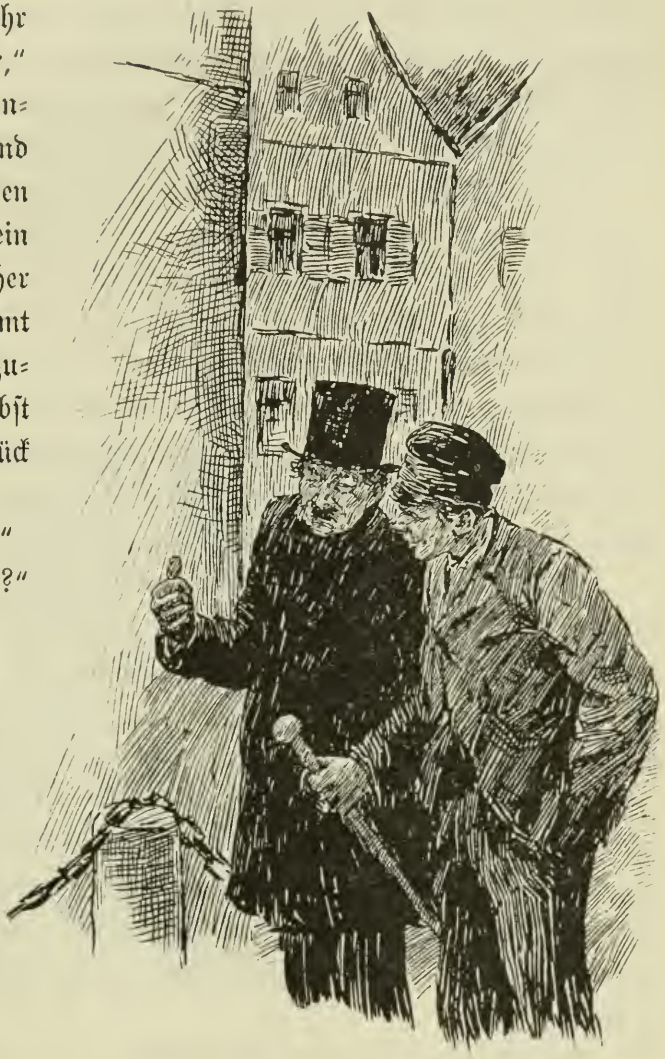
„Abgemacht!“ entgegnete der Steinmann, „aber vergeßt nicht, was ich Euch gesagt; seht Euch nach irgend einem anständigen Brot um, unsere Sache wird mir nachgerade langweilig; auch das Haus hier,“ setzte er leise hinzu, „ekelt mich an — wie war das sonst anders!“ setzte er mit einem Seufzer hinzu; „aber die Frau da wird unausstehlich langweilig.“

„Ja, ja,“ bekräftigte der Gevatter, „sie gönnt uns kaum mehr ein freundliches Wort, und selbst ihr Wein ist in der letzten Zeit verdammt schlecht geworden; jetzt lehnt sie in einer Ecke und schläft.“

„Den Schlaf der Gerechten!“ lachte höhnisch der Steinmann, und dann erhoben sich beide und schlichen, ohne „Gute Nacht“ zu sagen, die Treppen hinab zur Hinterthüre hinaus in die engen Gäßchen. Obgleich beide über die Frau droben kein Wort weiter sprachen, so hatten sich doch beide mit ihr beschäftigt, und als sie ein paar hundert Schritte von dem Hause entfernt waren, blieb der Gevatter plötzlich stehen und sagte:

„Seit die Anna fort ist, gefällt die da droben mir wahrhaftig ganz und gar nicht mehr; mich soll der Teufel lotweis

holen, aber ich gehe nicht mehr gern in das Haus; 's ist mir immer, als müsse da einmal irgend einem von uns ein großes Unglück geschehen."



„Na, wißt Ihr was, Gevatter," sagte der Steinmann grinsend, und aus seinem einen Auge schoß ein wahrhaft teuflischer Blick: „so kommt Eurer Ahnung zuvor und richtet selbst ein großes Unglück da an."

„Meint Ihr?"

„Warum nicht?"

„Ich hab der alten Hexe nie recht getraut, und wenn Ihr nicht von den Augen ihrer Tochter verblendet gewesen wäret, so hätten wir sie nie so tief in unser Getreibe sehen lassen," sprach der Gevatter und der Steinmann fügte hinzu:

„Auch hat sie beständig ihren Vorteil . . ."

„Glaubt Ihr?"

„Das ist vom Glauben keine Rede, ich weiß, daß die Alte Geld hat, viel Geld hat sie versteckt."

„Glaubt Ihr wirklich?“

„Hat sie doch in Metthausen ein schweres Päckchen — es mußte Geld darin sein — nie aus der Hand geben wollen; o die Alte ist schlau und hat uns beide immer an der Nase herumgeführt! oder hat sie,“ setzte der Steinmann ingrimmig hinzu, „mich vielleicht nicht an der Nase herumgeführt? mich mit dem verfluchten Mädel, Euch mit vielem, vielem Geld!“

„Mit vielem, vielem Geld!“ wiederholte der Gevatter gedankenvoll und faßte zuckend nach dem Messer in seiner Hosentasche. „Ja, das soll anders werden!“ setzte er wie zu sich selbst sprechend hinzu, „wir wollen der Geschichte ein Ende machen!“

„Aber nicht eher darf das geschehen,“ sagte der Steinman fest und bestimmt, „bis das italienische Geschäft bereinigt ist; dann mit den Piastern in der Tasche und mit dem Gelde der Alten da oben könnt Ihr Euch schon durch die Welt schlagen; aber früher etwas thun, wäre der offenbarste Wahnsinn.“

„Ich hasse die Müllerin!“ sprach ingrimmig der Gevatter! „ich habe sie immer gehaßt; haben mich dieses Weib und ihre schlechte Tochter nicht immer behandelt wie ein räudiges Tier? Ja, die Anna hat ausgespuckt vor mir, bis ich ihr eines Tages zugeschworen, ich steche sie nieder, wenn sie es noch einmal thue.“

„Nur noch eine kleine Weile Geduld!“ sagte der Steinmann, „keine voreiligen Thorheiten! Jetzt geht ruhig nach Hause und schlaft Euren Rausch aus — widersprecht mir nicht — Ihr habt wieder einen Rausch, macht morgen die Briefe, und in circa vierzehn Tagen, so denk ich, haben wir ein ordentliches Kapitälchen beisammen.“

Der Gevatter wünschte gute Nacht und stolperte brummend und fluchend nach Hause; der Steinmann aber lachte sich ins Fäustchen und dachte bei sich: „wenn der Kerl eine rechte Dummheit anstellt, so muß er schleunigst flüchtig werden, dann bin ich ihn für alle Zeiten los. —

Droben in ihrem Zimmer lag unterdessen das auserkorene Opfer der teuflischen Berechnung der beiden Gauner vor ihrem

Sofa auf den Knien und benetzte ein kleines, beschmutztes Papier mit ihren Thränen. Es waren die letzten Worte ihres einzigen Kindes, ihrer schönen Anna, und sie hatte, mit Bleistift geschrieben, der Mutter ein ewiges Lebewohl gesagt. „Allein in der Welt stehend," schrieb sie, „erliegend unter fürchterlichen Erinnerungen, sei ihr das Leben eine Last, und die Mutter möge noch das einzige für ihr Kind thun, was ihr zu thun übrig bliebe, und Gottes Barmherzigkeit anflehen, daß er ihre vielen und schweren Sünden ihr vergebe."

Dreissigstes Kapitel

Das Ende des Traumes

An jenem denkwürdigen Morgen, wo der Jäger Lukas aus der Wohnung des Schultheißen in die Berge hinaufgeeilt war, um von dem verschwundenen Mädchen eine Spur aufzufinden, an jenem Morgen, wo er das Ende seines Traums erleben sollte, blieb der Schultheiß des Dörfchens, Gottlieb Baumberg der Ältere, als er den Jäger bis an das Ende seines Gartens begleitet, kopfschüttelnd stehen und sah dem sonderbaren Fremden einen Augenblick nach in tiefe Gedanken versunken, dann rückte er sein Morgenkäppchen auf dem weißen Haar unschlüssig hin und her, stützte sich auf das Gartenthor und überdachte die sonderbaren Reden, die der unbekannte Mann geführt. Sein sorgfältiges Erkundigen nach dem Bergsee da droben, nach der Tiefe desselben und ob er recht einsam vom Wege abläge, dieses alles schien ihm sehr verdächtig.

„Holla, holla!“ sagte er zu sich selber, „die Sache will mir durchaus nicht gefallen, da muß ich schon ein bischen meine Vorkehrungen treffen! Peter! Anton!“ rief er, während er eilig durch den Garten nach seiner Wohnung zurückschritt, „Anton! Peter! wo steckt ihr?“

Bald erschienen die Gerufenen, zwei handfeste Bauernbursche, unter dem Scheuernthor und liefen zu ihrem Herrn in den Garten. „Paßt mir auf,“ sagte der Schultheiß, „und merkt euch, was ich jetzt will! Ihr beiden, ohne aber vorher im Dorf mit jemand darüber zu sprechen, lauft, was ihr könnt, zu meinem Gevatter nach der Sägmühle, da nimmt ihr die beiden Söhne des Gevatters mit — ich lasse meinen schönen Gruß machen und darum bitten — und nehmt zugleich den leichten Nachen vom Mühlteich und fünfzig Klafter Strick, ein paar lange Stangen und springt hinauf, was ihr könnt, an den wilden See. Ich werde noch vor euch da sein, — na! schaut mich nicht so an! macht, daß ihr fortkommt! Ich habe euch noch niemals eine Dummheit befohlen und schlechte Witze mache ich auch keine; — aber eilt, was ihr könnt, 's gilt ein Menschenleben!“

Jetzt flogen die Bursche davon über das bethaute Gras hinweg nach der Mühle, die in einer Schlucht am Fuße der Berge lag. Der alte Schultheiß ging an das Gartenthor zurück, hielt die Hand als einen Schirm gegen die Sonne an die Augen und blickte nach dem fremden Manne. Dieser war rüstig aufwärts gestiegen und stand jetzt auf der Brücke des Waldwassers in demselben Augenblicke, wo Anton und Peter die Mühle erreichten. Jetzt nickte der Schultheiß zufrieden lächelnd vor sich hin, ging ins Haus zurück, entledigte sich seiner Schuhe und zog dafür ein Paar hohe Stiefel an; dann setzte er den runden Hut auf, ging in seinen Stall, sattelte ein kleines, gedrungenes, braunes Pferd, und nachdem er noch einige Befehle für das Haus zurückgelassen, schwang er sich auf den Rücken des Tieres und trabte ebenfalls den Bergen zu.

Anton und Peter hatten, wie gesagt, die Mühle erreicht, hatten den Gevatter des Schultheißen beiseite genommen und ihm eilig den Wunsch, beziehungsweise Befehl desselben zugeflüstert.

„Da hat's Eile!“ meinte der alte Müller, brachte seine Finger an den Mund und pfiff so gellend, daß es das Geklapper der Mühle übertönte. Augenblicklich darauf ließ sich an einem der oberen Fenster ein weißgepuderter Kopf sehen, sowie ein paar Schultern, worauf der Kopf saß, und bald danach kam ein zweites Gesicht zum Vorschein, welches dem ersten über die Achsel sah, und beide zusammen verschwanden wie der Blitz, als ihnen der alte Müller eine Geberde machte, welche sie eiligst herabkommen hieß. Mit wenigen Worten teilte nun der Vater seinen beiden Söhnen mit, um was es sich handle, worauf Tau und Stangen in der größten Geschwindigkeit herbeigeschafft und der leichte Nachen aus dem Mühlenteich gehoben wurde. Darauf traten sie ihre Wanderung ins Gebirge an, und da abwechselnd zwei und zwei den Nachen trugen, so kamen sie rasch vorwärts.

Bald hatten sie die Höhe des Berges erreicht und brauchten auf dem Kamme desselben nur noch ein paar Tausend Schritte zu gehen, um den „wilden See“ zu erreichen. Ringsum war alles still und auch nicht der leiseste Wind rauschte in den Blättern der Bäume; daher kam es denn auch, daß sie, obgleich noch eine gute Strecke von dem See entfernt, auf einmal deutlich ein Geräusch vernahmen, als plätschere etwas in dem Wasser. Dies hören und im schnellsten Laufe herbeieilen, war bei den vier kräftigen Burschen eins und dasselbe. Jetzt sahen sie den See vor sich liegen und sahen, wie das Wasser, nur noch kaum bemerkbar, weite Kreise warf.

In diesem Augenblicke kam auch der Schultheiß auf seinem Pferde herbeigesprengt, warf sich vom Sattel und leitete mit großer Umsicht die Rettungsanstalten. Der Nachen wurde in das Wasser geschoben und schnell an das Ende eines Tannenbaums gerudert, der umgefallen war und weit in den See hineinragte. Einer der Söhne des Müllers, ein tüchtiger Schwimmer, warf seine Kleider ab, wand das Ende des Strickes um die Faust und stürzte in den See. Schnell sank er unter, doch vergingen einige bange Sekunden, ehe an dem Seil durch eine zitternde Bewegung ein Zeichen

gegeben wurde, es hinaufzuziehen. Heftig zogen nun die vier starken Männer, teils im Nachen stehend, teils sich an dem Baumstamm haltend, das Tau in die Höhe, und bald darauf kam der Retter in die Höhe, den Geretteten fest am Kragen nach sich ziehend.

Der Schultheiß nickte vergnügt mit dem Kopf, als sie nun den unbekannten Mann auf das weiche Moos am Ufer des Sees niederlegten und derselbe nach wenigen Sekunden tief aufatmete, die Augen öffnete, sie aber bald darauf wieder schloß. Der Schultheiß, der auf alles vorbereitet war, hielt ihm ein Fläschchen an die Lippen und flößte ihm etwas Stärkendes ein; dann befahl er den jungen Burschen, in die Mühle zurück zu gehen und einige Kleidungsstücke für den Fremden heraufzubringen. Dieser schlug nach einiger Zeit abermals die Augen auf, schaute den alten Mann, der neben ihm kniete, mit großen Augen an und richtete sich langsam in die Höhe.

„Wir haben uns ja heute morgen schon gesehen," sagte der Jäger mit matter Stimme und blickte schaudernd um sich auf das stille Wasser an seiner Seite.

„Allerdings, mein Freund," erwiderte der Schultheiß lachend, „bevor Sie an den See gegangen und auf jeden Fall aus Unvorsichtigkeit hineingefallen sind."

„Ja, das muß wohl so sein," entgegnete Lukas; „aber habe ich nicht jenes Mädchen suchen wollen, das drunten im See liegt?"

„Possen! wer wird drunten im See liegen?" versetzte der alte Mann; „das Mädchen wahrhaftig nicht."

„Doch, doch!" entgegnete der Jäger; „ich habe sie gesehen, so glaube ich wenigstens; ihre langen, blonden Haare habe ich gesehen, es ist schade um das arme, schöne Geschöpf!"

„Na, wenn Sie wollen, so können wir nachher den ganzen See nochmal mit Stangen und Seilen untersuchen," sagte der gutmütige alte Mann; „doch wenn die Unglückliche wirklich da unten liegt, so thut ihr kein Finger mehr weh. Aber wie fühlen Sie sich? Wie ist Ihnen zu Mute?"

„Mir ist außerordentlich wohl zu Mute," antwortete lächelnd

der Jäger, „mir ist eine schwere drückende Last von der Brust genommen, ich habe das Gefühl, als sei ich aus einem tiefen, lang anhaltenden Traume erwacht. — Ganz richtig!“ sagte er nachsinnend, „ich ging nach der Residenz mit Briefen von meinem Herrn, den ich liebe und verehre, und dann traf ich unterwegs jenes Mädchen und schickte sie mit meinem Wagen in das Dorf da unten — das ist doch alles wahr, Schultheiß? Ich habe also eigentlich nie geträumt! Wie man doch so seltsames Zeug denken kann! — Richtig! richtig! der See hat mich angezogen; denn ich erinnere mich aus meiner Jugend einer ähnlichen Geschichte, wo ein armes Mädchen ebenfalls in einen See sprang und wo man lange nach ihr suchte, sie aber nie fand. Damals fiel ich in eine schwere Krankheit und als ich genas, war es dunkel und trübe in meinem Kopfe; aber jetzt hat sich's aufgeklärt, — ja, Gott sei Dank! es hat sich aufgeklärt, das kalte Bad hat mir wohlgethan.“

Der Schultheiß hatte diesem Selbstgespräch lächelnd zugehört und sah sichtlich erfreut, wie die finsteren Schatten auf dem Gesichte des fremden Mannes einem angenehmeren, milderen Ausdrucke Platz gemacht. Nur so oft er an das verschwundene Mädchen dachte, flog es wie tiefer Kummer über seine Züge, und er konnte sie nicht vergessen.

Nachdem die Kleider gekommen, ging der Schulheiß mit dem Jäger langsam nach dem Dorfe zurück, und die vier jungen Männer gaben sich nochmals alle Mühe, wie es der Schultheiß versprochen, und untersuchten den See mit Tau und Stange ohne Erfolg nach allen Richtungen.

Nach ein paar Stunden brachten diese die Botschaft ins Dorf hinab, zugleich aber ein kleines Papier in der Form eines Briefes, das sie auf dem Waldwege am See gefunden. Lukas las diesen Brief, und obgleich man in dem See nichts gefunden, so war er doch überzeugt, daß sich das arme Mädchen ein Leides angethan, um so mehr, als ihm der Schultheiß gestand, daß man den tiefen See eigentlich nicht gründlich untersuchen könne.

Wie der Jäger schon droben auf dem Berge gesagt, so war

es ihm wirklich zu Mute. Er fühlte sich befreit wie aus beengenden Banden, wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, und da er sich wie im Traume in den See gestürzt hatte, so schauderte er wohl zurück, wenn er daran dachte, er habe so leichtsinnig und frevelhaft

seinem Leben ein Ende machen wollen; doch wurde der Kummer darüber gemildert durch das Andenken an jenen Zustand, in welchem er so manches fast willenlos gethan. Jetzt lag ein neues, angenehmes Leben vor ihm, er brauchte nicht mehr wie früher ein schreckliches Erwachen zu befürchten; das lag hinter ihm, wie dunkle Wetterwolken, wie das Leuchten falber Blitze und wie das tiefe, unheimliche Rollen des Donners. Vor ihm aber hatte sich der

Himmel aufgeklärt und er sah einen hellen Schein auf der Zukunft seines Lebens.

Wenn er rückwärts blickte, so erschütterte ihn nur Eins, das war nämlich das Bild jenes fremden und ihm doch so bekannten Mädchens, das aus dem dunkeln Gewölke die Arme flehend ausstreckte und ihn bat: rette mich! Zuweilen erschien ihm dieses Bild auch, wenn er in die Zukunft blickte, und stand alsdann licht und freundlich vor seinem inneren Auge.

Die Aufschrift jenes Briefes hatte er hundertmal gelesen, kannte aber den Namen der Frau nicht, an welche der Brief gerichtet war, beschloß jedoch, bei seiner Rückkunft in die Residenz genaue Erkundigungen einzuziehen über alles, was das verschwundene Mädchen beträfe; und das that er auch. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

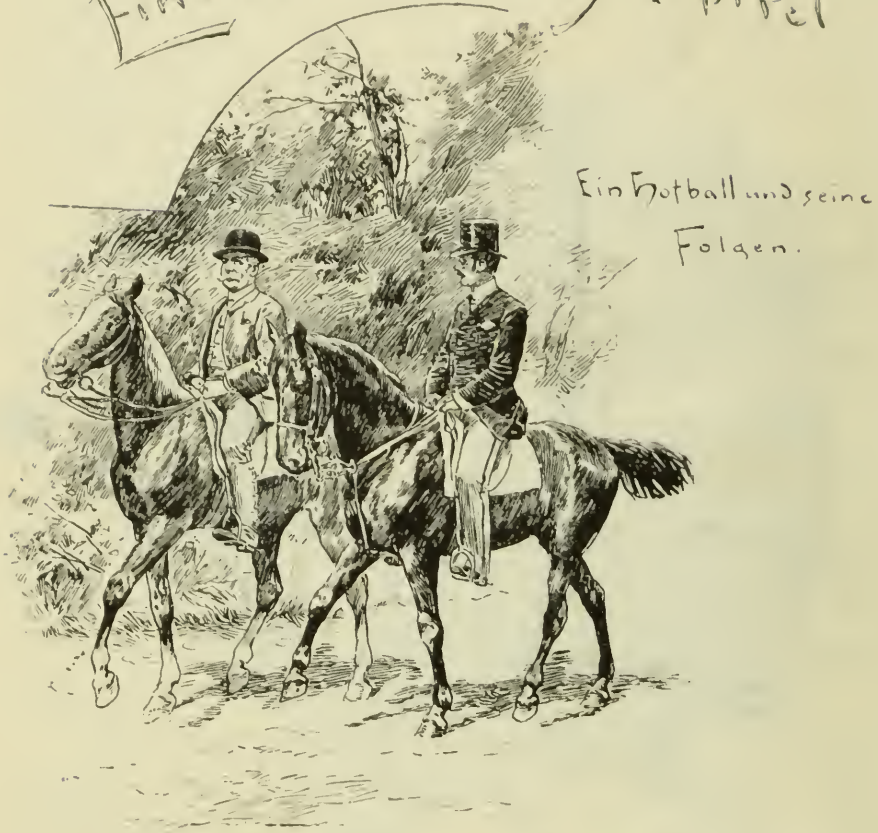
Wenige Tage nach diesem Vorfalle hielt abermals eine Extrapost in dem kleinen Dorfe D., und während der Postillon von Metthausen aus-, und der neue Postillon, den wir bereits kennen, lächelnd einspannte, unterhielt sich der Herr Lukas, der soeben von der Residenz zurückkam, neben dem Wagen stehend aufs freundlichste mit dem alten Schultheißen.

Beide schüttelten einander herzlich die Hände, und als nun der Jäger wieder in seine Kalesche stieg, und während der Schultheiß vergnügt sich die Hände rieb, da er überzeugt war, er habe einem wackeren Mann geholfen, rollte der Wagen des Jägers von dannen, das Verdeck zurückgeschlagen in der milden, warmen Frühlingsluft. Hinter sich ließ er die Residenz mit vielen finstern und unheimlichen Erinnerungen, die in den letzten Tagen noch um eine vermehrt worden waren; neben sich hatte er in einer ledernen Tasche den so sehr wichtigen Brief für den Baron Karl, traurig und angenehm zugleich, und so fuhr er dahin durch die grünen Felder auf der langen, langen Chaussee, durch Dörfer und Städtchen, ein sehr glücklicher Mensch. —

Reisen, namentlich im Frühjahr, ist etwas sehr angenehmes,

und wenn uns der geneigte Leſer im nächſten Kapitel folgen will, ſo wollen wir mit Zaubermacht dem dahinrollenden Wagen vorauseilen und uns ſelbſt nach dem Baron Karl umſehen, der ſchon ſo lange aus unſerem Geſichtskreis entſchwunden.

Ein und dreißigstes Kapitel



Ein Hofball und seine Folgen.

Der Baron Karl verlebte in Brüssel oder vielmehr auf einem Schlosse bei Brüssel, wo sich Pauline bei ihrem Oheime aufhielt, die seligsten Stunden. Der alte Oheim, der ihn liebgewonnen hatte, that anfänglich etwas karg mit den Stunden, in denen es dem jungen Manne erlaubt war, herauszukommen und seine Braut zu sehen. Der Baron aber verstand, sich dem alten Herrn bald nützlich und angenehm zu machen, indem er jetzt mit ihm in die Waldungen ritt, jetzt ihm in den Glashäusern ordnen half und abends mit ihm über Belgien politisierte und beide dieses Land als das glücklichste auf

dem weiten Erdenrunde darzustellen bemüht waren — und sie hatten Recht! Man muß dieses herrliche Land kennen mit seinen blühenden Städten, seinen reichen Dörfern inmitten ungeheurer Getreidefelder, mit seinen Kanälen, seinen schiffbaren Flüssen, bespült vom Weltmeer, zu welchem hin aus allen Teilen des Landes die keuchende Lokomotive große Warentransporte hinschleppt, um andere dafür zurückzunehmen.

Der Baron liebte aber Belgien wie sein Heimatland. War es doch das Land, wo seine Wiege gestanden, wo er seine Jugendzeit verlebt. Sein Vater, von dem altfranzösischen Geschlecht der René, hatte nach dem Sturze des Kaiserreichs Frankreich verlassen, sein ganzes ungeheures Vermögen nach Belgien übergesiedelt, sich dort verheiratet und hinterließ, als er noch im besten Mannesalter starb, diesen einzigen Sohn, der von der Mutter in Brüssel und später auf einem Schlosse bei Lüttich erzogen wurde.

Sobald in diesem glückseligen Frühjahr die Sonne aufging, so saß der Baron in seinem leichten Wagen und fuhr hinaus nach dem Schlosse des alten Herrn, um erst bei der Dämmerung oder bei einbrechender Nacht wieder zurückzukehren. Mit welcher Sehnsucht harrte er der Rückkehr des Jägers, und wie oft rechnete er Station um Station nach und zählte die Stunden, wann er wieder eintreffen könne! Unterdessen kam aber Lukas immer noch nicht, und der Baron, den dringende Geschäfte nach Lüttich, wo er große Güter hatte, riefen, sah sich gezwungen, diese kleine Tour zu unternehmen, was ihm am Ende lieb war, da es ihm peinlich wurde, die Antwort auf seinen Brief an Frau von C. in der Nähe des Wesens abwarten zu müssen, das mit Zittern und Zagen einem Ja oder Nein entgegensah. Auch freute er sich darauf, Lüttich einmal wieder zu sehen, die schöne Stadt, wo er als Knabe und Jüngling gelebt, wo er gespielt und wo er gelernt unter den Augen seiner verstorbenen, unvergeßlichen Mutter.

Der Abschied von Paulinen und dem alten Herrn war kurz und herzlich, und bald saß der Baron auf dem Eisenbahnzuge, welcher gegen Lüttich hinabfuhr. Da er begreiflicherweise diesen

Weg früher auf der Eisenbahn nie hatte machen können, weil sie noch nicht existierte, so erschien ihm die Gegend ziemlich unbekannt, und erst, als er die Kirchtürme wieder sah, als er die Landhäuser auf den Höhen erblickte, wo er als Knabe so oft gewesen, und als er vom Bahnhofe hinweg durch die bekannten Straßen rollte, erst da fand er sich wieder zurecht, und die Erinnerung an seine Jugendzeit stieg freundlich in ihm auf und machte sein Herz schneller schlagen.

Wie ist es so süß und angenehm, nach langer Abwesenheit seine Heimat wieder zu sehen, den Ort, wo man geboren und erzogen wurde, wo man spielte und lernte, wo man der Kindheit Leiden und Freuden erfuhr! Wenn auch in dem Hause, wo unsere Wiege stand, kein verwandtes Herz mehr ist, wenn uns auch kein freudiger Ausruf, keine herzliche Bewillkommnung die Thüre des elterlichen Hauses öffnet, wenn aus den Fenstern auch unbekannte Gesichter schauen und den Fremden neugierig betrachten, wie er die alte Hausthüre anstarrt und emsig auf der steinernen Bank vor derselben die Stelle sucht, wo er als Kind mit seinem kleinen Messer einen Schnitt in den Stein gemacht — ach! es ist doch das Elternhaus, es ist doch der Grund und Boden, wo wir gewurzelt und zu dem uns eine unerklärliche Sehnsucht immer wieder hinzieht. Dort ist der kleine Bach, wo die ungeheure Flotte, kunstreich aus Holz und Bindfaden gemacht, hinabschwamm; dort ist der Spielplatz und immer tummelt sich dort ein frisches junges Leben. Andere Kinder spielen freilich da, just dieselben Spiele, wie wir vor dreißig Jahren, aber kleiner ist alles geworden; es kommt uns wenigstens so vor. Der Bach, der in unserer Erinnerung wie ein ziemlicher Strom lebte, ist mit einem guten Satz zu überspringen, der Spielplatz ist gegen das, was in der Erinnerung davon lebte, ganz zusammengeschrumpft, und das elterliche Haus, das wie ein großer Palast dastand, ist ein kleines Gebäude mit kleinen Fenstern, und man begreift nicht mehr, wie unser drei Kinder da auf einmal hatten hinausschauen können. Nur eins noch: der Gottesacker hinter der Kirche, wie ist der klein geworden!

Welche fürchterliche lange Strecke war das, als ich dort zum letztenmal hinging in dem großen Zuge, ein armes, verwaistes Kind, dem man das Teuerste, was es auf Erden besaß, in die kalte, schwarze Erde senkte! Sogar das Grab ist kleiner geworden, damals wenigstens bildeten die Gräber von Vater und Mutter einen einzigen großen Garten; jetzt steht nur noch ein einziges Stöckchen da, das auch bald absterben wird. —

Auch die Freunde sind anders geworden, die Gespielen und Schulkameraden, d. h. die, welche noch aufzufinden sind. Die meisten sind in alle Welt zerstreut, Hunderte von Meilen auseinander hat jeder ein Plätzchen gefunden, wo er entweder seinen eigenen Herd gründete oder an fremdem Tische sein Brot findet. Was auf diese Art in der Heimat von Freunden noch übrig blieb, hat sich gewaltig geändert und die meisten können auf die Frage: „wie geht es dir?“ mit Falstaff antworten: „alt, Herr Schaal, alt!“ Das heißt: alt im Verhältnis zu ihren Jahren, denn eigentliche Greise sind aus den Schulkameraden noch nicht erwachsen. —

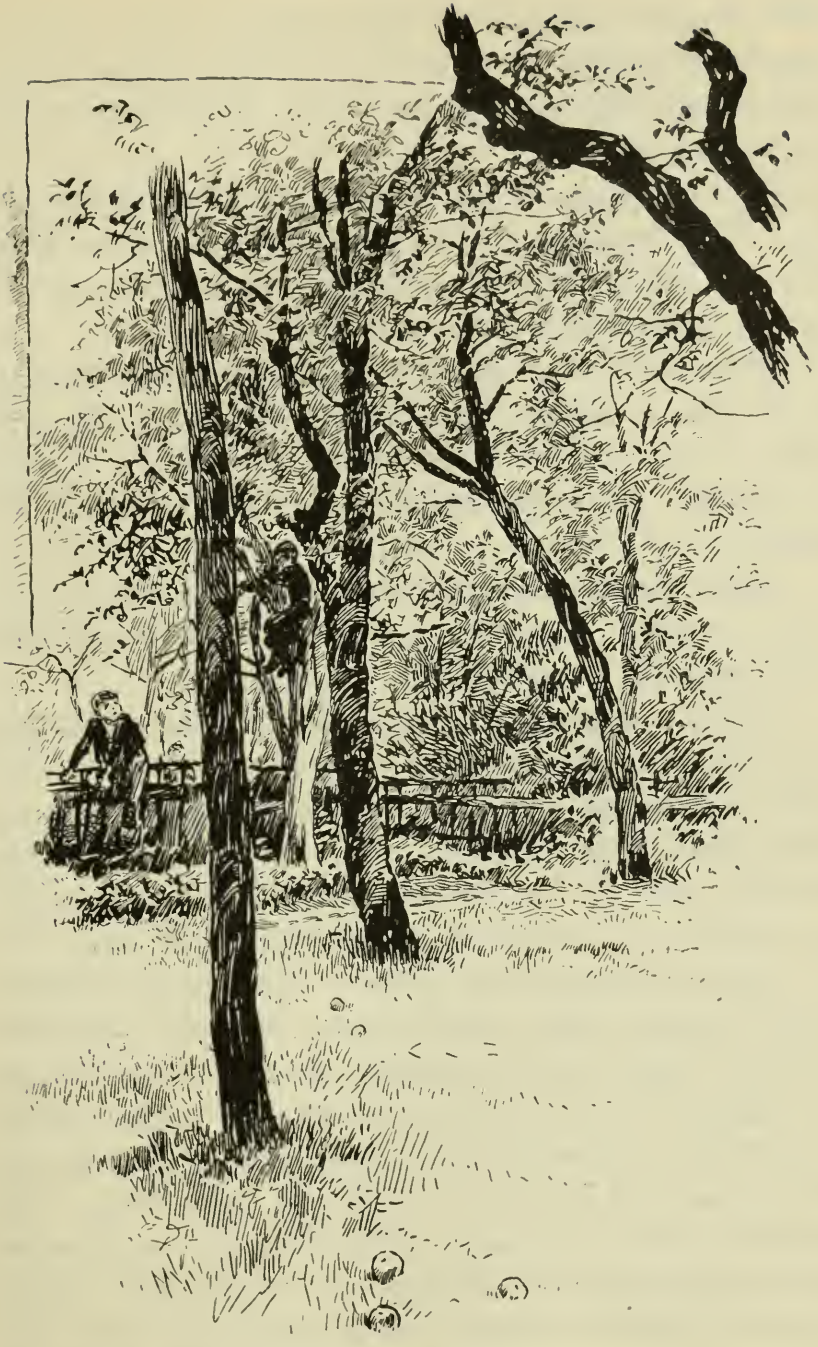
Nachdem der Baron seine Geschäfte besorgt, besuchte er seine alten Bekannten nach der Reihe, und es that seinem Herzen wohl, die Freunde und intimsten Schulkameraden in guten, ja meistens glänzenden Verhältnissen zu finden. Bei den meisten war die Brille vorherrschend und fast bei allen hatte sich der üppige Haarwuchs gelichtet. Arbeit und Sorge, das Hauptbuch und das Fabrikbuch, deren schwere Lasten sie unablässig getragen, hatte sie im Äußern einigermaßen verändert. Die meisten waren verheiratet und von diesen waren drei Vierteile, welche sich über das Wiedersehen eines alten Schulkameraden, der freilich noch Junggeselle ist und mit dem sie viele tolle Streiche gemacht, herzlich freuten. An dieser aufrichtigen Freude nahm auch alsdann die ganze Familie teil. Die Frauen drohten zuweilen schalkhaft mit dem Finger und verrieten ihren Mann, der ihnen hie und da schöne Dinge aus dem Jugendleben erzählt. Die Kinder pflanzten sich vor dem Baron hin und staunten den Freund des Vaters an, von dem er ihnen oft erzählt.

„Siehst du," sagt sein Freund, „so waren auch wir, als wir über die Hecke des Nachbars die Äpfel holten, oder nachts einige Klingeln abrissen."

„Das kann ich auch, Papa!" meinte der hoffnungsvolle Sprößling, und alles lacht.

Fast ein Viertel der Freunde aber lebt still zurückgezogen für sich und öffnet dem alten Schulkameraden, der noch dazu unverheiratet ist, nicht leicht seine Häuser. „Meine Frau hat Migräne und bedauert sehr," hieß es da, „meine Frau sieht niemanden. Kann ich dir ein Glas Wein anbieten?" — Danke recht schön! „Aber wenn du zu mittag im Gasthof mit mir speisen willst, beschwören wir bei einem Glase Wein die Jugendzeit herauf." — Da zuckt eine wehmütige Freude über das Gesicht des armen Bekannten und er sagt schnell: „mit Vergnügen, wenn — wenn es die Geschäfte erlauben!" setzt er seufzend hinzu und blickt scheu nach der Thüre des Nebenzimmers, wo sich ein Schlüssel, wie es ihm scheint, langsam herumdreht.

So wären denn die lebendigen Zeugen seiner Jugendzeit; die leblosen aber sind ganz anders. Feld und Flur, Bach und Wald ist immer dasselbe geblieben und es treibt den Baron nachmittags hinaus, die alten entfernten Spielplätze wieder aufzusuchen. Da ist es doch gerade, als habe er gestern hier sein Lesebuch verloren und komme heute, es zu suchen. Da sieht man nicht, daß zwischen gestern und heute ein Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren liegt. Der Bach macht dieselben Biegungen, wie früher; dort, wo die großen Steine seinen Lauf hemmen, spritzt er das Wasser, ungeduldig werdend, einen Schuh in die Höhe, wie damals, und benetzt den großen Stein am Ufer, an dem die wilden Rosen wachsen, ganz wie damals. Einer seiner Bekannten begleitet ihn, und die ganze Gegend, die sie jetzt durchschreiten, ist ihnen wie ein großes historisches Blatt, das die Weltgeschichte leserlich und deutlich beschrieben. Dort auf jenem Teich liefen sie Schlittschuh; drüben auf der Höhe hatten sie eine kleine Burg erbaut, wo der tapfere Ritter wohnte, und daneben im Thal sammelten sich



die räuberischen Scharen, welche die Burg überfielen und verbrannten.

„Apropos," sagte der Baron zu seinem Bekannten, „wir

wollen zu guter Letzt noch die Wiese besuchen, von der man die ganze Stadt übersieht; du weißt, jenen herrlichen Hügel, der sich an den dichten Waldberg legt und von wo es hinaufgeht zu dem alten Försterhause."

„Ja so," entgegnete sein Freund, „das hätte ich bald vergessen, dir zu sagen; gut, daß du mich daran erinnerst; den Punkt haben auch andere Leute schön gefunden, und denk nur, wer sich dort eine wunderliebliche Villa erbaut hat!"

„Mich freut's nur," antwortete Baron Karl, „daß überhaupt sich dort jemand angebaut hat. Man übersieht von da die ganze Stadt, aber wer hat den klugen Einfall oder vielmehr das Geld dazu gehabt? Ich wüßte doch keinen von unsern hiesigen Bekannten."

„Es ist auch keiner unserer hiesigen Bekannten, und doch, wie er mir oft erzählt, ein Bekannter von dir. Unser Kriegskamerad in Friedenszeiten, Alfred aus C."

„Richtig," entgegnete der Baron, „Alfred!" und er sann nach, wo er ihn zuletzt gesehen. Es zog wie bunte, glänzende Fäden durch sein Gedächtnis und bildete seltsame, malerische Bilder vor seinem inneren Auge. „Ja, so war's! Zwischen Rustschuk und Adrianopel hatte ich ihm zum letztenmal die Hand gedrückt, ich ging damals nach dem Orient, Alfred kam von da zurück. In einer kleinen Thalschlucht des Balkans, nicht weit von Schumla, kreuzten sich unsere Wege. Unser Tartar kochte eine Tasse Kaffee bei dürrem Reisig, das wir aufgelesen. Ermüdet von dem weiten Ritt, lagerten wir neben unsern Pferden und rauchten aus der langen Pfeife. Da meldete der türkische Reitknecht, daß sich drei Reiter nahen, ein Tartar, ein Franke und dessen Diener. Du kannst dir denken, wie gespannt wir auf diese Begegnung waren. War es ein Engländer, ein Franzose oder ein Deutscher? Richtig, es mußte ein Deutscher sein und noch obendrein einer meiner besten Bekannten. Eine herzlichere Begegnung ist vielleicht uns beiden nie mehr zu teil geworden. Alfred sah ganz wie ein Türke aus. Du kennst seine Liebhaberei für Waffen. Er hatte die kostbarsten

an seinem Gürtel stecken oder an seinem Sattel hängen. Leider war die Zeit zu kurz, um viel zu erzählen. Wir tranken unsere Tasse Kaffee zusammen, schüttelten uns die Hände und ich gab ihm tausend Grüße an die Heimat mit."

„„Grüß' mir den Libanon!"" rief er mir noch zu, „„grüß' mir Beirut und das kleine Haus, wo ich gewohnt.""

„Damit schieden wir. Wir stiegen aus dem Thal, beide aufwärts, und sahen uns noch lange, wenn wir uns umwandten. Noch einen Gruß von der Höhe des Berges und abwärts ging's in sausendem Galopp in das nächste Nachtlager. — Ist er verheiratet? — Wohnt er beständig hier?"

„Nein!" entgegnete der Freund des Barons, „er lebt nur den Sommer über hier, im Winter geht er bald nach Rom, bald nach Paris. Er führt ein ganz glückliches Leben. Gehen wir gleich zu ihm."

„Ist er alt geworden?" fragte der Baron. „Seinem unstäten Leben nach könnte man es vermuten."

„Das könnte ich gerade nicht sagen, obgleich er ziemlich stark wurde, und du weißt ja, daß er sich durch einen Sturz mit dem Pferde das linke Bein stark verletzt hatte. Seit der Zeit führt er beständig einen tüchtigen Stock."

„So, er hinkt noch immer ein wenig?"

„Unmerklich."

Bei der Biegung des Weges sahen die beiden nun den bekannten Hügel vor sich liegen und auf demselben eine der pikantesten Villen, die der Baron seit lange gesehen. Sie stand auf einer großen Terrasse, zu der eine breite Treppe hinaufführte. Vor demselben war ein Springbrunnen, der seine Strahlen lustig in die Höhe warf. Das ganze Häuschen war keck und lustig, wie der Sinn des Bewohners, und schaute mit einer übergroßen Menge von Fenstern, Bogengängen und Balkonen in die schöne Gegend hinaus. Überall rankten üppige Schlingpflanzen, und die Terrasse war mit Orangenbäumen dicht besät, welche ihren süßen Duft weit hinaussandten. Hie und da blickte verstohlen durch das dunkle

Grün eine weiße Marmorfigur, und überall rauschten Wasser, das Leben der Landschaft.

Die beiden stiegen auf einem guterhaltenen, breiten Fahrwege hinauf bis an die große Treppe der Terrasse. Alles war still und ruhig. Es war ein ziemlich warmer Tag, man hörte nichts als den Gesang einiger Vögel in dem Wald hinter dem Hause und das Murmeln der Quellen. Niemand war zu sehen. Auf der Terrasse genossen sie eine wahrhaft entzückende Aussicht; denn war ihnen dieselbe früher schön vorgekommen, so fanden sie sie jetzt, eingerahmt durch hochstämmige Bäume und Säulengänge, doppelt reizend.

„Wir müssen einen Diener suchen," sagte der Freund des Barons, „der Teufel mag wissen, wo Alfred steckt!"

„Ich will mich lieber auf gut orientalisch annoncieren," erwiderte der Baron und stieß den lauten, gellenden Ruf aus, mit dem die Tartaren in ein türkisches Dorf einziehen.

„Oho!" antwortete es von der andern Seite des Gartens und derselbe Ruf erscholl von dorther lauter zurück. Ihm folgte augenblicklich darauf der Freund, und kurz darauf umarmten die zwei sich auf das herzlichste.

„Allah il Allah!" rief der Baron, „du bist ziemlich stark geworden."

„Muhamed Rasul Allah! wo warst du in all' der Zeit?"

Nun ging es an ein Fragen und Erzählen aus Abendland und Morgenland, daß einem Dritten, wie dem Freunde, mit dem der Baron gekommen, ganz einsam zu Mut wurde. Er behauptete, in der Stadt heute Vormittag noch dringende Geschäfte zu haben und wollte sich empfehlen.

„Du bleibst aber da!" sagte Alfred zu dem Baron. „Gustav soll dein Gepäck hieher schaffen lassen, denn ich fürchte nicht, daß du meinem kleinen Landhause den Gasthof vorziehst — du thust mir den Gefallen," sprach er zu dem anderen, „und besorgst das. Können wir dich heute zum Diner haben? Na, du mußt schon kommen, und dann bringst du heute Nachmittag den und den mit

und so wollen wir einen vergnügten Abend feiern und uns in Jugend- und anderen Erinnerungen satt schwelgen."

„Abgemacht, ich komme!" — —

Die innere Einrichtung der kleinen Villa stimmte, was Geschmack, Eleganz und Lieblichkeit anbetraf, vollkommen mit der

äußeren überein. Man konnte keine zweckmäßigere Einrichtung sehen. Da wechselten Zimmer, kleine Kabinette mit heimlichen Ruhewinkeln; alle Gemächer liefen durcheinander und jedes hatte doch wieder seinen besonderen Ausgang. Die Wohn- und Arbeitszimmer des Besitzers sahen mit ihren Fenstern in die freie Gegend hinaus, während das Schlaf-, sowie das Speisezimmer nach einem Hofe gingen, der ein Muster von Nettigkeit und Eleganz war.

So wenig wie im ganzen Hause ein strenger Baustil herrschte, so wenig auch in diesem Hofe, und ein orthodoxer Architekt würde bedeutend den Kopf geschüttelt haben. Einen ähnlichen Hof hatte der Baron in seinem Leben nicht gesehen, und doch trafen ihn in demselben tausend Erinnerungen. Da war die ganze Form wie dem Hofe des Diomedes aus Pompeji entnommen. Da waren kleine geschnitzte Thüren wie aus Damascus. Da war maurisches Marmormosaikpflaster und ein lustiger Springbrunnen, der aus einer Schale emporsprudelte, welche von weißen marmornen Löwen getragen ward — eine Erinnerung an die Alhambra. Da führte aus einer Ecke des Hofes, lustig von Säulen getragen und mit dichten Reben umsponnen, eine Treppe in die obern Zimmer, wie sie in italienischen Häusern, namentlich auf der wunderschönen Küste von Genua nach Livorno, in allen Höfen zu finden ist, dort meist mit reizenden Weibern bevölkert; denn diese Treppe ist, als zu den Schlafzimmern führend, das ausschließliche Eigentum der italienischen Damen, und dort in dem kühlen Hofe sitzen sie auf den Stufen der Treppe amphitheatralisch über einander, strickend und spinnend, nähend und singend, und lassen ihre gefährlichen großen schwarzen Augen umherwandeln, während unten mit ihnen Konversation gemacht wird.

„Woran denkst du?" fragte Alfred den Baron, als er sah, wie dieser in tiefes Nachdenken versunken dastand.

„An Italien," entgegnete der Gefragte, „namentlich an ein kleines Landhaus bei Genua, wo auch eine solche Treppe war."

„Die in die oberen Gemächer führte," unterbrach ihn Alfred lachend, „ich verstehe."

„Dann dachte ich lebhaft an Pompeji," fuhr der Baron fort, „es war ein heißer Tag, wie wir dort waren. Ferner erinnerte ich mich lebhaft an Damaskus, an Scham, die herrliche, und insbesondere an meine guten kleinen Armenierinnen, die mir die Pfeife anrauchten und denen ich dafür schlechte Zeichnungen machte. Du kannst das sehr genau in meiner berühmten Reise nachlesen."

„Eigentlich," sagte Alfred, „wird es dir sonderbar vorkommen,

wie ich mich unterstehen konnte, diese Bauerinnerungen in dem kleinen Hofe zusammen zu bringen."

„Ein Architekt würde dich dafür steinigen," entgegnete der Baron, „aber mir macht es unbeschreibliche Freude."

Und so war es auch. Es war nichts von allen diesen Bildern aus verschiedenen Weltgegenden mit den Haaren herbeigezogen. Jedes schien vollkommen an seinem Platze zu sein und dahin zu gehören.

„Meine ganze Villa," lachte Alfred, „ist einer Göttin geweiht, die ich für die größte und mächtigste halte und der ich täglich und stündlich opfere; ja in ihrem Dienste werde ich mein ganzes Leben verbringen. Die Göttin, die ich meine, ist die Erinnerung. Ihr habe ich in jedem Winkel meines Hauses Altäre errichtet. Was sind wir ohne Erinnerungen? Was sind namentlich Reisen ohne die Erinnerung daran? Ein solch' wahnsinniges Reiten, Tage lang durch Dick und Dünn, ist in der Wirklichkeit sehr prosaisch; aber wenn ich vor meinen Reitaltar hintrete, das heißt, dort in jenes kleine Zimmer, wo mein ganzes Sattelzeug hängt, meine Reisepistolen, mein bulgarischer Kantschu, meine ausgenähten Stiefel, da kommt es mir vor, als habe ich mit diesen Gegenständen eine Reihe von glückseligen und wunderschönen Stunden verlebt, und in der Wirklichkeit waren nur sehr wenige und kurze Augenblicke wirklich schön."

Und Alfred hatte Recht. Sein ganzes Haus war der Erinnerung geweiht. Es war phantastisch eingerichtet und dabei äußerst geschmackvoll.

Die Wände bedeckten Kostümbilder und Landschaften aus Gegenden, die er besucht hatte. In den Ecken und Nischen standen Statuen, und Waffen aus allen Weltgegenden sah man in Trophäen zusammengestellt oder als einzelne kostbare Exemplare auf den Tischen ausgelegt. — Ein ganzes Reiseleben!

Nur ein einziges kleines Gemach war sehr einfach möbliert und seine ganze Verzierung bestand in einem großen Gemälde, das, mit einem grünen Schleier bedeckt, die hintere Wand einnahm.

Das kleine Zimmer machte einen wehmütigen Eindruck auf den Baron, den er sich nicht erklären konnte. Das einzige Fenster desselben ging in den Wald hinauf, und dort folgte das Auge in gerader Richtung einen ausgefahrenen alten Waldwege, der mit Moos und niederem Strauchwerk bedeckt war und dessen Richtung nur noch hie und da von alten, verwitterten Steinen angegeben wurde oder von morschen Kreuzen, welche der fromme Glaube früherer Zeiten dort hingepflanzt und die sich nun, alt und gebrechlich, vor dem Wind auf die Seite gebeugt hatten.

Das Ende dieses Weges wurde von dem alten Försterhause begrenzt, das mit seinem spitzen Dach und hohen Wartturm einer Dorfkirche ähnlich sah; ja, einer Dorfkirche, und wenn man so aus dem Fenster hinaussah in den stillen Waldweg, so konnte man glauben, man habe einen heimlichen, ruhigen Friedhof vor sich.

Vor dem Gemälde stand ein Tischchen in Form eines Altars und auf demselben lag ein Album — so lautete wenigstens die Aufschrift des schwarz eingebundenen Buchs.

Sehr ernst schaute der Hausherr den Baron an, als sie dieses kleine Gemach betraten, und sagte ihm:

„Um dir einen Beweis zu geben, wie hoch ich deine Ankunft schätze, führe ich dich auch in dieses Zimmer und zeige dir dieses Bild. Es wird nur an hohen Festtagen enthüllt, nicht Festtagen, die der Kalender bringt, sondern Fest- und Feiertagen, die in meinem Herzen unauslöschlich eingegraben sind.“

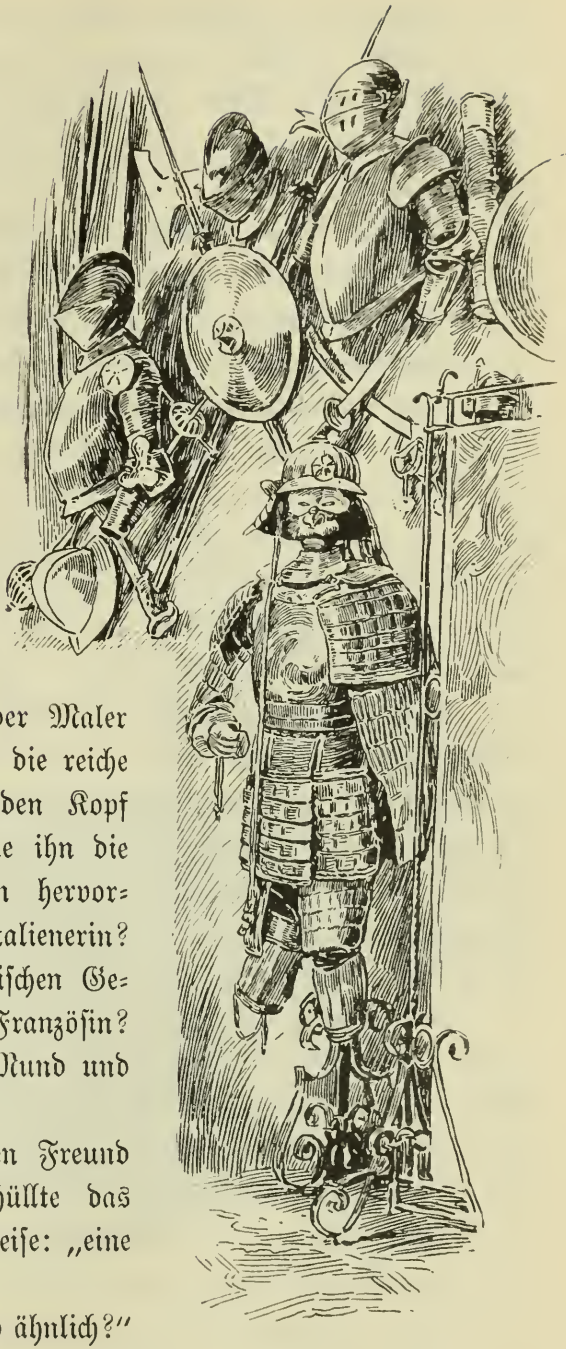
Er zog den Vorhang von dem Bilde zurück und eine unnennbar wohlthuende Wärme durchströmte das Herz des Barons.

Sorrento —

Ja, es war Sorrento, die wunderbar liebliche kleine Stadt im prachtvollen Meerbusen Neapels.

Der Standpunkt des Malers war auf der Terrasse der Villa Tasso, rechts lag in violetter Abendfärbung der Vesuv und über ihm die unbewegliche Rauchwolke, von der untergehenden Sonne wie ein flammender Pinienbaum bemalt.

Am Fuße des Gebirgs hingeschmiegt lag Portici und Neapel,



und dunkelblau vor ihnen ausgebreitet war das Meer und all' die herrlichen Inseln: Capri, Ischia und Procida. An der Terrasse lehnte ein junges Mädchen in einfachem, schwarzem Kleide, welches die zierlichen und schlanken Formen des Körpers reizend hervorhob. Sie wandte den Blick träumend von der Landschaft ab, indem sie die rechte Hand auf das Geländer stützte, und auf diese Art hat uns der Maler gegeben, was er vermochte: die reiche herrliche Landschaft und den Kopf eines Weibes, reizend, wie ihn die Natur nur an Feiertagen hervorbringt. War es eine Italienerin? Sie hatte den edlen römischen Gesichtsschnitt. War es eine Französin? Sie hatte den zierlichen Mund und die elegante Gestalt.

Der Baron sah seinen Freund fragend an. Dieser verhüllte das Gemälde wieder und sagte leise: „eine Reisebekanntschaft."

„Also ein Porträt und ähnlich?" fragte der Baron.

„So ähnlich," antwortete er, „wie es ein geschickter Maler, der sie nur zweimal sah, machen konnte."

„Gieb mir Aufschlüsse darüber," bat ihn der Baron.

„Später einmal," entgegnete er und lehnte sich ans Fenster.

Der Baron öffnete den Deckel des Albums. Es lag nichts darin, als ein einfaches gelbes Blatt und auf demselben ein kleines Briefchen.

„Komm," sagte Alfred, „wir wollen lustig sein."

„Ja," versetzte der andere, „das Leben ist so kurz."

„Und doch wieder so lang," sagte Alfred.

Und ohne zu sprechen schlenderten beide durch den Garten — —

Bald kamen die erwarteten Freunde, und es waren nun ihrer sechs, die gute und richtige Zahl für ein kleines, feines Diner.

Das Speisezimmer, das, wie schon bemerkt, in den Hof hinaus lag, war zweckmäßig und passend möbliert. Ein großes Buffet in der Ecke bog sich unter der Last von Krystall und Silber, und wie das Service, das den Tisch bedeckte, elegant und solid, so war auch das Diner, mit einem Worte: unübertrefflich.

Nach Tisch aber lernten die Gäste ihren Freund als Weltmann doppelt schätzen, denn er gab ihnen den Kaffee in einem anstoßenden Zimmer, dem Ideale eines Kaffee- und Rauchzimmers. Hier herrschte unbedingt der Orient. Den Boden bedeckten persische Teppiche und an drei Seiten des Zimmers liefen breite schwellende Divans, während die vierte Seite eine einzige große Glasthüre bildete und die Aussicht ließ auf den schönsten Punkt der Umgegend.

Hier lagerten nun alle und rauchten ihre Cigarren, und jeder überließ sich seinen Betrachtungen, wie man das nach einem guten Diner überhaupt thun soll. Es dauerte eine starke halbe Stunde, ehe eine sparsame Konversation in Gang kam, und niemand wollte sich zum Hauptsprecher hergeben.

„Jetzt fehlt nur der Märchen-Erzähler," sagte der Baron, „wie in den Kaffeehäusern von Stambul."

„Ja," entgegnete Alfred, „die Orientalen wissen zu leben."

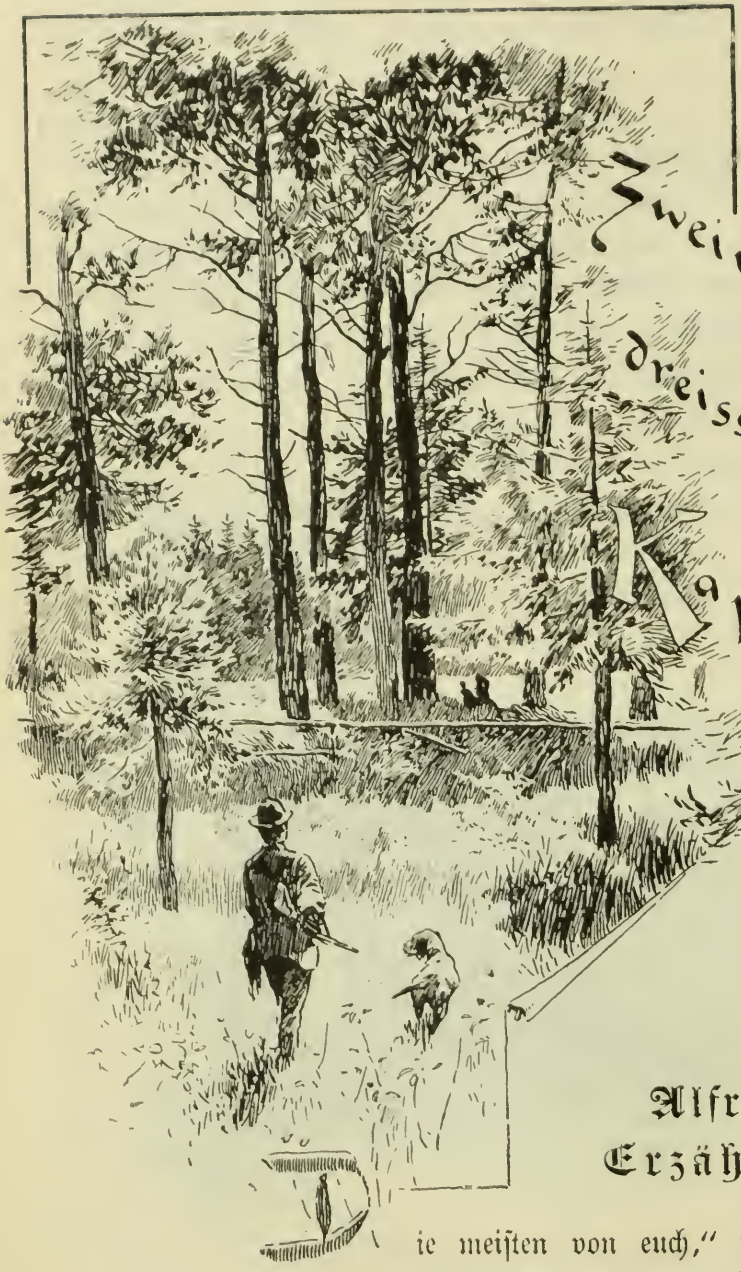
„Sei liebenswürdig, Alfred," sprach ein anderer, „und gieb uns eine Geschichte zum besten. Kröne deine Gastfreundschaft."

„Als Märchen-Erzähler?"

„Wie du willst," antwortete der Baron. „Weißt du was, Alfred, wir sind hier unter lauter guten Freunden. Ich kann den Eindruck des Bildes nicht los werden. Gieb uns die Geschichte desselben."

„Halt!" sagte einer der Gäste; „du weißt, Alfred ist als Freund vollkommen. Wenn du ihn unter einem guten Grunde um seine Villa bittest, so zieht er morgen aus. Aber von seiner Geschichte hat er noch keinem Menschen etwas zum besten gegeben."

Alfred war sichtlich ernst geworden und sagte endlich zu dem, der eben gesprochen: „ich will dir beweisen, daß du nicht unrecht hast. Ich thue alles für meine Freunde — hört mir zu."



Zweiunddreissigstes Kapitel.

Alfreds Erzählung.

„Die meisten von euch," sagte Alfred, „haben meinen Vater gekannt: wenigstens müßt ihr euch des alten Herrn noch deutlich erinnern mit der weißen Halsbinde und dem freundlich lächelnden Gesicht. Er

selbst, ein tüchtiger Kaufmann, ein großer Banquier, der sein immenses Vermögen am Comptoirtische selbst verdient hatte, konnte doch seine Aversion gegen das Zahlenleben, wie er es nannte, nicht überwinden. Wie oft sagte er zu uns: „Jungens, werdet mir keine Kaufleute, werdet alles in der Welt, nur keine Zahlenmenschen! Lauft herum in Gottes freier Natur, geht auf Reisen, wenn ihr könnt, werdet Jägerburschen, in Gottes Namen, wenn's nicht anders ist, Holzhauer, nur bleibt aus der Schreibstube!" Bei mir fanden diese Lehren den willigsten Eingang, mir war das Stillsitzen von jeher verhaßt gewesen. Ich hatte schon als Kind etwas Praktisches an mir und lernte am liebsten das, was von außen auf mich einwirkte. Dank aber der Strenge meines Vaters blieb ich auch in den Schulfächern nicht zurück und hätte mit sechszehn Jahren ein preußisches Artillerieoffizier-Examen machen können, was schon etwas sagen will. Dann schickte mich mein Vater auf Reisen, und ich war in London, als er starb. Nach Hause zurückgekehrt, um seinen letzten Willen zu vernehmen, sah ich, daß mir die Wahl blieb, in das Geschäft einzutreten, oder, mich mit einer sehr ansehnlichen Jahresrente begnügend, dasselbe meinem Onkel zu überlassen. Ich wählte letzteres und saß eine Stunde darauf in meinem Reisewagen, gegen Süden eilend. Ich ging über Mailand, Florenz, Rom nach Neapel und beschloß, dort einige Monate zu bleiben.

Eines Tages schlenderte ich auf dem Molo umher, und mir fiel ein, daß ich einem Deutschen, der in der Villa di Roma wohnte, schon mehrere Tage einen Gegenbesuch schuldig sei. Ich nahm deshalb ein Kabriolett und fuhr nach diesem Hotel ab. An der Thüre desselben angekommen, bricht das linke Rad des Kabrioletts, ich springe heraus, komme glücklicherweise auf die Füße zu stehen, pralle aber an einem alten Herrn an und hätte um ein Haar eine junge Dame, mit der er im Begriffe war, auszugehen, über den Haufen gerannt. Ich war in ziemlicher Verwirrung und entschuldigte mich, so gut es ging. Mein deutscher Bekannter war ausgegangen, und am andern Tage fuhr ich wieder bei der

Villa di Roma vor, diesesmal aber in meinem eigenen Wagen, um kein neues Malheur zu haben, und machte zwei Besuche, den gestern projektierten und den andern bei dem alten Herrn, mit dem ich karambolierte. Es war ein Franzose, ein Vicomte tel et tel; die junge Dame aber, die gestern bei ihm war, seine Tochter, dieselbe, die auf dem Bilde dort in jenem Kabinett an der Terrasse der Villa Tasso lehnt.

„Ah!“

Der alte Herr nahm meinen Besuch freundlich auf und erlaubte mir wieder zu kommen. Auch Mathilde, so hieß seine Tochter, schien sich in meiner Gesellschaft nicht zu langweilen, und von der Zeit an war ich in der Villa di Roma mehr als in meinem eigenen Hotel.

Schon nach den ersten vierzehn Tagen unserer Bekanntschaft liebte ich das Mädchen leidenschaftlich. Giebt's wohl einen zweiten Ort in der Welt, der mit seiner großartigen, wunderbaren Natur so dazu gemacht ist, zärtliche Gefühle zu nähren, wie Neapel? Denkt an die unzähligen prachtvollen Punkte der Umgegend, die ich alle mit Mathilden und ihrem Vater besuchte. Denkt an Camaldoli, mit seiner herrlichen Aussicht! Wir standen an einem Rande der wilden Felsen, die fast senkrecht ins Meer hinunter gehen. Dort schwindelte es ihr und sie legte ihre Hand auf meine Schulter: es war ihre erste Berührung, aber ich werde die sanfte Wärme, die mich in diesem Augenblicke durchströmte, nie vergessen. Denkt an Portici, an Pompeji. Die meisten von euch haben auch kleine Partieen dorthin gemacht. Wir waren immer zu drei, oder, wenn man will, zu zwei; denn der alte Herr, obgleich bei uns, hatte beständig mit seinen Korrespondenzen zu thun. Er las entweder eingelaufene Briefschaften oder notierte die Antworten in seine Schreibtafel. Mathilde hing unbefangen an meinem Arme, und ihr süßes Geplauder will ich nie vergessen.

Es war eines Abends in Torre del Greco. Wir hatten den Vesuv bestiegen und machten hier unten auf der Terrasse eines niedlichen Landhauses ein kleines Diner. Vor uns stieg majestätisch

der schwarze Lavakegel empor. Mathilde stand neben mir, wiegte sich an einer Rebe und ich sprach viel und emsig in sie hinein — nicht von Liebe, das hätte ich nie gewagt, auch nicht von dem flammenden Vesuv, sondern von der Heimat erzählte ich, von Deutschland und seinen herrlichen Thälern, und malte eine kleine Villa aus, wie ich sie in meinen süßesten Träumen erfunden.

Das Mädchen hörte mir aufmerksam zu und drückte ihr Gesicht in das Laub der Rebe. Ich verwandte keinen Blick von ihr, während ich sprach, und sah, wie ihr schlanker Körper sichtbar erzitterte.

Mathilde, sprach ich leise und innig, wäre ein solcher Ruhepunkt, nachdem man die Welt gesehen, nicht himmlisch und beneidenswert?

Aber ich erhielt keine Antwort, sie wandte sich um und verließ schnell die Terrasse. Ich sah ihr schmerzlich bewegt nach.

Ist denn kein Gefühl in diesem für alles Schöne sonst so empfänglichen Herzen? murmelte ich verletzt in mich hinein. Wenn sie mich auch nicht liebt, etwas müßte sie doch empfinden, wenn ich ihr mit aller Innigkeit ein Bild der Heimat gebe. — Und einen Augenblick darauf wollte ich mich überreden, ich liebe sie auch ganz und gar nicht, und wollte mich glauben machen, wenn ich Neapel verließe, bliebe mir nichts übrig, als das Andenken an eine Reisebekanntschaft. Doch nein, nein, tönte es in mir, betrüge dich nicht, du liebst das Mädchen namenlos, du kannst ferner nicht ohne sie leben. Und einmal diese Scheu meines eigenen Herzens überwunden, jauchzte und frohlockte es an den dunklen Nachthimmel hinauf: Ja, ich liebe dich, liebe dich unendlich, ewig! Ich drückte meinen Mund gegen die dunklen Blätter, gegen dieselbe Stelle, wo ihre Stirn geruht, und fuhr überrascht, ja entsetzt zurück; denn die Blätter waren feucht, nicht vom Abendthau: sie hatte geweint.

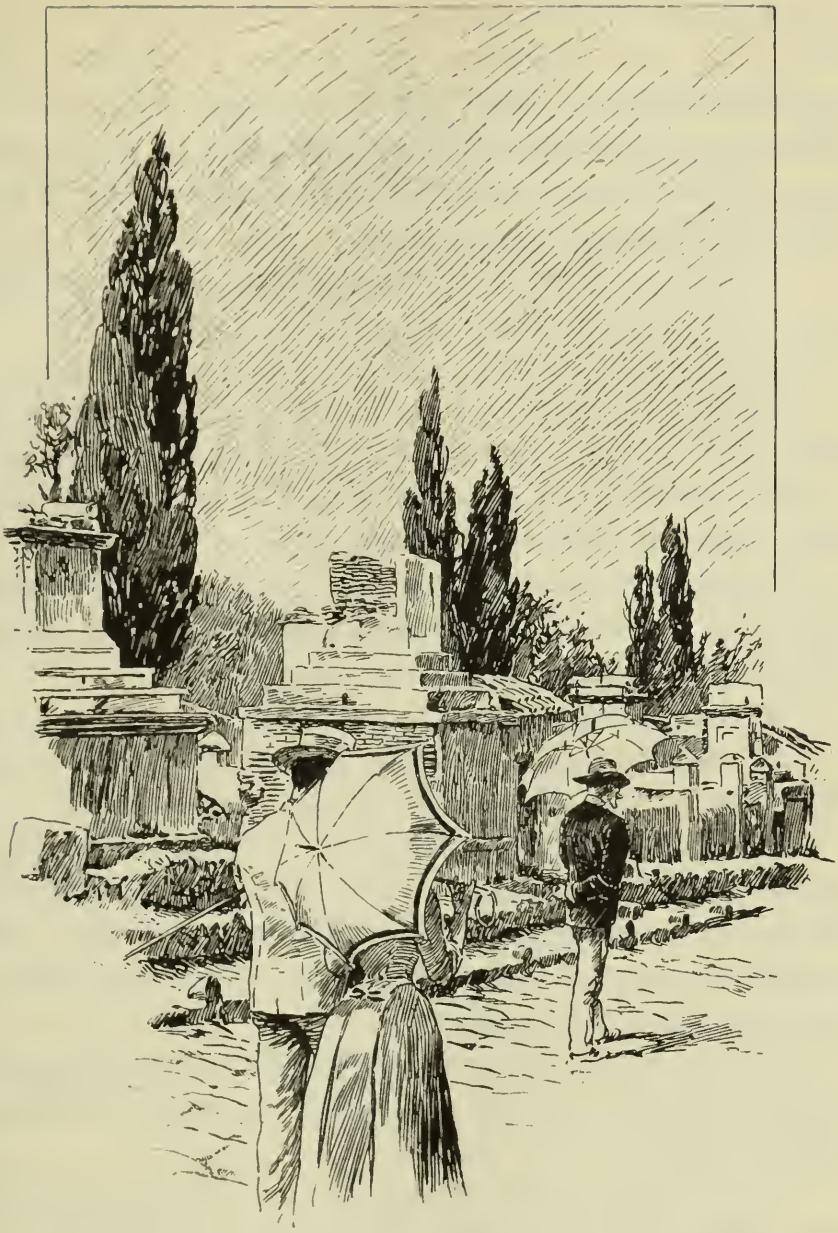
Ich hoffte, aber Mathilde war nicht mehr dieselbe. Wenn wir allein vorausgingen, war sie befangen und zerstreut, und wenn wir abends allein auf der Terrasse der Villa di Roma standen, so wußte sie Gespräche einzuleiten und festzuhalten, Gespräche, die ich

alsdann unmöglich in meine Bahn hinüberziehen konnte. Der alte Herr, ihr Vater, blieb sich immer gleich. Ich sah, daß er nicht reich war. Er lebte ziemlich bescheiden, und nachdem einmal seine Scheu vor mir, als Fremden, überwunden war, bediente er sich gern meiner Bedienten und meiner Equipage. Er war aus der Normandie, wie er mir eines Tages erzählte, und nach dem Tode seiner Frau nach Italien gegangen, weil ihm die Gesundheit seiner Tochter Mathilde Besorgnisse eingeflößt. Seine Frau war überdies eine Italienerin gewesen, und Mathilde hatte sich schon lange darauf gefreut, das Heimatland ihrer Mutter zu sehen. Ich könnte gerade nicht behaupten, daß das Äußere des Vicomte angenehm und vertrauenerregend gewesen wäre. Es war meistens ein finsterer Ernst auf seinem Gesicht und oft, wenn er nach Beendigung seiner Korrespondenzen zu uns auf die Terasse kam, war er fürchterlich abgespannt, und nur das liebenswürdige Geplauder seiner Tochter vermochte ihn nach und nach zu beruhigen.

Ich versichere euch, ich stand mehrmals auf dem Punkte, ihm meine Liebe zu Mathilden zu erklären, und förmlich um ihre Hand anzuhalten; denn daß ich ihr nicht gleichgültig war, wußte ich. Ich leitete auch diese Sache langsam ein, indem ich ihm mit größter Offenheit meine Verhältnisse auseinandersetzte.

Da schlug ich eines Tages eine große Partie nach Capri vor und nach Sorrento, das die beiden noch nicht kannten. Wir fuhren nach der Tafel; das Meer war wie ein Spiegel, und Capri glänzte in einer Farbenpracht, wie ich es nie gesehen. Wir fuhren auf den kleinen, niedrigen Booten durch das enge Felsenthor in die blaue Grotte und Mathilde war vor Vergnügen außer sich. Der Schiffer erzählte die alte bekannte Geschichte von Fremden, die bei gutem Wetter eingefahren waren und durch einen plötzlichen Sturm genötigt wurden, volle zwei Tage in der Grotte zu bleiben. Mathilde meinte, so hier abgeschieden von der Welt zu leben, wenn es möglich sei, wäre herrlich.

Möchten Sie so leben, Mathilde? fragte ich sie, so jetzt hier leben? — und auch mit mir? setzte ich zögernd hinzu.



Ja, sagte sie mit leiser Stimme und fügte mit entschlossenem Tone hinzu: wohl verstanden, wenn es möglich wäre, abgeschnitten von der Welt und allen Einnerungen.

Das gab mir zu denken und doch hoffte ich.

Abends waren wir in Sorrent, der Vicomte las seine Briefe,

und wir standen auf der Terrasse allein, auf der Terrasse der Villa Tasso, von deren wunderbarer Aussicht euch der Künstler einen schwachen Begriff gab. Wir sprachen lange kein Wort; ich legte meine Hand auf ihre Hand, sie zuckte zusammen, zog sie aber nicht weg. Ich legte meinen Arm um ihren Leib, sie entwand sich mir nicht, aber sie atmete tief und schwer.

Mathilde, sagte ich mit zitternder Stimme, Mathilde, ich liebe Sie, wollen Sie die Meine sein?

Sie antwortete nicht.

Mathilde, sagte ich weiter, seien Sie aufrichtig gegen mich, seien Sie barmherzig! Könnten Sie mich lieben? Darf ich hoffen?

Da wandte sie sich rasch und leidenschaftlich um, und reichliche Thränen zitterten auf ihrem Gesicht.

Alfred, sagte sie zu mir, ich will Ihre Fragen beantworten, aber geben Sie mir Ihr Ehrenwort, alsdann einer Bitte, einem Wunsch, einem Befehl augenblicklich Folge zu leisten.

Ich gab ihr mein Wort.

Ja, Alfred, sagte sie, ich liebe Sie, ich liebe Sie, wie die Rose das Licht, wie alles Lebende die Luft, die es einatmet!

Sie warf sich an meine Brust und weinte und zitterte heftig in meinen Armen. Ich war für einen Augenblick der glücklichste Mensch auf der weiten Welt, doch nur für einen Augenblick. Sie entwand sich mir und sagte mit tonloser, aber fester Stimme: jetzt meine Bitte, mein Befehl!

Wäre nach diesem Moment der Vesuv flammend und krachend ins Meer gestürzt, es hätte mich nicht so überrascht und entsetzt, wie ihre Worte.

Gehen Sie zu meinem Vater, sprach das Mädchen, sagen Sie ihm, wichtige Briefe riefen Sie in die Heimat. Gehen Sie noch heute nach Neapel zurück und verlassen Sie morgen Italien.

Nie, nie! rief ich, du liebst mich, Mathilde, das ist mir genug.

Ja, entgegnete sie, ich liebe Sie, aber ich würde Sie hassen, wenn Sie Ihr Wort brächen.

Ich will euch nicht erzählen von der schrecklichen Scene, die

ich noch durchmachte. Sie blieb fest und sagte nur: Gott sieht mein Herz!

Ich stürzte fort und hörte noch ihren letzten Ruf: lebe wohl, Alfred! Ich warf mich auf mein Pferd, und weiß nicht, wie ich nach Neapel kam. Ihr Geständnis, daß sie mich liebe, klang unaufhörlich in mir wieder, und dazwischen wie Hohnlachen mein Ehrenwort, das ich ihr gegeben.

Ich ließ augenblicklich einpacken und verließ mit dem ersten Schiff Neapel. Mein Wort jagte mich; ich ging nach Marseille und Paris, blieb dort über ein halbes Jahr und stürzte mich in den Strudel aller Vergnügungen, um sie zu vergessen. Unmöglich. Bald aber widerte mich das wilde Leben an. Ich verließ Paris und durchstreifte die Normandie, allein und zu Fuß. Ich forschte in jeder Stadt, in den zahlreichen Schlössern, ja in jedem Dorfe, in jedem einzeln stehenden Hause nach dem Vicomte. Ich hatte ja nicht mit meinem Ehrenwort versprochen, sie nicht wieder aufzusuchen. Alles umsonst. Niemand kannte ihn. Er mußte mir einen falschen Namen genannt haben. Ich ging zurück nach Italien, nach Neapel, nach Sorrent. Ich besuchte alle die Orte wieder, die ich mit ihr gesehen, und ihr könnt denken, was ich dabei gelitten.

Von dem Vicomte und seiner Tochter natürlich keine Spur. Sie waren abgereist, niemand wußte wohin.

Zu meinem größten Troste fand ich dort einen Maler, der bei Ausflügen viel in unserer Gesellschaft gewesen, und der es unternahm, aus der Erinnerung ihr Bild zu malen — das Bild, wie ihr es alle kennt. Ich ging durch Spanien nach Paris zurück, stürzte da auf einem Spazierritt mit dem Pferde und verletzte meinen Fuß, woran ich noch heute zu leiden habe.

Da schrieb mir eines Tages mein Onkel und sandte mir eine Menge Papiere. Von einem der Commis unseres Hauses, der darauf flüchtig wurde, war ein falscher Kreditbrief ausgestellt worden im Betrage von dreitausend Pfund auf ein Londoner Haus. Der junge Mensch, dessen Signalement beigefügt war, gehörte einer guten uns befreundeten Familie an, weshalb mich mein

Onkel ersuchte, selbst nach London zu gehen, um dort, wenn der Kreditbrief von dem Commis vorgezeigt werde, so schonend wie immer möglich gegen ihn zu verfahren.

Da ich nicht viel zu thun hatte, so fuhr ich sogleich nach Ostende; das Paketboot nach England ging abends um acht Uhr ab.

Es dämmerte schon, als ich das Schiff betrat. Wir fuhren ab. Das Meer war ziemlich ruhig, obgleich das Wetter sonst nicht angenehm war. Wie meistens gegen Ende August, bedeckten schon trübe Wolken den Himmel, kalt wehte der Wind, und nur hie und da stahl sich ein Blick des Mondes aufs Verdeck, die dort Umherwandelnden matt beleuchtend. Die See war schmutzig grau. Das Schiff stöhnte, kurz, es war eine unerquickliche Fahrt. Ich dachte unwillkürlich an meine Seereisen auf dem Mittelmeer.

Die Gesellschaft war auch nicht bemerkenswert. Ich hinkte an meinem Krückenstock über das Verdeck, ließ mich endlich gegen zehn Uhr in der Nähe des Steuerruders nieder und starrte gedankenvoll in die Fluten.

Die Schiffsglocke schlug mehreremale an, ich saß lange da. Nicht weit von mir hatte sich ein Herr mit einer Dame niedergelassen, doch beachteten wir uns gegenseitig nicht. Plötzlich sagte der Herr: wenn du noch oben bleiben willst, so ist mir's recht, ich gehe hinunter.

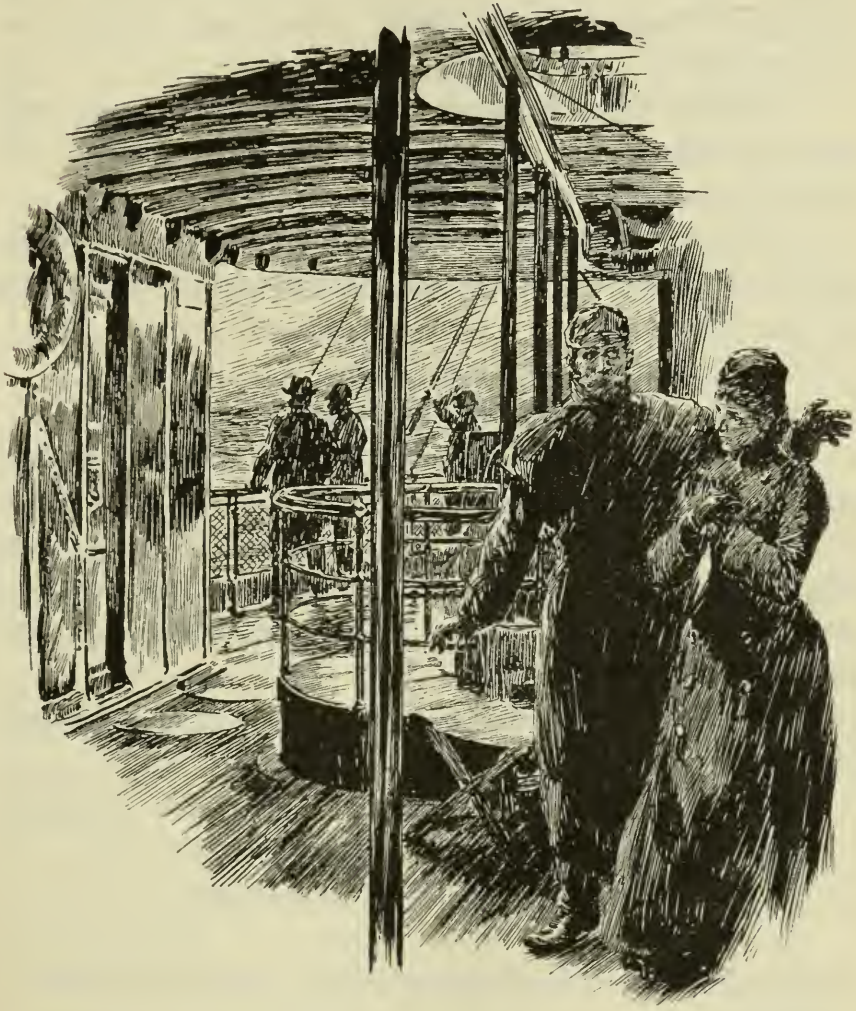
Die Stimme durchschauerte mich furchtbar, und ich erhob mich rasch. Als aber erst die Dame antwortete: ich werde nicht lange mehr hier oben bleiben, so war ich meiner Sache gewiß — es war Mathilde!

Ihr glaubt nun, ich wäre auf sie zugestürzt, ich hätte leidenschaftlich ihren Namen ausgerufen. — Nein! ich hielt mich ruhig an dem Verdeckgeländer, und obgleich mein Herz fieberhaft schlug, so war doch etwas Unerklärliches in mir, das mich an die Stelle bannte. Ich sah den Vicomte — er war es — ruhig in der Kajüte verschwinden; ich sah, wie Mathilde, den Kopf auf den Arm gestützt, in das Meer hinabblickte.

Nach wenigen Augenblicken trat ich ruhig vor sie hin und

nannte ihren Namen. Sie schaute auf, erschrack heftig und machte eine Bewegung, mir entfliehen zu wollen.

Bleiben Sie, Mathilde! bat ich, um Gotteswillen bleiben Sie! Und ich setzte mich an ihre Seite und erzählte ihr ruhig, was ich



von dem Tage an, wo ich sie in Sorrent verlassen, um sie gelitten, wie ich Sie in der Zeit gesucht. Äußerlich ruhig erzählte ich ihr das; aber nicht leidenschaftslos. Ihr Blick ruhte auf mir und Thränen entströmten ihren Augen; Thränen wie damals in Sorrent, nur ganz anderer Art. Sie hatte sich sehr verändert. Sie

sah sehr bleich aus; hatte sie sich um mich gegrämt? Aber alles das war mir eigentlich ganz gleichgültig.

Eine merkwürdige Ruhe hatte sich um mein Inneres ergossen. Ich hatte sie, die ich heute ebenso liebe, wie damals, wieder gefunden. Rings um uns war das Meer. Sie konnte mir nicht entfliehen. Ob sie das wohl fühlte? Ihre Hand, welche ich in der meinigen hielt, zitterte heftig.

Mathilde, sagte ich endlich, und Sie freuen sich nicht, mich wieder zu sehen? Und habe ich nicht mein Wort gehalten? bin ich nicht abgereist, wie Sie befohlen?

O Alfred, entgegnete sie, halten Sie auch ferner Ihr Wort; verpfänden Sie mir es wieder und gehen Sie nach Norden, wenn ich gegen Süden gehe.

Eisig durchzuckten mich diese Worte.

Und Sie lieben mich nicht mehr? haben mich vergessen?

Ich liebe nur einmal in diesem Leben, und wen ich liebe, habe ich in Sorrent gesagt.

Nun denn, Mathilde! rief ich aus, so verlasse ich Sie nicht mehr. Jetzt gleich will ich zu Ihrem Vater und ihn um seine Einwilligung bitten. In kurzer Zeit sind wir in England, und dort wirst du mein Weib.

Todenbläße bedeckte ihr Gesicht, und ein recht furchtbares Lächeln überflog ihre Züge.

Fliehen Sie mich! sprach sie tonlos, halten Sie Ihr Wort!

Nein, entgegnete ich, ich will zu Ihrem Vater.

Zu meinem Vater! sprach sie schrecklich lachend.

Ja, zum Vicomte, zu Ihrem Vater.

Der Vicomte ist so wenig mein Vater, wie ich seine Tochter.

Oh!

Sie fuhr anscheinend ruhig fort:

Was kümmert Sie das? — Ja, ich bin nicht die Tochter des Vicomte.

Mathilde, um Gotteswillen! wer sind Sie?

Sie lachte wieder so entsetzlich, wie vorhin.

Wer ich bin? Nun, eine Französin bin ich. Ich habe mir die Welt besehen. Der Vicomte hat mich kürzlich geheiratet und deshalb, mein Herr, sehen Sie wohl ein, daß ich nicht länger hier oben bei Ihnen allein bleiben kann.

Sie stand auf und entfernte sich langsam.

Ich knirschte mit den Zähnen, ich riß an dem Verdeckgeländer. Ich war einen Augenblick unschlüssig, ob ich nicht da unten in dem grauen Wasser ein ewiges Vergessen finden könne.

Betrogen! betrogen! hohnlachte es in mir, und mir klang das Rollen der Wogen, das Pfeifen des Seewindes im Tauwerk wie Hohngelächter. Ich verbrachte eine schreckliche Nacht, bei weitem entsetzlicher, als jene, wo ich Sorrent verließ. Ich hatte den Glauben an die ganze Menschheit verloren.

Endlich brach der Morgen an, trübe und unheimlich. Englands weiße Küste lag dicht vor uns. Wir fuhren in die Themse, und bald legte das Schiff am Uferplatze bei. Ich sprang ans Land, warf mich in einen Wagen und fuhr zu dem Banquier, bei dem ich meines Oheims Geschäft besorgen sollte. Noch denselben Mittag wollte ich London wieder verlassen. Die ganze Welt war mir voll schrecklicher Gespenster. Ich hatte ja nichts mehr zu suchen. Sorrent, Neapel waren nicht mehr, wie damals, schmerzliche Gräber meiner schönen Vergangenheit: Alles, alles war für mich verloren. Ich war in meinen heiligsten Empfindungen leichtsinnig und frevelhaft betrogen worden.

Unser Geschäftsfreund war von meiner Ankunft unterrichtet. Wir kannten uns von früher her sehr genau, und er empfing mich aufs herzlichste.

Was die verdrießliche Geschichte mit dem falschen Kreditbriefe anbelangte, so hatte er seit mehreren Tagen einen Konstabler in einem Nebenzimmer seines Bureaus, um den Vorzeiger des Kreditbriefes augenblicklich festnehmen zu können.

Wir saßen in seinem Kabinett neben dem Zimmer der Hauptkasse und hatten die Thüren da hinein geöffnet. Es herrschte hier das Leben und Treiben, das ihr alle kennt. Da wurden Kredit-

briefe, Wechsel vorgezeigt und ausgezahlt; da wurden Gelder gebracht, Banknoten und andere Papiere ausgewechselt. Ich lehnte an der Thüre und sah dem Getreibe zu, als plötzlich mir gegenüber der Vicomte in das Kassenzimmer trat. Ich wollte mich zurückziehen; doch es war zu spät; er hatte mich schon bemerkt und trat freundlich lachend auf mich zu. Der Mann hatte mir eigentlich nichts gethan, und ich war ihm obendrein Dank schuldig, daß er mir in Neapel so freundlich und unbefangen erlaubte, seiner Gesellschafterin den Hof zu machen.

Aha, Monsieur Alfred, rief er mir zu, italienischer Flüchtling! findet man Sie so wieder?

Er reichte mir die Hand und trat in das Kabinett des Banquiers. Ich machte die beiden mit einander bekannt, und der Vicomte nahm gern eine Cigarre, die ihm der Banquieur offerierte. Wir plauderten über Italien und der Vicomte erzählte von unserem Zusammenleben in Neapel. Es war für mich eine peinliche halbe Stunde. Glücklicherweise erwähnte er seiner Tochter gar nicht, und man kann sich denken, wie froh ich endlich war, als er seine Briefschaften hervorzog und dem Banquier einige Papiere gab, die derselbe, sich auf den Kamin stützend, durchlas. Ich stellte mich ans Fenster und sah in die nebelige Morgenluft hinaus. Ich starrte in das emsige Getreibe auf den Straßen und es that mir wohl, auch draußen ein solch' wirres Durcheinanderlaufen zu finden, wie in meinem Kopfe. Ich tauchte meine Ideen da hinein und konnte es so einen Augenblick über mich gewinnen, an nichts zu denken. Ich hatte den Banquier und den Vicomte vergessen. Doch bewog mich ein Ausruf des letztern, den Kopf herumzudrehen.

Der Banquier hatte die Thür ins Kassenzimmer geschlossen, neben ihm stand der Konstabler. Er deutete auf den Vicomte und sprach: arretieren Sie diesen Herrn, sein Kreditbrief ist falsch.

Einen Augenblick stand ich regungslos am Fenster. Mich hatte der Schreck fast gelähmt. Dann stürzte ich hinzu, noch ehe der Konstabler Zeit hatte, sich dem Vicomte zu nähern.

Halten Sie ein! rief ich dem Banquier zu. Hier muß ein Irrtum vorliegen.

Der Vicomte hatte, bleich wie der Tod, die Lehne eines Stuhles erfaßt.

Es ist kein Irrtum möglich, sagte der Banquier; es ist der Kreditbrief, von dem Sie selbst die Anzeige brachten, daß er verfälscht sei.

Der Vicomte warf mir einen schmerzlichen Blick zu. Ich nahm das Papier und starrte hinein. Es war der von mir bezeichnete Kreditbrief von dreitausend Pfund, und die Unterschrift meines Oheims war täuschend nachgemacht.

Wie kommen Sie in den Besitz dieses Papiers? fragte ich den Vicomte.

Ich habe es gekauft, sagte er; denn er bemerkte wohl, daß er entdeckt war, und machte gar keinen Versuch, zu läugnen.

Auf meine Bitte trat der Konstabler ab.

Machen Sie keine Umstände! sprach der Vicomte bitter lachend. Das Schmerzliche, daß Sie, Monsieur Alfred, mein Ankläger sind, ist nun überwunden. Gehen wir.

Aber plötzlich fuhr er zusammen und ein entsetzlicher Schmerz malte sich auf seinem Gesichte.

Mathilde! stöhnte er; o Mathilde! o das Unglück! Er wandte sich zu mir.

Sie waren so freundlich gegen uns, sagte er dringend. Hier ist die Adresse meiner Wohnung. Gehen Sie zu Mathilden, erzählen Sie ihr mein Unglück. Sagen Sie meiner Tochter, was mich betroffen.

Ihrer Tochter? entgegnete ich ihm und wies die Karte zurück.

Er ließ die Hand ruhig sinken und entgegnete: verzeihen Sie, aber ich bedachte in dem Augenblicke nicht, daß Sie die Tochter des entehrten Vaters nicht mehr kennen werden.

Ihre Tochter wohl, antwortete ich, aber nicht Ihre — Frau.

Meine Frau, entgegnete der Vicomte, hat das alles nicht erlebt. O mein unglückliches Kind!

Ihm schossen die Thränen über den grauen Bart. Ich zitterte wie ein Kind vor einem Gespenst, zitterte vor etwas Entsetzlichem, was hier verhüllt schien.

Reden Sie! rief ich ihm zu; reden Sie um alles was Ihnen heilig ist: ist Mathilde Ihre Tochter oder nicht?

Er reichte mir stillschweigend aus seiner Brieftasche einige Papiere, aus denen ich ersah, daß Mathilde wirklich seine Tochter war.

Ich versichere euch, ich war in dem Moment dem Wahnsinn nahe, und doch jauchzte mein Herz auf, wie vor einer ungeheuren Freude. Ich riß die Karte aus der Hand des Vicomte, überlegte wenige Augenblicke und nahm alsdann den Kreditbrief, dem ich einige Worte hinzufügte.

Was machen Sie da? rief der Banquier, der mir über die Achsel sah; Sie bestätigen dies verfälschte Papier?

Als Bevollmächtigter meines Oheims.

Ich überreichte den Kreditbrief dem Vicomte, der uns zweifelnd ansah. Der Banquier öffnete die Thüre seines Nebenzimmers und sagte kalt: dort ist die Kasse.

Ich stürzte fort, warf mich in meinen Wagen und eilte der Straße und dem Hause zu, die auf der Karte verzeichnet waren. Ich eilte die Treppe hinauf, suchte das Quartier; die Thüren desselben sind weit geöffnet. Ich nenne bebend den Namen Mathildens. Das Mädchen übergiebt mir einen Brief und sagte gleichgültig: die Dame ist vor einer halben Stunde abgereist.

Ohne die Aufschrift des Briefes näher anzusehen, reiße ich das Couvert ab und lese:

„Mein Vater!

Ich kann Sie nicht verlassen, ohne Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich kann aber auch nicht bleiben; denn es müßte Ihnen fürchterlicher sein, das beständige Unglück Ihrer Tochter, als dieselbe gar nicht mehr zu sehen. Ich kann und darf Ihnen keine Vorwürfe machen, aber ich kann und darf Ihnen in Erinnerung bringen, wie oft ich Sie auf meinen Knieen gebeten, nicht durch unüberlegte Handlungen die Ehre Ihres und meines Namens aufs Spiel zu setzen. Ich habe Ihnen geopfert, was ein Kind seinem Vater opfern kann; mein ganzes Lebensglück, meine Liebe, alles, alles, was ich besaß. Leben Sie wohl, Vater, und forschen Sie nicht nach mir. Für uns ist kein Wiedersehen möglich.

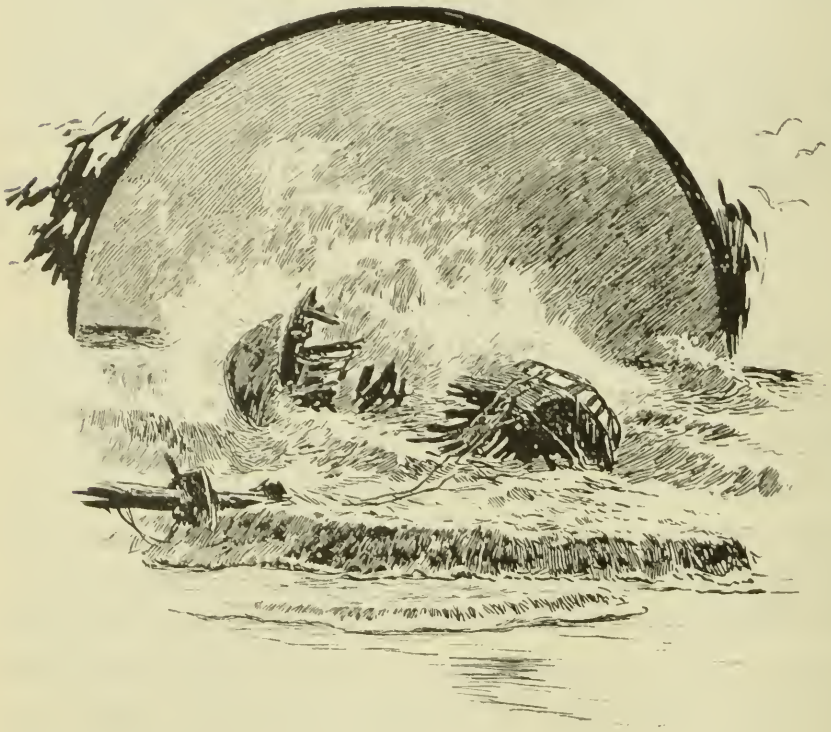
Mathilde."

So lautete der Brief und mir ward alles schrecklich klar. Ich hatte das edelste Herz verloren, das je in einem weiblichen Busen schlug, auf ewig verloren — ich habe seit der Zeit nie wieder etwas von ihr gehört. — Das, meine Freunde, ist die Geschichte des Bildes, und jenes Albumblatt der Kreditbrief meines

Oheims — er wurde mir ſpäter von dem Banquier in London geſchickt." — —

Das war die Erzählung des Hausherrn.

Unterdeſſen war es Nacht geworden, und der Mond, der drüben über die ſchwarzen Tannen emporſtieg, beleuchtete die ernſten Geſichter der Geſellſchaft und eine ſtille Thräne.



Namenlose Geschichten.

Illustrierte Ausgabe.

Zweiter Band.

Namenlose Geschichten.

Von

F. W. Hackländer.

Illustriert von Fritz Bergen.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

			Seite
33.	Kapitel.	Ein Hofball und seine Folgen	1
34.	„	Elstergasse Numero vierundvierzig	11
35.	„	Im Hoftheater	25
36.	„	Ein Bürgerball und seine Folgen	44
37.	„	Aus dem Marstall	63
38.	„	Eine Hochzeit ohne Geläute	75
39.	„	Ein Schloß im Walde	86
40.	„	Meister Amadäus	105
41.	„	Magdalene	121
42.	„	Herbstvergnügen	136
43.	„	Nach Italien	147
44.	„	Genua	165
45.	„	Genua	182
46.	„	Florenz	200
47.	„	Florentinische Nächte	218
48.	„	Florentinische Nächte	236
49.	„	Florentinische Nächte	251
50.	„	Genua	264
51.	„	Der Graf von St. Alban	280

Seite

52. Kapitel. Vedi Napoli, poi muori 298
53. „ Alte Bekannte 323
54. „ Ein neuer Theater-Intendant 335
55. „ Aus der Requisitenkammer 354
56. „ Aus der Requisitenkammer 372
57. „ Benetti 390
58. „ Benetti 403
59. „ Anna 416
60. „ Unter dem Stadtgraben 440

Dreiundreissigstes Kapitel

Ein Hofball und seine Folgen.

Am andern Morgen saßen die beiden Freunde auf der schattigen Terrasse des kleinen Landhauses. Sie hatten gefrühstückt, von alten Tagen gesprochen, Alfred ließ sich eine vortreffliche Cigarre bringen, und während beide sich in ihre kleinen Drahtfauteuils zurücklehnten, schlürften sie den würzigen Duft des guten Blattes.

Die Terrasse war tief beschattet von rotblühenden Kastanien und hochstämmigen Orangen. Die Sonne konnte nicht in das Dickicht dringen, und die Kühle hier war um so wohlthuender, als man bemerkte, wie die Hitze des Junimorgens draußen auf den Feldern brütete. Nur hie und da, wenn ein leichter Luftzug die Blätter hob und senkte, drang ein Sonnenblick durch, spielte

auf dem feinen, gelben Sand der Terrasse und beleuchtete irgend einen kleinen Käfer, der dort munter herumlief. Neben der Terrasse befand sich ein Springbrunnen, zwei weiße, marmorne Schalen über einander und oben eine schöne Kopie der prachtvollen Venus von Jean de Boulogne, deren Original auf dem herrlichen Landhause di Petreia in der Nähe von Florenz steht. Die Göttin ist dargestellt, wie sie, dem Meer entstiegen, ihr herabwallendes Haar mit den Händen ausdrückt; das Wasser, das demselben unaufhörlich entfließt, füllt die obere Schale und strömt aus dieser, melodisch murmelnd, in die zweite über.

Dieser Morgenwinkel, wo sich die Freunde gerade befanden, und so genannt, weil er während des Vormittags durch seine Lage der Sonne den Eintritt verweigerte, war ein lieber, kleiner Platz mit schönen Vasen und Marmorstatuen verziert. Eine weite Flügelthüre führte in eine kühle, gewölbte Halle, wohin man sich während der Mittagshitze zurückzog und auch wohl frühstückte. Diese Halle, mit einem bunten Steinboden, Wände und Decke mit reichen Holzskulpturen verziert, war dem Mittelalter geweiht. Ein riesenhafter Kamin nahm fast eine ganze Wand ein, auf demselben waren Aufsätze fast bis zur Decke, und auf ihnen sah man kleine Steinfiguren, Drachen und allerlei von tapfern Rittern besiegte Ungeheuer und dazwischen große Glaspokale, auf welchen Turniere und bunte Wappenschilder eingebrannt waren, sowie irdene Krüge mit merkwürdigen Verzierungen. Die übrigen Wände dieses Gemachs waren bedeckt mit mittelalterlichen Waffen aller Art, und in zierlichen Gruppen geordnet sah man hier alte Harnische, Hellebarden, zweihändige Schwerter, blanke Helme und schöne, mit Gold und Silber eingelegte Armbrüste. In der That, der Erschaffer dieses Landhauses war zu beneiden um dieses herrliche Besitztum und um die Kunstschätze, die er seit einer langen Reihe von Jahren auf seiner weiten Reise gesammelt und die er mit feinem Geschmacke zusammengestellt. Wenn man auf der Terrasse saß, so erblickte man das Gebüsch wie durch Zufall auf einer Seite geöffnet und es gewährte einen herrlichen Blick auf die reizende Stadt Lüttich

und auf die klaren Fluten der Maas, welche die Stadt liebend umfaßt.

Die beiden Freunde hatten eine zeitlang fortgeraucht, ohne zu sprechen, und der Baron Karl blickte mit Interesse über die Stadt hinaus, nach der Höhe von Ans, wo der Eisenbahnzug von der stehenden Maschine hinaufgeschleppt wurde, um von da gegen Brüssel zu rollen. Dorthin zog sein Herz auch ihn, und er konnte nicht unterlassen, an den Rand der Terrasse zu treten und dem davondampfenden Zuge stille Grüße mitzugeben. Lustig flog der Convoi über die Hochebene dahin und war bald seinen Blicken entschwunden. Alfred war ruhig sitzen geblieben und lächelte dem zurückkehrenden Freunde herzlich zu.

„Du bist wirklich ein glücklicher Mensch, Karl," sagte er nach einer Pause, „und ich hoffe, du wirst es zu erkennen und zu würdigen wissen. Wenn ich überhaupt zum Neid geneigt wäre, so würde ich dich unbedingt beneiden; deine Braut muß ein vortreffliches Wesen sein. Obgleich ich sie noch nicht kenne, so entnehme ich es aus deinen Schilderungen und kenne ja deinen feinen Geschmack für alles Schöne."

Der Baron nickte glückselig lächelnd mit dem Kopfe.

„Du stehst am Ziel deiner Wünsche," fuhr Alfred fort, „heute morgen kann die notwendige Bewilligung eintreffen, du feierst eine kleine, stille Hochzeit, hebst deine kleine Frau in einen Reisewagen und fort geht's im schönsten Frühlingswetter über die Berge, hinaus in die Welt, ohne Rast und Ruh, immer weiter, immer weiter. Du bist doppelt glücklich — außer deiner großen orientalischen Tour bist du nicht viel gereist, wenigstens in den letzten Jahren nicht, und wie neu und frisch wird dir alles erscheinen? wie lieblich wird sich eine prachtvolle Stadt, eine reizende Landschaft in dem vor Freude funkelnden Blick deines Weibes wiederspiegeln. Wahrhaftig, du bist unverschämt glücklich!"

„Wahr, sehr wahr," lachte der Baron; „aber lieber Freund, sag' um Gottes willen: unberufen! Wenn mir die Frau von C. irgend einen Spuk macht, so wird es mich Mühe kosten, Paulinen

zu bereden, und wenn sie auch am Ende ohne die verlangte Einwilligung meine Frau wird, so giebt's doch eine verdrießliche Verzögerung."

„Sie wird dir keinen Spuk machen, die Frau von C.," sagte Alfred ernst; „ich habe in solchen Sachen eine richtige Vorahnung — sie wird ihre Einwilligung geben, es hat mir heute Nacht von der unbekannten Dame geträumt."

„Ah!" lachte der Baron, „dein zweites Gesicht kommt wieder zum Vorschein; und hast du etwas Gutes im Geiste gesehen?"

„So, so!" sagte der andere. „Ich sah die Frau von C., wie du sie mir beschrieben, nur sah sie totenbleich aus; sie reichte deiner Braut die Hand, dann versank sie vor unsern Augen. Nun, das ist nicht so übel," setzte Alfred hinzu, „und du wirst auf jeden Fall baldigst Nachricht bekommen."

„Nach meiner Berechnung," meinte der Baron, „hätte mein Jäger schon gestern zurück sein können. Ich muß dir nur gestehen, daß ich auch einesteils deshalb hieher gekommen bin, um hier meinen Boten zu erwarten und eine gute oder schlimme Nachricht selbst zu überbringen. Ach, mein Freund, du kannst mir's glauben, dieses kleine Hindernis, das noch immer zwischen unserer Verbindung steht, thut mir eigentlich wohl; mein Glück ohne alle Beunruhigung wäre offenbar zu groß. Aber," fuhr er lebhaft fort und stieß die Asche von seiner Cigarre ab, „du sprachst vorhin mit so großem Feuer, mit wahrer Begeisterung von Reisen in die Welt hinaus — ich muß dir offenherzig gestehen, ich würde es jedenfalls vorziehen, statt auf der staubigen Chaussee zu rollen, einen kleinen Sejour mit meiner jungen Frau auf einer reizenden Villa, wie die deinige ist, zu machen, natürlich, wenn die Villa mein eigen wäre."

„Ich will sie dir gern abtreten," sagte ruhig der andere; „ich muß gestehen, ich fange an, mich bedeutend hier zu langweilen."

„Unmöglich!" rief der Baron aus; „wie könnte ich mich hier auf diesem herrlichen Punkte langweilen, wenn ich mir denke, daß ich hier jeden Morgen säße, in dem kühlen Schatten, bei dem

murmelnden Springbrunnen, vor mir die schönste Aussicht der Welt!"

„Und mit deiner Frau," sagte der andere mit einem trüben Lächeln.

„Allerdings mit meiner Frau," fuhr der Baron lustig fort; „und dann die kleinen Diners in deinem charmanten Speisezimmer."

„Mit deiner Frau," sagte abermals der andere.

„Ja, das versteht sich von selbst; ich glaube, ich wäre unbeschreiblich glücklich."

„Das wäre ich auch an deiner Stelle," antwortete Alfred; „aber auf dieser Terrasse, deren Schönheiten du so rühmst, sitze ich fast Morgen für Morgen allein; in meinem Speisezimmer siehst du beständig ein einzelnes Kouvert, und wenn es mir je einmal zu einsam wird und mein Herz dringend nach einer Gesellschaft verlangt, so ziehe ich den Vorhang von dem Bilde, das du gestern Abend gesehen — voilà tout!"

Der Baron reichte seinem Freunde stumm die Hand und es trat eine längere Pause ein, in der man nichts hörte, als das Rauschen des Wassers und den Gesang der Vögel in dem dichten Laubwerk.

„Höre, Alfred," fragte endlich der Baron, „willst du wirklich keinen Versuch mehr machen, das Mädchen aufzufinden?"

„Freilich habe ich zuweilen daran gedacht," sagte der andere, „aber wo soll ich mich hinwenden? Die Spuren, die ihr leichter Fuß hinterläßt, sind zu unbedeutend. Ist sie in England geblieben, ist sie nach Frankreich gegangen oder nach Italien? und gesetzt den Fall, ich kreuzte ihren Weg durch ein glückliches Ungefähr, wird sie nicht alles anwenden, um vor mir unsichtbar zu bleiben? — Ha, sie wird mich fliehen und sie hat die Macht dazu, dies zu thun. Wenn ich, wie gesagt, wirklich durch Zufall den Ort erreiche, wo sie sich gerade befindet, was wirds mir nützen? Ich stehe im Licht, sie im Schatten; sie wird erfahren, daß ich da bin, sie wird mir verschwinden, ehe ich eine Spur von ihr sehe."

„Aber ich habe ja auch gesucht und gefunden," entgegnete der Baron.

„Das, lieber Freund," sagte Alfred, „ist ein ganz andres Verhältnis. Deine Braut, wenn sie auch, ihrer Erzieherin gehorsam, den Ort verließ, wo du warst, that es nicht aus eignem Antrieb und hatte wahrhaftig kein Interesse dabei und auch nicht den festen Willen, dich nie wieder zu sehen. Aber lassen wir diese traurigen Gespräche; ich fühle wohl, daß ich es nicht lange mehr hier allein aushalten werde; sprechen wir lieber von deinen Planen für die Zukunft; vielleicht, daß ich später euren Schritten folge. Wohin denkst du zu gehen?"

„Ich habe mir vorgenommen, Italien einmal wieder zu besuchen," versetzte der Baron. „Der alte Herr, bei dem Pauline sich aufhält, hat mir von einer allerliebsten Besitzung gesprochen, die er am Comersee hat, und ich glaube, es würde ihm sehr angenehm sein, wenn dort jemand von der Familie ein paar Jahre zubrächte, und ich denke, man kann sichs am Comersee schon gefallen lassen. Wir wollen also auf unsrer Tour nach Mailand diese Besitzung ansehen und dann Florenz, Rom und Neapel besuchen, dann das Frühjahr am Comersee und vielleicht später den Winter in Paris zubringen, und so fort. Mich ziehts gewaltig nach Italien, und wenn es Paulinen ebenso dort gefällt, so wäre es nicht unmöglich, daß wir dort für mehrere Jahre unsern beständigen Aufenthalt nähmen."

„Bravo!" sagte Alfred; „ich kann diesen Entschluß nur billigen, und mir wäre es außerordentlich erwünscht, euch dort vielleicht später finden zu können. Nach Italien ziehts mich auch wieder, und wenn ich hier noch eine Zeit lang ausgeruht habe und vielleicht ruhiger geworden bin, folge ich euch, und einer solchen Zeit des freundschaftlichen Zusammenlebens würde ich mit Sehnsucht entgegensehen. — Daß es dich nach deinem bisherigen Aufenthalt, der kleinen Residenz, nicht zurückzieht, kann ich mir ganz gut denken; überhaupt begreife ich nicht recht, wie du es dort so lange aushalten konntest."

„Das habe ich oft selbst nicht begriffen," lachte der Baron, „aber jetzt danke ich meinem Schicksal, das mich vor sechs Jahren — ich wollte damals nur durchreisen — dort festhielt. Fand ich nicht da das Glück meines Lebens? Aber jetzt ist mir die Stadt und das Leben dort entsetzlich verleidet. Schade um die paar guten Menschen, die ich dort kennen lernte und wahrscheinlich so bald nicht wieder sehe! — Doch schau," unterbrach der Baron den Fluß seiner Rede und blickte scharf in die Gegend hinaus, „dort biegt von der Hauptstraße ein Wagen ab und scheint sich hierher zu dirigieren."

Die beiden Freunde traten an den Rand der Terrasse, Alfred richtete ein großes Fernrohr, das sich dort befand, nach dem fraglichen Punkte und sagte, nachdem er hindurchgesehen: „Es ist ein leichter Wagen mit Postpferden, schaue selbst!"

Der Baron richtete seine Augen an das Glas und nachdem er einen Augenblick hingesehen, hob er vergnügt die Hände empor und rief aus: „Das ist bei Gott meine kleine Reisekalesche und Lukas sitzt darin. Freund, der große Augenblick naht, dort kommt eine Botschaft!"

In der That war es Lukas, den man durch das scharfe Glas in seiner ganzen Gestalt und deutlich bemerkte. Wie aufrecht saß er im Wagen, die Arme über einander geschlagen, und schaute unverwandten Blickes nach der kleinen Villa empor, die jetzt der Postillon als Ziel der Reise, indem er mit der Peitsche darauf hinwies, zeigte. Bald kam der Wagen näher und in einer kleinen Viertelstunde schien der Jäger zu bemerken, wie ihm jemand von der Terrasse dort oben zuwinkte. Herzlich erwiderte er diesen Gruß und stieß darauf den Postillon freundschaftlich in die Rippen, der nun seinerseits, eines guten Trinkgeldes gewärtig, die schäumenden Pferde im Galopp den Berg hinaufffliegen ließ. Jetzt hielten sie vor der Treppe und Lukas schwang sich aus der Kalesche, eilte hinauf und der Baron in der Freude seines Herzens begrüßte den treuen Diener, wie einen langvermißten guten Freund, der endlich wieder gekommen ist.

„Wie stehts, Lukas?“ rief er ihm schon von weitem entgegen, und der Jäger, der aus seiner Reisetasche ein großes Schreiben hervorholte und übergab, entgegnete:

„Ich glaube, es steht nicht so schlecht, ich habe neben diesem Briefe eine Menge persönlicher Grüße von dem Grafen Alfons auszurichten.“

„Wie kommts aber,“ sagte der Baron bestürzt, als er das Schreiben betrachtete, „daß der Graf schwarz siegelt? Ist jemand gestorben?“

Der Jäger zuckte mit den Achseln, während der Baron den Umschlag abriß.

Eifrig durchlas er die Zeilen, die ihm sein Freund schrieb, und beim Lesen wurden seine Züge nachdenklicher und ernster. Als er mit dem ersten Schreiben fertig war und die Einlage geöffnet hatte, fuhr er mit der Hand über die Augen und ging abseits in den Garten, um die letzten Zeilen der verstorbenen Erzieherin seiner Braut durchzulesen. Als er nach einiger Zeit zurückkam, teilte er den Inhalt beider Schreiben seinem Freunde Alfred mit, der an dem schrecklichen Ereignisse innigen Anteil nahm, und dann mußte Lukas erzählen von dem traurigen Vorfalle selbst, von den Bekannten in der Residenz, und als nun später die beiden Freunde wieder allein waren, sagte der Baron: „Ich bin überzeugt, daß diese Nachricht Paulinen tief erschüttern wird; es ist eigentlich ein trauriges Hochzeitsfest, durch den Tod eingesegnet.“

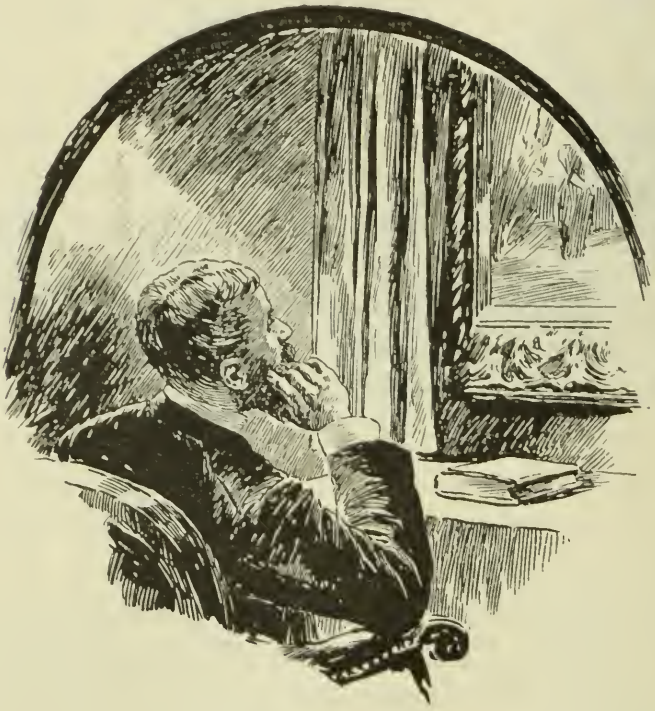
„Desto freundlicher wird sich ihr Leben gestalten,“ entgegnete Alfred; „es ist eine Fügung des Himmels, schauerlich, aber glücklich für euch, denn nach dem, was du mir früher über die Frau von C. mitgeteilt, und nach dem, was ich aus den Briefen des Grafen Alfons erfahren, standen eure Sachen nicht zum Besten. Die Dame hätte sicherlich nicht nachgegeben; deshalb sei Egoist und beruhige dich. Jedes Leben muß durchgekämpft werden, und nur wenn andere fallen, ist eine Möglichkeit da, daß wir stehen bleiben. Der Verstorbenen ein gutes Andenken, meinetwegen eine stille Thräne, und dann auf nach Brüssel!“

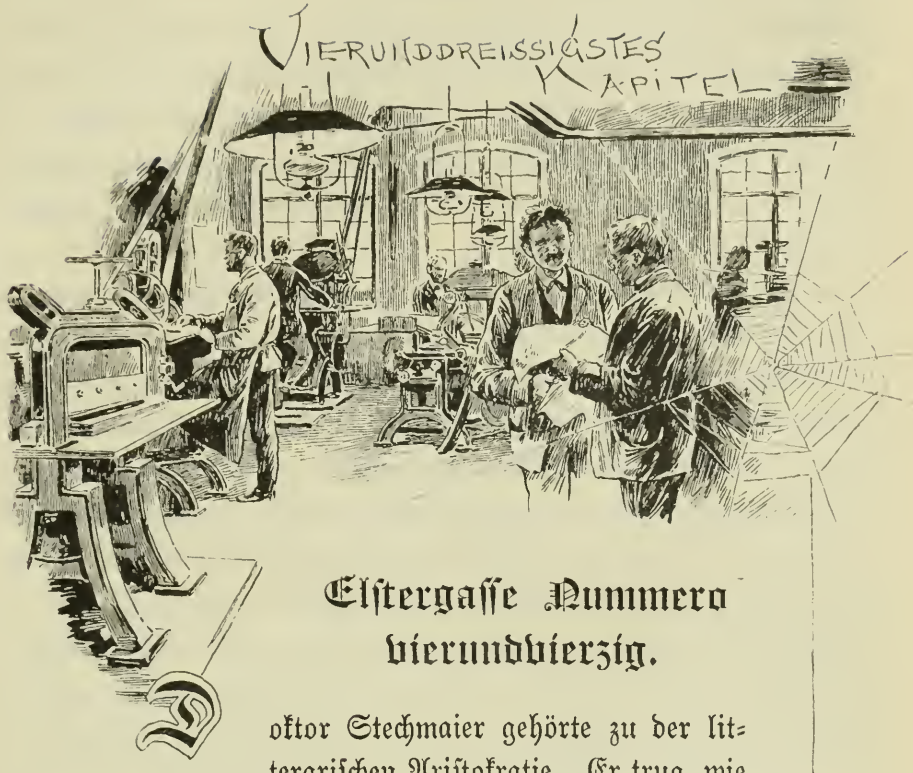
So geschah es denn auch am Nachmittage desselben Tages, und den letzten Eisenbahnzug, der mühsam die Höhe von Ans erklomm, sahen die Freunde nicht mehr von der Terrasse des Landhauses; vielmehr, droben angekommen, blickten beide hinab auf das stille Haus, wie es so friedlich zwischen den Bäumen lag, und dann sausten sie in traulichem Gespräche mit dem Zuge davon.

Der Baron hatte recht, als er geglaubt, daß die Nachricht von dem Tode der Frau von C. seine Braut tief erschüttern würde. Ja, es bedurfte seiner innigen Bitten und der ernstlichen Zureden des alten Oheims, um sie zu dem Entschlusse zu vermögen, ihre Verbindung mit dem Baron nicht länger hinauszuschieben.

Diese fand auch in den nächsten Tagen statt — eine stille Trauung mit wenigen Zeugen, worunter natürlicherweise Alfred, und nach einem kleinen Frühstücke bestiegen die beiden, nun fürs Leben vereinigten glücklichen Menschen ihren Reisewagen. Lukas war ein paar Stunden vorher als Kurier vorausgereist und genoß, seiner finstern Träume ledig, schon im Voraus die herrlichen Gefilde Italiens. Alfred hatte das junge Paar in den Wagen gehoben, hatte nochmals versprochen, ihnen, wenn er überhaupt

seine Villa verließe, nachzufolgen, und kehrte trotz der Bitten des alten Herrn, er möge einige Tage bei ihm bleiben, noch am selben Abend nach Hause zurück. Dort angekommen, begab er sich in das kleine uns wohlbekannte Zimmer, zog den Vorhang von dem Bilde zurück und saß lange davor in tiefes Nachdenken versunken.





Elstergasse Nummero vierundvierzig.

Doktor Stechmaier gehörte zu der litterarischen Aristokratie. Er trug, wie wir bereits wissen, einen guten Hut, einen untadelhaften Paletot und Glacéhandschuhe, so lange er deren besaß. Wenn der letztere Luxusartikel nicht mehr zusammenhalten wollte, pflegte er lieber die Hände in seine Rocktaschen zu stecken, als sich vor dem Publikum eine Blöße zu geben. Dabei hatte er stets verabscheut, sich, wie die meisten seiner Kollegen, einen großen Bart wachsen zu lassen, war überhaupt der einmal eingeschlagenen Richtung beständig treu geblieben und hatte nicht einmal den Versuch gemacht, durch eine kleine Neigung nach links, der „Spinne" ein größeres Netz zu geben, und durch dieses Manöver zahlreiche Abonnenten einzufangen. Daher konnte es auch nicht fehlen, daß der wohlhabende und ruhige Bürger, sowie

der hohe Adel, nachdem dieselben endlich eingesehen, daß die Presse anfange, eine Macht zu werden, ihr Auge auf die „Spinne“ und den Doktor Stechmaier warfen, als besonders tüchtig und fähig, die Interessen der konservativen Partei in die Hand zu nehmen. Nicht so bald hatte der Doktor seinerseits diesen Entschluß vernommen, der seine kühnsten Wünsche, ein größeres Journal mit ausgebreiteteren Mitteln zu redigieren, realisieren sollte, als er in Anbetracht der Mittel, welche jener Partei zu Gebot standen, sich der kühnen Hoffnung hingab, jetzt die Thürklinke zum Glückstempel in der Hand zu haben.

Was konnte nicht aus einem Journal werden, für das sich die besitzende Klasse und der hohe Adel interessierte! Gelang es nicht schon der andern Partei, die wenige Kapitale in der Hand hatte, ihre Journale als selbstständig hinzustellen, ihnen ein Ansehen zu geben, sie würdig auszustatten? Und das ging von Leuten aus, denen die wenigen Kreuzer, welche sie ihrer politischen Meinung darzubringen imstande waren, ja sogar die Zeit, welche sie ihren Journalen opferten, sehr kostbar war. Dagegen die konservative Partei mit großen Geldmitteln, mit tüchtigen Mitarbeitern! Ja, der Doktor war seines Gelingens gewiß, und der Eigentümer der „Spinne,“ ein armer Buchdrucker, begeisterte sich bei diesen schönen Hoffnungen für den Konservatismus und fing an, vollkommen rechts überzuhängen. In seiner Druckerei wurden keine vorwitzigen Redensarten mehr geduldet, das Tragen von roten Halsbinden den Setzern aufs strengste untersagt und der Druck eines kleinen Blattes von entschieden liberaler Färbung von der Hand gewiesen.

Das projektierte neue Journal auf Aktien herauszugeben, erschien nicht ganz thunlich; denn die wenigsten konservativen Menschen sind, bei aller Begeisterung für ihre Sache, geneigt, im ersten Augenblick eine größere Summe so ins Ungewisse hin auszugeben. Diesem widerspricht schon der Name „Konservatismus“, als das Erhalten des Bestehenden bezeichnend, und hiebei ist auch außerordentlich begreiflich, daß die Leute, welche etwas zu erhalten

haben, zuerst an sich denken und ihre eigenen Geldmittel konservieren. Nebenbei schien ein anderer Plan, den der Doktor gefaßt, ihm viel ersprießlicher und für die gute Sache nützlicher. Das war nämlich der, die vielen vermögenden Mitglieder der konservativen Partei: Fürsten, Grafen, Herren, wohlhabende Bürger, zu vermögen, eine erkleckliche Anzahl von Unterschriften zu zeichnen, eine große Anzahl von Exemplaren zu nehmen, diese Exemplare an Unbemitteltere zu verteilen und so nach allen Seiten hin zu wirken. Eine vorläufige Liste von den erwähnten Personen, welche der Doktor und der Buchdrucker gemeinschaftlich aufsetzten, um eine ganz bescheidene Zahl von Exemplaren, die sie jeder zuerkannten, gab eine solch immense Summe von Abonnenten, daß den beiden Unternehmern ordentlich schwindelte. Wir sagen: den beiden Unternehmern; denn der Buchdrucker hielt es für geratener, seinen Hauptredakteur mit ins Interesse — und, wenn die Sache nicht so ganz gut ginge, was aber unmöglich schien — ebenfalls mit in den Schaden zu ziehen.

Die Idee des neuen konservativen Journals fand denn auch bei der ersten Besprechung in verschiedenen Zirkeln den besten Anklang. Dies war eigentlich durchaus nicht zu verwundern; denn der Doktor Stechmaier war mit seinem Unternehmen der erste, der für die Rechte arbeiten und leiden wollte. Es war nämlich die Führung eines solchen Journals für den Redakteur nicht ganz ohne Gefahr; denn es war schon früher einmal vorgekommen, daß ein ähnliches Unternehmen sich gewaltsam zerschlagen hatte, oder vielmehr nächtlicher Weile auf dem armen Redakteur zerschlagen worden war. Darum bekümmerte sich aber der Doktor Stechmaier bei seiner bekannten Gleichgültigkeit nicht besonders. Er verachtete allen Zwang, und es that seinem Herzen wohl, denen, die ihn haßten und verfolgten, tüchtig die Meinung sagen zu können.

Für das Unternehmen interessierten sich nun gewichtige Männer aller Klassen der konservativen Partei. Diese gewichtigen Männer zeichneten auch eine ziemliche Anzahl von Exemplaren und mancher

unter ihnen hatte dabei das Zartgefühl, dem andern den Vorrang auf der Subskriptionsliste einzuräumen, woher es denn kam, daß die ersten Seiten dieser Liste ein wenig leer blieben und nur sich auf den letzten untern Spalten einige Namen in schüchterner Bescheidenheit zeigten. Die meisten unterzeichneten aber vor der Hand gar nicht und waren großherzig genug, im stillen für das neue Unternehmen wirken zu wollen. So sagten sie dem Doktor Stechmaier mit gnädigem Händedruck, und wenn man ihrem vielsagenden Blick glauben wollte, so konnte sich der Buchdrucker veranlaßt sehen, ganze Bände geheimer Subskriptionslisten einbinden zu lassen, und große Geldkisten aufzustellen, und die reichlichen anonymen Beiträge aufzunehmen. Ebenso ging es auch mit den Versprechungen zu schriftlichen Beiträgen für das beste ihrer eigenen Sache und des Blattes. Der Doktor sah schon im Geiste, wie er täglich aus einem ungeheuren Stoße von Manuskripten das beste herauszulesen habe, und war überzeugt, daß er sich bald genötigt sehen würde, Ergänzungsblätter zu dem neuen Journal auszugeben; denn geistreiche Mitarbeiter, die ohne Honorar liefern, dadurch vor den Kopf zu stoßen, daß man ihre Sachen in den Papierkorb legt, war durchaus nicht thunlich.

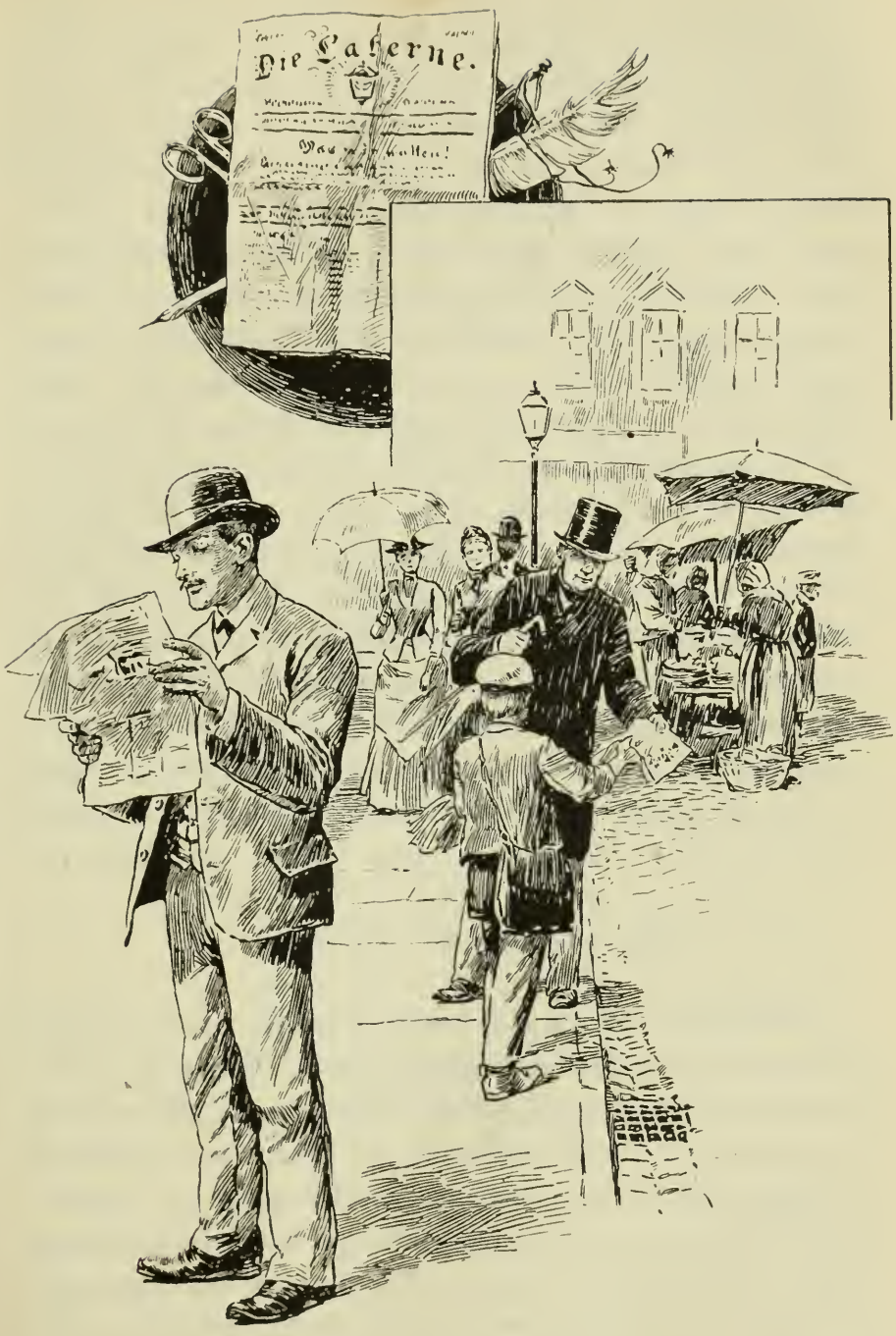
So war es denn aufs beste vorbereitet; die paar hundert Abonnenten der bisherigen „Spinne", der bürgerlichen Mittelklasse angehörend, schienen trotz des vergrößerten Formats und des erhöhten Preises treu bleiben zu wollen, und der Doktor begann frohen Mutes sich mit der großen Schwierigkeit zu befassen, dem neuen Journal einen pikanten und noch nie dagewesenen Namen zu geben. Diese Sache, die an und für sich leicht erscheint, ist aber außerordentlich schwierig; denn jeder, der etwas mit dem Journalwesen vertraut ist, weiß, wie viel man auf einen neuen passenden Namen hält und wie schwer es ist, einen solchen aufzufinden, da in der Welt fast schon alles dagewesen. Der Doktor begann damit, das Original zur bisherigen Benennung, „die Spinne," in Gedanken körperlich zu vergrößern: — Kreuzspinne, Vogelspinne, — unmöglich! hat keinen Sinn. — Tarantel würde

bei dem Blatt eine abenteuerliche, schwankende Haltung voraussetzen; auch gäbe es zu schlechten Witzen auf den Redakteur Veranlassung, wenn man z. B. einmal sagte: der Redakteur der Tarantel scheint von seinem eigenen Blatte gestochen zu sein. Weiter also! — Meerspinne — mit einem stehenden Artikel: Deutsche Flotte — zu ungewiß und nicht bezeichnend genug. — Der Krebs — wäre nicht so ganz übel, man könnte vielleicht die demokratische Partei als den Krebs bezeichnen, welcher an den Grundrechten der menschlichen Gesellschaft nagt. — Doch weiter! Krebs könnte den Buchhändlern nicht angenehm erscheinen und sie veranlassen, sich nicht für das Journal zu interessieren. Der Doktor verließ das Reich der Insekten und suchte unter den gefiederten Bewohnern der Luft. Die Lerche, mit hellem Lied aufsteigend, eine bessere Zeit verkündigend — unpassend für ein konservatives Journal! — die Fledermaus — zu dämmerig! — Der Phönix — schon dagewesen, schon einigemal verbrannt, ohne verjüngt wieder aufgestanden zu sein — die Schnepfe, mit dem Motto: Oculi, da kommen sie — schmeckt zu sehr nach einer Jagdzeitung. Adler — Lämmergeier — Habicht — Sperber — sind lauter Raubvögel und von keiner konservativen Haltung. — Einen Augenblick blieb der Doktor bei dem Edelfalken stehen, dem schönen Jagdvogel, dem Verfolger schädlichen Gevögels — ja, der Name „Edelfalke" schien ihm bei dem Anteil, den die Edlen des Landes seinem Unternehmen zuwendeten, nicht so ganz unpassend. Doch suchte er weiter unter den fliegenden Geschöpfen — Wespe — war leider schon mehreremal dagewesen — Fliege — zu alltäglich, obgleich der Titel: „die konservative Fliege" keinen so schlechten Klang gehabt hätte. Einen Augenblick dachte der Doktor an das Fabeltier, den Drachen oder den Greif, der verborgene Schätze hütet. Dieser Name war wirklich nicht zu verwerfen; Schätze besaß die Partei genugsam, sowohl Schätze des Geistes, wie klingende Schätze; verborgen waren diese Schätze vorderhand auch noch; ebenso hätte sich der Greif bildlich dargestellt nicht so übel gemacht. Indessen überlegte der Doktor, daß es dabei doch wohl nötig sei,

vorher bei der Cottaschen Buchhandlung anzufragen, ob man sich deren Wappentiere aneignen dürfe.

So saß der Doktor lange, und konnte nicht mit sich ins Reine kommen, welcher gewichtige, pikante und unbekannte Namen dem Journal eigentlich geschöpft werden sollte. Zur gewöhnlichen Zeitung, Kronik oder Journal mit einem bezeichnenden Vorwort seine Zuflucht zu nehmen, war ihm zu alltäglich, zu unbedeutend, und, nebenbei gesagt, wie viele Zeitungen, Kroniken, Journale gab es nicht schon durch das ganze Alphabet durch! Waren nicht schon alle nur einigermaßen passende Bezeichnungen mit Zeitung, Journal ꝛc. zusammengeleimt worden? — Unmöglich, hierin etwas noch nicht Dagewesenes zu finden. Aber ein Name mußte entdeckt werden, und wo möglich noch heute; denn schon in den nächsten Tagen sollte die erste Nummer des vergrößerten, konservativen Journals erscheinen. Der Doktor hatte schon mehrere Federn zerkaut, hatte mit seinem Blicke fast ein Loch durch die Decke gebohrt und stand jetzt mißmutig von seinem Stuhle auf und trat ans Fenster, Feder und Papier in der Hand, da ihm die eingetretene Dämmerung nicht mehr erlaubte, das am Tische aufzuschreiben, was ihm vielleicht in nächster Sekunde einfallen würde. —

Da unten auf der Straße gingen die Leute ihren Geschäften nach, so beruhigt und alltäglich wie immer. Jeder dachte nur an sich, und keiner der Vorübergehenden schien eine Ahnung davon zu haben, wie sehr der unglückliche Journalist droben sein Gehirn abquälte, um eine passende Benennung zu finden. Allmählich wurden in den gegenüberliegenden Häusern die Lichter angesteckt! Gesellen und Lehrbuben erschienen unter der Hausthüre, um vor dem Nachtessen noch einen Mund voll frischer Luft zu nehmen. Drüben an dem Eckhause waren noch die letzten und unartigsten einer Schar Buben mit dem interessanten Spiel „Anwerfen" beschäftigt. Die bessern dieser kleinen Galgenvögel, oder die, welche sich auf keine solide Lüge hinsichtlich ihres Ausbleibens besinnen konnten, waren schon längst zu Hause. Dort kamen schon die


Die Laterne.

Weiber mit den Zeitungen gelaufen, hinter ihnen drein auch der kleine Bube mit der „Spinne". Ach! er hatte an seinen Exemplaren nicht viel zu schleppen, aber doch kam er, der kleine Junge mit der defekten Hose, ein winziges Paketchen unter dem Arm, neben jenen andern Großmächten der Gesandte eines sehr kleinen Staates. Und er trug heute die vorletzte „Spinne" herum, morgen früh nach dem Kaffee gab es verschiedene heißhungrige Setzer, welche erstaunlich lüstern waren, den Namen des neuen Blattes zu setzen. Der Prospektus war da, schön, bieder, gerade, wahr, umfassend und kurz, wie ein Prospektus sein soll. Schon lange, hieß es in irgend einer bescheidenen Stelle, ist ein großer Teil von vierzig Millionen Deutschen mit uns derselben Ansicht, wie dringend und notwendig es sei, auch in unsrer Residenz den Übergriffen einer zügellosen Presse kräftig und geharnischt entgegen zu treten. — Aber gerade diese Kunststelle war es, welche den Doktor einigermaßen unmutig stimmte; denn so gleichgültig im allgemeinen er auch war, so fand er es doch durchaus nicht spaßhaft, den größten Teil von vierzig Millionen Deutschen, wenn auch nur einen Tag lang, auf das Journal warten zu lassen. Und warten mußten sie ohne alle Gnade, wenn der Doktor nicht noch heute Abend einen Namen erfand. Drum einen Namen.

Ein Königreich um einen Namen!

Mittlerweile war es ganz dunkel geworden, und der Doktor, der sehr hoch oben wohnte, bemerkte an dem plötzlichen Hellwerden hie und da in den Straßen, daß die Gaslaternen angesteckt wurden. Jetzt erschien der Aufklärungsbeamte mit seinem langen Stock und der kleinen Laterne daran auch in der Elstergasse, wo sich dem Hause Nummer vierundvierzig gegenüber ebenfalls eine Gaslaterne befand. Der Anzünder drehte mit seinem Stock den Hahn, hielt sein Laternchen in die Öffnung des Brenners, und ein milder Lichtstrahl ergoß sich über die dunklen Häuser der Elstergasse, welche darüber vor innerer Freude ordentlich zu schmunzeln schienen,

wenigstens blinzelte hie und da ein altes Fenster vergnüglich in die helle Nacht und bei dem hellen Licht und dem tiefen Schatten an den Vorsprüngen eines andern Hauses hätte man darauf schwören können, es verziehe grinsend sein Gesicht zu einer behaglichen Geberde.

Der Doktor hatte dem Anzünder nachsinnend zugeschaut, und als jetzt die weiße Flamme herausfuhr und sich auf seine Fenster und sein Gesicht lagerte, ging ihm plötzlich ein riesenhaftes Licht auf, eine ganze Gasbeleuchtung, ein wahrer Waldbrand — prächtig! jubelte er in sich hinein; — köstlich, unübertrefflich! ja, das ist neu, noch nicht da gewesen, bezeichnend, umfassend! Hastig schrieb er ein Wort auf sein Papier hin, faßte sich aber bald wieder, denn er hielt es für schwach und unmännlich, sogar sich selber eine freudige Bewegung zuzugestehen, sich zuzugeben, daß er sich selbst durch einen sublimen Gedanken überrascht. Er drückte das Kinn fest auf die Halsbinde und brachte die Brille näher ans Gesicht und sagte mit außerordentlicher Ruhe: „Ja, so könnt es vielleicht gehen, das Blatt muß auf jeden Fall „die Laterne" heißen, ein helles Licht, das wir der Welt aufstecken, angenehm für unsere Partei, hell und blendend für die blöden Augen der Radikalen!"

So hieß denn das berühmte konservative Journal „die Laterne", und der Eigentümer fand den Namen nicht so ganz übel, die heißhungrigen Setzer setzten ihn den andern Morgen, in der Residenz las man es noch denselben Tag, und in den nächsten Tagen wußte die Mehrzahl von vierzig Millionen Deutschen, daß ein neues Blatt, „die Laterne", entstanden sei.

Jetzt war für die konservative Partei einem längst gefühlten dringenden Bedürfnis abgeholfen, das Blatt war da und es fehlte an nichts, als an zahlreichen Abonnenten, um es zu unterstützen. Hatte man nicht schon lange geseufzt und gesprochen? — Freilich, statt gehandelt, nur geseufzt und gesprochen. Ja, wenn wir einmal ein Organ hätten, worin wir unsre Ansichten niederlegen

könnten, unsern gerechten Grimm aussprechen über die Übergriffe einer zügellosen Partei, wie wollten wir auftreten! hatten sie gesagt und hatten gedroht, wie in dem Märchen das Schlachtmesser zum Dachladen heraus:

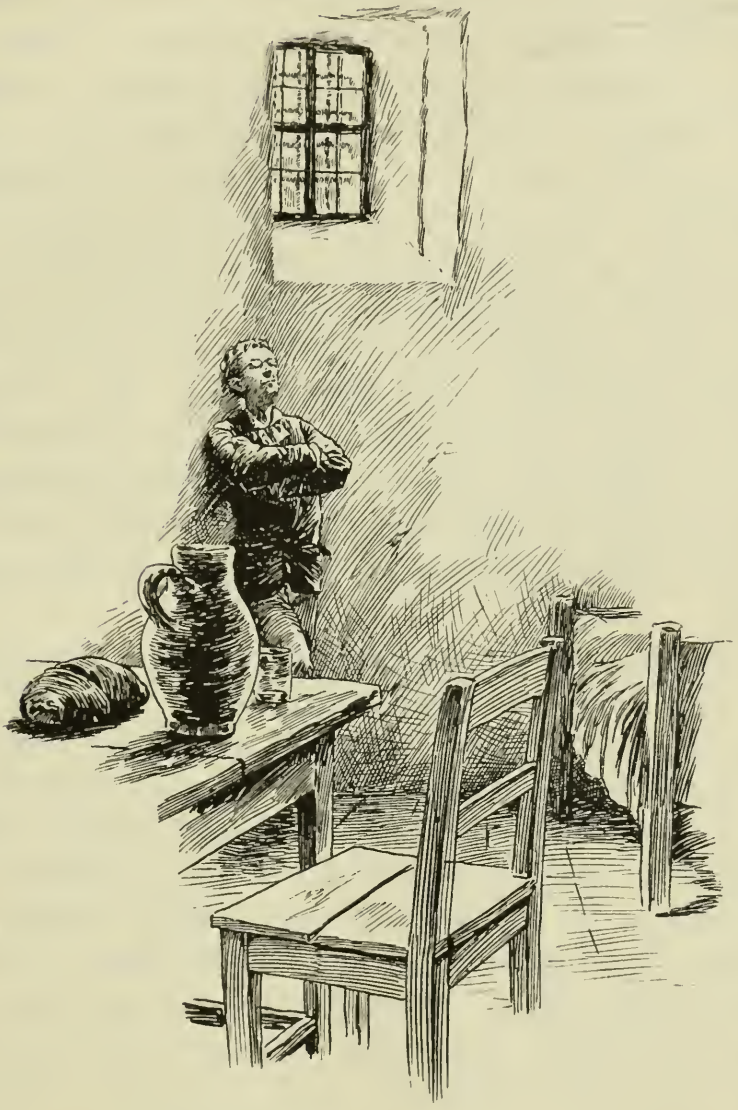
O hätt' ich dich,
Wie wollt' ich dich
Mit meinem langen Messer!

Das lange Messer war nun freilich schon lange da; auch die, auf welche es gezückt werden konnte, zogen sich nicht feig zurück, sondern stellten sich dahin und sagten: „hier bin ich! Aber das lange Messer wurde darum doch nicht gezückt; sie scheuten es, das lange Messer, und wenn es hie und da einmal zu arg wurde, und es nahm einer mutig das lange Messer in die Hand, so eilten die andern davon oder blickten scheu und vorsichtig auf die Seite und konnten es nicht mit ansehen, wie das lange Messer — — in das Innere eines Beefsteaks fuhr.

Aber es war den Leuten nicht übel zu nehmen, daß sie sich nicht gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigten; sie hatten keinen Vereinigungspunkt. Ja, wenn sich einmal ein mutiger, gewandter Arm fände, der das lange Messer kräftig in die Hand nähme und es zum Nutzen und Frommen gegen den Feind führte, wie wollten wir ihn heimlich unterstützen! Ihm öffentlich zur Seite stehen, war freilich nicht thunlich, aber ihm wenigstens aus dem Dunkel heraus unter die Arme zu greifen und ihn aufrecht zu erhalten, das hätten sie schon thun können. Der Arm hatte sich gefunden: Doktor Stechmaier stellte sich offen und frei hin, hieb mit der Waffe der Satire und des Humors um sich und focht mit einem Heldenmute, der, wenn auch nicht einer bessern Sache, doch besserer Mitkämpfer würdig gewesen wäre.

Die Mitkämpfer aber, einige gewichtige, hochherzige Männer

ausgenommen, hatten schon am ersten Tage manches an der „Laterne“ auszusetzen, an dem Journal für die konservative Partei, für welches sie bis jetzt gar nichts gethan. Schon der Name war



ihnen anstößig, unangenehm, unheimlich, und es schwebte ihnen die Aristokratie an der „Laterne“ vor. Dann erlaubte es sich der Doktor Stechmaier auch zuweilen, auf ein altes verrostetes Vor-

urteil der eigenen Partei hinzuweisen, oder erkühnte sich zu sagen: „hättet ihr das und das von selbst gethan, so würde man es euch nicht abnötigen!“ Edel von dem Doktor Stechmaier, schade für das Blatt; denn darauf hin beschlossen viele, die bis jetzt kein Abonnement auf die „Laterne“ hatten, gar keins zu nehmen. Andere und sehr hohe Herren, von denen man mit Recht erwartet, sie würden ein Unternehmen, das ihre Sache verfechte, aufs Kräftigste unterstützen, trieben die Bescheidenheit so weit, sich mit einem einzigen Exemplar zu begnügen. Die geheimen Geldbeiträge blieben aus, die geistigen Beiträge ebenfalls; denn es war doch zu gewagt, sich mit einem Blatte einzulassen, das so offenkundig und schonungslos gegen die mächtige demokratische Partei auftrat. Man konnte ja nicht wissen, ob die Namen der Mitarbeiter nicht später einmal bekannt würden, und was daraus entstehen könnte. So blieben die Kassen auf der Druckerei leer, und die großen Bücher füllten sich mit unbezahlten Rechnungen, von denen sich der Unternehmer des Blattes für seinen Teil sehr, der Doktor Stechmaier für den seinigen gar nicht gedrückt fühlte.

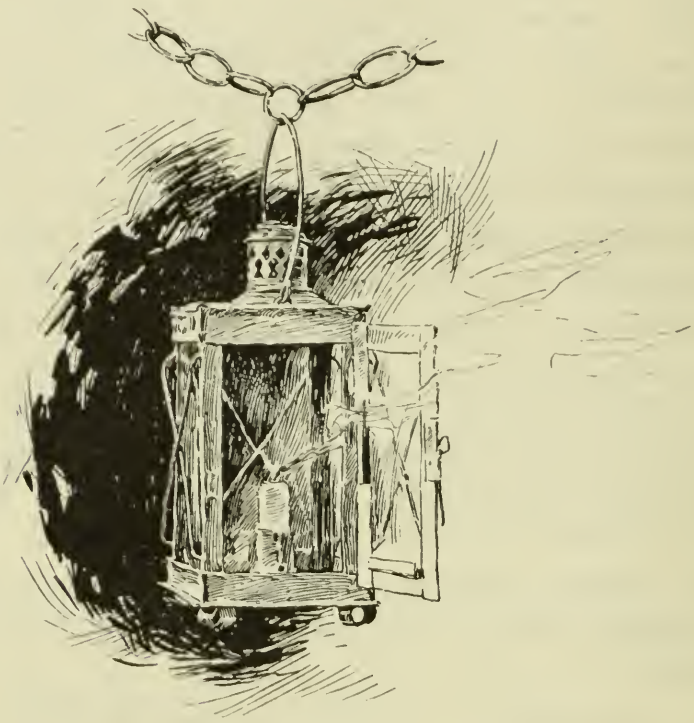
So brannte in der Laterne ein kümmerliches, elendes Licht, und wenn es auch den Aufopferungen derer, die es mit dem Blatte gut meinten, gelang, hie und da einen hellen Schein auf das Treiben der andern Partei zu werfen, so waren dieser wenigen zu wenig, und nach einem solchen Aufflackern herrschte allemal trübseligeres Dunkel als zuvor, und bald sah jede Nummer wie eine Grabrede auf sich selbst aus. Die gewichtigen Männer, die ihr Geld dazu gegeben, sahen bald, daß das Blatt, an allgemeiner Teilnahmlosigkeit kränkelnd, nicht zu halten war, und zogen sich gleichfalls zurück. Der Buchdrucker und Eigentümer hängte dem Doktor Stechmaier von den aufgeopferten Unkosten soviel an den Hals, als er, ein deutscher Litterat, zu tragen imstande war, und die acceptierten Wechsel des Redakteurs, die vor der Verfallzeit wie leichte, lose Blätter flatterten, wurden plötzlich nach diesem denkwürdigen Tage zu ebenso vielen Mühl-

steinen, welche, an ihm hangend, ihn unaufhaltsam in den Abgrund niederzogen.

Das Blatt hörte demnächst auf, und Doktor Stechmaier, der, seit er nicht mehr in dem Wandschranke wohnte, der Polizei zugänglich geworden war, sah sich an einem schönen Morgen genötigt, der freundlichen Einladung des Polizeikommissärs seines Bezirkes nachzukommen und sich auf das Polizeibureau zu verfügen, wo der eben genannte vortreffliche Beamte eine solche Anhänglichkeit an den Doktor und Redakteur bezeugte, daß ein härteres und grausameres Gemüt als das unseres Freundes dazu gehört hätte, dieser zarten Neigung zu widerstehen. Der Doktor, der dies auch einsah, machte keinen fruchtlosen Versuch, sich der Freundschaft des Polizeikommissärs zu entziehen, und so geschah es denn, daß er das Quartier in der Elstergasse Numero vierundvierzig verließ, ohne eigentlich ausgezogen zu sein, und daß er dafür ein andres Gemach bezog, in der Nähe des eben genannten würdigen Freundes, ein kleines bescheidenes Zimmer mit vier weißen Wänden, einem tannenen Tisch und Stuhl, einer Bettlade und einigem Betterwerk, versehen mit Wasserkrug und sonstigen notwendigen Utensilien und geschmückt mit einem kunstreichen Gitter, welches das Fenster in phantastischen Formen bedeckte.

Hier befand sich der Doktor eigentlich nicht schlecht, abgesehen davon, daß die Sonne nur mittags zwischen zwölf und ein Uhr den schwachen Versuch machte, mit dem erwähnten Gitter zu liebäugeln; und abgesehen von der sonderbaren Gewohnheit, ein paar Riegel vor die Thüre zu schieben, welche der alte Mann, der ihm das spärliche Essen brachte, angenommen hatte, sah der Doktor in dieser Aufbewahrungsanstalt durchaus nichts Abschreckendes, und nachdem er berechnet, daß er wohl lebenslänglich hier sitzen könne, bis sich eine mitleidige Seele seiner Partei herbeiließ, ihm die Schulden zu bezahlen, und nachdem er gefunden, daß diese Zeit doch gar zu lang sei, entschloß er sich, mit allem Fleiß an litterarische Arbeiten zu gehen, vor allem aber seine Memoiren zu

schreiben, um darin jungen, unerfahrenen Schriftstellern durch sein Beispiel zu zeigen, wie höchst gefährlich es sei, auf die Teilnahme der konservativen Partei bauend, ein Journal in deren Interesse zu übernehmen.



Fünfunddreissigstes Kapitel

Es war ein heißer Sommernachmittag. Schattenlos lagen die Straßen der Stadt, kein kühles Lüftchen ging, und wenn sich hie und da einmal ein kleiner Wind erhob, so war das, als bliese die Natur in übermäßiger Hitze und stieße einen heißen, schweren Seufzer aus, der aber nur einige Kehrichthaufen beunruhigte oder eine leichte Staubwolke durch die heißen Straßen jagte.

In den Zimmern des Grafen Alfons war das mögliche gethan, um durch Zugluft, Jalousien, aufgespannte Markisen die Hitze zu verscheuchen und dies war auch so weit gelungen, daß, wenn man von der Straße hereintrat, man eine angenehme Kälte

fühlte und eine frische, würzige Luft, hervorgezaubert durch die Menge von Gewächsen und Blumen, welche auf der Treppe, im Gange und in den Zimmern dufteten und blühten. Der Hausherr lag in einem Fauteuil am Fenster und rauchte eine Cigarre, wobei er fleißig einer Limonade zusprach, die neben ihm auf dem Marmortischchen stand. Das Zimmer war ganz verdunkelt und kein Strahl der Sonne drang durch die roten Fensterverhüllungen. Es herrschte eine tiefe Dämmerung, sämtliche Bilder an den Wänden sahen bräunlich aus und die breiten goldenen Rahmen glänzten wie dunkelglühendes Feuer. Am Ende des Salons vor einem großen Flügel saß ein junger Mann, den Arm auf das Notenpult gestützt und den Kopf in die Hand gelegt. Er rauchte ebenfalls eine süßduftende Cigarre und schlug jetzt mit der linken Hand eine chromatische Tonleiter pianissimo an, wie um eine im Gespräch entstandene Pause auszufüllen.

„Wie schon bemerkt, mein lieber Charles," lachte der Graf nach einer Weile, „ist durchaus nichts anderes zu machen, als Donna Elisa, unsere stolze erste Tänzerin, um Verzeihung zu bitten und sie beinebst feierlicher Versprechung einer künftigen besseren Aufführung zu vermögen, daß sie die Rolle in Ihrem Ballet dennoch übernimmt."

„Nimmermehr!" sagte der andere und schlug einen dröhnenden Accord an.

„Aut aut!" antwortete der Graf; „entweder Elise oder kein Ballet; was Sie nun von diesen Sachen vorziehen, weiß ich wahrhaftig nicht; aber das wird Ihnen jeder Coulissenkundige schriftlich geben, daß Ihr Ballet, so schön und gediegen es ist, nimmermehr zur Aufführung kommt, wenn unsere erste Tänzerin sagt: ich will nicht!"

„Aber ist es nicht entsetzlich," sprach der Musiker am Flügel, „ist es nicht herabwürdigend für Kunst und Künstler, daß es von dem Willen einer Tänzerin abhängen soll, ob ein Musikwerk, über welches sich der Kapellmeister günstig ausgesprochen, ob ein Ballet, welches der Balletmeister für eines der besseren neueren erklärt,

gegeben werden soll oder nicht? ist es nicht ganz entsetzlich, von der Laune eines Weibes abhängen zu müssen?"

Der Graf lachte laut auf und sagte alsdann: „mein guter Charles, man sieht wohl, daß Sie die Welt nicht mehr besuchen, oder vielmehr, daß Sie eigentlich nie den Versuch gemacht haben, den inneren Mechanismus unseres gesellschaftlichen Verkehrs zu ergründen. Ihnen kommt es entsetzlich vor, von der Laune eines Weibes abzuhängen; aber sagen Sie mir, Teuerster, wer, der einigermaßen eine Stellung einnimmt, befindet sich nicht im selben Falle? Glauben Sie mir, wir Herren der Schöpfung sind im Grunde nichts als die Sklaven des sogenannten schwachen Geschlechts und werden von diesem, wenn es hoch kommt, sanft geleitet, gewöhnlich aber derb an der Nase herumgeführt. Ich könnte Ihnen davon merkwürdige Geschichten erzählen."

Abermals trat eine Pause ein und wieder säuselte eine chromatische Tonleiter aus den Tasten hervor. Dann antwortete der Musiker: „ich verstehe vollkommen, was Sie eben sagten, aber mein Fall ist eigentlich ein ganz anderer. Sich von einem vielleicht geliebten Weibe leiten zu lassen, oder von der tyrannischen Laune eines unbekannten abzuhängen, ist zweierlei."

„Versteht sich, ist zweierlei," entgegnete der Graf; „aber es ist darum nichts Unerhörtes, das Sie zu einem Schrei des Entsetzens veranlassen könnte, und Sie sind wahrhaftig nicht der einzige, dem die Laune einer Frau einen Strich durch seine schönste Rechnung macht; das kommt uns allen täglich, ja stündlich vor und ich wollte vorhin nur sagen, daß ich nicht begreife, wie dergleichen Sie eigentlich so außer sich bringen kann. Und dann haben Sie im Grunde gegen die Tänzerin gefehlt."

„Ich hätte gegen sie gefehlt?" sagte hastig der Musiker; „und in wie fern, wenn ich fragen darf."

„Das liegt auf der Hand," versetzte der Graf, „und ich hätte Sie bei Gott nicht für so befangen, nicht für so blind gehalten, daß Sie die Ecken, wo Sie anstoßen, nicht sehen sollten. Ich werde mir eine neue Cigarre anstecken und Ihnen es dann aus-

einandersetzen, was Sie verschuldet. Wenn wir auf diese Art Anfang und Sitz der Krankheit ergründen, so finden wir vielleicht ein Heilmittel. — Brennt Ihre Cigarre noch? Werfen Sie sie weg und nehmen Sie sich eine andere. — Ich würde mir einen geistreichen Vergleich erlauben, indem ich Ihnen sage, daß mir das ganze Leben wie eine Cigarre vorkommt, süß und berauschend, versteht sich von selbst, oder auch scharf und bitter; aber der Hauptpunkt, worin sich Cigarre und Leben außerordentlich ähnlich sind, ist, daß beide nur bis zur Hälfte schön sind: dann geht's abwärts, sie will nicht mehr recht brennen, sie bekommt zugleich mit dem angenehmen Dampf mehr und mehr einen bitteren Nachgeschmack, die Asche glimmt nicht mehr rund und voll; kurz, es ist eine ganz verdrießliche Geschichte. Darum werfen Sie ihren Rest weg und nehmen Sie eine neue. — So. — Ach! die ersten Züge haben etwas wunderbar wohlschmeckendes, wie die ersten vollen Züge aus dem Becher des Lebens."

Der Musiker hatte den Rat seines Freundes befolgt, und einen Augenblick darauf sah man zwei dunkle glühende Punkte durch die Dämmerung des Zimmers leuchten.

„Jetzt also hören Sie Ihre Geschichte, Teuerster! Sie haben eine vortreffliche Oper geschrieben, die aber nicht ganz fertig ist; der zweite Akt soll, ich mache Ihnen keine Komplimente, nach dem Urteil von Musikkennern ein kleines Meisterwerk sein — sehr gut! Sie komponieren in der Zwischenzeit ein Ballet, und da das schneller fertig ist als die Oper, so beeilen Sie sich, es der Intendanz zur Aufführung zu übergeben."

„Um einmal selbst zu hören," unterbrach ihn der Musiker, „um einen vollkommen klaren Begriff von meiner eigenen Instrumentation zu bekommen; es war mir dies für meine Oper von großem Nutzen."

„Ganz recht!" fuhr der Graf fort, „die Intendanz nimmt Ihr Ballet an, man schickt Sie zu dem Balletmeister und so weit ist alles in Ordnung. Sie kommen zu Signor Benetti und hätten ihm sagen müssen: Hier bin ich, der Komponist des neuen Ballets,

dem ein Erfolg in Aussicht steht, sowie Sie es in Ihre Künstlerhand nehmen. Was die Besetzung der Rollen anbelangt, Herr Balletmeister, — so mußten Sie nämlich sprechen, — so verfahren Sie darin ganz nach Ihrem Gutdünken. — Statt aber also zu thun, sehen Sie bei dem Italiener zufällig unsere zweite, auch sehr gute Tänzerin, Demoiselle Pauline, und sagen dem Balletmeister, dieser und keiner andern dürfe die erste Rolle in Ihrem Ballet zu teil werden. — Und weshalb thaten Sie das, junger, leichtsinniger Künstler? — Sie thaten es nur, wie Sie mir selbst eingestanden, weil das Mädchen so schöne blonde Haare hat."

„Ich gebe das zu," sagte der Musiker mit leiser Stimme, indem er eine reizende Melodie anschlug: „ich gebe das vollkommen zu, denn mir schwebte bei meiner Arbeit ein himmlisches Wesen vor, mit hellem, lichtem, goldenem Haar."

„Das ist alles schön und gut," antwortete der Graf, „man kann seine Passionen haben — auch ich liebe die blonden Haare leidenschaftlich; doch hören wir weiter, wohin diese Liebhaberei Sie geführt! Daß Demoiselle Pauline Ihren Ausspruch, den Ausspruch des Komponisten für ein Orakel hält und sich die Rolle zueignet, können Sie sich denken. Sie ist entzückt davon, sie wird in den vier verschiedenartigen neuen Kostümen deliciös aussehen und alle Einwendungen des Signor Benetti beantwortet sie kurz dahin, daß die Rolle für sie komponiert sei. Mit ähnlichen Geschichten, mein lieber Freund, machen Dichter und Komponisten den Intendanzen viel böse Händel, und wenn der Verfasser irgend eines neuen Trauerspiels an einen beliebigen Schauspieler, um ihm zu schmeicheln, schreibt: diese oder jene Rolle (die eigentlich gar nicht für ihn paßt) wird in Ihren Händen gut aufgehoben sein, so klammert sich der Mime daran, und gute Nacht Rollenausteilung von Seiten der Intendanz oder der Regisseure! Diese Rolle ist speziell für mich geschrieben, sagt der Künstler, der Dichter hat meine Persönlichkeit dabei bis in die kleinsten Einzelnheiten berücksichtigt, er hat mir die Rolle selbst zugeteilt, und ich werde sie spielen, werde groß darin sein, jeder Zoll ein Künstler!"

„Nun ich sollte meinen," antwortete der Musiker, „daß im Grunde genommen Dichter und Komponist auch wohl das Recht haben, eine Rolle in irgend einem Stück, einer Oper für diese oder jene Persönlichkeit zu schreiben."

„Verzeihen Sie, teuerster Freund," antwortete der Graf, „dieses Recht gebe ich Ihnen für die Pariser große Oper zu, auch vielleicht für ein paar unserer ersten Bühnen in Deutschland, wo die Künstler und ihre Fähigkeiten so genau bekannt sind; aber für kleinere Theater kann man Dichtern und Komponisten dieses Recht durchaus nicht einräumen, wenigstens ihre Ansicht nicht zum Gesetz erheben. Was nun überhaupt das Ballet anbelangt, so ist dieses in der Theatergrammatik ein höchst unregelmäßiges Zeitwort, und die Eigenheiten und Launen der Tänzerinnen sind nach keiner feststehenden Regel zu konjugieren."

„Das ist ihre eigene Schuld und schlimm für sie," sagte der Musiker.

„Nein, mein Freund!" lachte der Graf, „im Gegenteil, das ist schlimm für den Komponisten, wir werden das erfahren. — Also Demoiselle Pauline hat kaum ihre Rolle erhalten und Demoiselle Elise, dem Rang und Titel nach die erste Tänzerin, hat dies kaum erfahren, so reklamiert sie die Rolle als ihr Eigentum, die andere, von Signor Benetti unterstützt, giebt nicht nach. Elise fährt zum Intendanten, der Intendant zuckt die Achsel, sagt, sie habe ein Recht auf die Rolle und weist sie an den Balletmeister. Signor Benetti sucht sie zu besänftigen, versichert sie, es sei für Demoiselle Pauline die größte Demütigung, wenn sie eine einmal empfangene Rolle abgeben müsse. Umsonst! Die andere besteht auf ihrem Recht; jetzt werden Sie, edler Musikmeister, nochmals gefragt und . . ."

„Bleibe bei meinem ersten Ausspruch," sagte der Musiker.

„Richtig!" fuhr der Graf lachend fort, „Demoiselle Pauline soll die Rolle erhalten, weil sie blonde Haare hat."

„Ja, weil sie blonde Haare hat," sprach ebenfalls lachend der Musiker.

„Der Intendant," fuhr der Graf fort, „nachdem er sich natürlicherweise lange gesträubt, giebt endlich Ihren Bitten, meinen Bitten, denen des Balletmeisters und der schönen blonden Tänzerin nach und Sie triumphierten für einen Augenblick; ich aber, der die Verhältnisse besser kenne, triumphierte nicht und fand es vollkommen begreiflich, als am selben Tage, wo die Proben Ihres Ballets beginnen sollen, unser erster Tänzer sich unwohl erklärt, indem er versichert, alles, was er für die Intendanz thun könne, sei, das morgen stattfindende, schon längst einstudierte Ballet ein paarmal zu tanzen, dann müßte er aber wegen seiner geschwächten Gesundheit einige Monate Ruhe haben. Nun sieht der Tänzer allerdings erbarmungswürdig mager und elend aus, aber so war er schon so lange ich ihn kenne, und wenn morgen Demoiselle Elise die bewußte Rolle erhielte, so tanzte er Ihr Ballet sechsunddreißig Abende nach einander, ohne dadurch kränker zu werden."

„Gleichviel!" sagte heftig der junge Musiker, „ich habe das meinige gethan und bin nicht imstande, diese Intriguen zu contrecarieren."

„Also ist das Ende vom Lied," versetzte der Graf, „daß der Tänzer nicht tanzt, und daß, da wir keinen andern haben, Ihr Ballet nicht gegeben wird."

„Immerhin!" entgegnete der Musiker, „ich habe der Demoiselle Pauline einmal die Rolle übertragen und kann sie ihr nicht wieder abnehmen, und wenn ich es könnte, thäte ich es doch nicht. Ich habe mir einmal vorgenommen, dies Mädchen in meinem Ballete zu sehen und dabei bleibe ich!"

„Wegen der blonden Haare," lachte abermals der Graf. „Sie sind ein Trotzkopf, aber da mir diese Caprice gefällt — man hat sogar in der Gesellschaft sich über diese Ihre Grille schon beifällig geäußert und die Damen behaupten, wenn Sie nicht gar ein stiller Anbeter unserer blonden Tänzerin seien, so müßte Ihre Geliebte notwendigerweise ein ähnliches Haar haben —* so will ich alles mögliche versuchen, allen meinen Einfluß aufbieten, um zu sehen, ob etwas für Sie oder Ihr Ballet zu thun ist; meine

einzige Hoffnung beruht auf Signor Benetti, der alles daran setzen wird, Ihr Werk durchzubringen. — Jetzt wollen wir aber gleich einen Schritt hiezu thun und Sie können mich begleiten."

Mit diesen Worten zog der Graf an einer Klingelschnur, die in der Nähe hing, worauf der Kammerdiener leise eintrat und auf die Frage seines Herrn: wann heute die Balletprobe anfinge, zur Antwort gab', es sei ihm angezeigt worden, dieselbe beginne um fünf Uhr. Ein Blick auf die Pendule belehrte den Grafen, daß bis dahin eine Viertelstunde Zeit sei, er erhob sich langsam und schwerfällig aus seinem Fauteuil, ließ die Gardinen zu einer Glasthüre, die in den Garten führte, aufziehen, die Thüre selbst öffnen, und da die Sonne von dieser Seite des Hauses verschwunden war, so zog eine kühle, mit Blumenduft geschwängerte Luft in den Salon.

In wenigen Minuten war die Toilette beendigt, der Phaeton des Grafen fuhr vor, beide stiegen ein und die munteren Pferde, sich der kühleren Luft freuend, tanzten lustig und heiter dem Theatergebäude zu. —

Wenn die Treppen und Gänge im königlichen Hoftheater, welche auf die Bühne führten, schon am Abend bei spärlicher Lampenbeleuchtung ziemlich finster waren, so gehörte heute am Tage, wo die einzige Beleuchtung in einem Sonnenstrahl bestand, der sich am Ende eines ungeheuer langen Korridors durch ein kleines, vergittertes Fenster stahl, keine geringe Ortskenntnis dazu, um nicht, statt auf die Bühne, unter das Podium oder auf den Schnürboden zu geraten.

Graf Alfons aber, der diese Ortskenntnis hier in hohem Grade besaß, behielt die richtige Mitte, und so gelangten die beiden durch eine kleine, von selbst zufallende Thüre hinter die Coulissen, wo ein lebendiges, aber nebelhaftes Getreibe stattfand.

Es wurde hier, wie schon bemerkt, eine Balletprobe gehalten, mit sehr vielen Maschinerien, Versenkungen, Statisten und sehr wenig Licht. Nur vornen brannten einige Prosceniumslampen und aus dem Orchester glänzte hie und da ein Lichtstrahl gedämpft

unter einem Schirm hervor und beleuchtete das Notenblatt, die Violine des Musikanten und dessen Nase, die eifrig dem abgespielten Takt auf dem Papier folgte.

Der Anzug der Tänzerinnen war ganz in derselben Art, wie wir ihn auf dem Balletsaale kennen gelernt haben, ebenso der des Balletmeisters. Der erste Tänzer mit dem seidenen Faden um den Kopf stand in der vordersten Coulisse und versuchte mit einigen kühnen Verdrehungen seines Körpers, ob kein Gelenk an demselben eingerostet sei. In der zweiten Coulisse stand unser Freund, der

Herr Dubel, jetzt Dubelli, in gelben Nanking gekleidet und sein langes blondes Haar wurde ebenfalls durch den unentbehrlichen seidenen Faden festgehalten. Herr Dubel wurde gerade von einigen ältern Ratten haranguiert, indem es denselben zu Ohren gekommen war, der Kollege wohne in dem allerliebsten Hause vor dem Thore ganz allein, was die Tänzerinnen im höchsten Grade unpassend, ja menschenfeindlich und durchaus nicht gentil fanden. Eine volle kleine Person aber mit einem der elegantesten, sehr langen Oberkörper, wie man ihn nur sehen konnte, und den sie so leicht in den Hüften wiegte, daß man glauben mußte, sie müsse notwendigerweise einmal mitten von einander brechen, meinte: wenn der Baron Karl noch immer ein Beschützer der Kunst ist, so soll er es beweisen und einigen von uns in seinem hübschen Hause ebenfalls Wohnung einräumen. „Seien Sie ganz unbesorgt, Dubelli," sagte die kleine Kokette und machte ein immenses Battement, „seien Sie ganz unbesorgt, Ihr Ruf sollte nicht darunter leiden, denn Sie wissen, ich wohne mit meiner Mutter zusammen."

„Ja," lachte eine andere mit einem außerordentlich kurzen Tanzrock und sehr starken Waden, „und die ganze Welt weiß ja auch, daß du einen feurigen Anbeter hast. Eure treue Liebe ist bekannt."

„Das ist sie auch, Jungfer Naseweis," entgegnete die erste gereizt und warf sich mit einer halben Pirouette dem Tänzer für einen Augenblick in die Arme; „und ich hoffe nicht, daß es dich etwas angeht; du solltest dich überhaupt in deinem Alter besinnen und nicht von Courmachen und dergleichen sprechen. Pfui! du junges, unreifes Ding!"

Nach dieser Strafpredigt schritt sie stolz auf die Bühne hinaus mit den Händen fest ihre Hüften umspannend und hin und her wedelnd wie ein junger Wachtelhund. Die anderen lachten ihr unbändig nach, namentlich die Ausgescholtene, eine schlanke Blondine mit einem reizenden Gesichtchen. Sie mochte siebenzehn Jahre alt sein und die erzürnte Tugend, die eben von dannen schritt, vielleicht neunzehn.

„Es ist recht, daß sie geht, das hochmütige Ding," sagte eine dritte; während sie einen Entrechat um die andern machte, „ihre Courmacher hat sie nicht durch gutes Tanzen erworben und wenn sie hie und da einmal applaudiert wird, so weiß man schon, aus welcher Loge das Zeichen gegeben wird und wo im Parterre die bezahlten Claqueurs sitzen. Das braucht unsereins nicht."

Die also sprach, war von der Natur mit minderer Körperschönheit begabt, aber die erste Chortänzerin, die auch zuweilen zu kleinen Partien benützt wurde. „Wohnen Sie denn wirklich in dem Hause allein, Dubelli?" fragte sie, während sie ihren Fuß auf eine der Coulissenlatten setzte und an dem Sitz ihres Tricots etwas korrigierte. „Wohnen Sie denn wirklich in dem ganzen Hause allein? na, da könnten Sie wirklich unsereinem ein Stübchen abtreten; der Baron, so heißt es, kommt ja doch nicht wieder, er soll artig sein und sein Haus jungen tugendhaften Tänzerinnen vermachen, die natürlicherweise keine Liebhaber haben dürfen und sich solid und anständig aufführen."

Alle lachten abermals laut auf, als nun der Tänzer antwortete: „auf solche Art, unter solchen Bedingungen glaube ich, kann's der Baron schon versprechen, da wird's ziemlich leer bleiben," worauf die schlanke Blondine erwiderte:

„Pfui, Dubelli! meinen Sie das wegen dem solid und anständig sein?" Doch küßte ihr der Tänzer galant die Hand und sagte:

„Nein, teuerssss-te Bertha, ich meine es nur von wegen der Liebhaber." Er wollte noch einige passende Worte hinzufügen, doch machte in diesem Augenblick auf der Bühne die dritte Solotänzerin, Mademoiselle Therese, eine so gewaltige Pirouette, daß sie darüber das Gleichgewicht verlor und sich nur vor dem Fallen retten konnte, indem sie dem Tänzer an die Brust stürzte, der sie auch als guter Kollege festhielt und vor dem Fall rettete.

„Du wirst dich auch mit deinen wilden Pirouettes einmal blamieren!" sprach die erste Chortänzerin, „dein Oberkörper ist viel zu schwer zu dergleichen und dann trittst du mit dem Fuße

viel zu heftig ab. Ihr meint aber immer, eine Pirouette sei nur schön, wenn man vierundzwanzigmal herumfliegt wie ein Kreisel. Das ist aber eine ganz falsche Voraussetzung, dreht euch drei — viermal sicher, und steht dann mit einem Aplomb und einer graziösen Attitude vor dem Publikum fest, so ist's viel schöner. Da ist der Dubelli, der macht eine Pirouette, wie sie vielleicht Benetti in seiner guten Zeit nicht besser ausgeführt."

„Oho!" sagte der geschmeichelte Tänzer, „Sie sind viel zu gütig, ich? — ein Anfänger? eine Pirouette ist eine sehr schwere Sache."

„Ja, das ist's!" versetzte Demoiselle Therese, „und ich weiß, die meine ist mangelhaft."

„Du hast recht, mein Schatz," lachte die Chortänzerin, „Takt und Aplomb muß einem angeboren sein. Allons, Dubelli! machen Sie uns einmal eine Pirouette in vier schnellen Touren und dann stehen Sie wie eine Mauer, — kommt hinaus auf die Bühne!"

„Ja, ja," sagte Demoiselle Therese, „er soll eine machen, hat ja heut' doch nichts zu thun." Und das Corps der Ratten drängte ihn auf die Bühne und wiederholte unter lautem Gelächter: „ja, ja, er muß eine Pirouette machen!"

Nun hatte sich mit dieser Art von Exercitien der ehemalige Schneider schon früher eifrigst beschäftigt. Denken wir nur an jenen unvergeßlichen Bürgerball, wo er dadurch den jungen Eduard und die Putzmacherin so sehr entzückte; und er war wirklich imstande, eine Pirouette zur vollkommensten Zufriedenheit des Signor Benetti und zum vollkommensten Ärger des ersten Tänzers auszuführen. Doch war er durchaus nicht geneigt, dem Drängen, ja Befehlen dieses jungen, unverschämten Volkes nachzugeben. Er sträubte sich mit Händen und Füßen gegen den Vorschlag, diese Tanzübung anzustellen; aber umsonst! je mehr er sich weigerte, um so stärker lärmten die Ratten, und von dem Spektakel angelockt, eilten alle Chortänzerinnen aus ihren Schlupfwinkeln hervor auf die Bühne, hinter Felsen und Büschen, aus Palästen und Grotten kamen sie hervor und der einstimmige Ruf erscholl:

„Dubelli muß eine Pirouette machen!“ Umsonst klopfte der Balletmeister, der mit einigen Kunstfreunden im Hintergrunde stand, mit seinem Stock auf die Bühne, es half alles nichts, die Tänzerinnen bildeten einen großen Kreis und sogar Signor Benetti sah sich endlich veranlaßt, lächelnd näher zu treten und seinen Schüler zu ersuchen, dem wilden Volke diesen Gefallen zu thun.

Endlich gab er nach, strich das Haar zurecht, wiegte den Oberkörper aus den Hüften heraus, nahm seine Stellung, stieß sich kunstgerecht mit dem Fuße ab, fuhr sechsmal herum und stand darnach wie eine Mauer. — Allgemeines Bravo! — Hiedurch ermuntert und geschmeichelt, machte der Tänzer eine zweite und dritte Pirouette, eine besser als die andere. Sogar der Balletmeister klatschte ihm Beifall zu. Jetzt spähte Dubelli neben sich auf den Boden, wo eine Versenkung mit einem weißen Kreidestrich bezeichnet bereit war, um einen bösen Geist zu anfang des Ballets in die Hölle hinabzuführen, er wußte, ein leichter Stoß mit dem Fuß war das Zeichen für die Zimmerleute drunten, um die Fallthüre herabzulassen. Dies überlegend und angespornt durch die

Blicke des ganzen Personals, die auf ihm ruhten, machte er eine neue, wunderschöne Pirouette, stand darauf, sich zierlich verneigend, einen Augenblick still, sprang aber mit einem gewaltigen Satz auf die Versenkung, gab das Zeichen und verschwand unter einem nimmer enden wollenden Beifallsgeschrei.

Der Graf, der mit dem Musiker bei Signor Benetti stand, hatte eifrigst applaudiert und wandte sich alsdann zum jungen Künstler, indem er ihm leise ins Ohr flüsterte: „unbesorgt, lieber Freund, wir sind gerettet! Dubelli muß die erste Partie in Ihrem Ballet übernehmen und wird sie glanzvoll ausführen."

Als nun der Tänzer unter dem Podium herauf wieder an das Tageslicht hervortrat, wurde er mit einer Flut von Komplimenten überschüttet. Der Balletmeister schüttelte ihm die Hand, nannte den Sprung etwas gewagt, aber von außerordentlichem Effekt. Die erste Chortänzerin hob stolz den Kopf, als wollte sie sagen: sie sei es, die den Kollegen auf die in ihm wohnende Kraft aufmerksam gemacht, und Demoiselle Pauline, die ebenfalls herbeigeeilt war, versicherte ihn, sie sei bereit, morgen, wenn es sein müßte, ein Pas de deux mit ihm zu tanzen.

Nur zwei Personen schienen von dem Talent des Herrn Dubelli nicht erbaut, das war der magere erste Tänzer und Mademoiselle Elise, La Prima Ballerina Assoluta. Sie saß in einem kleinen Fauteuil vorn bei den Prosceniumslampen und that, als ob sie den Spektakel gar nicht gesehen. Er drehte der Bühne den Rücken zu und sagte etwas von Seiltänzerei, von Mangel an jedem Kunstgefühl, und dann warf die Tänzerin trotzig den Kopf in die Höhe und versicherte, es sei bald auf dieser Bühne gar nicht mehr auszuhalten.

Es waren noch einige Vorbereitungen an Maschinerien und Zaubereien aller Art zu machen, ehe die Probe beginnen konnte, und während dieser Zeit näherte sich Graf Alfons der ersten Tänzerin, die er sehr genau gekannt, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Doch drehte ihm die schöne stolze Dame, als er nun neben ihrem Fauteuil saß, entschieden den Rücken, antwortete

auf seine verbindlichen Redensarten lange nicht und als er nicht nachließ, ihr ein freundliches Wort abzugewinnen, wandte sie ihm das reizende, erzürnte Gesicht zu und sagte heftig: „Graf, ich hasse Sie!“

„Das ist ja entsetzlich, schöne Elise!“ entgegnete der also Empfangene, „und doch ist mir selbst Ihr Haß schmeichelhaft, man kann nur etwas hassen, dem man einstens Wert beigelegt hat; aber Scherz bei Seite,“ fuhr er schmeichelnd fort, „ich glaube in der That nicht, daß ich Ihren Haß verdiene.“

„In der That, Sie glauben das nicht?“

„Wahrhaftig nicht, schöne Elise!“

„Das ist in der That komisch.“

„Es ist gar nicht komisch, Ihr Haß ist mir schrecklich, um so mehr, da ich mir nicht bewußt bin, ihn verdient zu haben.“

„Sie protegieren meine Feinde!“ fuhr die Tänzerin heftig auf, und der Graf entgegnete:

„Ich Ihre Feinde protegieren? haben Sie überhaupt Feinde, reizende Künstlerin?“

„Sie protegieren jenen jungen Musiker,“ sagte sie entrüstet, „Sie protegieren sein abgeschmacktes Ballet, ein Ballet ohne Sinn und Geschmack, wie der Maestro selbst, der es gemacht!“

„O, Sie urteilen in doppelter Hinsicht ungerecht; erstens, indem Sie voraussetzen, daß ich durch meine Protektion jenes jungen Künstlers Ihnen zu schaden beabsichtigte, und dann, daß Sie einen jungen Menschen unsinnig und geschmacklos nennen, der noch nicht das Glück hat, von Ihnen gekannt zu sein.“

„Wahrhaftig, Graf,“ sagte die Tänzerin bitter lachend, „ich bin nach der Bekanntschaft nicht lüstern. Haben Sie je etwas Lächerlicheres gehört, als das, eine zweite Künstlerin für eine Rolle befähigter zu halten, als die erste, weil die zweite blondes Haar hat? o es ist ganz absurd!“

„Nennen Sie es eine Grille,“ antwortete begütigend der Graf.

„Eine Grille?“ rief entrüstet die Tänzerin und fuhr in die Höhe, „eine Laune also? ein junger, unbekannter Mensch wagt es,

gegen eine erste Tänzerin grillenhaft, launenhaft zu sein! — doch was ereifere ich mich? mich geht die Geschichte weiter nichts an, und vielleicht ist es auch Bescheidenheit von Ihrem jungen Menschen," setzte sie höhnisch lachend hinzu, „er zieht es wahrscheinlich vor, sein Ballet zweiten Ranges mit Künstlern zweiten Ranges zu besetzen. Aber Ihnen, Graf, werde ich diese Perfidie niemals vergessen; wie gesagt, ich hasse Sie!"

Damit sprang die Dame so hastig auf, daß ihr atlaßnes Mieder krachte und rauschte, und gieng in die Coulissen. Der Graf sah ihr achselzuckend und lächelnd nach und sagte zu sich selber: „wenn ich nur einmal das Protegieren lassen könnte! da stehe ich nun, wie Herkules am Scheidewege. Es ist mir zum Bedürfnis geworden, mit den Tänzerinnen auf einem guten Fuß zu leben, ich kann nicht leiden, wenn mir eine auf der Bühne ein böses Gesicht macht. Was thun? Sie wieder ärgern und der tugendhaften Pauline nun zuletzt die Cour machen oder der da morgen das kleine Pferd schicken, das sie neulich so auffallend gelobt? mich dauert nur der arme Charles! — — — — Nun, wenn sie ferner keine Geschichten machen will, so will ich das Pferd schon opfern, schreib's zu dem übrigen. — — —

In diesem Augenblicke begaben sich die Musikanten an ihren Pult, der Kapellmeister schraubte seinen Stuhl in die Höhe, setzte sich hinauf, grüßte auf die Bühne und schlug die Partitur auf, nachdem er eine Prise genommen. Signor Benetti trat vor, an der Hand führte er die kleine Marie, seinen Liebling, und setzte sie sorgfältig auf den Fauteuil nieder, den die erste Tänzerin eben verlassen. Hier mußte das liebliche Kind die Probe mit ansehen und der alte Italiener trat öfter neben ihren Stuhl und erklärte ihr dies und das. Die Kleine wurde aber auch von dem ganzen Personal auf den Händen getragen, und als nun die Probe begann und der Chor mit Blumenkörben auf die Bühne tanzte, neigten sich alle freundlich vor dem Kinde und grüßten sie mit Hand und Mund, und die, welche gerade in ihre Nähe kamen, drückten ihr die kleinen Händchen.

Nach dem ersten Akte versuchte es der Balletmeister unter Beihilfe des Grafen, nachdem sie vorher den jungen Charles bearbeitet, Demoiselle Elise zu bereden, sie möge die Rolle in dem Ballet übernehmen. Aber umsonst! Sie erklärte fest und bestimmt, eine Partie, die ihr einmal entzogen, nicht anzunehmen. Dann begann der zweite Akt, und da die erste Tänzerin in demselben fast nichts zu thun hatte, so gieng sie zu ihrem Fauteuil, auf welchem die kleine Marie saß. Sorgfältig hob sie das Kind empor, nahm es auf ihren Schoß und drückte sein Köpfchen an ihre Brust. Da saß sie nun auf der halbdunklen Bühne, die gefeierte Tänzerin, reich, jung und schön, ein munteres, lebenslustiges Mädchen, und vor ihren Augen entwirrten sich die Touren, in welchen auch sie morgen erscheinen würde, mit ungeheurem Beifall überschüttet; und während sie das dachte und das Kind, das die Tänzerin gern hatte, sich fest an sie schmiegte, wurde ihr Auge feucht und schwere Thränen tropften dann unter den langen, schwarzen Wimpern hervor. Sie umschlang das kleine Geschöpf mit ihren Armen, und der Schmerz, der in ihrem Herzen zuckte, war keine Folge der ihr entrissenen Partie, auch haßte sie in diesem Augenblicke diejenigen nicht, welche ihr die Rolle genommen, weil sie sie genommen, sondern sie haßte sie, weil beide im öffentlichen Leben einen so verschiedenen Standpunkt einnahmen. Pauline war arm, das heißt, sie hatte nur ihre Gage, und die junge Männerwelt sagte: sie ist ein kaltes Geschöpf. Sie, die erste Tänzerin, dagegen war sehr reich, und die elegantesten jungen Männer geizten darnach, ihr die Hand küssen zu dürfen. An alles das dachte sie und drückte das unschuldige Mädchen auf ihrem Schoße fester in die Arme. Sie neigte das Gesicht auf das schwarze Haar des Kindes und flüsterte unhörbar: „warum mußt du eine Tänzerin werden, mein Kind? thu' es nicht! flieh' unser glänzendes Elend! so gut, so lieb, so unschuldig! O, wenn ich denken muß, welcher Schmerz nach zehn Jahren in dieser kleinen Brust wohnen wird, wie viel getäuschte Hoffnungen, wie viel Kummer und Leid! O Kind, dir wäre besser, du hättest kein

Talent, und Gott möge es denen vergelten, die dich hieher brachten!"

Sie drückte ihre heißen Lippen auf die Stirn des Mädchens und sagte unter reichlichen Thränen: „armes Kind, warum willst du eine Tänzerin werden?"

Die Probe gieng unterdessen ihren Gang fort, es kam die Scene, deren sich der Leser vom Balletsaal her erinnern wird, das Pas de deux des Ritters Astolfo mit Demoiselle Pauline. „Was sind die Reize meiner Braut, die mir vom Schicksal bestimmt ist, gegen die deinigen, o Holde?" und dann antwortete sie: sie könne ihn nicht lieben, er habe ja eine Braut und doch liebt sie ihn, aber das Schicksal trennt sie unerbittlich. Auch das gieng vorüber und das ganze Ballet zur vollkommensten Zufriedenheit des Signor Benetti. Als alles beendigt war, verließen die Musiker ihre Plätze, der Kapellmeister wechselte noch ein paar Worte mit dem Inspizienten, dann wurden die Lichter an den Musikständern ausgelöscht, die Prosceniumslampen verschwanden, die Theaterwagen mit den ersten Tänzerinnen rollten nach Hause, die Ratten giengen zu Fuß hinweg, unter dem Arm ein kleines Bündel oder ein Paar Schuhe tragend, die notwendiger Reparaturen bedurften, und die letzten, die das Opernhaus verließen, waren der Ballettmeister, Graf Alfons, Charles der Musiker und der Herr Dubelli.

Auf dem Gesicht des letzteren strahlte ein außerordentliches Glück, und wir finden das begreiflich, nachdem wir die letzten Worte des Signor Benetti vernommen. „Es bleibt also dabei," sagte dieser würdige Mann, „Demoiselle Pauline behält ihre Partie und Sie, Dubelli, tanzen die andere. Ich will doch sehen, ob ich noch Herr und Meister im Balletsaal bin. Aber, junger Mann, es gilt ein ernsthaftes Studium, Tag und Nacht bis zu der Aufführung, Tag und Nacht unausgesetzt fort, da Sie das ungeheure Glück haben, nach kaum zweimonatlichen Studien eine schöne glänzende Rolle vor dem Publikum tanzen zu dürfen. — Guten Abend, meine Herrn!"

Die Pferde des Grafen, die lange gewartet — es war beinahe

halb neun geworden und die Sonne am Untergehen — knirschten ungeduldig in die Zügel und fuhren nun wie der Blitz mit dem leichten Phaeton davon. Der Graf brachte den Musiker nach dessen kleinem bescheidenem Gartenhause vor der Stadt, und als nun der Künstler allein in seinem Zimmer war, setzte er sich an sein Instrument, rief wilde schmerzliche Melodien aus den Saiten und seufzte, indem er das Licht der untergehenden Sonne sah: „o Anna, mein entschwundener Schutzgeist, wenn auch du mein erstes Werk hören könntest!"

Sechsunddreissigstes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Es giebt unter dem, was man gesellschaftliche Formen, oder noch besser gesagt, herkömmliche Anstandsregeln nennt, gewisse Dinge, denen sich die meisten Menschen nur mit Widerwillen unterwerfen, deren Fesseln sich aber der Ungebundenste nicht entziehen kann, wenn ihm daran gelegen ist, ferner unter seinen Mitbürgern zu leben. Wir rechnen hiezu das Hutabnehmen im allgemeinen, namentlich aber Visiten aller Art; mögen es nun Antrittsvisiten sein, mögen sie notwendig sein, als von einer Reise zurückgekommen, oder nach einem Diner, einer Abendgesellschaft,

alle sind gleich hassenswert, und das Menschengeschlecht von diesem Zwange zu erlösen, sollten sich einige mutvolle liberale Männer zusammenthun und man sollte gesellschaftliche Grundrechte erfinden und § 7 müßte heißen:

Alle zwecklosen Visiten, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, sind aufgehoben.

Und wenn man auch drei Tage nach einem Diner nicht vor der betreffenden Thüre kratzfußt, kann man doch ein gebildeter Mensch sein.

Die schrecklichste dieser schrecklichen Visiten aber ist eine Species, welche ich dir, geliebte Leserin, schüchtern nenne und welche du sanft errötend vernimmst: so reizend, hold und anmutig auch die Quelle ist, aus welcher diese Art Visiten entspringen, so sind sie um so schrecklicher, da sie die Betreffenden veranlassen, eine kostbare unersetzliche Zeit nutzlos zu vergeuden.

Wir meinen nämlich Braut-Visiten.

Obgleich wir selber nicht in dem Fall waren, dergleichen zu machen, denn wir glaubten nie, diese Zeitverschwendung entschuldigen zu können, so sehen wir doch täglich dergleichen Schlachtopfer gesellschaftlicher Grausamkeit durch die Straßen rollen, mit langweiligen, ermüdeten Gesichtern, mit einer Leere im Herzen, die selbst für diesen Tag das gegenseitige zärtlichste Händedrücken nicht auszufüllen vermag. Er hat eine lange Liste in der Hand mit circa achthundertvierundachtzig Namen, welche man alle brautvisiten muß. Einige sind freilich so anständig und lassen sich nicht zu Hause finden, und das Brautpaar, über diese feine Aufmerksamkeit entzückt, giebt schnell ein paar Karten ab und der Wagen rollt weiter. Aber die wenigsten von denen, welche auf der Liste stehen, sind so, die allerwenigsten. Gewöhnlich rapportiert der Bediente das Donnerwort: „es wird Herrn und Madame N. N. eine große Ehre sein, und der alten Fräulein Y. ebenfalls"; und Herr und Madame N. N. und die alte Fräulein Y. bilden sich zuweilen noch obendrein ein, sie seien in diesem Moment ungeheuer höflich gegen das Brautpaar, und sie fühlen nicht, daß sie zwei ihrer

Nebenmenschen um die kostbarsten Minuten bestehlen. Sie haben das Brautpaar noch gestern Abend in der Gesellschaft gesehen. Thut nichts, sie müssen die vier Treppen hinauf und sich präsentieren. Und was müssen sie da oben hören? Eine alltägliche, langweilige, abgedroschene Leier. Ist die Braut eine Fremde und kommt durch die Heirat in die Stadt, so belobt man den Bräutigam, daß er die Häuser um ein angenehmes vermehrt und die Damengesellschaft um eine reiche Zierde bereichert. Ist er aber fremd und nimmt die junge Dame mit sich, dann wird er sanft geschmäht und man bedauert unendlich, daß er die schönste Perle der Mädchenwelt so grausam den stillen Vergnügungen der heimatlichen Stadt entreiße. Dann ist man ferner von ewiger Freundschaft überzeugt, oder hofft auf ein baldiges Wiedersehen, es werden Stühle gerückt und unten im Wagen angekommen, ist der Bräutigam hoch erfreut, auf seiner Liste einen neuen Strich machen zu können. Oben in seinem Zimmer aber sagt der Herr N.: die Braut hätte wohl eine andere Partie machen können, und dasselbe sagt Madame N. vom Bräutigam. Auch die alte Fräulein Y. seufzt von so vielen verfehlten Hoffnungen im allgemeinen, von schlechten Ehen im speciellen und schätzt sich glücklich, daß sie allen Versuchungen bis jetzt glänzend widerstanden.

Einen solchen Brautvisitenwagen kennt man schon von weitem. Wo keine eigene Equipage vorhanden, da bedient man sich einer nicht numerierten Droschke. Die Geschirre sind blank geputzt, der Wagen und der Kutscher ebenfalls. Letzterer befindet sich im blauen Rock mit rundem Hut und neben ihm sitzt ein Lohnbedienter im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, ditto baumwollenen Handschuhen und mit einem erfreulichen, sehr heiteren Gesichtsausdruck. Dieser Ausdruck steigert sich zu einem seligen Lächeln, wenn er irgendwo die Klingel zieht und der Braut den Wagenschlag öffnet. Zuweilen während des Fahrens schleicht sich aber auch ein ernster, melancholischer Zug über sein Gesicht, und dies geschieht gewöhnlich in der Nähe einer der Hauptkirchen, denn da denkt er an das morgige Leichenbegängnis, bei welchem er, in derselben Kleidung

wie heute, ebenfalls eine Rolle spielen wird, und probiert schon die Miene für morgen.

Eine solche Kutsche nun bewegt sich bei dem langsamen Hundetrapp der Pferde in stiller Langweiligkeit nachmittags durch die Straßen der Residenz, von denen die brennende Sonne des Spätsommers Fußgänger und Wagen ziemlich vertrieben. Die Brautkutsche hält fast vor jedem Hause, und da das Paar in demselben beinahe in jedem Hause angenommen und hinaufgenötigt wird, so sind wir fest überzeugt, es muß etwas Außerordentliches, ganz Besonderes sich in der Kutsche befinden. Dort in dem großen Hause bleiben sie ziemlich lange, jetzt aber bellt ein Hund die Stiegen hinab, der Lohnlakai öffnet die Thüre — aufgepaßt! — — — —

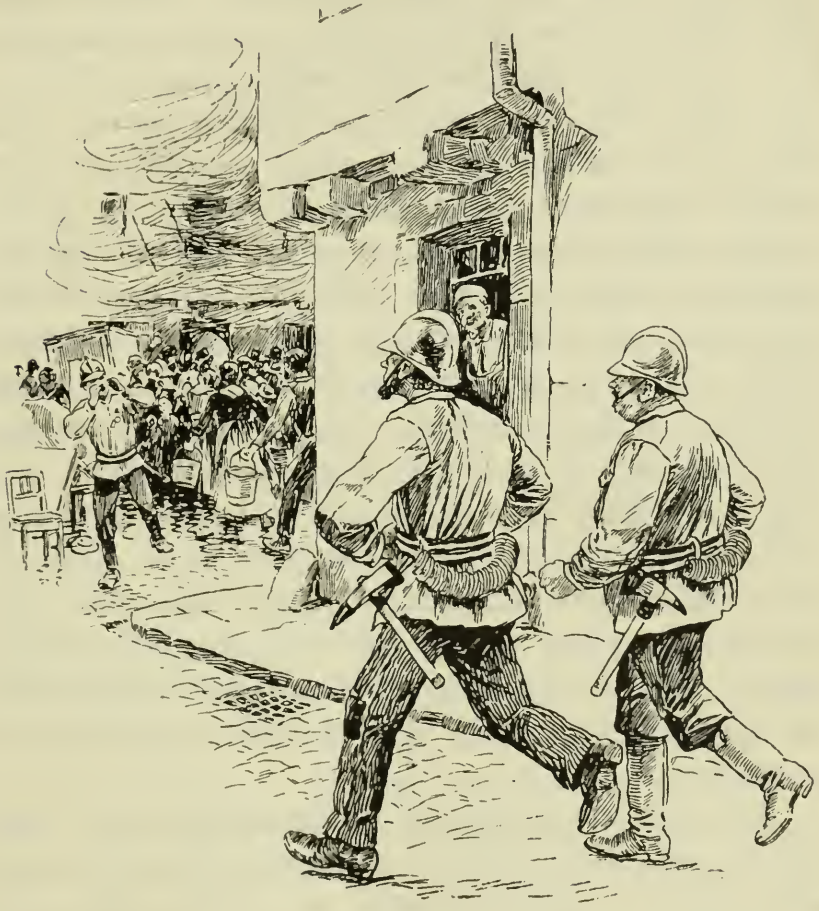
Lieber Leser, verzeihe uns die sonderbare Überraschung, aber Wahrheit vor allem! — Es ist der junge Eduard und die Honoratiorentochter, welche dort in den Wagen hüpfen. Die Sache ist ziemlich unglaublich, aber wir können sie nicht läugnen. Doch wollen wir uns bemühen, so viel wie möglich den unsichtbaren Fäden nachzuspüren, welche diese Verbindung geknüpft, und sehen uns deshalb veranlaßt, in unserer Erzählung einige Monate zurückzugreifen, bis zu jenem Moment, wo der Herr Dubel, jetzt Dubelli, ein zweiter Joseph, die Flucht ergriff.

In dem Zimmer der Kiliane blieb damals niemand zurück als Tante Elise mit ihrem Schmerz. Aber dieser Schmerz war fürchterlich, und Tante Elise war es nicht minder. Vergebens sehnte sie sich nach einem Opfer, das bereit sei, ihrem Grimme zu fallen. Es war niemand da, die Kiliane erschien nicht wieder und die alte Katze derselben schien kein genugsam aufopferndes Gemüt zu besitzen, um sich ungestraft knuffen zu lassen. Tante Elise raffte demnach Hut und Shawl zusammen und eilte auf die Straße, wo die einbrechende Dämmerung und der würzige Hauch der Frühlingsluft ihren Schmerz einigermaßen besänftigte und ihren Zorn in reichliche Thränen auflöste, die unter dem Schleier über ihre dicken Backen herabflossen. Wohin mich wenden? fragte sie sich selbst und die Beantwortung dieser Frage war nicht leicht. Soll

ich nach Hause in meine einsamen Zimmer, kann ich mit verweinten Augen ins Theater oder zu einer Freundin, und welche von den letztern wäre passend, um ihr irgend eine fabelhafte Geschichte zu erzählen, die ihr Mitleid rege macht? — Daß Tante Elise natürlich nicht im Sinne hatte, das Vorgefallene, wie es sich wirklich begeben, zu erzählen, kann sich jeder Unbefangene selbst denken. Da fiel der armen Dulderin die Hofrätin ein, und sie beschloß, am Busen dieser fühlenden Frau, welche wußte, was Jammer des Herzens sei, sich auszuweinen. Hatte nicht die Hofrätin ihrerseits den Augen der Tante Elise ebenfalls manches Thränenspiel zum besten gegeben, und konnte letztere deshalb nicht ein Gleiches erwarten? Gesagt, gethan. Es trieb die Honoratiorentochter eilenden Laufes durch die Straßen, ein allgewaltiges Schicksal jagte sie und ließ nicht ab von ihr, bis sie das Haus der Hofrätin erreicht, bis sie die Treppen hinaufgeeilt, bis sie die Glasthüre geöffnet hatte und nun bereit war, ins Zimmer zu stürzen an den Busen ihrer mütterlichen Freundin. Hier stand sie einen Augenblick still und wunderte sich ein paar Sekunden lang, daß sie Hofrats Mine nicht in der Küche beschäftigt hörte. Doch da es zuweilen vorkam, daß diese Dame ihre eigenen Gänge zu besorgen pflegte, in der Zeit des Zwielichts, wo die Hofrätin es außerordentlich liebte, in ihrer Sofaecke zu sitzen und über ihr vergangenes, freudenloses Leben nachzudenken, und deshalb auf das Treiben des Dienstmädchens nicht genau acht gab, so dachte die Honoratiorentochter, es sei heute ebenfalls so, eilte in das Zimmer der Hofrätin und warf sich, um ihren Eintritt recht ergreifend zu halten, schluchzend auf das Sofa und in die Arme — nicht der Hofrätin, wie sie erwartet, sondern des jungen Eduard, der hier in der Ecke einem sanften Schlummer oblag.

Dieser vortreffliche junge Mann hatte heute sein Comptoir geschwänzt und eine kleine Landpartie gemacht, aber durchaus nicht in der Absicht, um der Arbeit zu entgehen, vielmehr mit dem sehr löblichen Vorsatze, etwas nützliches zu erlernen, indem ein anderer junger Buchhändler, der lange am Rheine konditionierte, ver-

sprochen hatte, ein neues, sehr gutes Getränk anzufertigen, bekannt unter dem sanften Namen: Maitrank, und dessen Rezept mitzuteilen. Dies war auch geschehen. Der Maitrank gelang außerordentlich gut und eine allgemeine Erheiterung war die Folge der zweiten Bowle.



Man kann sich denken, daß der junge Eduard, vollständig überrascht, aus seinem Schlummer emporfuhr, und da ihm geträumt, er müsse sich an irgend einen beliebigen Pfeiler anklammern, um nicht in ein wildes tosendes Meer zu seinen Füßen zu fallen, so hielt er einen Augenblick die erschrockene Honoratiorentochter fest in seinen Armen. Bald aber klärte sich das Mißverständnis

auf, und in dem Zimmer dagegen wurde es immer dunkler. Wir wollen mit dieser Aufklärung nicht gesagt haben, als ob die Honoratiorentochter die Scene, welche sie mit dem Herrn Dubel gehabt, erzählt — Gott bewahre! sondern sie erfand vielmehr ein recht artiges Märchen, an dessen Schlusse sich der junge Eduard in dem Glauben befand, als habe Tante Elise seit jenem unvergeßlichen Ballabend seiner zärtlich gedacht, ja, ihn eigentlich geliebt. Dafür nun bezeugte sich Eduard sehr dankbar: auch er erklärte der Tante Elise, nach jenem ersten Tage beständig mit einer Hochachtung, die an Liebe grenze, ihrer gedacht zu haben, und als die Hofrätin, vielleicht eine Stunde später, nach Hause kam, fand sie zu ihrem größten Erstaunen ein Brautpaar vor, das sich ihren mütterlichen Segen erbat. Was wollte die gute Frau machen? Sie kannte die Honoratiorentochter als ein sehr braves verständiges Mädchen, die mit einem anständigen Vermögen sehr viele Vorzüge des Geistes und Herzens verband. Den jungen Eduard zu bessern, hatte sie ohnedies als zu schwierig aufgegeben und beschloß, dieses seiner Frau zu überlassen. Der Hofrat Vater machte an demselben Abend ebenfalls eine gute Miene zum bösen Spiel, meinte aber in den nächsten Tagen und Wochen, der junge Eduard sei eigentlich viel zu jung zum Heiraten und müsse noch ein paar Jahre zuwarten, wogegen sich aber Tante Elise aufs entschiedenste erklärte, und fest darauf bestand, die Hochzeit müsse in ganz kurzer Zeit vor sich gehen.

Das sollte also geschehen und die Brautvisiten wurden schleunigst abgemacht. Nur müssen wir bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß der junge Eduard, als er in den Wagen stieg, durchaus nicht das freudetrunkene Gesicht zeigte, das man an den meisten Bräutigamen zu sehen gewohnt ist; vielmehr sah er oftmals schüchtern die Straße hinauf und hinab, und wenn ihm alsdann die Tante Elise die Hand zum Schlage hinausreichte, um ihn sanft hineinzuziehen, so war es, als fasse ihn ein finsteres Verhängnis und ziehe ihn gewaltsam ab von den Freuden dieses Lebens und einer trüben Zukunft entgegen.

Man kann sich denken, daß nichtsdestoweniger im Hause der Tante Elise, sowie in dem der zukünftigen Schwiegereltern, viel Lust und Freude herrschte. Die junge Braut saß regelmäßig des morgens mehrere Stunden im Prunkgemache ihres Appartements und nahm Gegenbesuche an. Dieses Prunkgemach, wie es die meisten Familien, welche wissen, was sich geziemt, besitzen, war das schönste im Hause, sehr elegant möbliert und wurde nur bei großen Veranlassungen gebraucht. An gewöhnlichen gemeinen Tagen waren hier die Fensterläden verschlossen, die Vorhänge herabgelassen, Plüschsofa und eben solche Stühle waren mit weißem Zeug verhängt, ebenso der Kronleuchter an der Decke und es sah aus, als trüge der Haken, an dem er hing, einen ungeheuren Kuchen in einer riesenhaften Serviette. Die Goldrahmen der Spiegel waren mit Gaze verkleidet, und im ganzen Raume wehte jener bekannte Duft, den man in verschlossenen Zimmern findet. Es ist etwas sehr trostloses um diese Prunkstuben; finster und unbewohnt liegen sie zwischen den andern Zimmern, als befinde sich darin ein Gestorbener oder als sei sonst etwas schreckliches da verwahrt. Der Hausherr mit seinen Stiefeln darf dieses Heiligtum nie betreten, die Mutter nur geht zuweilen leisen Schrittes hinein, um den Staub abzuwischen, die Kinder schleichen entsetzt hindurch, denn sie fürchten, einer der weißen Vorhänge, die auf dem Sofa ruhen, hebe sich langsam empor und zeige das Gesicht eines Kobolds, der sich dort eingenistet. So sind jene Stuben, und manche Hausfrau würde sie gern aufschließen und sich beständig an den freundlichen hübschen Möbeln erfreuen, aber sie darf nicht, da die alt hergebrachten Regeln, von denen wir oben zu sprechen die Ehre hatten, dagegen sind, und keine ihrer Bekannten das beste und wohnlichste Zimmer zum wohnen benutzt.

In des Hofrats Hause gieng es nun schon lustiger und vergnügter zu, als in dem der Braut.

Stadtrat Schwämmle, der anfänglich aufs höchste überrascht war, hatte sich doch mit der Partie einverstanden erklärt, und meinte, ein solcher Wildfang, wie der junge Eduard, sei eigentlich

nur durch eine solide, gesetzte Frau zu bändigen. Er hatte soeben die Visite der Schwiegereltern erwidert, — denn auch diese sind bei derlei Veranlassungen gezwungen, ihre Bekannten unnötigerweise zu belästigen, wie denn überhaupt die Verlobung eines bekannten Brautpaars eine ganze Stadt in Alarm bringen kann — und ging vergnügt und händereibend in seinem Zimmer auf und ab. Doch glaube man nicht, daß die große Seele dieses würdigen Stadtvaters durch die Aussicht auf eine große Hochzeit in Jubel versetzt worden sei, — weit gefehlt! Vielmehr waren heute morgen andere, sehr erfreuliche Nachrichten eingelaufen, welche in nichts geringerem bestanden, als daß der Stadtrat beschlossen und die Regierung genehmigt habe, den Bau einer neuen Kirche unverzüglich in Angriff zu nehmen. Des Löschcorps wurde vorderhand nicht weiter gedacht, denn es hatte den ganzen Winter nur sechsmal gebrannt, und es waren durch mangelhafte Rettungsanstalten nur vier brave Familienväter verunglückt, als sie ihren Nebenmenschen zu Hilfe eilen wollten. Die frommen Seelen der Stadt hatten bedeutende Beiträge, eine verstorbene Wittib hatte mitten in der Stadt einen sehr schönen Bauplatz für die projektierte Kirche dem Baukomitee testamentarisch vermacht, mit der ganz bescheidenen, anspruchslosen Bedingung, daß ihr Name am Altarstein eingraviert würde. Da dies natürlicherweise bewilligt wurde, so hatte man den Bauplatz bereits in Beschlag genommen und eine Menge gottgefälliger alter Jungfern begannen, als sie vom Vermächtnis gehört, eine große wunderschöne Decke zu sticken, welche zum Zweck hatte, den Altarstein und jenen Namen auf ewige Zeiten vollständig zu verhüllen.

Stadtrat Schwämmle eilte in seinem Zimmer auf und ab, hielt die Hände auf den Rücken und hatte ein Papier in denselben, von welchem er aber diesesmal keine Rede memorierte. Dieses Papier war nichts weniger als eine feierliche Danksagung des gesamten Magistrats für Schwämmles vielfache und erfolgreiche Bemühungen pro Gasbeleuchtung und pro neue Kirche. Es war eine papierne Bürgerkrone, welche ihm überreicht ward, zugleich

mit dem sehr ambitionierten Posten eines Vorstandes des Stiftungsrates — ein sehr wichtiger Posten für Kirche und Schule; aber wo fand sich zu dem erledigten Posten ein würdigerer, als Vater Schwämmle?

Häufiger als je blieb er an der Thüre des Nebenzimmers stehen und warf der dicken Gattin einige Worte hinein, sprach von

Beharrlichkeit und schönstem Ziele, von außerordentlicher Willenskraft und glorreichem Überwinden aller Schwierigkeiten und setzte am Ende ganz gerührt hinzu: wie er seinem Schöpfer zu so großem Danke verpflichtet sei, da es ihm gestattet, der Familie Schwämmle einen so neuen und noch nie dagewesenen Glanz zu verleihen. Umsonst wartete der Gatte nach dieser feierlichen Rede auf einige Acclamation aus dem Nebenzimmer! Die dicke Stadträtin blieb vorderhand stumm, und man vernahm nichts, als das Geklapper ihres Bügeleisens, mit welchem sie lebhaft hantierte.

„Es ist aber auch an der Zeit," fuhr der Stadtrat fort, „die Anhänger der Partei zu belohnen und es die Gegner fühlen zu lassen, daß sie nicht bloß gegen uns, sondern auch gegen die heilige Kirche gefrevelt." — Er hob bei diesen Worten sein Kinn drohend aus der Halsbinde hervor und ließ es einen Augenblick frei um sich schauen, ehe er es wieder in die Tiefe derselben hinabtauchte. „Ich werde es machen wie die Minister in großen Staaten, und nur unsere Freunde und die, so ihnen zugethan sind, sollen ruhen unter dem Schatten des neuerschaffenen Ölbaums. Ich habe da eben," sagte er mit erhobener Stimme und rauschte mit einigen Papieren, „die Meßnerei, den Dienst eines Küsters an der Stadtkirche zu vergeben, und wer wäre hiezu tauglicher, als der gute Steinmann, jener mißkannte und so vielfach falsch beurteilte Mann?"

Vater Schwämmle blickte bei diesen letzten Worten, die er sehr laut gesprochen, forschend nach der Thüre des Nebenzimmers und lächelte sanft, als er hörte, daß dort das Bügeleisen lebhaft niedergesetzt wurde, und als die Stimme der Stadträtin nun erscholl, welche sagte: „So ist es denn wahr, was sich die halbe Stadt mit Verwunderung erzählt, du wolleſt dem Steinmann, dem einäugigen Polizeidiener, zu der Meßnerei in der Stadtkirche verhelfen, allen Gegenvorstellungen zum Trotz und zum Skandal der Bürgerschaft, die jenen Menschen mit vollem Recht verabscheut?"

„Liebe Frau, entgegnete der Stadtrat sehr sanft, „die Welt pflegt nur nach dem äußeren zu urteilen, und dieses ist allerdings an dem guten Steinmann nicht das empfehlungswerteste. Ich aber habe den Kern, das Innere desselben ergründet, und bin mir bewußt, keinen Fehlgriff zu thun."

Die Stadträtin wollte etwas heftig erwidern, doch sagte Vater Schwämmle, nachdem er einen Blick durchs Fenster geworfen: „ich bitte dich, Frau, mäßige deine Stimme, ich sehe den wackeren Steinmann unserm Hause sich nähern und möchte nicht gern, daß er es vernähme, wir zwei Eheleute seien in einem Streit begriffen, und gar in einem Streite, der seine Person angeht." —

Die Stadträtin eilte in ihr Zimmer zurück, die Thüre flog ziemlich heftig ins Schloß, und als es draußen schellte und der Steinmann eintrat, rumorte das Bügeleisen, oder vielmehr zwei Bügeleisen, indem Stadtrats Ricke das andere führte, auf eine wirklich erschreckliche Art.

Vater Schwämmle, der im Grunde seines Herzens ein gemütlicher Mensch war und alles Ernstes überzeugt, der Kern in der häßlichen Steinmann'schen Schale sei rein und echt, reichte dem Stadtsoldaten gerührt die Hand, vergrub sein Kinn tief in die Halsbinde und war sichtbarlich ergriffen, als er nun dem Steinmann das große Glück, welches ihn erwarte, mitteilte.

Auch über die Züge des nunmehrigen würdigen Meßners flog ein falber Schein von Freude, ein unheimliches Wetterleuchten des Entzückens, und er fand keine Worte, seinen Dank auszudrücken. Er hörte auch nur mit halbem Ohr, was ihm der Stadtrat von der neuen Kirche sagte, empfahl sich so bald wie möglich und ging so nachdenklich seines Weges, daß er beim Weggehen nicht einmal Stadtrats Ricke bemerkte, welche ihm freundlicher als sonst die Glasthüre öffnete.

Der Steinmann schien mit seiner Ernennung in der Tasche augenblicklich den Polizeibeamten ausgezogen zu haben; wenigstens ging er auf der Straße teilnahmslos bei einigen Buben vorbei, die in ernstlichem Streit mit einer Obsthändlerin begriffen waren, er sah eine Droschke auf der Straße dahingaloppieren, ohne sie anzurufen oder sich die Nummer zu merken, ja, er bemerkte mehrere Cigarrenraucher und stellte sie nicht zur Rede.

Es war aber nicht die Freude über seine Ernennung, welche ihn so nachdenklich machte; denn er wünschte im jetzigen Augenblicke die Stelle eines Meßners nicht ambitioniert zu haben, ja er wollte, sie wäre nicht erfolgt und er harmloser Polizeisoldat geblieben. Ihm graute vor der Kirche, und wenn es auch bei ihm lag, ein anderes Leben anzufangen, so war es ihm doch nicht möglich, das Andenken an vergangene Tage zu verwischen. Doch dauerten diese de- und wehmütigen Betrachtungen nicht gar zu

lange, und als er sich den Zorn der vielen durchgefallenen Aspiranten auf diese Stelle lebhaft vorstellte, so blinzelte sein eines Auge freundlicher und er schritt wieder erhobenen Hauptes dahin. Eilig nahm er seinen Weg nach dem Stadtgraben, verschwand hinter dem Hause, in welchem die Jungfrau Kiliane wohnte, drückte sich an den Häusern in den engen Gäßchen hin und eilte schnell durch die Hinterthüre der Holzställe über die Treppe hinauf in die Wohnung der Frau Müller.

Dort schien man ihn erwartet zu haben, wenigstens der Gevatter, der in ausgelassener Lustigkeit entsetzlich schielte und, auf dem Sofa sitzend, die Füße lustig hin und her schlenkerte. Die Frau saß in der Ecke des Zimmers und nähte an einem alten Überrock.

„Wie gerufen, wie gerufen!“ lachte der Gevatter dem Eintretenden entgegen; „ratet, was ich hier für Euch habe!“

„Nun, was wird's sein!“ sagte mürrisch der Steinmann; „irgend eine Gaunerei, eine schlechte Geschichte, oder,“ setzte er freundlicher hinzu, „am Ende ein Brief von der Anna — wie, Alte?“

Die Frau gab keine Antwort, ja, sie blickte nicht einmal in die Höhe; der Gevatter aber rief lustig: „besser als das, viel besser als das! Na, ratet einmal! — Könnt Ihr nicht? Habt Ihr gar keine Ahnung? Nun, ich will es Euch sagen, — Briefe aus Mailand habe ich, schöne Briefe aus Mailand, poste restante an Eure Adresse, ich habe sie von der Post geholt. Da nehmt! Gott verdamm mich, die haben schnell geantwortet!“

Der Steinmann wechselte einen Augenblick die Farbe, aber kaum merklich, als ihm der Gevatter das Paket überreichte; dann schielte er zu der Frau Müller hinüber, welche aber wie vorhin that, als achte sie nicht auf das Gerede der beiden. Darauf trat er mit dem Paket ans Fenster, riß den Umschlag ab und der Gevatter, der vom Sofa aufgestanden war, lehnte sich an dasselbe und sah forschend in das geöffnete Paket und auf die Züge des Steinmanns.

Es waren ein paar Briefe in demselben, sowie einige zusammengefaltete Papiere, welche das gierige Auge des Gevatters

alsbald für Wechsel erkannte. Der Steinmann las die Briefe durch, sein Gesicht wurde ernster und ernster, und er ließ die Unterlippe nachdenklich herabhängen. Als er mit Lesen fertig war, fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte: „Ich wollte

wahrhaftig, wir hätten das nicht gethan. Da ist ein Schreiben darin von dem Vater des kleinen Mädchens, der gar kläglich und gerührt über den Tod desselben thut."

Der Gevatter rieb sich vergnügt die Hände, während die Frau Müller näher trat und sich angelegentlich erkundigte, von welchem Kind und von welchem Todesfall man eigentlich spreche.

„Faxen, Faxen!“ rief lustig der Gevatter. „Frau, Ihr bekommt ein merkwürdig schlechtes Gedächtnis in der letzten Zeit. Ihr wißt doch, die Papiere, die ich drüben mitnahm, die von dem kleinen Mädchen, das bei der Welscher wohnt — nun ja! — und da haben wir deren hochgebornem Papa geschrieben und ihm angezeigt, daß Mutter und Kind gestorben seien, und daß wir braven Leuten sie bis zu ihrem Ende unterstützt und ihnen die letzten Stunden leicht gemacht. — Ha! ha! ha! und jetzt schickt der Herr einiges Geld — nun, wie viel ist's denn?“

Er griff mit zitternden Händen nach den Wechseln.

„Es sind nach unserm Geld achthundert Gulden,“ sagte der Steinmann und eine tiefe Röte schlug auf seinem Gesicht auf.

„Achthundert Gulden!“ jauchzte der Gevatter, und die Frau schauderte zusammen und ging in ihre Ecke zurück.

„Achthundert Gulden,“ wiederholte der Steinmann, setzte sich an den Tisch und breitete die Wechsel vor sich aus.

Der Gevatter wollte darnach langen, aber der Stadtsoldat legte seine breite Hand darüber hin und wehrte ihn ab. „Ich wollte,“ sagte er alsdann, „wir hätten die Geschichte nicht gemacht, es ist riskiert, es kann herauskommen, wahrhaftig, ich wollte, es wäre nicht geschehen!“

„Wie ist mir denn, Gevatter?“ lachte der andere und sah dem Steinmann starr ins Gesicht. „Seid Ihr fromm geworden, oder ist es vielleicht wahr, was man sich in der Stadt munkelt, man habe Euch die Meßnerei an der Stadtkirche übertragen? He! was ist wahres daran?“

„Ja,“ sagte der Steinmann fest und bestimmt, „es ist so, und deshalb bin ich eigentlich da, um mit euch beiden ein paar ernste Worte zu sprechen. Mit dir und mit der Frau da.“

Der Gevatter stützte die Ellenbogen auf den Tisch, legte den Kopf darauf und horchte aufmerksam zu, ohne einen Blick von den Wechseln abzuwenden.

„Ihr wißt,“ sagte der Steinmann, „daß ich stets mit Euch treu und redlich zusammen gehalten, daß wir eine Reihe von

Jahren gute Geschäfte gemacht, und daß ich Euch in keiner Weise übervorteilt. Gebt das zu, Gevatter, und Ihr auch, Frau, das bischen, das ich hie und da mehr bekam, war nicht der Rede wert für die größere Arbeit, für die Gefahr, in der ich beständig geschwebt, und für den trefflichen Rat, den ich euch immer gegeben, nicht zu gedenken des polizeilichen Schutzes, der Euch durch mich zu Teil wurde. Ich habe Euch aber schon vor längerer Zeit gesagt, daß, wenn ich einmal in den Fall komme, meine bisherige Stellung zu verlassen und mich zu verbessern, alsdann unsere Verbindung aufhören müsse, und der Augenblick ist jetzt gekommen. Es ist wahr, ich habe den Meßnereidienst an der Stadtkirche erhalten, und ebenso wahr ist es, daß ich einesteils auf diesem Posten doch schicklicherweise unsere Geschäfte nicht fortsetzen kann, und daß ich Euch andernteils wenig mehr nützen kann, indem ich meine bisherige Stellung verlasse. Deshalb müssen wir uns trennen."

Der Gevatter nickte finster mit dem Kopfe und die Frau nähte ruhig weiter.

„Ja," fuhr der Steinmann fort, „wir müssen uns trennen, aber in Freundschaft. Was die Frau Müller anbelangt, so wird sie schon einen kleinen Erwerb finden, und bin ich auch gern bereit, ihr, wo es thunlich ist, mit gutem Rat an die Hand zu gehen. Ihr aber, Gevatter, müßt die Stadt verlassen, und das sobald wie möglich. Ich kann Euch versichern, Ihr seid in den Registern der Polizei ungeheuer schlecht angeschrieben, man späht Euch nach und wenn sie Euch einfangen, so sitzt Ihr ohne Gnade für eine lange Reihe von Jahren. Nehmt deshalb Euern Wanderstab und zieht in Teufels Namen von hinnen. Hier sind die Mittel, daß Ihr eine Zeit lang Euer Leben anständig fristen könnt, und dann müßt Ihr Euch anderswo selbst helfen. Von dem Betrag dieser Wechsel will ich nichts."

„Nichts, gar nichts?" sagte der Gevatter mit gierigem Auge; „das soll alles mein sein?"

„Nicht so ganz, mein Freund," versetzte der Steinmann listig lächelnd; „bedenkt unsere wackere Frau Müller, und dann will ich

Euch etwas sagen, was ohne Widerrede gilt: hier sind achthundert Gulden, die teile ich in zwei gleiche Hälften — schaut mich doch nicht an, wie ein böser Hund, ich will ja nichts von dem Bettel, — die eine Hälfte, vierhundert Gulden, ist für Euch, die andern vierhundert Gulden aber sind für das Kind selbst, dem wir die ganze Summe eigentlich doch gestohlen."

Die Frau blickte zweifelnd von ihrer Arbeit auf und der Gevatter knirschte mit den Zähnen.

„Seid doch nicht so dumm und habgierig!" sagte der Steinmann heftig, „wir müssen dem Kinde etwas abgeben — den Teufel auch, wer weiß, ob der Italiener nicht seinen Korrespondenten hier hat! Ich glaube wohl, daß Euch alles einerlei ist, aber nicht mir. Mein Name hat auf dem Briefe gestanden, und wenn von der Geschichte je etwas herauskäme, so würde man sich an mich halten. Also keine Widerrede; wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Ich bringe Euch morgen die vierhundert Gulden — oder mich soll der Teufel holen, wenn ich nicht die Wische da vor Euren Augen zerreiße, dann habt Ihr gar nichts."

Der Gevatter vergrub die Hände in sein Haar, murmelte etwas vor sich hin, und als er vergeblich versucht, den Steinmann zum Nachgeben zu bewegen, sagte er mürrisch: „und was meint die Frau dazu?"

„Ich?" erwiderte die Müller, „o, laßt mich bei der Geschichte aus dem Spiel, ich will nichts, gar nichts von Eurem Gelde."

„Nichts?" sagte der Gevatter grinsend; „ei, das ist schön! dann kommen auf meinen Teil vierhundert Gulden, ich lass' mir das gefallen."

„Nein, nein!" sprach der Steinmann eifrig, „die Frau muß ihren Teil haben; wovon will sie leben, wenn das Geschäft aufhört?"

„Vielleicht werde ich arbeiten," sagte die Frau mit Thränen in den Augen und blickte nach dem Zimmer, wo ihre Tochter gewohnt. „Kümmert euch nicht um mich, ihr Herren, denkt nicht mehr an mich."

Der Steinmann zuckte mit den Achseln, raffte Wechsel und Briefe zusammen und stand auf.

Die Frau erhob sich ebenfalls von ihrem Platze und sagte: „Laßt mich den Brief lesen, den der Vater des Kindes geschrieben hat?"

„Wozu, Frau?" entgegnete der Steinmann; „es ist ein jammervoller Brief, hätt' nicht geglaubt, daß dem Herrn das uneheliche Kind so am Herzen liegt, obendrein da er verheiratet ist, wie der italienische Advokat schreibt."

„Aber er hat vielleicht weiter keine Kinder?" sagte forschend die Frau.

„So scheints in der That," entgegnete der Steinmann, nachdem er noch einen Blick in die Papiere geworfen. „Ich glaube, er wäre imstande gewesen, das Mädchen zu sich zu nehmen; er ist aber jetzt nach Sicilien abgereist."

„Und wie heißt der Herr?" forschte die Frau weiter und der Gevatter sagte lachend:

„Ja, das möchte ich auch wissen!"

„Graf von St. Alban," las der Steinmann aus dem Briefe und steckte seine sämtliche Papiere in die Tasche, worauf der Gevatter lustig sagte:

„Nun, jetzt weiß ich doch, wem ich dankbar bin, und werde wahrhaftig nicht ermangeln, einige Schoppen auf das Wohl des Grafen von St. Alban zu trinken — wann bekomme ich mein Geld, Steinmann?"

„Morgen früh," entgegnete mürrisch der Stadtsoldat. „Ihr könnt kommen und es bei mir holen; aber schmiert Eure Sohlen und packt Eure Garderobe zusammen. Ihr müßt morgen noch die Stadt verlassen. An Euch werde ich denken, Frau."

Damit ging er die Treppen hinab, gefolgt von dem Gevatter, der in dem dunkeln Vorplatze zurückblieb, bis der Steinmann die nächsten Gäßchen hinter sich hatte. Dann schlüpfte auch er auf die Straße.

So waren denn die Verbündeten zum letztenmale freund-

schaftlich bei einander gewesen, und es hatte sich ein Bund aufgelöst, der so lange und fest gehalten in guter und schlechter Zeit. Der Steinmann war der einzige, der, wie immer, sich mit Vorteil zurückzog, während des ganzen Zusammenlebens mit seinen Verbündeten und so auch heute. Lustig und vergnügt schritt er durch die Straßen, die gute Meßnerei in Aussicht und achthundert Gulden in der Brieftasche, von denen er freilich vierhundert abgeben mußte, doch blieben ihm noch immerhin vierhundert, um — seine ersten Ausgaben beim Antritt des neuen Amtes bestreiten zu können.

Siebenunddreißigstes Kapitel

Aus dem Marstall

Der Sommer war vergangen, der Herbst gekommen. Alles Laubwerk in den Spaziergängen und in den Waldungen um die Stadt nahm die wohlbekannte, malerisch bunte und so wehmütige Färbung an.

Schöner ist der Anblick der Natur in diesem Teile des Jahres, als im Frühling, aber nicht so lieblich, nicht so hoffnungs- und wonnevoll. Der Herbst, ein stattlicher Mann bei Jahren, mit gebräunter Wange und leicht ergrautem Haar, geht langsamen

Schrittes nach dem Hause, das er sich gebaut, um darin zu sterben und nicht mehr zum Vorschein zu kommen. Wohl atmet man noch längere Zeit sein Dasein; aber seit die letzten Blätter von den Bäumen fielen, seit der Wind mit eisigem Hauch über die Stoppeln jagt, spricht man leiser vom vergangnen Jahr, sehr leise, damit der sterbende Herbst nicht erfahre, daß man von seinem Regimente nichts mehr hält und daß man sich nur auf den zukünftigen Herrscher freut. Armer alter Herbst! Sie haben dich bei lebendigem Leibe beerbt, ja, sie haben alles genommen, was du ihnen so freundlich, so reichlich geboten. In Keltern und auf Speichern lagern deine Gaben in bunten farbigen Haufen. Das ganze Menschengeschlecht hast du bedacht und jede Altersklasse besonders, und wenn das Kind in den rotbackigen Apfel beißt, so versucht der Mann prüfend den neuen schäumenden Wein und dankt dir kaum, wenn er ausgezeichnet ist, und schmäht dich, wenn er den vorjährigen nicht übertrifft. — Armer alter Herbst! Die Menschen sind ein undankbares Geschlecht; wie haben sie in deinem Arme, an deinem warmen, liebevollen Herzen geschwelgt, solange du noch frisch und jung warst! Jetzt verläugnen sie dich alle, und wenn man von dir spricht, ein seltener Treugebliebener nämlich, und will dich aufsuchen auf ödem Feld und in entblättertem Walde, so sagen sie: bleib' doch zu Hause, der Spätherbst ist unangenehm! — So entschläfst du sanft und selig, im süßen Bewußtsein all' des Guten, das du gethan, und flüsternde Nachtwinde vertrauen dem neuen Winter, der nun mit starker Hand das Regiment ergreift, wie das undankbare Menschengeschlecht mit dir umging. Das macht den Winter hart und wild, denn er denkt: wartet, ich will euch schütteln! Und er schüttelt und bläst und saust und kracht durch die Natur und seine wilden Gesellen, die Schneewinde schlagen den Menschen die Thüre vor der Nase zu, wenn sie ins Freie wollen, und zerzausen sie, wo sich einer sehen läßt. Der Winter selbst aber schreitet hohnlachend einher und schüttelt seine weiße Pelzmütze, und wenn er sie schüttelt, rufen die Menschen: es schneit, es schneit!

So war es denn wieder einmal Herbst geworden. Der Wind, der des Morgens über die Stoppeln zur Stadt kam, riß in den Alleen ganze Körbe voll Blätter ab und warf sie auf den Boden, einen buntfarbigen Teppich bildend, was ganz allerliebst aussah. Reizendes schuf die

herbstliche Natur bei einem kleinen Rasenplatz vor dem Schlosse — ein frischer, grüner Fleck, umgeben von einer doppelten Reihe uralter Kastanienbäume, welche ihre dürren Blätter schon fast alle fallen ließen, und so sah der Platz aus, wie mit einem kolossalen, grünen Shawl bespannt, dessen Bordüre das herabfallende Laub gebildet, Gelb in Gelb, Rot, Braun, Violett, die wunderlichsten und schönsten Figuren in allen erdenklichen Farben.

Die Bäume vor dem königlichen Marstall waren ebenfalls entblättert, und die Stallwache, die heute dasaß und in die Anlagen hinausblickte, konnte bis ans äußerste Ende desselben sehen und bemerkte große Teiche mit Schwanenhäusern, Statuen, Gebäude: lauter Sachen, die sonst dem Blick durch die grüne Laubwand verdeckt waren.

Als wir uns, geneigte Leser, zum letztenmal hier befanden, war es noch Frühjahr und dieselbe Stallwache, auf demselben Eckstein, hatte unterschiedliche Ahnungen von kühlem Bier und saftigen Rettigen. Jetzt aber schauerte sie gelinde zusammen, wenn ein Windstoß um die Ecke des Schlosses kam, und dachte an einen warmen Ofen und an ein Glas Punsch. Ja, die Stallwache dachte an ein großes Souper, das nächstens stattfinden solle mit verschiedenen Gattungen von Getränken, aufs reichlichste versehen mit ungeheuern Portionen Kutscherbraten, ansehnlichen Schinken, großen Schüsseln voll Kartoffelsalat, mit Würsten von verschiedenem Geschmack und sehr verschiedenem Kaliber. — Überhaupt müssen wir gestehen, daß der ganze Marstall einen festlichen Anstrich hatte; die Strohmatten am Boden waren aufs allerzierlichste geflochten, die Fenster blank geputzt, die Geschirre wie nach der Schnur aufgehängt, und die Ständer von Tibull und Pluto waren mit Epheukränzen verziert.

Angelegentlich blickte dieselbe Stallwache von demselben Eckstein wie damals nach dem Schlosse, und wie an jenem traurig denkwürdigen Tage, wo sie dem zu seinen Vätern versammelten Oberkutscher Mundels die letzte Ehre erwiesen, kam auch heute das

sämtliche Stallpersonal festlich geputzt daher. Doch waren ihre Mienen fröhlicher, die ältern Kutscher und Reitknechte schienen mit dem, was sie eben gehört und erlebt, zufrieden, die Stallbuben machten einander kleine Anleihen von Kopfnüssen und dergleichen, die in demselben Augenblicke aber schon mit reichlichem Zins zurückbezahlt wurden. Sie pufften sich nach allen möglichen Richtungen herum und thaten so, als freuten sie sich heute zum letztenmal ihres Lebens, indem sie wußten, daß schon morgen eine feste, strenge Hand über ihrem Haupte schweben würde.

Jetzt war das sämtliche Personal in dem Stalle versammelt, und alles begab sich unaufgefordert zu seinen Pferden, stellte sich dort auf und sah erwartungsvoll die Stallgasse hinab. Auch die Stallwache hatte ihren Posten verlassen, hatte neben Tibull und Pluto zwei Stallbuben aufgestellt, wovon der eine einen bordierten Hut, der andere die berühmte Peitsche mit dem Elfenbeingriff trug.

Lieber Leser! Wir bemerken deine peinliche Spannung und wollen deshalb kraft der Macht, die uns verliehen, unserer „Namenlosen Geschichte" einen Augenblick vorgreifen, und wollen dir hiemit feierlichst verkündet haben, daß Seine Majestät der König geruht, an die Stelle des seligen Herrn Mundels einen neuen Oberkutscher zu ernennen, und daß dieser Oberkutscher nicht der russische Engländer mit dem unaussprechlichen Namen war, vielmehr unser Freund — der Herr Joseph Winkler.

Dort kommt er in Begleitung eines königlichen Stallmeisters von dem alten Oberstallmeisteramte mit dem alten Dekret in der Tasche, kraft dessen er nicht mehr nötig hat, den alten Gespensterwagen zu fahren, vielmehr dadurch befähigt ist, die Allerhöchste Leibkutsche zu dirigieren.

Obgleich der Chirurgus nach jenem Unglücke die Genesung in circa sechs bis acht Tagen versprochen, so hatte doch dieselbe länger auf sich warten lassen, und der Oberstallmeister, der dem Joseph sehr gewogen war, hatte eine genaue Untersuchung über jenen Vorfall anstellen lassen, woraus sich nun freilich ergab, daß

eine Teufelei im Spiele gewesen war, doch hatte man sonst nichts herausgebracht. Das war am Ende für den Joseph auch einerlei, denn er wurde Oberkutscher, und als solchen sehen wir ihn soeben die Gratulationen seiner Kollegen, sowie Hut und Peitsche aus den Händen der Stallbuben feierlichst in Empfang nehmen.

Nachdem dieser offizielle Akt vollzogen war, begab sich der Oberkutscher, Herr Winkler, in seine neue Wohnung, aus vier geräumigen Piecen bestehend, und nahm dort andere, noch angenehmere Glückwünsche in Empfang. Hier befanden sich die Frau Winkler in neuem, sehr sauberem Anzuge, ferner die Frau Welscher und die Jungfer Kiliane mit der kleinen Marie, auch Herr Dubelli, sowie Jean der Hoflakai, und alle saßen um einen großen Tisch, auf dem verschiedene Kaffeekannen prangten und große Gogelhopfen aufgestellt waren. Die Honneurs dieser Gesellschaft machte jenes reizende, frische Mädchen, das wir am Krankenbette des Herrn Winkler gesehen und das einmal über das andere errötete, wenn die Frau Winkler senior oder Jean der Hoflakai einige unpassende Bemerkungen zum besten gaben.

Man schien bei der Ankunft des Oberkutschers in einem kleinen Streite begriffen zu sein über die Reihenfolge der Festlichkeiten für die nächsten Tage, und die verschiedenen Parteien appellierten deshalb an das endgültige Urteil der eben eingetretenen Hauptperson.

„Hör' Sie, alte Frau," sagte der Oberkutscher nach einiger Überlegung, „mir scheint, der Dubelli hat eigentlich die beste Ansicht, und ich glaube, wir könnten die alten Geschichten so abmachen. Morgen also, da Sie noch genug Vorbereitungen zu der alten Hochzeit zu machen hat, lassen wir Ihr den ganzen Tag Zeit dazu und gehen den Abend alle zusammen ins Theater, um das Ballet anzusehen, in welchem unser Freund, der alte Dubel, jetziger Dubelli, zum erstenmale auftreten wird. Übermorgen ist dann die Hochzeit, wenn die Jungfer Braut nichts dagegen hat."

„O ja!" lachte Jean; „ihr wird's schon morgen lieber sein!"

— eine Bemerkung, welche die Erwähnte zu überhören schien, indem sie dem Oberkutscher freundlich zunickte.

„Also übermorgen die Hochzeit!“ fuhr der Oberkutscher fort, „und den Tag danach das Bankett mit dem Stallpersonal. Auf diese Art haben wir, wie die großen Herrschaften, drei hohe festliche Tage.“

Alles war mit diesem Plane einverstanden und versprach, nicht zu fehlen bei dem Theater morgen Abend und der Hochzeit übermorgen, bis auf die alte Kiliane, deren Aussehen heute überhaupt nicht so frisch und gesund war, wie sonst. Sie hatte auch nur eine einzige Tasse Kaffee und ein halbes Stück Gogelhopfen genossen und versicherte, es sei ihr gar nicht zu Mute, wie sonst. Dies bekräftigte die Frau Welscher und sagte leise zu ihrer Nachbarin, die Jungfer Kiliane sei mehrere Tage zu Hause geblieben, habe ihr Bett aufschlagen lassen und ihr Zimmer in die schönste Ordnung gebracht, worauf die Winklere unter dem Tisch die Hände faltete und leicht mit dem Kopf schüttelte. Die alte Jungfer dagegen schien dies, sowie überhaupt von den Verhandlungen nicht viel zu bemerken. Neben ihr auf einem Schemel saß die kleine Marie und sie pätschelte mit ihren dürren weißen Händen den schwarzen Lockenkopf des Kindes. Sie saß in tiefen Gedanken, und als die Gesellschaft schon längst wieder über etwas anderes gesprochen hatte, sagte sie auf einmal: „Ja, übermorgen ist Donnerstag und wenn ich auch vielleicht nicht selbst zur Trauung kommen kann, so will ich zu Hause für euch beten.“

„Ei, ei! Jungfer Kiliane,“ bemerkte die Frau Welscher ermutigend, „wer wird so sprechen! Warum soll Sie nicht zur Trauung kommen können, zum Hochzeitsschmaus? Sie, welche die ganze Stadt durchläuft, wird doch die paar Schritte zur Stadtkirche machen können!“

Die alte Person schüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe, und Frau Winkler, die das Wort der Welscher aufnahm, sagte bekümmert zu ihrem Sohne: „Also willst du dich doch in der Stadtkirche trauen lassen, trotzdem daß der böse Kerl dort Meßner

geworden ist? Ich ließ mir doch durch den Anblick dieses häßlichen Gesichtes meinen schönsten Tag nicht verderben."

„Und ich versichere euch," entgegnete lustig der Oberkutscher, „daß mich der Anblick des Steinmanns doch eigentlich freut; was für ein Gesicht wird der alte Hallunke schneiden! Ich bin fest überzeugt, er hat alle die drei Sonntage, wo wir abgerufen wurden, Bauchweh gehabt, und ich lebe immer noch der Hoffnung, daß er sich am Glockenseile aufhängt, wenn er mich ankommen sieht als Oberkutscher und als Hochzeiter."

„Das meine ich auch," sagte Jean, „und was kann der schlechte Giftmichel machen? Er soll läuten, daß er schwarz wird und bekommt von mir nicht einen Kreuzer Trinkgeld."

„Auch nicht von mir!" sprach Dubelli und so alle andern.

Als es nun dunkel ward, wurde die Kaffeegesellschaft aufgehoben, der Oberkutscher brachte seine Braut nach Hause und ließ sie dort mit ihrer Mutter allein, denn sie hatten erschrecklich viel zu thun.

Wie verging dem Oberkutscher die Zeit mit rasender Geschwindigkeit! Am andern Morgen war er kaum aufgestanden, hatte kaum sein Amt angetreten, so war es schon Mittag, und nachdem er bei seiner Braut diniert, jagten die Stunden einander ordentlich hinweg, ja sie schienen sich förmlich auf die Haken zu treten, und kaum hatte es voll ausgeschlagen, da vernahm er schon wieder ein neues Viertel. Es war wahrhaftig nicht zum Aushalten! Jetzt schlug es Fünf, und sämtliche gestern Eingeladene, mit Ausnahme der Kiliane, die sich zu Bette gelegt hatte, stiegen die Treppen zum königlichen Hoftheater hinauf — alle in ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, alle sehr aufgeregt, da sie eifrigst Partei nahmen für den Debütanten Herrn Dubelli.

Als sie in dem weiten Hause ankamen und auf der dritten Gallerie ihre Sitze einnahmen, war es noch ziemlich dunkel rings umher; nur die Plätze oben und neben ihnen waren besetzt, in den Logen sah man noch keine Seele und unten im Parterre nur

leere Bänke. Blos im Orchester waren ein paar Lampen angezündet, warfen ein schwaches Licht um sich her und strahlten kümmerlich auf der reichen Vergoldung der Prosceniumslogen wider. Die Leute in den obern Logen, die sich vor der eignen Stimme fürchteten, welche so laut in dem leeren Raume klang, sprachen leise aber eifrig zusammen, und so summte und wogte es unverständlich durch einander. Jeder fühlte sich in der Dunkelheit, die hier herrschte, unbehaglich; es war wie bei Erschaffung der Welt, ehe es Licht ward, wonach sich alles gesehnt, und deshalb schaute auch hier jeder erwartungsvoll an die Decke hinauf, wo ein kleiner, unbeleuchteter Spalt sichtbar wurde, der sich allmählich vergrößerte, jetzt zu einer großen runden Öffnung wurde, aus welcher langsam und feierlich der Kronleuchter mit seinen hundert Lichtern hell und strahlend darnieder schwebte. Wie kehrten sich nun plötzlich alle Gesichter, wie die Blätter einer Epheuwand im Turm, dem Lichte zu! Wie fühlten sich die Ältern so beruhigt, wie lachten und jubelten die Jüngern, die das zum erstenmale sahen! Jetzt wurden auf Notenpulten im Orchester die Stimmen aufgelegt, jetzt erschienen die Musiker nach und nach, jetzt der Kapellmeister, dann füllte sich das Parterre, endlich auch kurz vor dem Anfange die Logen mit einemmale; es war gerade, als hätten die Leute auf diesen Moment draußen im Gange geharrt. Jetzt erscheint der Hof, die Offiziere auf ihren Plätzen erheben sich, und ebenso auf dem dritten Range der neue Oberkutscher respektvollst, denn es ist heute die erste Vorstellung, der er sitzend beiwohnt. Die Ouvertüre beginnt und wird am Schlusse rasend beklatscht. Zuerst fängt ausnahmsweise die erste Gallerie an, dann der dritte Rang, wo der Oberkutscher nicht sobald seine Hände in Bewegung gesetzt hatte, als die wackern Fäuste von einigen dreißig Stallleuten aufs Allerkräftigste einfielen und das erstaunte Parterre mit sich fortrissen.

Jetzt begann das Ballet und die Zeit bis zum Auftreten des Herrn Dubelli, die seinen bangen Freunden so unendlich lang erschien, flog rasch dahin. Jetzt betrat der Debütant die Bühne.

Ein lauter Applaus empfing ihn und munterte ihn auf, und wir sind imstande, gerührten Herzens versichern zu können, daß er sich dieses Empfanges vollkommen würdig erwies. Jede Nummer der wirklich schönen Musik gefiel außerordentlich, jeder Tanz wurde rasend applaudiert und schon nach dem ersten Akt verlangte das Publikum nach dem Komponisten, nach dem Tänzer und nach dem Balletmeister. Ebenso nach dem zweiten Akt; und erst am Schlusse! Da wollte des Tobens und Schreiens kein Ende werden. Es flogen Blumen in Massen auf die Bühne, und als Demoiselle Pauline, die blonde Sylphide, dem jungen Komponisten einen Lorbeerkranz aufsetzte, da wurde das Publikum zur Begeisterung gebracht und es raste wahrer Beifallssturm durch das Haus.

Armes kleines harmloses Lustspiel, welches nach dem Ballet gegeben wurde! Niemand achtete deiner, niemand wollte dich hören! Laut sprach man im Parterre und in den Logen von der vortrefflichen Musik und dem neuen Komponisten, und die Gesellschaft, welcher er, wie wir bereits wissen, hie und da etwas vorgespielt, war stolz darauf, dieses Talent geahnt zu haben, und manche sah man bei den lieblichen Melodien selbstzufrieden den Kopf wiegen, als wollten sie sagen: diese Melodie hat mir immer am besten gefallen, und: Publikum, du verdankst uns diesen Abend, denn wenn wir den jungen Künstler nicht in unsere Gesellschaft gezogen hätten, ihn nicht aufs kräftigste mit Thee und Butterbrot protegiert, so hättest du auf den heutigen köstlichen Genuß verzichten müssen. — — —

Wo war aber in diesem Augenblick das Mädchen, das dem jungen Mann treu zur Seite gestanden, jenes edle Herz, das untergegangen war, das sich selbst geopfert hatte, um den Geliebten zu erheben? War sie vielleicht in jenen glänzenden Logen, bedeckt mit Brillanten, deren Glanz vor dem Schimmer ihres Auges erblichen wären? War sie dort, wo der beste Platz eben gut genug gewesen wäre für ihr aufopferndes, edles, reines Herz? — — — Nein, sie war nicht da, es war ihrer Seele nicht gegönnt, unter jenen lieblichen Melodien, die sie gekannt und gepflegt, unter

jenem Beifallssturm süß zu erschauern und zu erzittern. Sie war verschwunden, spurlos verschwunden! untergegangen, wie rosige Glut des abends, verflogen, wie der Duft eines ganzen Blütenwaldes! —

Dem Oberkutscher Herrn Winkler hatte diese Vorstellung außer dem Eintrittsgeld für sich und seine Gesellschaft ein Paar schöne neue Handschuhe gekostet, die er buchstäblich zerklopfte, auch war er so heiser geworden, daß er nicht ganz ohne Grund fürchtete, der Pfarrer werde sich morgen bei der höchst wichtigen Ceremonie statt des feierlichen Ja mit einem Kopfnicken begnügen müssen. Nichtsdestoweniger aber gieng er außerordentlich zufrieden nach Hause, und allen Beteiligten ergieng es heute Abend so.

Der große Beschützer des jungen Komponisten, der Graf Alfons, hatte demselben ein kleines Souper veranstaltet, zu welchem auch Signor Benetti und Signor Dubelli, der erste Tänzer, ge=

laden waren. Mit welchen Gefühlen sich hierauf letzterer in einen eleganten schwarzen Frack und in eine Droschke warf, brauchen wir nicht zu sagen. Genug, er hatte vor der Hand keine Wünsche mehr, fühlte sich überselig und konnte mit jenem großen Manne sagen:

„Dieser Abend ist der glücklichste Tag meines Lebens!“

Achtunddreissigstes Kapitel

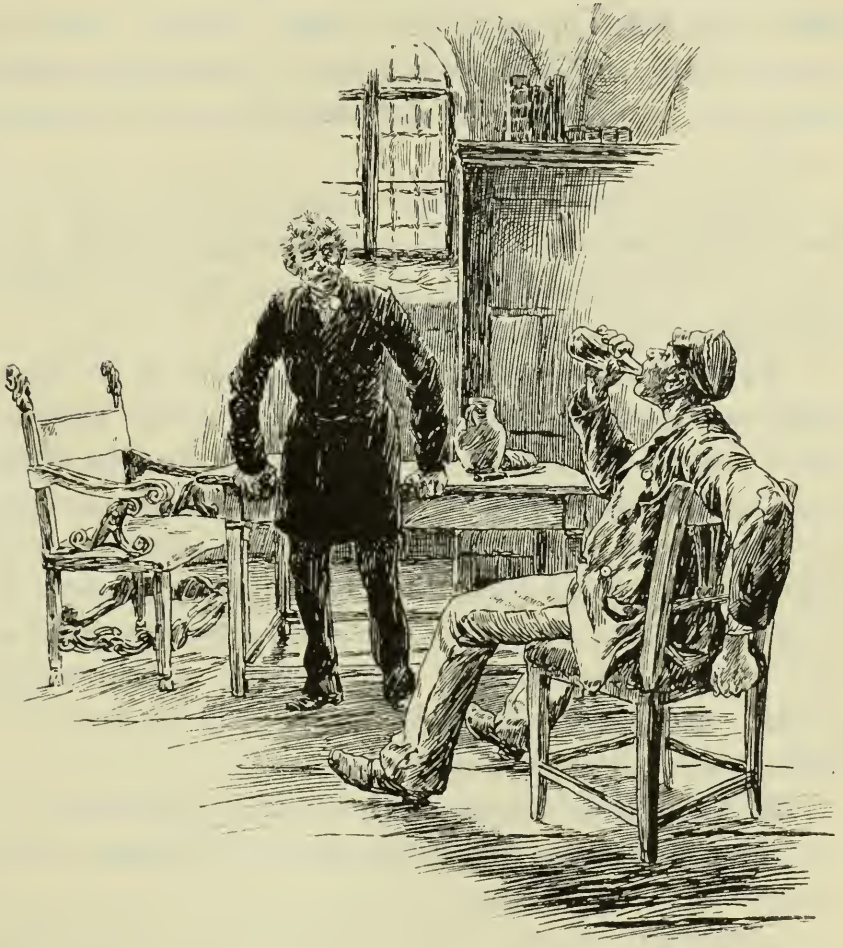
Eine Hochzeit ohne Geläute

Die Meßnerei der Stadtkirche war ein stilles, harmloses Gebäude, ein kleines Häuschen, an die Kirche gebaut, mit vier Zimmern, wovon eines eine Art Vorsakristei war und von den Geistlichen bei Ausübung ihres Amtes meistens zum An- und Ausziehen benützt wurde.

Es mochte morgens gegen neun Uhr sein, als der Meßner benannter Kirche, der ehemalige Stadtsoldat Herr Steinmann, die Hände auf den Rücken gelegt, eifrigst auf und ab spazierte. Sein Äußeres hatte sich sehr verändert; er war ganz in Schwarz ge-

kleidet, trug eine weiße Halsbinde, ein Anzug, welcher gegen seine frühere bunte Kleidung sehr abstach, und auch auf dem Gesichte schien sich offenbar der Ernst eines andern Lebens zu spiegeln. Verschwunden war die lustige, fröhliche Bosheit, die auf seinen Zügen thronte, sein einziges Auge sogar hatte das bekannte unheimliche Feuer verloren, in welchem es meistens zu glänzen pflegte; ja, der ganze Mann sah vollkommen ermüdet, ja abgespannt aus. Häufig wischte er mit der Hand die Stirne und besah alsdann die Fläche derselben, ob sie nicht feucht sei; denn er hatte beständig das Gefühl, als trete ihm der Schweiß in dicken Tropfen auf die Stirn, und dieses Gefühl schien daher zu entstehen, weil ihn eine heftige, nie gekannte Brustbeklemmung anwandelte, sowie ein lebhaftes Herzklopfen, das er bis jetzt nicht gekannt. Hatte er doch in den letzten Tagen sehr harmlos und ruhig gelebt, hatte gesund geschlafen, seine Nerven waren nicht aufgeregt durch irgend ein Geschäft, das er vor hatte, und doch diese Unruhe, die ihn im Zimmer auf und ab trieb! Er sah über den Platz hin, als erwarte er jemanden und als fürchte er zugleich, es möchte dort etwas Ungeahntes, Schreckliches erscheinen. Er zählte die Bretter des Fußbodens, während er über sie hinschritt. Verflucht! sein Blut wollte sich nicht beruhigen, seine Pulse schlugen heftiger und nicht einmal ein guter Schoppen Vierunddreißiger war im stande, sein Gemüt zu beruhigen. Hätte er nur auffinden können, woher diese Unruhe komme! — Die Hochzeit des Oberkutschers, seines Todfeindes, heute Morgen in der Stadtkirche, zu welcher er läuten mußte, war ihm freilich nicht angenehm; doch wenn er sich selbst überreden wollte, dies allein quäle und beunruhige ihn, so gelang ihm das nicht, indem er es selbst nicht glaubte. Auch war diese Handlung höchstens imstande, ihn mit Zorn und Wut zu erfüllen; aber die Unruhe, die ihn umhertrieb, mit der er jeden Augenblick durch's Fenster schaute, und zusammenfuhr, wenn er draußen einen Schritt vernahm, wahrhaftig, er mußte gestern etwas sehr Unverdauliches gegessen haben! Ein paarmal war es ihm zu Mute, als zöge es ihn mit Gewalt

aus der Meßnerei fort, als jage ihn etwas haſtig von dannen, und er hatte das Gefühl, als könne ihm nur Erleichterung werden durch eine Flucht in die weite Welt hinaus; wenn er alles dahinten ließe, ſein Amt, ſein Haus, ſein ſo mühſam erworbenes



Vermögen. Doch lächelte er einen Augenblick darauf über dieſe Phantaſien; aber dieſes Lächeln war ein mattes, erkünſteltes, und obgleich er ſich feſt aufrichtete, als wolle er allem, was da kommen könne, ſtandhaft ins Angeſicht ſehen, ſo fuhr er doch im nächſten Augenblick heftig erſchreckt nach der Stubenthüre, wo ſich ein Geräuſch vernehmen ließ, und knickte faſt zuſammen, als dieſelbe ge-

öffnet wurde und der Gevatter herein trat — der Gevatter, der wie der Steinmann sicher glaubte, Stadt und Land schon längst verlassen habe.

Mit bebender Lippe versuchte es der Steinmann, eine Flut von Verwünschungen über ihn auszusprudeln; aber der Gevatter, welcher sehr blaß und angegriffen aussah, schüttelte leicht mit Kopf und Hand, und versuchte solchergestalt pantomimisch auszudrücken, daß der Zeitpunkt nicht gut gewählt sei, eine Strafpredigt zu halten.

„Gebt mir einen Schluck Wein," sagte er, indem er sich auf einen Stuhl niederwarf, nach der Flasche auf dem Tische griff und einen langen Zug daraus that. „So! jetzt ist mir besser. Wenn ich nur schon wieder fort wäre!"

Als der Gevatter nach der Flasche griff und sie an seinen Mund brachte, sah der Steinmann starr auf die Hand desselben, und er mußte etwas Unheimliches da bemerken, denn sein Gesicht wurde noch fahler, als es schon war, sein eines Auge vergrößerte sich zusehends und sogar das andere, das schon jahrelang in seiner Höhle verborgen schlief, schien neugierig durch den Spalt derselben zu lauschen. Dann ohne seinen Blick von der Hand abzuwenden, nickte er dem Gevatter fragend mit dem Kopfe, worauf derselbe ebenfalls einen Blick auf die Faust warf und dann mit den Achseln zuckte und ebenfalls nickte.

An der Hand befand sich ein kleiner roter Blutflecken. —

„Wer?" fragte der Steinmann mit tonloser Stimme; „war sie es?"

„Natürlich!" entgegnete der Gevatter, indem er den Flecken naß machte und wegputzte; „aber die Sache ist schlecht abgelaufen, ich habe sie gefehlt, Gott verdamme sie, sie war mir zu stark! Sie schrie wie rasend um Hülfe und ich fand kaum noch Zeit, zur Hinterthüre hinauszufliehen, als ich auch schon merkte, daß mir Leute auf der Ferse waren."

Bei dieser Nachricht durchfuhr ein heftiges Zittern den Körper des Steinmann, und wie ein Fisch auf trocknem Sande nach

Luft, so schnappten seine Finger nach einem großen Messer, das neben dem Weinkrug auf dem Tische lag.

„Holla!" rief ihm der Gevatter zu, „es ist keine Zeit zu Faseleien, laßt die Dummheiten sein und kommt eiligst mit."

„Hast du mir nicht versprochen, du wolleſt die Stadt sogleich verlassen?" sagte der Steinmann nachsinnend, aber wie in halber Geistesabwesenheit. „Es war damals, als ich dir die vierhundert Gulden gab, warum bist du hier geblieben? — — — Schlechter Kerl!"

„Warum ich hier geblieben bin? Soll ich dir vielleicht das Geld, das die Müller zusammengescharrt hat, allein überlassen? So hast du freilich gewollt, nicht wahr, Bursche?"

„Welches Geld?" antwortete der Steinmann, „die Müller ist arm, sehr arm; wer sagt, daß sie Geld hat?" — — —

„Hast du es mir nicht gesagt, verfluchter Lügner, falscher, meineidiger Hund? Hast du mir nicht erzählt, sie hätte in Metthausen ein ganzes Paket mit Geld gehabt?" schrie der Gevatter und sprang auf den Steinmann zu, ihn am Halse nehmend.

Dieser machte gar keine Bewegung, sich zu verteidigen, sondern fuhr mit der Hand über die Stirn, als besinne er sich auf etwas.

„Ja, du hast es gesagt!" wiederholte der Gevatter fast schreiend; „du hast mich dadurch verlockt, Satan, miserabler! Du hast mich hingehalten; wer hätte nicht mit vierhundert Gulden in die Welt hinaus können und glücklich sein? Vierhundert Gulden und Freiheit, und jetzt! — gar nichts! und verloren zu sein! — Barmherzigkeit, es ist zu spät!"

Bei diesen Worten ließ der Gevatter den Steinmann los und schaute mit erdfahlem Gesicht über den Platz hin, wo sich mehrere Leute näherten, unter ihnen einige frühere Kollegen des Steinmann. Dieser drehte bei den Worten: „es ist zu spät!" den Kopf langsam nach dem Fenster herum, als fürchte er, ein Gespenst zu sehen; dann aber, als er für ihn noch viel schrecklicheres bemerkte, warf er den Gevatter hastig von sich ab, stürzte zur Zimmerthüre hin-

aus und warf sie hinter sich ins Schloß, und das war das Werk eines Augenblickes.

Der Gevatter, davon überrascht, stürzte ebenfalls nach der Thüre und erfaßte gerade mit den Händen das Schloß, als er bemerkte, wie von außen der Schlüssel umgedreht wurde. Dann eilte er zurück an die vergitterten Fenster, riß einen Flügel auf und schrie hinaus auf den Platz: „Hieher Leute, hieher! Da bin ich! Der Steinmann ist auch hier, aber paßt um Gotteswillen auf, er ist in die Kirche hinein! Gebt Achtung, ich bitte euch, gebt Achtung, daß er nicht davon kommt."

Auf dies hin sprangen einige der Polizeisoldaten in die Meßnerei, und während sie die Thüre des Wohnzimmers aufschlossen und den Gevatter festnahmen, blieben andere um die Kirche herum, Thüren und Fenster derselben genau im Auge behaltend.

Der Steinmann, dem, als er Gewißheit über sein Schicksal hatte, für einen Augenblick die alte Geistesgegenwart zurückkehrte, war in der That durch die Sakristei in die Kirche geeilt und spähte umher, wo eine Möglichkeit des Entkommens sei. Richtig! dort war die kleine unbekannte Thüre, die hinab in unterirdische Gewölbe führte und durch einen kleinen Gang mit dem Keller des benachbarten, ehemaligen Klosters unter dem Stadtgraben zusammenhing. Dieser Gang war unten nur mit einer leichten Lattenthüre verschlossen, welche unschwer zu erbrechen war. — Also da hinaus! — Dort war allerdings die Thüre, welche in die Gewölbe hinab führte und als der Steinmann sie bemerkte, sprang er auf sie zu, prallte aber im nächsten Augenblicke zurück, denn ihm fiel ein, daß er die Schlüssel zu derselben auf dem Tisch im Zimmer liegen gelassen. Umsonst rannte er mit dem Kopf gegen die eiserne Pforte, sie wankte nicht unter seinen kräftigen Stößen; wohl aber verwirrten sich seine Gedanken, und sein Auge starrte gläsern nach der Thüre des Glockenturms, welchen er aufgeschlossen hatte, um an die Glocken zu gelangen. Da hinauf eilte er, willenlos und gejagt von schrecklichen Gedanken, die wie Gespenster hinter ihm drein zogen, und die er vergebens von sich abzusperren

suchte, indem er die eiserne Thüre zur schmalen Wendeltreppe des Turmes hastig hinter sich zuwarf, und von innen verriegelte.

Vergebens! sagen wir, denn die Gedanken schienen die schmale Treppe zu erfüllen und ihn aufwärts zu drängen, immer höher

den Turm hinauf, und ließen nur zuweilen von ihm ab, damit er durch eines der schmalen Fenster hinabschaue auf den Platz vor der Kirche, welcher jetzt plötzlich mit Menschen bedeckt war, und alle die tausend Augen starrten auf die Kirche und jubelten, daß der Steinmann gefangen sei und daß sie ihn bald herausschleppen würden, gefesselt wie ein wildes Tier. Er aber, dem alles das galt, knirschte mit den Zähnen, und in seinem siedenden Gehirn

rollte ein einziger Gedanke — die Luft, all' denen da drunten ihre Freude zu verderben, und während sich sein Haar auflüpfte und er die letzte Treppe hinaufraste bis zu dem Raum, wo die Glockenseile herabhingen, knüpfte er mit zitternden Händen eines um den Hals und jauchzte in teuflischer Freude: „nein, Ihr sollt den Steinmann nicht lebendig haben! — — — — — — —

Unterdessen hatte sich der Oberkutscher, Herr Winkler, im besten Civilstaat: schwarzem Frack und dergleichen, in dem er sich aber ganz sonderbar vorkam, mit einem mächtigen Blumenstrauß im Knopfloch, bei seiner Braut eingefunden, hatte außerordentlich herablassend die Gratulationen verschiedener Kollegen angenommen, die sich zu diesem Zwecke dort befanden, hatte darauf sämtliche Gäste sehr zum Essen und Trinken genötigt und lief nebenbei alle Augenblicke ans Fenster, um zu lauschen, ob denn von der Stadtkirche noch nicht geläutet werde. Ihm lag dieses Geläute sehr am Herzen, weniger, weil es die feierliche Fahrt zur Kirche verherrlichte, als vielmehr, weil er dabei bedachte, mit welch unsinniger Wut der Steinmann, der alte Hallunke, an dem Seil zerren würde. „Thut nichts!" sagte er nach jedesmaligem vergeblichem Hinaushorchen, „er mag sich solange sperren, als er will, endlich muß der alte Steinmann doch an die Glocke, das ist ausbedungen und bezahlt. — Aber der Mund der Glocke blieb stumm, so sehnsüchtig auch sämtliche Hochzeitsgäste dieses Zeichen zum Aufbruch erwarteten.

„Jetzt können wir aber nicht mehr warten!" sagte Frau Winklere, „es ist dreiviertel auf zehn vorbei, und punkt zehn Uhr kommt der Pfarrer. Laßt uns in Gottes Namen aufbrechen!"

„Nun, meinetwegen!" sagte Joseph, „laßt uns fahren! Die alten Glocken werden wahrscheinlich unterwegs anfangen. Alter Dubel — Dubelli wollte ich sagen — nehm' Er die alte Braut am Arm und dann vorwärts!"

Drunten standen mehrere Mietwagen bereit, welche nach und nach von der zahlreichen Gesellschaft angefüllt wurden und dann einzeln davon fuhren. Signor Dubelli saß neben der Braut, welche ihr Sacktuch vor die Augen hielt und, wie es bei solchen

feierlichen Veranlassungen Sitte und Anstand gebietet, einige Thränen vergoß.

Jetzt nahten sie der Kirche, und zu seiner großen Befriedigung bemerkte der Herr Winkler die ziemliche Menschenmenge auf dem

Platz vor derselben, indem er überzeugt war, daß alles bloß hieher geeilt sei, um seiner Hochzeit zuzuschauen. Endlich schienen auch in diesem Augenblicke die Glocken ihren Dienst thun zu wollen, aber nein! es war nur ein einziger schriller Schlag, den die kleine Feuerglocke that, ein Schlag so seltsam und eigentümlich, daß er einem durch Mark und Bein ging.

Joseph hatte Lust, in einen großen Zorn zu geraten, indem er versicherte, den einzigen Schlag mit der Feuerglocke habe der alte boshafte Kerl, der Steinmann, nur gethan, um ihn zu ärgern.

An der Kirchthüre entledigten sich die Wagen ihres Inhalts, und das Brautpaar, von den Brautführern und Brautjungfern begleitet, trat in die Kirche. Es waren viele Menschen versammelt, die unruhig durcheinander gingen und sprachen. Doch wurde es still, als die heilige Handlung begann, und ein Schlosser, der mit Gehülfen die Thüre zum Glockenturm aufzubrechen versuchte, hörte ebenfalls auf zu arbeiten und sah zu.

Jetzt war das Paar eingesegnet und der Winkler, als er seine junge Frau an der Hand zur Kirche hinausführte, konnte sich nicht enthalten, ihr im Übermaße des Glückes einen tüchtigen Kuß auf die frischen Lippen zu drücken. Vor der Kirchthüre hob er darauf die Frau Oberkutscher in den Wagen; Jean, der Hoflakai, hatte ehrerbietig den Tritt herabgelassen, und dann mußte die junge Frau ihren Gemahl lachend daran erinnern, daß heute neben ihr im Wagen sein Platz sei; denn er war in einiger Geistesabwesenheit eben im Begriff gewesen, sich vorn auf den Bock zu schwingen.

Alsdann gings nach Hause zu einem sehr soliden Mittagessen, und wenn es leider nicht so oft in der Welt vorkäme, daß Freude durch Leid getrübt wird, so wäre am heutigen Tage nichts zu wünschen übrig geblieben. Aber so erhob sich am Ende der Mahlzeit, und nachdem das junge Paar, dessen Eltern und Verwandte, Seine Majestät der König und Seine Excellenz der Oberststallmeister mit vielen Toasten gefeiert worden waren, erhob sich, sagen wir, der Herr Dubelli mit sehr ernster Miene, hielt sein Glas vor die Augen und sagte:

„Meine Herren und Damen! Nehmen wir das Unvermeidliche an, und erlauben Sie mir in die freudigen Töne allgemeiner Lussss=t, die hier herrschen, einen kleinen Akkord der Trauer anzuschlagen. Unsere Freundin, unsere wackere Freundin, ja, unsere edle und geliebte Freundin, Jungfer Kiliane — isss=t nicht mehr! Sie sss=tarb heute morgen sanft und selig, wie wir alle wissen, in dem hohen Alter von vierundachtzig Jahren. Ihr, meine Freunde, habt sie gekannt, ihre Lussss=t an guten Thaten, ihren vortrefflichen Lebenswandel. Leeren wir dieses Glas auf ihr An=

denken, auf die Hoffnung, daß sie jetzt in heitern, bessern Gefilden, wie sie es so sehr verdiente, aufgenommen isssst. Friede ihrer Asche!“

Damit leerten alle ihre Gläser, und manches Auge wurde feucht, und namentlich rollten von der Wange der Frau Welscher ein paar große Thränen herab in den Wein. Die kleine Marie sah man allein nicht weinen, aus dem einfachen Grund, weil sie nicht bei Tisch war. Sie hatte flehentlich gebeten, sie bei ihrer alten Freundin zu lassen, und dort saß sie an dem Bette derselben; das gute, träumerische Kind hatte eine der erkalteten Hände erfaßt, und wenn sie die Augen schloß, so durchschauerte es sie mild und freundlich; denn sie dachte, sie sitze am Bette ihrer Mutter, ihrer armen, unglücklichen, unvergeßlichen Mutter. — —

Neun- unddreißigstes Kapitel.

Ein Schloß im Walde.

Wenn man dem Laufe des Neckars abwärts folgt bis beinahe zur alten Reichsstadt Heilbronn, an den malerisch gelegenen Städtchen Besigheim und Lauffen mit ihren uralten Römerthürmen und hochgelegenen Kirchen

vorbei und sich alsdann auf dem linken Ufer des reizenden Flusses von der Chaussee ab auf schmalen Wald- und Gemeindewegen in das Gebirge hineinwendet, so kommt man in ein reizendes Waldrevier, viele, viele Stunden lang und breit, hie und da untermengt mit Getreidefeldern und kleinen, freundlichen Ortschaften. Klare Waldwasser rieseln von den Bergen in die Thäler; neben der hochstämmigen Tanne wächst die kräftige Buche, und zahlreiche Gesellschaften alter, knorriger Eichen breiten ihre Äste aus über dicht bemoostem, bewachsenem Waldboden und ragen hoch in die Luft hinauf, wo auf der Spitze ihrer Krone vorwitzige Waldvögel hinausschauen in das Neckarthal und dem Silberfaden des Flusses zu folgen imstande sind, weit über Heilbronn hinaus in das flache Land hinein.

Es ist ein liebes, stilles Stück Erde, dies Revier; das Geräusch großer Landstraßen bleibt ihm fern und nur auf schmalen Waldpfaden hört man das vereinzelte Knallen einer Peitsche und das Ächzen eines Holzwagens, weit ab accompagniert von dem Gekreische des Raubvogels und den Schlägen einer Axt.

Geneigter Leser, zur Zeit, wo unsere wahrhaftige, wenn auch namenlose Geschichte spielt, hatten diese Waldgründe außer ihrer natürlichen Schönheit noch einen andern Reiz. Es war damals das herrlichste Jagdrevier, welches sich weit und breit finden ließ. In tiefster Einsamkeit auf den stillen Höhen, in den dichten, heimlichen Buchenwaldungen wechselte der edle Hirsch, weiter draußen in lichten Eichen- und Tannenwaldungen neben dem bebauten Lande äßte sich das unruhig hin- und hereilende Reh, an den Abhängen hinter alten dicken Bäumen hatten zahlreiche Hasen ihre Niederlage und auf dem Heidegrün in der Nähe der Dörfer besorgte Reinecke, der Fuchs, seinen stillen, gemütlichen Handel und Wandel.

Damals, zur Zeit des Herbstes, war der Forst lebendig und tönte wider von sonst unbekannten, fremdartigen Klängen. Verwundert vernahm der Hirsch das Knallen der Büchsen und das Gebelle der Hunde, die Rehe huschten hin und her, aufgeschreckt

von dem Rufe der Treiber, und Hasen und Füchse eilten einträchtig zusammen, davongejagt von allgemeinem Schrecken.

Jetzt ist es ganz anders geworden, und der Wald steht im Herbst verlassen und tot und still. Man hört nichts als das höhnische Geschrei des Raubvogels, der fast allein übrig geblieben. Das edle Geschlecht der Hirsche ist ausgerottet, die Anwesenheit eines Rehes ist zu einem Ereignis geworden, was von den Hasen dem allgemeinen Morden entgangen, kommt verjagt und eingeschüchtert fast gar nicht mehr zum Vorschein oder wird dem schmunzelnden Fuchs zur Beute, dessen Geschlecht fast allein unvermindert geblieben. Der Waldpalast trauert, er ist entvölkert, und wenn man die alten Bäume nächtlicher Weile zusammenflüstern hört und ihre Sprache versteht, so jammern sie über die Einsamkeit, über die entsetzliche Stille, die sie rings umgiebt, über die verlorene Poesie ihres Daseins.

Mitten in diesem Wald- und Bergrevier liegt ein altes Schloß, aber ziemlich modernisiert und den Bedürfnissen des jetzigen Lebens angepaßt. Der alte unveränderte Teil desselben besteht in einem massiven, runden Turme und einem kleinen gewölbten Gebäude, in welchem sich heutzutage das Archiv des Besitzers und eine kleine Schloßkapelle befindet. Der andere Teil des Schlosses, zwei Flügel, welche mit jenem alten eine Hufeisenform bilden, wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts neu erbaut; sie sind von heller Farbe, haben große Fenster und bilden zu jenem alten Teile einen gewaltigen Kontrast. Aber dieser Kontrast ist für das Auge durchaus nicht unangenehm. Man sieht, daß der Erbauer den Zweck im Auge hatte, sich eine geräumige, angenehme Wohnung zu verschaffen, und dabei Pietät für das Bestehende, um dasselbe zu lassen, wie es war, ja aufs Sorgfältigste zu unterhalten. Dieser Erbauer, der Vater des jetzigen Besitzers, mochte nicht im Stile des alten Bauwesens seine neue Wohnung aufführen, und man kann ihm hierin nicht Unrecht geben. Er hatte eine zahlreiche Familie, mit der er fast das ganze Jahr hier oben zubrachte, und deshalb waren ihm große Säle und viele geräumige Zimmer

wünschenswerte Einrichtungen, welche sich mit dem Baustil des alten Gebäudes nicht wohl vereinigen ließen.

Die freie Seite der Gebäude war mit einem großen Gitter verschlossen; ein klares Bergwasser, das man hoch im Walde gefaßt und gebändigt, warf in der Mitte des Hofes seine senkrechten Strahlen hoch empor, und diente unter anderm einem zahlreichen Geflügelhofe, der sich hier befand, zum Spielzeug und teilweise zum Lebensunterhalt. An den Wänden des neuen, sowie des alten Gebäudes rankten sich Epheu und die manigfaltigsten Schlingpflanzen empor, die Wände mit Grün und farbigen Blumen bedeckend. Ein große Treppe, die in den mittlern und Hauptflügel führte, war mit Orangenbäumen besetzt und mit Blumen und seltenen Gewächsen verziert. Der ganze Hof hatte etwas Heiteres

und überaus Wohlthuendes und der alte graue Turm beschattete das Ganze mit der Zufriedenheit des Alters und blickte die neuern Gebäude freundlich an, wie ein Großvater seine Kinder und Enkel, die sich liebend um ihn versammeln, wenn auch in andern Kostümen und andern Lebensansichten.

So sah dieser Hof aus zur schönen Zeit des Frühlings und Sommers und jetzt in den Tagen unsrer wahrhaftigen Geschichte fehlten nur die Orangenbäume auf der Treppe, die man bereits ins Winterquartier gebracht, und die bunten Blumen zwischen den Schlingpflanzen, wogegen sich aber die Natur dort eine andere Färbung geschaffen; denn in leichten malerischen Linien blickte zwischen dem saftigen Grün des Epheus das dunkle Rot der absterbenden Jungfernrebe hervor.

Es war zu Ende Oktobers, ein klarer, frischer Herbsttag. In dem Waldrevier, welches das Schloß umgab, hatte man vom frühen Morgen an das Knallen der Gewehre, das lustige Hallo der Treiber gehört, bald näher, bald ferner. Gegen Mittag hatte sich die Jagd weiter abgezogen, und es war beschlossen worden, an einer bekannten großen Eiche, ungefähr zwei Stunden entfernt, den letzten Trieb endigen zu lassen. Dorthin waren auch Pferde und Wagen bestellt, um die müden Jäger auf bequeme Art heimzubringen.

Zu diesem Zweck waren die Stallthüren im Schloß geöffnet, der Stallmeister des Jagdherrn stand in demselben, seine Befehle erteilend, und Kutscher, Reitknechte und Stallbuben waren beschäftigt, Geschirre aufzulegen und zu satteln. Der Anzahl der Pferde nach, die herausgeführt wurden, bestand die Jagdgesellschaft aus acht bis zehn Personen, auch einige Offiziere darunter, denn mehrere Kopfzeuge und Sättel waren militärisch. Für den Jagdherrn wurde ein Neutitscheinka mit vier kräftigen Braunen eingespannt, einer der Kutscher schwang sich auf, vier Reitknechte nahmen die acht Pferde an der Hand und hinaus ging es aus dem Schloßhof in den Wald.

Der Stallmeister gab noch einige Befehle, dann ging er lang-

sam auf die große Treppe des Schlosses zu, auf welcher sich eine Gestalt sehen ließ, in schwarzem Frack, schwarzen Beinkleidern, weißer Weste und Halsbinde, wie sie soeben aus dem Vestibul heraustrat — der Kammerdiener und Haushofmeister des Grafen. Sein Haar war fast eben so weiß, wie seine Wäsche, sein ernstes, faltenreiches Gesicht zeugte von hohem Alter, und dieses Zeugnis war vollkommen richtig, denn Meister Amadäus, wie er sich am liebsten nennen hörte, war ein guter Sechsziger und hatte seinen jetzigen Posten schon bei dem Vater des jungen Herrn versehen. Er nahm aus seiner kleinen goldnen Dose bedächtig eine Prise, hob seine ziemlich große Nase alsdann schnüffelnd in die Höhe und meinte, es werde kalt werden heute nacht, recht kalt.

Der Stallmeister war die Treppen hinaufgestiegen und pflichtete bei, indem er sagte, es sei nicht unmöglich, daß man heute nacht einen kleinen Frost bekäme.

Einige Lakaien, die im Vestibul standen, erlaubten sich hierauf die schüchterne Frage, ob in den Schlafzimmern eingeheizt werden solle.

Meister Amadäus zog die Manschetten über seine Hände herab und erwiderte: „Wenn der große Salon vierzehn Grad hat und das Billardzimmer ebensoviel, so bleibt es bei meiner Anweisung: man öffnet die anstoßenden Schlafzimmer und läßt die dort befindliche kalte Luft mit der Wärme in Verbindung treten. Ich hoffe, es ist also geschehen!"

„Jawohl, Herr Haushofmeister!"

„Nach einem also fatigierten Tagewerk in freier Luft taugt übergroße Wärmung der Schlafzimmer nicht. Die Herrschaft kommt durch Diner und Spiel überdies in Hitze, wornach ihr eine höhere Temperatur lästig fiele, und in dem Hause, wo Meister Amadäus das Kommando führt, soll einem Gaste durchaus nichts lästig werden."

Die Lakaien hinter dem Haushofmeister machten eine gleichförmige und tiefe Verbeugung mit dem Kopfe, worauf Amadäus das Gleiche that und bedächtig zu einem andern Gesprächsthema überging.

An den Stallthüren standen Reitknechte und Stallbuben, die Ankunft der Herrschaften erwartend, und einer der letzteren zog seine Uhr heraus, um sich zu unterrichten, welche Zeit des Tages es eigentlich sei, eine Sache, welche dem Haushofmeister Veranlassung gab, einiges von der guten alten Zeit Erwähnung zu thun, von jenen Tagen, wo im Schloß außer der Turmuhr nur eine einzige Uhr vorhanden war, eine kleine silberne Taschenuhr, welche bei der hochseligen gnädigen Frau auf dem Toilettetisch lag; ein höchst eigensinniges Ding von vielem Selbstbewußtsein und sehr zarter Natur, denn sie konnte es nicht vertragen, wenn sie hingelegt wurde, und ging um keinen Preis in der Welt weiter, wenn die hochselige Frau Gräfin es einmal vergaß, sie abends punkt zehn Uhr aufzuziehen.

Der Haushofmeister trug diese Geschichte so überaus lehrreich vor, daß die Stallleute sich langsam der Treppe näherten, ein Küchenjunge schüchtern um den Treppenpfeiler herumschaute, und der Koch in weißer Jacke und ditto breiter Mütze aus seinem Departement heraus auf den Hof trat.

„So wars," sagte der Haushofmeister, „und so ist es jetzt." Dabei schlug er auf den Deckel seiner Dose und sah sich fragend ringsum; die Lakaien nickten pflichtschuldigst, die Stallleute ebenso, ferner der Koch und der Stallmeister — ein Zeichen der Beistimmung, welches Meister Amadäus mit einem leichten Rundkompliment wohlwollend für sich in Anspruch nahm. Es erfolgte einige Sekunden lang eine feierliche Stille, während welcher der Kammerdiener den Koch mit festem Blicke ansah.

„Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, Meister Amadäus," sagte dieser, „nach meiner Berechnung mußte gestern mittag die Suppe mit dem dritten Schlage um sechs Uhr auf dem Tische stehen."

„Was aber nicht der Fall war," versetzte ernst, fast traurig der Kammerdiener, „ich verließ mich auf Eure Pünktlichkeit wie immer, lasse mit dem dritten Schlage um sechs Uhr die Flügelthüren des Speisesaals öffnen und sehe zu meinem Erschrecken, ja

zu meinem Entsetzen, daß die Suppe erst hereingetragen wird, ich war blamiert, wenn in diesem Augenblick der Herr Graf nicht glücklicherweise mit sämtlichen Herren Gästen durch das Fenster nach einem Raubvogel geblickt hätte. Es war wenigstens vier

Sekunden nach sechs, bis die Suppe auf dem Buffet stand — fürchterlich!"

„Fürchterlich!" wiederholten die Lakaien, die Stallbuben schauderten augenscheinlich zusammen, und der Koch stand da, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle.

Jetzt vernahm man in der Entfernung Rädergerassel und Huftritte von Pferden. Es war die Jagdgesellschaft, die zurückkehrte. Auf einen feierlichen Wink des Kammerdieners verschwanden sämtliche Untergebene in die Gebäulichkeiten ihrer Departements, nur Amadäus blieb allein auf der großen Treppe stehen, nahm eine letzte Prise und stäubte darauf jedes schwarze Pünktchen des Schnupftabaks sorgfältig von Weste und Halsbinde. Jetzt jagten die vier Braunen mit dem leichten Wagen in den Hof. Es saßen vier Herren in demselben; unter ihnen ist der, welcher die Zügel führt, uns wohl bekannt — es ist Graf Alfons, freilich um zehn Jahre älter geworden, aber immer noch garçon, heiter, ja lustig, ein Lebemann und guter Kamerad. Ihm gehört Schloß und Jagdrevier: er hat die Freunde hier zu einem lustigen Herbstvergnügen versammelt.

Hätten wir es dem geneigten Leser auch nicht verraten, daß wir uns auf dem Gute des Grafen Alfons befinden, so würde er es an der Ehrerbietung gemerkt haben, mit welcher der Stallmeister Peitsche und Zügel in Empfang nahm und an dem tiefen Bückling, den Meister Amadäus auf der untersten Treppenstufe zu machen sich verpflichtet hielt.

Dem Wagen nach jagten sechs Reiter in den Hof, das Doppelgewehr auf dem Rücken, den grünen Hut, wo bei manchem zwischen Gemsbart und Spielhahnfeder ein grüner Bruch steckte, keck auf dem rechten Ohre sitzend, in grauen Röckchen, anliegenden Beinkleidern und darüber hohe Juchtenstiefel. Auf gleiche Art war auch der Graf und alle übrigen kostümiert. Den Reitern nach drängten sich Förster und Jägerburschen in den Hof, die auf kürzeren, aber engen Waldwegen eben so schnell nach Hause gekommen, fast gezogen von den ungeduldigen Hunden, die für heute des

Jagens genug hatten und heulend und schnuppernd ihrem Zwinger zueilten.

Der Hof sah in diesem Augenblicke malerisch genug aus: die Nacht war hereingebrochen und ein paar Pechpfannen zu beiden Seiten der Treppe warfen ihr rotes zitterndes Licht auf den lebendigen Knäul von Menschen, Pferden und Hunden. Ein stattlicher Hirsch, ein schon in den damaligen Tagen seltener Zwölfer, ward auf einem Pony hereingeführt und vor der Treppe auf das Pflaster des Hofes gelegt, wo ihn die Hunde augenblicklich umstanden und die Schweißhunde fast ihre Leinen zerrissen, um mit ihren Nasen das aufgebrochene Wild berühren zu können.

Der Graf mit seiner Gesellschaft blieb noch einen Augenblick auf der Treppe stehen, teils um jenem malerischen Schauspiele zuzusehen, teils auch um — als Nachklang jener alten ritterlichen großartigen Jagden, wo am Schlusse derselben der Herr seinen Hut abnahm, um sich bei seinem Oberjägermeister für das Jagdpläsier zu bedanken, — seinem ersten Jäger, der die Treppen hinaufstieg, um Befehle für den nächsten Tag zu holen, die Hand zu reichen und sich zu bedanken für die gute Aufstellung und für die gute Führung der Treiber. Dann wandte er sich um, und die Herren schritten ins Haus. Eine breite hohe Treppe, deren Stufen mit Teppichen belegt waren, die Wände aber mit stattlichen Hirschgeweihen verziert, gingen sie hinauf und kamen in einen langen Korridor, in welchem Kupferstich an Kupferstich hing, die meisten mit Bezug auf das edle Waidwerk; dazwischen Rehgewichte von allen Größen und von den seltesten Abnormitäten. Zierliche Bronzelaternen mit rotem geschliffenem Glas verbreiteten ein warmes zweifelhaftes Licht in dem Korridor, der sich bis in die Unendlichkeit zu verlängern schien, da seine beiden Enden aus riesenhaften Spiegeln bestanden, die unten am Fuße mit Blumen bedeckt, oben im Widerschein eine Aussicht ließen auf Hunderte von dunkelglühenden Lampen und auf einige Meilen Korridors. Am Ende des wirklichen stieß er in einem rechten Winkel an einen andern fast eben so langen Gang, der zu den zahlreichen Gastzimmern führte.

Diese Gastzimmer, eines wie das andere möbliert, waren erfüllt mit allem möglichen erdenkbaren Comfort des Lebens. Teppiche bedeckten den Boden, vor den zierlichen Kaminen standen niedrige weiche Fauteuils, die man nur herumzudrehen brauchte, um vor dem Schreibtische zu sitzen, oder sich vis-à-vis des Toilettespiegels zu befinden, aus dem zwei Bouquets Wachskerzen zu beiden Seiten eine fabelhafte Helle herausstrahlten. Hier standen die Diener bereit, und es war ein angenehmes Gefühl, nach dem mühsamen Jagen und nach dem Durchwaten von Bächen und Morästen, dem gefährlichen Erklimmen von Bergen und dem stundenlangen unbeweglichen Ausharren auf den verschiedenen Ständen sich nun behaglich des schweren Anzugs entledigen zu können.

In Schatten und Licht, in Kontrasten besteht die Annehmlichkeit des Lebens; deshalb wurde hier auf dem Schlosse, obgleich keine Dame zugegen war, im Gegensatz zum Jägeranzug jetzt eine feine Toilette gemacht, und es gewährte jedem der Betreffenden das größte Vergnügen, aus der schweren Fußbekleidung in seine lackierten Stiefel zu schlüpfen und den dicken Jagdrock mit dem weichen schmiegsamen Frack zu vertauschen. Bart und Haar wurden sorgfältig frisiert, einige Tropfen Eßbouquet auf das battistene Sacktuch gegeben, und so fertig und bereit harrten alle der Hornfanfare, die zur Jagdzeit statt der Glocke das Zeichen zum Diner gab.

Nun ertönte dieselbe und die Jagdgesellschaft, aus den verschiedenen Zimmern tretend, fand sich im langen Korridor und schritt denselben munter plaudernd hinab bis ans Ende, wo entfernt von allem Geräusche still und heimlich das Speisezimmer lag. Die Fenster desselben gingen auf eben diesen Korridor und waren bei Abend dicht verhängt. Das Speisezimmer glich in seiner Einrichtung dem des Baron Karl, in welchem wir einstens einem Diner beigewohnt, seine Tapeten waren wie in jenem lederfarben, Stühle und Buffet schwer in Eichenholz geschnitzt, ebenso der Kronleuchter und zwei Girandolen, welche in den Ecken standen.

Meister Amadäus unterließ es bei solchen Veranlassungen nicht,

das reiche Silberzeug des gräflichen Hauses, wenn auch ohne Prätension, zur Schau zu stellen, nichts Überflüssiges, aber alles, was nur einen Schein von Notwendigkeit hatte. Und so war der Tisch bedeckt mit mattem und glänzendem Silber, mit hellem funkelndem Krystall und dem feinsten weißesten Damastzeug. Im Kamin loderte eine leichte Flamme, mehr zum Staat als zur Notwendigkeit.

Mit dem Schlag sechs hob der Kammerdiener am Buffet den Deckel von der Suppenterrine und das Diner nahm seinen Gang, mit einer Ruhe und Präcision, die außerordentlich wohlthuend war. Jäger und Lakaien gingen beim Servieren mit unhörbaren Schritten durch das Gemach, Teller und Platten wurden gewechselt, ohne die Idee eines Geräusches, und alles das dirigierte der alte Kammerdiener mit rastlosem Auge, hier durch einen Blick das Tempo beschleunigend, dort durch eine zurückhaltende Handbewegung den zu eiligen Lauf eines noch jugendlichen eifrigen Lakaien mäßigend. Er pflegte zu sagen: in einem guten Hause

sind die Bedienungen auf den Zimmern, das Kaffeefrühstück, das Dejeuner die Proben, wo schon ein kleines Unglück vorfallen kann (unter Unglück aber verstand er das Räuspern eines Lakaien, das harte, hörbare Niedersetzen eines Glases), das Diner aber ist die Ausführung, und ob ein Haus gut geführt ist, ob Hausmeister und Lakaien verdienen, daß sie überhaupt in der Welt sind, zeigt sich bei der Ausführung eines Diners, bei dem richtigen Takt, der hier herrscht, bei dem ununterbrochenen Fortgang, bei dem richtigen Zusammenspiel. — Amadäus war aber auch nach einem gut gelungenen Diner, obgleich glücklich, immer ein wenig erschöpft und pflegte alsdann in seinem Zimmer eine Stunde auszuruhen.

Endlich wurden Stühle gerückt, die Gesellschaft stand auf und ging durch den langen Korridor zurück in das Wohnzimmer des Hausherrn, das unstreitig eines der wohnlichsten und comfortabelsten war, die wir je gesehen. Es war ein Eckzimmer mit hohen Fenstern, sehr geräumig und reich besetzt, mit einer ganzen Musterkarte von Sesseln, Fauteuils und Ruheplätzen aller Art. In zwei Ecken befanden sich Rauchtische mit kurzen und langen gewöhnlichen Pfeifen, schweren Meerschaumköpfen, mit dem feinsten Lettinger angefüllt, und mit starken und schwachen Cigarren für das Bedürfnis jedes Rauchers.

Neben diesen Tischen in den Fensternischen waren Jagdpyramiden, mit den kostbarsten Zwillingen garniert, mit Pistolen, Kavalleriesäbeln, Dolchen, Jagdhörnern und vielerlei andern Gegenständen. In der Mitte des Zimmers stand eine große runde Ruhebank mit einer gepolsterten Säule zum Anlehnen, auf welcher eine kostbare Vase sich befand, die vom Gärtner jeden Tag mit einer neuaufgeblühten seltenen Blume verziert wurde. An den Wänden sah man in Rahmen von dunklem Holze eine Auswahl alter kostbarer Kupferstiche, eine der schönsten Sammlungen dieser Art, die es gab; das Auge eines Kenners konnte sich hier stundenlang belustigen.

Nachdem unter Vortritt des Tafeldeckers der Kaffee serviert

worden war, — bei diesem unbedeutenderen Geschäfte pflegte Amadäus nicht zu erscheinen — suchte jeder der anwesenden Herren einen bequemen Platz zum behaglichen Ausruhen; die Cigarren wurden angezündet und nach wenigen Augenblicken war eine ziemliche Konversation im Gange.

„Was werden wir heute geschossen haben?" fragte Herr von C., ein junger Reiteroffizier. „Es hat bei jedem Trieb auf der ganzen Linie bedeutend geknallt."

„Ich schätze," sagte Graf Alfons, „an die zweihundertsechzig Hasen, vierzehn Stück Rehe und dann einen kapitalen Hirsch."

„Du hast immer ein unerhörtes Glück!" meinte ein Herr von M., ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft. „Wie oft bin ich schon einem Hirsche nachgegangen, wie vielmal hätte ich einen schießen sollen und müssen bei der Parforcejagd, beim Treiben, auf der Pürsche und nie ist mir einer schußgerecht angelaufen. Heute — wir standen gar nicht weit von einander, Alfons und ich — oben im Gebirg an dem wilden See, und wenn der Hirsch das Wasser statt links rechts umkreiste, so kam er mir vollkommen schußgerecht."

„Das ist Jägerglück!" sagte ein andrer der jungen Herren.

„Oder Jägerunglück!" lachte Herr von M.

„Dieser starke Zwölfer — es ist doch ein Hirsch, wie wir lange keinen mehr gesehen, — wurde von den Jägern schon seit mehreren Jahren bestätigt, wir kannten seinen Wechsel wie unsre Tasche und wir bekamen ihn doch nie zu Schuß."

„Wir?" lachte der junge Offizier, „ja wir, du und deine Jagdgesellschaft, aber deine Jäger werden ihm oft das Compliment gemacht haben und gedacht, der trägt uns noch ein gutes Trinkgeld ein."

„Wohl möglich," entgegnete der Graf, „aber wie oft war ich draußen mit meinem besten Jägerburschen, gleich nach Mitternacht und wartete hinter dem solidesten Schirm, hörte ihn auch majestätisch röhren, daß es weit in den Bergen wiederhallte, harrte Stunde um Stunde, bis die Sonne aufstieg, aber es kam kein Hirsch."

„Meister Amadäus würde sagen," meinte von M., „es stecke irgend ein Zauber dahinter, vielleicht der Geist eines Wilddiebes, der nicht eher zur Ruhe und zum Schuß kommen konnte, bis seine Zeit abgelaufen war."

„Im allgemeinen," ließ sich ein älterer Offizier hören, „wurde gut geschossen, das meiste stürzte im Feuer zusammen, daß es eine Lust war."

„Ja, ja, das meiste!" lachte von C., und sah einen angehenden Diplomaten und Jäger bedeutsam an, der sich eifrig mit einer Cigarre zu beschäftigen schien.

„Es ist schade," sprach Herr von M. lachend, „daß der Gebrauch des Jagdmessers für solche, „„so sich auf der Jagd unrein verhielten"", in deinem Revier nicht mehr in Anwendung gebracht wird. Was meinen Sie, Baron C.?"

Der junge Diplomat, also angeredet, sagte mit viel Selbstbewußtsein: „Ich meinesteils wäre unbedingt für Anwendung des Jagdmessers;" — eine Antwort, über welche die andern laut lachten.

„Was ist da zu lachen?" fuhr der junge Diplomat fort, „ich bin mir wahrhaftig keines Jagdvergehens bewußt."

„Teufel auch!" sagte der ältere Offizier. „Sie haben ein paarmal in die Linie hineingeschossen, daß die Schrotkörner nicht zehn Schritte von mir in einen Eichbaum hineinfuhren."

„Ja, ja!" lachten alle, „und die unglückliche Gais haben Sie auch auf dem Gewissen."

„Ich bitte recht sehr, meine Herren, die Sache ist ein großer Irrtum; wer die Gais geschossen hat, dem hoffe ich, wird das Gewissen bedeutend schlagen, meines ist ruhig."

„Ruhig und weit," lachte der Kavallerieoffizier, „ein Diplomatengewissen."

„Gestehen Sie nur," nahm Herr von M. das Wort, „daß Sie im zweiten Trieb auf zwei bis drei Rehe Ihr Gewehr abschossen. Freilich gingen sie hinter uns durch, doch eins, das Sie getroffen, fand man im nächsten Trieb, es war — die bewußte unglückliche Rehgais."

„Ich habe allerdings auf Rehe geschossen," sagte gleichmütig der Diplomat, „aber das Stück, worauf ich hielt, war unfehlbar ein Bock. Ich sah deutlich beide Hörner."

„Hörner!" riefen einige ganz entsetzlich; „horrible!" die andern; „hat man je so was gehört?"

„Sah also das," fuhr der junge Diplomat gleichmütig lachend fort, „was man in der gewöhnlichen Sprache Hörner nennt und was auf jeden Fall ein Bock sein mußte. Dem schoß ich eines hinauf und er —"

„Verwandelte sich in eine Gais!" lachte Herr von C., worauf alles einstimmte; selbst der Jagdherr lächelte.

„Ich wende mich an Sie," sagte der unerschütterliche Diplomat zum Grafen Alfons, „als die höchste Behörde hier. Sprechen Sie Recht in meiner Angelegenheit."

„Lassen wir das ruhen; behandeln wir es wie ein geheimes Geschäft, das unter uns bleibt."

„Nein, nein, Gerechtigkeit vor allem!"

„Und Öffentlichkeit und Mündlichkeit!" sagte lachend der ältere Offizier.

„Schreckliche Grundsätze!" bemerkte der Diplomat; „Öffentlichkeit und Mündlichkeit! — Aber hier kann es mir schon recht sein, damit die Beweise meiner Unschuld desto glänzender zu Tage treten." Bei diesen Worten lehnte sich der junge Herr in seinen Lehnstuhl zurück, schloß die Augen und machte schmunzelnd ein spitzes Maul, als sei er überzeugt, etwas ungeheuer Angenehmes über seine Leistung als Jäger zu vernehmen. Diese Miene des Angeklagten war so mit Unschuld getränkt, daß eine einigermaßen befangene Jury zweifelhaft geworden wäre. Doch lag das Verbrechen zu klar am Tage, der galante Wirt aber mußte mehreremal aufgefordert werden, ehe er sich herbeiließ, seine Entscheidung abzugeben, und es erforderte mehrere: „nun, Alfons! sprechen Sie Recht! — Sei ein echter Freigraf!" ehe er sich entschloß, sein Stillschweigen zu brechen und also sprach:

„Meine Herren! Da Sie mich zum Richter quasi in meiner

eigenen Sache ernennen, so muß ich mich bemühen, glaubwürdige Zeugen aufzustellen, die ich im vorliegenden Falle vernommen und deren Ausspruch ich ohne ein Resumé meinerseits wiedergebe. Mein Förster Steinbach und sein Jagdgehilfe, der alte Joseph, geben an (diese beiden hatten im bewußten Trieb den nächsten Stand bei unserm jungen Freunde), es seien Rehe angetrieben worden, fünf Stück: zwei Böcke, drei Gaisen, der erste schwache Bock voraus, der zweite, ein starker Bock, hintendrein."

Bei Erwähnung von Böcken schob der junge Diplomat selbstgefällig lächelnd seine Augen ein wenig in die Höhe und blinzelte im Kreise umher.

„Von diesen beiden Böcken nun habe der vordere kleine, der angeschossen gewesen, stark geschweißt, weshalb ihn Joseph zusammenschoß. — Wohlgemerkt, meine Herren, das Rudel mit dem schweißenden Bock kam nicht von dem Stande unseres jungen Freundes, sondern kam erst auf denselben zu. — Den zweiten, sehr starken Bock aber, da ist nichts dagegen zu sagen, schoß — der Förster Steinbach, er stürzte im Feuer zusammen, und was blieb da übrig? nichts, als —"

„Drei Gaisen!" jubelten alle mit Ausnahme des Angeklagten. Dieser erwachte aus seinen süßen Träumen und sagte: „Dagegen muß ich feierlich protestieren, es ist das eigentlich gar kein Beweis; der Förster und der Jagdgehilfe können ihre Böcke gefehlt haben; ich schoß dem einen nach."

„Aber verzeihen Sie, edler Mann, die benannten beiden Böcke wurden von den Treibern vor den benannten Ständen betroffen."

— „Drei Gaisen —" sagte feierlich der Graf Alfons, „und ferner will der Förster, sowie der Jagdgehülfe einen feierlichen Eid darauf ablegen, daß unser teurer Freund und Gönner unbarmherzig in besagte drei Gaisen hineinschoß; eine davon fiel als unglückliches Schlachtopfer."

Allgemeines Gelächter. Der junge Diplomat lächelte ironisch.

„Also," sagte der ältere Offizier, „unterliegt es keinem Zweifel,

daß sich der Angeklagte auf der Jagd unrein verhalten, und ihm gehört das Jagdmesser. Was meinen Sie, Herr von M.?"

„Das Jagdmesser?" —

„Und Sie, Leutnant C.?"

„Das Jagdmesser!" —

„Und du?"

„Das Jagdmesser!"

„Und Sie, der gestrenge Richter?"

„Nach des Gesetzes Kraft das Jagdmesser! — Und wenn ich Sie begnadige, so geschiehts:

Aus schuldiger Achtung gegen meinen Herrn und Kaiser."

„Nein, nein!" riefen fast alle Anwesenden lachend, keine Begnadigung!"

„Nur den bußfertigen Sündern sei verziehen!" fügte Herr von M. hinzu, und der Jagdherr fuhr fort:

„Ich gebe eurem Drängen nach, edle Vasallen, und erkenne dem Beklagten die ausgesprochene Strafe zu."

Allgemeine Bewegung.

„Da aber die Ausführung besagten Urteils einer vergangenen Zeit angehörend, für unsre jetzigen Verhältnisse unpassend erscheinen möchte, Wir auch anbetrachtlich der großen Jugend des Verbrechers eine Milderung eintreten lassen möchten, so verordnen Wir hiemit: daß demselben die betreffende Stelle vom Jagdmesser aus „Döbels Jägerpraktika" feierlich verlesen werde zur Warnung und Erinnerung für künftighin. So geschehe es!"

Alle erhoben sich lärmend und lachend, Graf Alfons holte das bewußte Buch, man bildete einen Kreis und der Jagdherr las wie folgt:

„Der Verurteilte mußte, nachdem er sein Seitengewehr abgegeben, sich quer über den stärksten der gefällten Hirsche legen, wobei an manchen Höfen die Cavaliers und Jäger ihre Waidmesser ein wenig aus der Scheide zuckten, und der, welcher dies vergaß, der gleichen Strafe verfiel. Dem Liegenden wurden die Rockschöße zurückgeschoben und der Oberjägermeister trat hinzu,

oder der erste Hofjäger, wenn der Verurteilte kein Edelmann war. Sobald der Verwalter des Strafamtes das Messer zuckte, bliesen die Jäger auf ihren Hüfthörnern. Bei dem ersten „Pfund" sprach der Schlagende mit „wohllautender Stimme": Jo ho, das ist für meinen gnädigsten Fürsten und Herrn; bei dem andern: Jo ho! das ist für Ritter, Reiter und Knecht; beim dritten: Jo ho! das ist das edle Jägerrecht! worauf die Jägerei das Waldgeschrei erhob und der Gestrafte mit einem Kratzfuß sich zu bedanken hatte."

Der junge Diplomat, der den Scherz verstand, hörte nicht nur andächtig dieser Vorlesung zu, sondern erhob sich auch am Schlusse, gute Miene zum bösen Spiel machend, und bedankte sich mit einem Kratzfuß für die gnädige Strafe.

Vierzigstes Kapitel.

Meister Amadäus.

Dieser Vorfall hatte die Gesellschaft ungemein heiter gestimmt und man beschloß, die aufgestellten Spieltische nicht zu benützen, sich vielmehr für den Abend einer allgemeinen Konversation hinzugeben. Cigarren und Pfeifen dampften mit erneuerter Kraft und jeder machte es sich auf einer der vielfachen Sitzgelegenheiten so bequem wie möglich.

„Also heute war der letzte Jagdtag," sagte Herr von M., „wenigstens für uns hier auf deinem gastfreundlichen Schloß und für dich in Deutschland."

„Ich könnte fast sagen: leider!“ entgegnete Graf Alfons, „und wenn ich meinem Freunde Alfred nicht das bestimmte Versprechen gegeben hätte, den Winter mit ihm in Italien zuzubringen, so blieb ich wahrhaftig lieber hier.“

„Pah!“ machte der ältere Offizier, „eine Reise nach Italien ist was Schönes, und wenn man sie auch nur zu Fuß macht, ein zweiter Spaziergänger nach Syrakus, — wenn auch die Jagd was Schönes ist, so gäb' ich sie wahrhaftig gern für eine solche Tour hin.“

„Er hat ganz recht!“ sagte Herr von M., „was wolltest du auch den ganzen Winter in der Residenz machen? zum Gott weiß wie vieltenmale dieselbe langweilige Vergnügungskarte abspeisen? Sechs Bälle bei Hof, vier ebensolche Konzerte, das war von jeher nicht sehr amüsant; aber wie das alles jetzt traurig und verdrießlich geworden ist! Den Herren machen begreiflicherweise dergleichen Geschichten nicht mehr das mindeste Vergnügen und uns andern ebensowenig. Sind wir nicht mit allen Tänzern und Tänzerinnen aufgewachsen? Kennen wir uns nicht zur Übergenüge? und was die neuen Elemente anbelangt, die in die Gesellschaft geflossen, so waren sie zu unbedeutend, um das stagnierende Wasser frisch und lebendig zu erhalten.“

„Ja, ja!“ lachte Graf Alfons, „wir sind recht alte Sumpfpflanzen geworden, aber wir waren doch einmal frisch bewegt, und das kann man wahrhaftig von der jüngern Generation nicht sagen.“

Herr von C. räusperte sich.

„Natürlich mit Ausnahmen, lieber C.! aber einige Schwalben machen keinen Sommer. Auch wollen wir gerecht sein und zugeben, daß die alte festgewurzelte Gesellschaft die Hauptschuld daran hat; damals waren wir alles noch muntere junge Leute, ebenso die Damen, wir hatten das Übergewicht, rissen die Alten mit uns fort — aber jetzt haben die oder vielmehr wir uns in der Flut festgewurzelt und verengen in starrer Grandezza der jüngern Gesellschaft das Fahrwasser, denn wenn die noch so fröhlich

den Fluß hinabschwimmt, so prallt sie so häufig an die alten Stämme an, verletzt hier und verletzt da und sich selbst am allermeisten, so daß sie bald erlahmen und sich anständig steif im engen Kreise drehen muß."

„Ja, ja!" seufzte der Leutnant, „'s ist eine wahre und betrübte Geschichte."

„Diese Amusements," fuhr der Graf fort, „obgleich sie schon lange gekränkelt, erstarben damals fast mit einem Schlage gänzlich; es war bei dem unglücklichen, schrecklichen Tode Ihrer Tante, der Frau von C. Sie werden sich dessen kaum mehr erinnern, denn Sie waren damals noch zu jung, um die Gesellschaft zu besuchen. Damals verließ auch eine Hauptfeder aller Unterhaltung, unser lieber Freund, Baron Karl, Residenz und Land, und ist bis jetzt immer nur für Augenblicke zu uns zurückgekehrt."

„Er ist im Augenblicke in Italien," sagte Herr von M.

„Am Comersee," warf der junge Diplomat dazwischen, „geht aber, wie man mir schreibt, den Winter nach Rom und Neapel."

„Ich werde ihn also da sehen," bemerkte der Graf, „und freue mich recht darauf."

„Die Klagen, die Sie eben ausstoßen, liebster Graf," nahm der Diplomat das Wort, „vernimmt man in allen Schichten der Gesellschaft, und wenn sie gerecht sind, so ist es für uns Nachgeborne sehr entmutigend und unangenehm. Aber," setzte er ironisch lächelnd hinzu, „die Herren von damals übertreiben alle, denn Sie werden mir zugestehen, daß in der vergnüglichen angenehmen Zeit, von der Sie sprechen, die damaligen alten Herren von ihrer längst vergangenen Zeit mit demselben Enthusiasmus sprachen, wie Sie jetzt. Zum Beispiel meine alte Excellenz, die schon ein rüstiger Tänzer war, ehe die ältern unter uns noch geboren waren, rümpft die Nase, wenn er von den Bällen ꝛc. der letzten zwanzig Jahre spricht, und denkt seufzend seiner Gesellschaft und sagt: es gebe keine Jugend mehr und habe schon seit dreißig Jahren keine Jugend mehr gegeben. Nehmen wir einen ähnlichen Fall: das Theater. Da lobt jeder die Zeit, in der er

selbst, ein lebensfrischer, lustiger, junger Mann, dasselbe zu besuchen anfing."

„Gerade das Theater," entgegnete der ältere Offizier, „spricht für unsre Behauptung. Du lieber Gott! was war das früher und was ist es jetzt!"

„Ja, das ist wahr!" sagte der Graf, sowie Herr von M.

„Aber das gerade bleibt noch zu beweisen," fuhr der Diplomat fort; „nehmen Sie die Namen von damals und unsre jetzigen Talente. Wo hörten Sie je in der Residenz eine Sängerin, wie unsre jetzige Prima-Donna, die Graßmann-Degenhölzer-Koppelfeld?"

„Einen solchen Namen freilich nicht!" lachte der ältere Offizier, „aber einen andern Gesang, das schwöre ich Ihnen zu."

„Eine Künstlerin," sagte der junge Diplomat, ohne die Einwendung zu beachten, „von der die ganze Welt spricht, von der alles entzückt ist."

„Was alles nichts bedeuten will," entgegnete Herr von M. „Wir waren damals eben so entzückt, wie Sie jetzt, und wohl mit besserm Recht."

„Und dann das Ballet!" fuhr der junge unbesiegbare Attaché fort, „auf eine Stufe der Vollkommenheit gebracht, glänzend ausgestattet, wie noch nie.

„Das ist geradezu zum Lachen," sagte der ältere Offizier. „Lieber Freund, hätten Sie vor zehn, acht Jahren Ballete bei uns gesehen! Nicht wahr, Graf Alfons? Dazumal, he!"

Der Graf lächelte geheimnisvoll und erwiderte, den Kopf wiegend: „Ich darf darüber kein Urteil abgeben, ich war damals zu sehr Partei; aber es war 'ne schöne Zeit."

„Hätten Sie in der Residenz," nahm Herr von M. hitzig das Wort, „hätten Sie auf dem jetzigen Theater nicht das, was sich noch aus unsrer Zeit herschreibt, den alten, würdigen Benetti mit seiner gediegenen Schule und Mademoiselle Pauline, die, obgleich schon an die Dreißig, immer noch sehr brav, so wollte ich sehen, wie es heute mit dem Ballet aussähe! Aber weißt du noch, Alfons,

damals war Benetti in seiner Kraft, dann die schöne Elise, Pauline in der Blüte, Dubelli nicht zu vergessen, und das junge, aber wie einexerzierte Balletcorps, ja, Freund, das war schon was anderes als jetzt!"

„Es mag sein," sagte der Diplomat, „daß die Genannten fehlen, aber unter unserm Nachwuchs sind himmlische Mädchen."

„Die aber nichts lernen," bemerkte Herr von M., „als in die Offiziersplätze hinunter und in die Logen hinauf zu schielen. Keine Kunst mehr, kein Takt, keine Grazie, kein Aplomb. Ich mag kein Ballet mehr ansehen."

„Und ich auch nicht," sagte der ältere Offizier.

„Aber wir!" versetzte lächelnd der Diplomat. „Uns trüben den heutigen Genuß keine Erinnerungen von damals. Darin liegt, glaube ich, der ganze Unterschied, und so auch vielleicht bei den jetzigen Bällen und überhaupt bei allen den jetzigen Vergnügungen."

Da niemand den Streit von vorhin wieder aufnehmen zu wollen schien, so stieß der Diplomat mit einem ungemein wichtigen Gesichte die Asche von seiner Cigarre und sah sich triumphierend im Kreise um.

Graf Alfons war in tiefes Nachdenken versunken, Herr von M. hatte offenbar den Siegesjubel des jungen Diplomaten überhört und der ältere Offizier war zum Nebentische gegangen, um sich eine Meerschaumpfeife zu holen.

„Erinnerst du dich noch," sprach nach einer längern Pause der Graf zu dem Herrn von M., „denkst du noch an das kleine Mädchen, das niedliche, graziöse Geschöpf, welche — es mögen jetzt sechs Jahre sein, sie mochte damals fünfzehn Jahre haben, — bei ihrem ersten Debüt so ungeheures Aufsehen machte, — die kleine Marie, der Liebling des alten Benetti und des Publikums?"

„Ob ich mich erinnere!" entgegnete der Angeredete, „sie ging bald darauf nach Paris und dann nach Italien. Dubelli begleitete sie ja; ich habe noch bis vor wenigen Jahren von ihr gehört, sie machte in Mailand, Rom, Neapel, kurz, wo sie auftrat, ein unerhörtes Glück, dann ward es auf einmal still von ihr."

„Sie sprechen von der Signora Marina?" sagte der junge Diplomat; „sie nahm den Zunamen von ihrem Vornamen, da sie, glaube ich, leider in dem Fall war, den Namen ihres Vaters nicht zu kennen."

„Dieselbe!" erwiderte Graf Alfons, „haben Sie von ihr gehört?"

„Noch mehr!" sagte wichtig der Attaché; „ich habe Sie sogar vor zwei Jahren in Neapel gesehen und muß gestehen, in San

Carlo nie etwas Ähnliches erlebt zu haben. Sie tanzte die Gisele — ah! das war immense! Diese Grazie, diese Fertigkeit! — und ihre himmlische Schönheit! Als Landsmann suchte ich mich ihr natürlich zu nähern, ihre Pässe befanden sich in unserm Hotel und ich nahm Gelegenheit, sie ihr selbst zu überbringen."

„Das interessiert mich außerordentlich!" meinte der Graf und lehnte sich horchend in seinen Fauteuil. „Sie waren also bei ihr?"

„Natürlich empfing sie mich," fuhr wichtig der junge Diplomat fort, „doch nur in meinem gesandtschaftlichen Charakter, denn sie lebte sehr eingezogen, sehr anständig."

„Keine Liebschaft? Wußte man nichts der Art von ihr?" fragte der Graf.

„Hören Sie nur," antwortete der Attaché, „sie wohnte auf der Chiaja, elegant, reich, hatte Equipage, und Dubelli, der damals mit ihr tanzte, stellte ihren Haushofmeister und ihre Ehrendame vor. Daß sie außerordentlich bezahlt war, können Sie sich denken, denn in San Carlo kosteten bei ihren sechs ersten Auftreten die Plätze das Vierfache des gewöhnlichen Preises und alles war überfüllt. — Von Liaisons, die sie hatte, erfuhr man nur — und Sie können sich denken, daß ich mir Mühe gab, etwas zu erfahren — daß ein Franzose, ein Graf tel et tel, sie nicht nur außerordentlich häufig besuchte, sondern auch mit ihr ausfuhr, mit ihr ritt, kurz der augenscheinlich Begünstigte war. Seinen Namen habe ich vergessen, doch kam er, als ich der Künstlerin meinen Besuch machte, legte unaufgefordert Hut und Stock ab, holte sich einen Fauteuil ans Kamin und wurde mir ohne die mindeste Verlegenheit, ohne etwas Außergewöhnliches als le Comte so und so vorgestellt."

„Und hatte sie etwas vom Leben gelernt?" fragte Herr von M., „wußte sie sich zu benehmen?"

„Ich versichere Sie," antwortete würdevoll der junge Diplomat, „sie war ganz die Dame von gutem Ton, von Welt: elegant, freundlich, redselig. Ich verplauderte mit ihr eine angenehme halbe

Stunde und als ich aufstand und mich empfahl, bekomplimentierte mich il Conte zur Thüre hinaus, ganz der Herr vom Hause. Draußen alles sehr anständig, Bediente in Livree, ruhig und einfach, das Ganze gab mir Stoff zum Nachdenken; ich forschte hie und da; man wußte nur Gutes, und wenn ich von jenem jungen Manne sprach, so hieß es, wie wenn sich das von selbst verstehe: ah! il Conte! Er war auch mit ihr von Florenz gekommen. Ich machte mich später noch an eine Dame, in deren Haus sie öfters kam, und brachte das Gespräch auf den französischen Grafen — wenn mir nur der verfluchte Namen einfallen würde! ein gutes Haus, sehr reich, haben bedeutende Güter in der Normandie — also die Dame, die ich um jenes Verhältnis befragte, sagte mir von einer heimlichen Ehe und setzte hinzu: il Conte läugnet das auch nicht, aber er giebt es auch gerade nicht zu."

„Diese Auskunft ist mir sehr lieb," nahm der Graf nach einer Pause das Wort, „denn ich war überzeugt, daß das Mädchen eine glänzende Zukunft habe. Man hat nie erfahren, wer ihr Vater war, aber in ihren Adern fließt ein gutes Blut, des bin ich gewiß. Nie sah ich kleinere Füße, nie eine aristokratischere Hand. Der alte Benetti lehrte sie neben dem Tanzen französisch und italienisch, und nach ein paar Jahren sprach sie beides mit einer Fertigkeit und dazu mit einem Accent, der ganz erstaunlich war. — Und hörten Sie später noch von ihr?"

„Leider nicht viel," entgegnete der Diplomat, „sie ging nach Genua, man war gespannt auf ihr dortiges Auftreten. Doch hieß es plötzlich, sie habe bei der Meerfahrt ein Unglück gehabt, sich einen Fuß verletzt oder so etwas. Es war das jene Fahrt, von der Sie gewiß gehört haben; ich glaube, das Dampfboot Ferdinando Primo, auf dem in der Nacht während der Fahrt von Livorno nach Genua plötzlich Feuer ausbrach. Man steuerte nach der Küste zu und der Kapitän, welcher das große Boot herabließ, schlug vor, vor allen Dingen die Damen zu retten. Es war obendrein eine ziemlich hohe See und die unglücklichen Weiber in den trostlosesten Kostümen ließen sich auch von Bord bringen, bis

auf die Marina, welche ihren Grafen mit dem Arm umschlang und bestimmt erklärte, sie verlasse ihren Gemahl nicht. Die andern Männer mögen darüber saure Gesichter gemacht haben, enfin! die Damen im Boot wurden über dies Wort stutzig, und eine nach

der andern kam, so schnell sie konnte, an Bord und zu ihrer Pflicht zurück. Das Feuer wurde glücklich gelöscht durch nasse Matratzen, mit welchen man es erstickte. — Seit jenem Vorfall aber erfuhr ich nichts mehr von ihr. Ich ging auch bald darauf nach Petersburg und hatte seit der Zeit wenig Verbindung mit Italien."

„Ich werde mich auf alle Fälle nach ihr umsehen," sagte der Graf, „und es sollte mich außerordentlich freuen, ihre Spur zu finden. Das Mädchen hat, wie ihr alle wißt, seit ihrer Geburt die merkwürdigsten Schicksale gehabt. Die ersten, die sich ihrer annahmen, war eine arme Waschfrau und eine achtzigjährige Büglerin, eine höchst merkwürdige Person. Sie arbeitete angestrengt bis wenige Tage vor ihrem Tode; als man darauf ihre Habseligkeiten investierte, fand sich bei den alten Möbeln an barem Gelde, Schuldverschreibungen und dergleichen die Summe von viertausend Gulden, welche einem Testament zufolge zur Hälfte den Kindern jener Waschfrau und der kleinen Marie vermacht waren. Ich habe diese Details von Dubelli, der mich damals öfter besuchte. Diese alte Büglerin besaß auch, so hieß es, wichtige Papiere, welche über die Herkunft der kleinen Tänzerin einigen Aufschluß geben sollten, doch traf man trotz dem sorgfältigsten Suchen nicht eine Spur davon, sie mußten verloren gegangen sein."

„Ich erinnere mich ganz genau," sprach Herr von M., „du setztest damals eine Belohnung von hundert Gulden aus für den, der die Papiere herbeischaffe, und es meldete sich, glaube ich, niemand."

„O ja," erwiderte lachend der Graf, „es meldete sich kurze Zeit nach meiner Aufforderung eine einigermaßen übel berüchtigte Person, eine gewisse Madame Müller, welche mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute, jene Papiere müßten sich in der Hinterlassenschaft eines damals sehr bekannt gewordenen Stadtsoldaten und Kirchenmeßners, Namens Steinmann, befinden, oder in den Händen eines Spießgesellen desselben. Der Meßner aber hatte sich an seinem eigenen Glockenseil aufgehängt, und von dem Spießgesellen, einem entsetzlichen Subjekte, unter dem Namen der „Gevatter" bekannt, erfuhr man nie mehr etwas, selbst nicht die Gerichte, trotz der sorgfältigsten Steckbriefe."

„Und diese Madame Müller?" forschte der ältere Offizier.

„Nun, diese Madame Müller," lachte der Graf, „war eben die Madame Müller und wußte nichts weiter. — Das war da-

mals eine Zeit der seltsamsten Rätsel und Verwicklungen. Man könnte einen Roman darüber schreiben. Ihr werdet euch alle des eigentümlichen Falles erinnern, der sich damals hier in der Nähe mit dem Jäger des Baron Karl begab, der aus dem See gezogen wurde, in den er, angeblich um ein armes Mädchen zu retten, hineingefallen war."

„Diese Geschichte spielt am wilden See, wie ich glaube," sagte Herr von M.

„Wo wir heute gejagt?" fragte der Diplomat.

„Jawohl!" lachte der ältere Offizier, „wo Sie die unglückliche Gais geschossen."

„Es war am wilden See," fuhr Graf Alfons fort, „und die Sache blieb deshalb rätselhaft, weil das Mädchen schon längere Zeit Metthausen verlassen hatte, und der Jäger ihr einen Tag nachher erst folgte, bei welcher Gelegenheit er ins Wasser fiel oder sprang. Dieser Mann, ein außerordentlich treuer Diener, litt seit langem an einer Gemütsverstimmung, weshalb die Annahme, er habe seinem Leben freiwillig ein Ende machen wollen, wohl die richtige ist. Im andern Falle hätte ja das Mädchen sich vierundzwanzig Stunden lang an den Ufern des wilden Sees bedacht, ehe sie hineingesprungen wäre, im Falle er nämlich nachsprang, in der Absicht, sie zu retten."

„Also ist es wahr, was man damals sagte, daß ein Mädchen wirklich in den See gesprungen?"

„Man glaubte es annehmen zu können," antwortete der Graf, „es lag oder liegt immer noch etwas Geheimnisvolles um diese Geschichte. Den Beschreibungen nach, die mir der Schultheiß von Metthausen gemacht, sollte ich das Mädchen gekannt haben."

„Oh! — eine unglückliche Liebe!"

„Gewiß nicht, was mich anbelangt," lachte der Graf, „ich gab mir alle Mühe, den Schleier zu lüften, der über dem Vorfall ruhte, aber vergebens, und was meinen eifrigsten Nachforschungen nicht gelang, das hätte ich damals mit leichter Mühe erreicht, wenn ich jene Nachforschungen gleich begonnen und zufällig hier im

Schlosse anwesend gewesen wäre. Doch fiel in jene Zeit die Hochzeit des Baron Karl, das Begräbnis der armen Adelaide — Ihrer Tante, Herr von C. — ich reiste alsdann nach Lüttich zu einem guten Freunde, und erst als ich zurückkam, begann mich diese Geschichte sehr zu interessieren, und was ich erfuhr, blieb immer rätselhaft genug. Hier auf dem Schlosse nämlich — doch wird Meister Amadäus gleich mit dem Thee kommen, und wenn der alte Herr bei guter Laune ist und ihr ihn ernstlich ersucht, so erzählt er euch vielleicht selbst, was zusammenhängend mit jener Geschichte sich hier im Schlosse begab. — Doch muß ich euch um eins bitten: lacht um Gotteswillen nicht oder macht kein ungläubiges Gesicht, wenn euch Amadäus vielleicht eine etwas befremdende Einleitung giebt. Er ist ein Geisterseher, aber von der originellsten und lustigsten Art, und seine Visionen haben weder für ihn selbst, noch für den, dem er sie erzählt, etwas Grauenhaftes."

Der ältere Offizier, der Herr von M., sowie einige andere der ältern Gäste nickten mit dem Kopfe, den jüngern entfiel ein Ausruf des Erstaunens, und über die Züge des Diplomaten flog ein leichtes spöttisches Lächeln.

„Der alte Mann," fuhr der Graf fort, „war in den Kriegsjahren beständig bei meinem Vater, machte in dessen Regiment alle die damaligen Schlachten mit, ging mit der Armee nach Rußland, erhielt an der Beresina einen tüchtigen Säbelhieb und schleppte sich trotzdem, sehr langsam freilich, aber glücklich nach Deutschland zurück. Ich erinnere mich noch recht gut, wie er eines Abends spät hier auf dem Schlosse ankam, mit zerrissenen Schuhen, in einem Weiberrock, den Oberkörper in einen alten seidenen Damenmantel gewickelt, dessen Kapuze er über den Kopf gezogen hatte, und dieser Kopf selbst — er war schrecklich anzusehen. Die zusammengetrocknete Haut lag auf den Knochen, die eingesunkenen Augen brannten in fieberhafter Glut und sein Bart hing fast bis zum Gürtel herab. Ich, der älteste selbst konnte diesen Anblick nicht vergessen und für die jüngern Kinder war er ein wahrer

Popanz geworden, denn man brauchte nur zu sagen: Amadäus kommt mit seinem Bart, so waren sie mäuschenstill. Von da an blieb er nach seinem Wunsche hier auf dem Schlosse, das damals noch mit dichtem Wald umgeben war, oft jahrelang mit ein paar Jagdgehülfen allein, was wohl im Verein mit seinem vergangenen Soldatenleben, sowie mit dem Säbelhieb daran schuld ist, daß er sich seine Einsamkeit mit den seltsamsten Gestalten und Bildern bevölkert. Er sieht nämlich, wie gesagt, Geister, das heißt Personen, die, wie er behauptet, vor langer Zeit gelebt. Doch kommen und gehen dieselben nicht, wie man sich gewöhnlich Gespenster vorstellt, mit unheimlichen verzerrten Gesichtern, in langen schleppenden Gewändern, sondern gesund und frisch, lustig und traurig, wie sie im Leben gewesen, treiben ihr Geschäft, sprechen zusammen, kurz, es ist ihm, als sei er auf einmal in eine vergangene Zeit versetzt und wandle selbst als Gespenst darin herum."

„Seltsam! merkwürdig!" sagten einige der Gäste.

„Und er sieht diese Geister beständig?" fragte der Diplomat, noch immer ungläubig lächelnd.

„Wenn er will, ja. Es liegt nämlich für ihn zwischen jenen Gestalten und seinem innern Auge ein leichter Nebel, den er aber mit seinem Blicke durchbrechen kann, wenn er will. Andere Personen, die er im Leben genau gekannt, behauptet er dagegen, an verschiedenen Stellen beständig zu sehen."

„Da sollte man ja den Meister Amadäus," lachte der junge Diplomat, „bei irgend einer Kunstschule oder beim Theater anstellen, da er dann den jungen Malern oder Schauspielern die richtigsten Kostüme angeben könnte."

„Dies könnte er auch," sagte ernsthaft der Graf, „ich erinnere mich einer merkwürdigen Geschichte mit ihm. — Ihr wißt alle, daß hier in der Gegend zur Zeit des Bauernkrieges der „arme Konrad" arg gehaust, namentlich auch auf diesem Schlosse. Da war vor ein paar Jahren ein Maler hier, der nahm das alte Gebäude drüben und die Gegend auf, um aus jener Zeit eine Scene zu malen. Da er ein artiger gebildeter Mensch war, so

lud ich ihn ein, sein Bild hier zu vollenden, was er auch gerne that. Er hatte eine Menge Mappen bei sich, darunter viele Kostümzeichnungen aus alten Werken und nach Angaben seiner Freunde, die er zu dem Bilde zu benutzen pflegte. So komme ich eines Tages in sein Zimmer hinüber und höre durch die angelehnte Thüre, daß er mit dem alten Jagdgehülfen Joseph, der, nebenbei gesagt, wie auch die ganze übrige Dienerschaft, den Haushofmeister wie eine Art Propheten verehrt, laut spricht und lacht. Joseph hatte einen Staubbesen in der Hand, schaute in die Skizzen und sagte mit dem Kopfe schüttelnd: so haben die Leute damals nicht ausgeschaut! — Woher wißt Ihr das? fragte der Maler. Da sah ihn Joseph groß an und sagte: fragen Sie den Meister Amadäus, der kann es Ihnen besser sagen, als Ihre Bilder und Bücher. Joseph fährt ab, wie ich eintrete und der junge Maler fragt mich lachend, wie er jene Rede zu deuten habe. Ich erzählte ihm von den Eigenheiten des alten Hausmeisters, und da ich selber auf eine ähnliche Probe gespannt war, so ersuchte ich ihn, sich, aber in allem Ernste, an Amadäus zu wenden. Das that er auch und die beiden wirtschafteten eine Zeit lang sehr vertraut zusammen. Anfangs entsetzte sich der Maler über das, was ihm der Alte sagte, und der junge Mensch schwur hoch und teuer, so und nicht anders können Kleidung, Bewaffnung, ja Sitten und Gebräuche in der damaligen Zeit gewesen sein. Das Bild wurde vortrefflich, machte Furore in allen Kunstausstellungen; ich habe es später gekauft, es hängt in der Stadt in meinem blauen Salon."

„Das ist eine ganz unglaubliche Geschichte," sprach lachend der Diplomat. „Respekt vor der Phantasie und der Erzählungsgabe des alten Herrn, aber ich glaube, er gefällt sich darin, sich auf solche Art eigentümlich, ja wichtig zu machen."

Der Herr von M. zuckte mit den Achseln. Ihn verdroß das Lächeln des Attachés und er sagte: „Wenn Sie glauben, daß sich Amadäus ein Vergnügen oder eine Ehre daraus macht, Ihnen, mein Lieber, von seinen Visionen zu erzählen, so irren Sie gewaltig."

„Das ist wohl möglich," entgegnete der Diplomat etwas hochmütig, „weil er wohl wissen wird, wo er seine Märchen an den Mann bringen kann."

Herr von M. schien den Ausfall überhören zu wollen und fuhr fort: „Der Alte ist durchaus nicht zum Spassen aufgelegt. Wenn er freilich nur so vor einen hinträte und von seinen Visionen spräche, so könnte man am Ende Ihrer Meinung sein. Aber betrachten Sie ihn in seinen ruhigen Geschäften, mit welcher Ehrerbietung er sich plötzlich auf eine Seite hinwendet, wo wir nichts Außergewöhnliches sehen, oder wie er auf einmal auf eine Thüre zugeht und die Flügel derselben, sich tief verneigend, öffnet, so könnte man glauben —"

„Daß es in seinem Kopfe nicht richtig ist," sagte der Diplomat.

„Das könnte man," fuhr Herr von M. fort, „wenn er sich nicht in allen seinen Verrichtungen als den treusten, umsichtigsten und verständigsten Diener zeigte."

„Aber Sie werden mir doch nicht allen Ernstes einzureden versuchen, daß der Alte das wirklich sieht, was er zu sehen vorgiebt?"

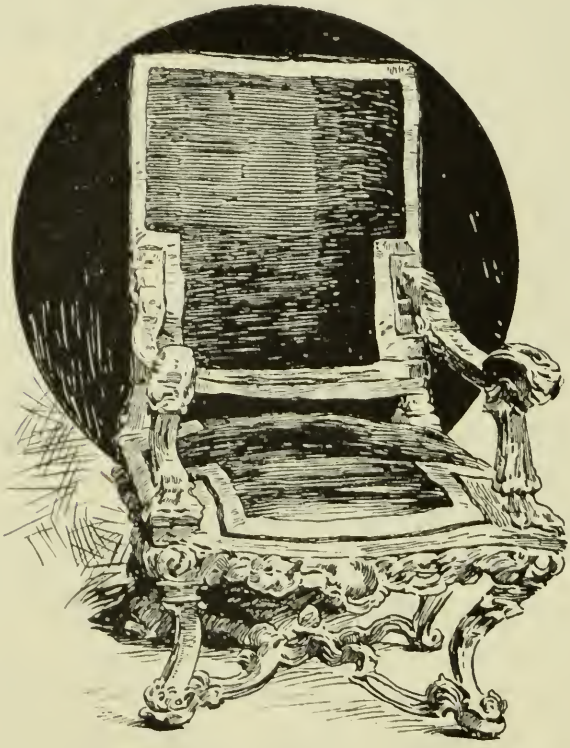
Herr von M. zuckte die Achsel: „Ich will überhaupt niemand etwas einreden," sagte er, „aber daß Meister Amadäus einer der sonderbarsten, ja interessantesten Menschen ist, das haben tiefe Denker und große Physiologen einstimmig anerkannt."

„Die Sache kann recht unterhaltend sein," sprach sehr würdevoll der Diplomat, „aber auf mich macht keinerlei Geisterseherei irgend einen Effekt."

Herr von M. wollte etwas antworten, doch winkte ihm Graf Alfons mit den Augen und sagte ruhig: „Und doch wette ich, mein lieber Baron, daß das Benehmen des alten Mannes auch auf Sie seinen Eindruck nicht verfehlen wird. Betrachten Sie sich den alten Lehnstuhl, auf welchem Sie sitzen: das Schnitzwerk daran und das durchfressene Holz zeugen von seinem hohen Alter. — Ich setze mich nie auf den Stuhl — Sie sehen mich fragend an? — weil Amadäus mir augenblicklich einen andern an den Tisch rückt; er wirds Ihnen auch so machen."

„Und weshalb?“ fragte lächelnd der Diplomat, betrachtete aber den alten Lehnstuhl etwas genauer.

„Das will ich Ihnen später sagen,“ fuhr der Graf fort. „Es ist jetzt elf Uhr und Meister Amadäus wird gleich erscheinen, um uns den Thee zu servieren. Geben Sie genau auf ihn Achtung, lieber Baron, aber ihr andern thut mir den Gefallen und plaudert unbefangen miteinander.“



Einundvierzigstes Kapitel.

Magdalene.

Draußen auf dem alten Turme schlug es elf Uhr, und mit dem Schlage öffneten sich langsam die Flügelthüren des Zimmers und Amadäus trat herein, ernst und feierlich, wie immer. Sein vertrocknetes Gesicht mit den tiefen Falten zeigte zuerst keinerlei Bewegung, dann aber wandte er die scharfen, durchdringenden Augen auf den jungen Diplomaten, machte ihm eine tiefe Verbeugung und schritt vor den beiden Dienern her, die hinter ihm das Theeservice, Brot, kaltes Fleisch, Rum und dergleichen trugen, einem großen Tische zu, wo er alles der Ordnung nach aufstellte und dann dem Grafen meldete, daß der Thee serviert sei. Sodann rückte er einen bequemen Fauteuil an den Tisch, trat vor den jungen Diplomaten und sagte ernst und feierlich: „Wollen der Herr Baron vielleicht die Gnade haben, dort in dem Fauteuil Platz zu nehmen?“ und als ihn der Sitzenbleibende

fragend ansah, fuhr er fort: „die Zugluft könnte Ihnen schaden, ich möchte auch die Jalousien schließen lassen."

Wie der junge Diplomat so seltsam lächelnd in das Gesicht des Haushofmeisters sah, glätteten sich seine Züge plötzlich zum Ernste, und er versicherte später, der Blick des alten Mannes habe ihn sonderbar ergriffen, weshalb er auch aufstand, um sich an dem Seitentisch, wie er sagte, eine andere Cigarre zu holen.

Amadäus machte eine zweite Verbeugung, goß den Thee in die Tassen und ließ ihn herumreichen. Plötzlich sagte der Graf, der bemerkte, wie der junge Diplomat im Geiste des Widerspruchs sich abermals dem Lehnstuhl näherte und der ferner sah, wie die Augen des alten Dieners besorgt dieser Bewegung folgten: „nicht wahr, Amadäus, du hast es nicht gern, wenn sich jemand dort hinsetzt?"

„Herr Graf!" sagte der alte Mann und sah ihn bittend an.

„Antworte mir, guter Amadäus, du brauchst dich durchaus nicht zu genieren, wir sind ja unter lauter guten Freunden. Gestehe mir, daß du es nicht gern siehst, wenn jener Stuhl besetzt ist?"

Mittlerweile hatte der junge Diplomat kühn wieder seinen Platz eingenommen.

„Nun, Amadäus!"

„Es ist ja nicht meinetwegen!" sagte der alte Mann im ernstesten und zugleich bittendsten Tone, „aber es ist der Stuhl des hochseligen Herrn Großvaters."

„Und wo ist mein guter Großvater? du siehst ihn, nicht wahr?" fragte freundlich der Graf. „Frisch mit der Sprache heraus, Amadäus!"

Der alte Mann blickte mit starrem Blick nach der Fensterecke und dem Stuhle und seine Augen schienen sich durch den Vorhang bohren zu wollen, der am Fenster herabhing. „Der hochselige Herr," bemerkte er in ruhigem, aber bestimmtem Tone, „steht dort hinter der Stuhllehne und stützt seinen rechten Arm auf dieselbe. Er sieht mich fragend an und deutet mit der linken Hand auf den

jungen Herrn, der seinen Platz einnimmt, Er möchte sich selber gern setzen, der alte hochselige Herr."

Das Lächeln war bei diesen Worten von den Wangen des jungen Diplomaten verschwunden. Ja, er war etwas weniges blaß geworden, und er blickte, wie er glaubte, mutig hinter sich an den Vorhang. Doch war in Wahrheit sein Gesichtsausdruck etwas verzagt geworden. Auch suchte er nach einer Pause mit einer scherzhaften Wendung von dem unheimlichen Platze wegzukommen, indem er mühsam lächelnd sagte: „Fern sei es von mir, einem Würdigern den Platz zu versperren."

Damit trat er an den Tisch und bat um eine Tasse Thee.

Keiner der Anwesenden lächelte, wie es wohl das Benehmen des jungen Herrn verdient hätte, vielmehr waren alle ergriffen von der Vision des Meisters Amadäus.

Die beiden Lakaien entfernten sich und der Thee wurde schweigend getrunken.

„Du erwähntest," wandte sich nach einer Pause Herr von M. an den Grafen, „der damals rätselhaften Geschichte am wilden See und eines Vorfalles auf dem Schlosse hier, der mit derselben in Berührung stehen solle. Sei so gut und gieb uns etwas Näheres darüber zum Besten."

„Mit Vergnügen," sagte der gefällige Wirt, „was mir selber darüber mitgeteilt wurde, sollt ihr alles erfahren. Doch halt! da fällt mir eben ein; wie wär' es denn, Amadäus" — damit wandte er sich an den alten Diener — „wenn du uns diese Geschichte erzähltest? Du warst ja dabei, dich hat die Schöne besonders interessiert, alter Herr, und du kannst uns sicher das Wahrste und Genaueste darüber mitteilen."

Aller Augen wandten sich nach dem Angeredeten, und über die Züge desselben glitt ein melancholisches Lächeln. „Es ist ja nichts Interessantes," antwortete er in einem Tone, als wollte er sagen: erlaßt mir diese Erzählung! — ein unbedeutender Vorfall, etwas, von dem nicht viel zu sprechen ist."

„Alter Herr! alter Herr!" lachte der Graf, „dir war der

Vorfall nicht uninteressant. Weißt du noch, wie du mir damals darüber schriebst? Hätte ich nur den Bericht da, den wollte ich euch vorlesen."

„Der Schulmeister drunten im Dorfe hat ihn ja gemacht, den Bericht," sagte bittend Amadäus. „Er, der Schulmeister nämlich, war freilich damals etwas überspannt und aufgeregt. Nun, ich kann es ihm eigentlich nicht übel nehmen," setzte er murmelnd hinzu.

„Nun, so erzähle denn, Amadäus!" sprach der Graf und sämtliche Gäste baten ebenfalls: „Thun Sie uns den Gefallen, Amadäus, und lassen Sie die Geschichte hören."

„Aber Sie müssen dabei sitzen," sagte der ältere Offizier, und der Graf fügte hinzu: „das versteht sich von selbst; dort ist ein bequemer Fauteuil für dich, Amadäus," — „und hier eine Tasse Thee," fügte Herr von M. hinzu, — „mit Rum, nicht wahr, alter Herr?"

Der Haushofmeister dankte nach allen Seiten aufs Verbindlichste, setzte sich alsdann nieder und erzählte:

„Es können jetzt zehn Jahre sein — es war um dieselbe Zeit wie jetzt, gegen Ende Oktober — da machte ich nachmittags — es war von der Herrschaft niemand auf dem Schlosse — meinen gewöhnlichen Spaziergang nach dem wilden See. Ich liebe ihn sehr, den wilden See, man sieht da, namentlich im Mondschein, so allerlei wunderschöne und seltsame Geschichten. Man hört dort am Tage auf der Höhe des Berges den tiefen, hallenden Ton der Hüfthörner, das laute Taujaut! Taujaut! das Gebell der Rüden, das lustige Treiben der Jagd; und dann war da oben ein kleines, schattiges Plätzchen, wo ich versteckt das ganze Getreibe mitansehen konnte, den flüchtigen Hirsch und welchen Hirsch! — Achtzehn- und Vierundzwanzig-Ender, dahinter die Meute, begierig und klaffend, die Jäger zu Pferde, pfeilschnell hinter dem edlen Tiere an das Ufer des Sees. Dort schwimmt er Kopf und Geweih hoch, lange Furchen nach sich ziehend, die Fanfare ertönt, il bat l'eau! ja, ja, er wird ihnen kommen. Rasch versammeln sich die Jäger und

von den Reitern haben bei dem Aufenthalt auch die letzten Zeit nachzukommen. Schöne Frauen auf flüchtigen Pferden, Jägerburschen zu Fuß, alles kommt herbei, alles. Jetzt stürzt die Meute ins Wasser, die Jäger teilen sich, umjagen den See rechts und

links und weiter geht es fort, der Thalschlucht zu, immer weiter, das Getöse wird leiser und leiser und verschwimmt endlich in dem Rauschen der dürren Blätter bis zum Hallali, das nach einiger Zeit lang und freudig ertönt, daß die Bergwände melancholisch widerhallen. — Wenn nun so alles vorbei, so ging ich ebenfalls die Schlucht hinter dem wilden See hinab bis zu dem Felsengrund, wo jetzt die Mühle steht. Hier hatten sie im Bauernkriege ein wohlversteckes Hauptquartier. Ich hab' das dem Müller oft

gesagt, aber es graust ihm davor und er wollt' es nicht glauben; ich aber sah sie oft genug, die wilden Gesellen, jubelnd und prassend an den Feuern, lagernd auf Säcken von geraubtem Gut, und der Anführer des „armen Konrad" lachte höhnisch herab auf den Gräuel und die Verwüstung, wenn er hinter der dicken Müllerin zum Fenster hinausblickte.

Abseits von der Mühle führte eine Schlucht, die das herabstürzende Waldwasser gerissen, und dorthin ging ich am liebsten. Denn es war ein stilles, heimliches Plätzchen, einsam und öde, ich glaube nicht, daß in frühern Zeiten es je eines Menschen Fuß betreten. Ich hatte wenigstens bis damals nie Gestalten da bemerkt. Dahin ging ich und wollte mich, wie ich oft gethan, auf eine bemooste Felsplatte, die über dem Wasser hing, niederlassen. Doch wie ich hinkam, bemerkte ich mit Erstaunen, daß die Felsplatte bereits besetzt war. Auf derselben lag ein Mädchen, ziemlich ärmlich gekleidet, mit der Hand unterstützte sie ihren Kopf und schlief. Ich stand überrascht und wußte für den Augenblick nicht, ob es ein lebendes Wesen oder ein Phantom sei. Es konnte ein guter Engel sein, der menschliche Gestalt und Kleidung angenommen, um irgend hier auf Erden eine gute That zu verüben. Die tiefe, süße Ruhe auf den Zügen sprach dafür, ebenso ihre Schönheit, wie ich nie etwas Ähnliches gesehen. Das Mädchen hatte langes, blondes Haar, früher in dicken Flechten geordnet, jetzt aber aufgelöst und über Nacken, Schultern und Brust herabfallend. Schuhe und Strümpfe hatte sie ausgezogen, und wie ich sie länger betrachtete, die feinen weißen Füße auf dem grünen Moose, das milde liebe Gesicht mit dem goldblonden Haar, so glaubte ich ein Bild zu sehen, ein Bild aus unserm Schlosse — das der büßenden Magdalene.

Aber es war kein Bild, es war ein lebendes Wesen, und wie ich näher trat, raschelte das dürre Laub unter meinen Füßen. Sie schlug die Augen auf, setzte sich in die Höhe und sah mich überrascht an, während sie ihr Haar aus dem Gesichte strich. So blickten wir uns eine Weile stumm an, dann fragte ich: „Wer

bist du, Mädchen, und wo kommst du her?" Sie faltete die Hände und antwortete: „Das kann ich Euch beides nicht sagen; ich habe mich verirrt, zeigt mir den Weg nach dem nächsten Dorfe und Gott soll es Euch lohnen."

Ich schüttelte den Kopf und fragte sie: „Und was willst du im Dorfe machen?" worauf sie nach einigem Besinnen entgegnete: „Mir einen Dienst suchen, um mich mit meiner Hände Arbeit zu ernähren."

Aber diese Hände waren zu fein zum Arbeiten, wenigstens für eine Arbeit, wie sie sie drüben bei den Bauern finden konnte. Das sagte ich ihr auch, und darauf sah sie ihre weißen Hände schaudernd an und fing an zu weinen. „Heißest du nicht Magdalene?" fragte ich darauf und sie antwortete mir: „Ja, so heiße ich — und ich bin es."

„So komm' mit mir ins Haus," sagte ich, „in das Schloß meines gnädigen Herrn, des Grafen," und darauf blickte sie mich mit großen Augen an und entgegnete: sie wolle doch lieber ins Dorf gehen. Ich verstand, was sie mit ihrem Blick sagen wollte, und antwortete ihr: sie solle nur getrost mit mir gehen, im Schloß sei niemand als eine Wirtschafterin und ein paar graue Knaben in meinem Alter. Mein gnädiger Herr, der Graf, fügte ich hinzu, werden in den nächsten Jahren nicht in die Gegend kommen."

„Leider war es so!" warf Graf Alfons ein und zündete sich eine frische Cigarre an.

„Darauf reichte sie mir die Hand," fuhr der alte Mann fort, „und ging mit mir ins Schloß. Es dunkelte schon, als wir die Schlucht hinaufstiegen, und als wir droben auf der Höhe das Wasser des wilden Sees blinken sahen, schaute sie sich erschrocken und scheu um und eilte hastig mit mir vorwärts. Im Schlosse aber hatte ich mit der alten Wirtschafterin einen harten Kampf zu bestehen; sie hatte gar sonderbare Ideen, lachte mir ins Gesicht und wollte sich anstellen, als werfe sie einen kuriosen Verdacht auf mich. Ich aber sagte ihr alles mit eindringlichen Worten, wie

ich das Mädchen gefunden, wie ich mich nicht täusche, wenn ich ein Gesicht genau ansehe, ob zu diesem Gesichte ein gutes Herz gehöre oder nicht, und erklärte fest und bestimmt, daß es mein Wille sei, sie nehme das Mädchen zu sich und sehe, was mit ihr anzufangen."

„Ich durfte das schon thun," fuhr der alte Mann fort, indem er sich an den Grafen wandte, „ich kannte meinen gnädigen Herrn und wußte, daß er mir Dank wissen würde, einer unglücklichen Verlassenen geholfen zu haben."

„Freilich, freilich!" sagte der Graf lächelnd, „du hättest mir nur damals gleich die Geschichte umständlicher schreiben sollen."

„Das unterließ ich aber, Herr Graf," erwiderte ernst der Diener, „weil sie mich flehentlich darum bat und weil ich mit allem Respekt vermutete, daß es so besser sei."

Bei diesen Worten lächelten die Zuhörer und Herr von M. sagte fröhlich: „Es muß wahr sein, Amadäus kennt die Herzen, absonderlich die unsrigen. In selbiger Zeit ritt ich mehreremale hieher, um einiges, warum du mir schriebst, nachzusehen. Wissen Sie noch, Meister Amadäus, wie ich eines Tages drüben in dem Archiv einen ganzen Tag umherstöberte, und weil es mir zu spät wurde, über Nacht blieb? Da wollte mich der alte Herr zum Geisterseher machen. Es war ein herrlicher Abend, der Vollmond hing über dem alten Turme, der Dichter sagt: wie der Punkt über einem i, und ich lag in meinem dunkeln Zimmer im Fenster, des herrlichen Abends genießend. Es war spät, da ging drüben in dem alten Gebäude die Thüre auf, und über den weiß beschienenen Hof schritt eine Gestalt, nein, sie schwebte, sie glitt dahin über den Strahlen des Mondes, und als sie ihren Kopf emporwandte und in die weiße Scheibe blickte, sah ich in ein Gesicht so schön, so edel, kurz in das Gesicht jenes Mädchens, das der alte Herr eben so glühend beschrieben. Sie verschwand unter dem Portal des neuen Schlosses. Ich rief überrascht nach Joseph, der stellte sich erstaunt und läugnete mir ins Gesicht, und als ich dort den Meister Amadäus fragte, so versicherte er mich mit dem ernstesten Gesichte von der Welt: Joseph könne nichts davon

wissen, aber er habe die Gestalt auch schon öfter bemerkt. Um ein Haar hätte er mich auf die Vermutung gebracht, ich habe ein überirdisches Wesen gesehen. Schön genug war das Mädchen dazu. — Aber verzeiht mir die Unterbrechung, und auch Sie, Amadäus, bitte, fahren Sie fort!"

„Die Wirtschafterin," nahm der Haushofmeister wieder seine Erzählung auf, „die mit Mühe zu bewegen war, Kleidungsstücke und ein Zimmer für das Mädchen herzurichten, war schon nach den ersten Tagen, die sie mit ihr verlebt, wie umgewandelt; sie räumte ihr einen Teil ihrer eignen Wohnung ein, sie vertraute ihr die Schlüssel des ganzen Schlosses, sie ließ sie schalten und walten. Und wie schaltete und waltete das Mädchen? Es war, als schreite ein guter Geist durchs Schloß. Alles wußte sie zu ordnen, alles gedieh unter ihren Händen. Dabei war sie klug und verständig, bescheiden und fromm. — — — — So ging das eine Jahr lang fort, und die Wirtschafterin und wir drei alte Leute lebten wie im Himmel. Da kam eines Tages unversehens der Schulmeister drunten aus dem Dorfe aufs Schloß und trat so plötzlich ins Zimmer, daß er uns alle bei dem Mittagessen überraschte. Er machte große Augen — war sonst ein recht braver junger Mensch — und wir mußten ihm, mochten wir wollen oder nicht, die Magdalene aufführen (sie galt als Geschwisterkind zur Wirtschafterin) und von da an kam er zuerst alle Wochen, dann alle Tage herauf, und es geschah, was ich ihm nicht übel nehmen konnte, er verliebte sich aufs heftigste in das Mädchen."

„Das finde ich begreiflich!" sagte Herr von M., „es hätte andern Leuten auch so gehen können. O Amadäus, Sie haben eigentlich schlecht an Ihrer Schutz- und Pflegebefohlenen gehandelt!"

Der alte Mann verbeugte sich lächelnd, dann fuhr er fort: „Wie schon gesagt, der junge Schulmeister war ein braver, solider, geordneter Mann. Wir hätten gegen seine Besuche in keinerlei Weise etwas gehabt, im Gegenteil, namentlich die Wirtschafterin sah dieselben gern und wie die alten Weiber so sind, so dachte sie bald an eine Heirat der beiden jungen Leute, und sah die Magdalene schon als Frau Schulmeisterin."

„Die Alte war immer eine kluge, verständige Person," schaltete der Graf ein.

„Das Mädchen sah die Besuche ebenfalls nicht ungern, freilich

aus einem ganz andern Grunde, denn der Schulmeister erbot sich, ihr in verschiedenen Dingen, namentlich in Sprachen und Musik Unterricht zu erteilen, und sie ergriff diesen Vorschlag, wie man so zu sagen pflegt, mit beiden Händen. Jetzt trieben die beiden Französisch und Englisch zusammen, namentlich aber Musik, und das letztere, so sagte der Schulmeister, erfaßte und vollführte sie am allerleichtesten. In kurzer Zeit spielte sie auf dem Klavier drunten die schönsten Sachen, und dies wurde für uns eine neue Quelle der angenehmsten Unterhaltung. Stundenlang konnte sie ihre Finger über die Tasten gleiten lassen und irrte umher in einem Wald voll Tönen, lange umsonst in ihren Phantasien ein ruhiges Plätzchen suchend — so kam es mir nämlich vor — wo sie ausruhen könne. Endlich aber wurde ihr Spiel ruhiger und lichter und dann lächelte sie einen Augenblick, doch war dieses Lächeln nur der Vorbote von Thränen, die alsdann ihren Augen entströmten, während sie das Gesicht in beide Hände verbarg. — Verzeiht, ihr Herren, daß ich so umständlich erzähle; von Dahingeschiedenen, von Verstorbenen erinnert man sich ja gern der kleinsten Züge, man hat sie ja so lieb, die an und für sich unbedeutendsten Erinnerungen."

„Dieses zweite Jahr entflog uns noch angenehmer und pfeilgeschwinde. Das Mädchen wurde ruhiger, ihr Blick freudiger, sie selbst heiterer, als sie anfangs gewesen. Von ihrem Herzen schien allmählich ein schwerer Druck zu weichen: mir schien es immer, als fangen schreckliche Erinnerungen ihres frühern Lebens nach und nach an zu verbleichen und es verliere ein quälendes Bewußtsein vergangener bitterer Tage allmählich die Kraft, sie zu martern. Das Mädchen schritt ohne Fröhlichkeit, aber mit einem innern Frieden so ruhig einher, als habe sie nach vielem, mühsamem Ringen endlich ihr Ziel erreicht. Ihr Auge strahlte so wunderbar klar und blickte so vertrauend gen Himmel, als wolle es sagen: dort droben ist meine Heimat."

„So vergingen also zwei Jahre, da lief vom gnädigen Herrn der Befehl ein, das Schloß zu seinem Empfang zu rüsten, da er

demnächst mit einer Gesellschaft Freunde erscheinen werde, um die Jagdzeit hier zuzubringen. — Der Herr Graf werden sich dessen erinnern. Der Schulmeister, der sich bis dahin sehr zurückhaltend betragen, mochte nun glauben, es sei der Zeitpunkt gekommen, um sich gegen das Mädchen zu erklären, genug — er bot ihr seine Hand an; und das war ein trauriger Tag für alle beide. Sie weinte und er weinte — und als er nach einer Stunde mit rot angelaufenen Augen das Schloß verließ, kam er zu mir in den Garten und sagte: Amadäus, sprach er, ich bin ein ganz unglücklicher Mann, aber das Mädchen ist ein Engel. Sie aber schlich seit der Zeit betrübt und traurig umher und befand sich in sichtlicher Unruhe. Da kam eines Abends der große Fourgon in den Hof gefahren, das Mädchen erschrak, wie es ihn sah und wie die beiden Lakaien in ihren Livreen herabsprangen." — — — —

Der alte Mann hatte das letzte zerstreut erzählt mit niedergeschlagenen Augen und versank jetzt, ohne zu endigen, in tiefes Nachdenken.

„Und weiter, Amadäus?" bat der Graf.

„Weiter ist nicht viel mehr zu sagen. Am andern Morgen — ich hatte viel nachzusehen und herzurichten, die Wirtschafterin ebenfalls, und so kamen wir erst beim Mittagessen so eigentlich zu uns — da fehlte das Mädchen. Unsere erste Frage war: wo ist die Magdalene? — Es hatte sie niemand gesehen, auch war sie nicht auf ihrem Zimmer, dafür aber auf ihrem Tisch ein Schreiben an mich, worin sie von uns allen Abschied nahm, indem sie versicherte, es sei ihr ferner unmöglich, hier zu bleiben; wir möchten ihr das nicht übel nehmen, und so weiter, und so weiter. Natürlich begnügten wir uns nicht damit, sondern eilten nach allen Richtungen in den Wald hinaus. Der alte Joseph, der alte Arnold, ich natürlicherweise, ja selbst die Wirtschafterin. Letztere aber kam nicht weiter als ins Dorf drunten, wo sie heulend zum Schulmeister lief. Auch der auf und davon mit vielen Männern des Dorfs. Holzhauer und Jägerburschen durchstreiften alle Waldpfade, stiegen jede Schlucht hinab — umsonst! Man fand keine Spur

— — — — und hörte nie mehr etwas von ihr. — — — — Ich wußte wohl, daß alles Suchen vergebens war," fuhr der Alte nach einer längeren Pause wieder fort. „Wesen ihrer Art lassen keine Spur zurück."

„Und wer meinen Sie denn, daß es gewesen sei, Amadäus?" fragte Herr von M., worauf der Alte feierlich erwiderte:

„Ein gutes Geschöpf, Herr Graf, ein Wesen, das vielleicht Fehltritte begangen, die es aus seinem Himmel verbannten und die es hier unten abbüßen mußte. Daß wir sie nicht wieder fanden, war natürlich, sie entschwand dahin, wo sie hergekommen."

Bei diesen letzten Worten hob der alte Mann seinen Blick in die Höhe und man sah Thränen in seinem Auge schimmern. Auch die Zuhörer waren von der seltsamen Erzählung sichtlich ergriffen und es herrschte momentan eine tiefe Stille in dem Gemach.

Der Graf unterbrach diese Pause wieder, indem er sagte: „wie war es doch mit dem Schulmeister, Amadäus?"

„Er grämte sich sichtlich ab, Herr Graf," antwortete der alte Mann, indem er aufstand. „Später errichtete er ein Kreuz auf der Felsenplatte, wo ich das Mädchen gefunden, und zog alljährlich an einem bestimmten Tage mit der Schuljugend dahin. Er lebte der fixen Idee, als sei die büßende Magdalena wirklich noch einmal erschienen, um die Menschen aufzufordern, ihre Sünden zu bereuen. Er ist Pietist geworden, sonst aber ein ganz braver Mann." Damit trank der Erzähler seinen Thee mit Rum, der indessen zu kaltem Grog geworden war, und empfahl sich, nicht ohne dem alten Lehnstuhle ein besonderes und tiefes Kompliment zu machen.

„Es war damals wirklich komisch," sprach der Graf, „als ich ein paar Tage nach dem Ende der Geschichte in dem Schlosse ankam. Die alte Wirtschafterin jammernd mit rotverweinten Augen, Amadäus betrübt umherschleichend und dem Joseph und Arnold, die aufs neue jeden Tag den Wald durchstöberten, bei ihrer Zurückkunft tausenderlei Fragen stellend; ich mußte ein paar Tage lang wirklich streng sein, um das Hauswesen wieder in das alte

gewohnte Geleise zurückzubringen. Aber als mir erst die Geschichte mit allen Nebenumständen erzählt wurde, mußte ich noch lange nachher Anspielungen darauf hören, namentlich als ein Jahr nachher die alte Wirtschafterin starb, deren Tod Amadäus dem Kummer um die Verlorene zuschrieb. Ich mußte mir zu jener Zeit das Hexen- und Geisterwesen allen Ernstes verbitten, denn die sterbende alte Frau behauptete vor ihrem Ende, die Verschwundene deutlich gesehen und erkannt zu haben, und der alte Joseph kam eines abends heim und behauptete, er habe sie an dem Kreuz bei der Felsenplatte gesehen, und wie er ihr zugerufen, sei sie langsam aufwärts geschwebt."

Draußen auf dem Turme schlug es zwölfmal — die Mitternachtsstunde. —

„Brrr!" sagte der junge Offizier, „das sind ja eigentlich schauerliche Gespenstergeschichten, es könnte einem in dem Schlosse Angst werden."

„Was das Mädchen anbelangt," meinte lächelnd der Graf, „so war sie — dessen bin ich gewiß — keine überirdische Erscheinung, wohl aber ein höchst merkwürdiges Wesen."

„Du hast sie gekannt?" fragte Herr von M.

„Vor zehn Jahren," erwiderte der Graf, „würde ich dir geantwortet haben: ja, ich habe sie gekannt! aber jetzt, da mir später einige Fäden in die Hand gespielt wurden, die aufs Allerromantischste und Seltsamste in das Leben eines lieben und guten Freundes hinüberspielen, versichere ich euch: ich weiß nichts von ihr. Ich würde sie nicht kennen, wenn ich sie heute wiedersähe, ich würde ihr feiernd nahen und mich glücklich schätzen, aufs Ehrerbietigste ihre Bekanntschaft machen zu können. — Doch, es ist spät, meine Freunde, suchen wir unser Zimmer, denn morgen nach dem Frühstück, zu welcher Zeit jeder mit seinem Gepäck fertig ist, wollen wir uns für eine Zeit lang trennen. Ich hoffe euch nächstes Jahr, spätestens über zwei Jahre, wieder zu derselben Zeit hier bewirten zu können. — Gute Nacht, ihr Herren, gute Nacht, lieber M.! — adieu, Kapitän!"

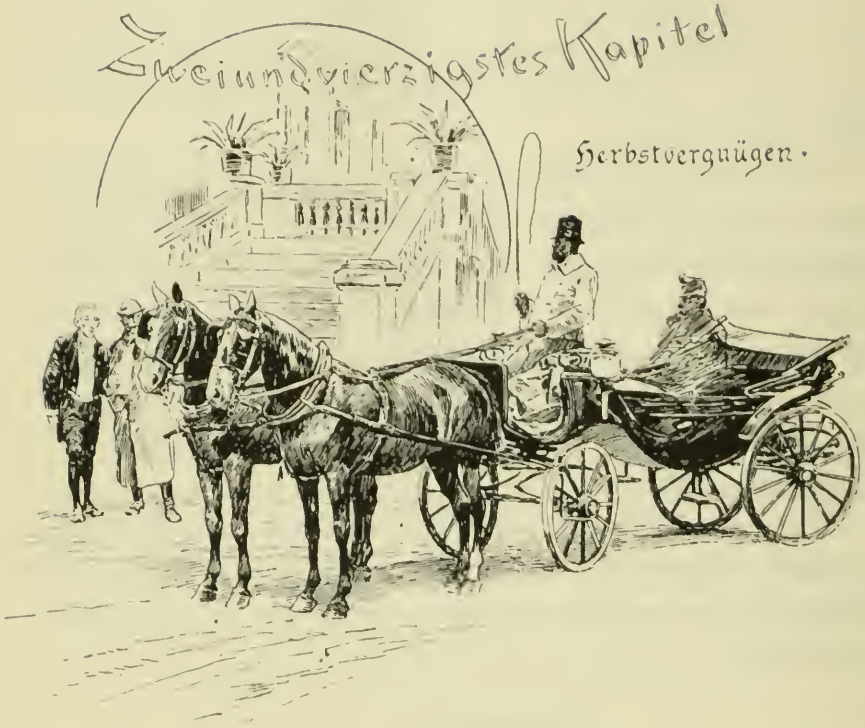
Draußen im Vorzimmer befanden sich Bediente mit Lichtern und jeder suchte das ihm angewiesene Zimmer. Der junge Diplomat, der am Anfang des Korridors neben dem Eßzimmer wohnte, war einigermaßen ernst geworden und konnte sich später nicht enthalten, nochmals auf den langen Gang zurückzublicken, der noch immer von den dunkelroten Laternen mit schwachem, seltsamem Lichte erfüllt wurde.

Im Schloß war alles ruhig, alles schien in den Schlafzimmern zu sein, bis auf den alten Amadäus, der — dort hinten — rüstig den Gang herabkam. Es schien, als schreite jemand neben ihm her, denn er verbeugte sich beständig ehrerbietigst auf die Seite, und als er zu der großen Flügelthüre kam, die neben der Haupttreppe in die Zimmer einführte, so öffnete er dieselbe behutsam, als lasse er jemand hindurchgehen und zog sie mit einer tiefen Verbeugung wieder zu.

Der junge Diplomat legte sich zu Bett und beschloß im Laufe der Nacht, künftig des Abends keinen starken Thee mehr zu sich zu nehmen, denn er schlief entsetzlich unruhig und hatte gar schreckliche Träume. — —

Zweiundvierzigstes Kapitel

Herbstvergnügen.



Am andern Tage nach dem Frühstück — es hatte eben elf Uhr geschlagen — standen in dem Schloßhofe vier bespannte Wagen und ein paar gesattelte Pferde. Die Gäste, in Paletot und Reisemütze, gingen die Treppe hinab, begleitet von ihrem liebenswürdigen Wirte, der ihnen zum Abschiede die Hände schüttelte und sie bis an den Wagentritt begleitete, bevor er seine eigene Kalesche bestieg. Meister Amadäus, wie gestern in schwarzem Frack mit weißer Halsbinde, wohl frisiert und stattlich anzuschauen, stand am Fuße der Treppe, jedem der Scheidenden eine tiefe, freundliche Verbeugung machend. Die meisten drückten dem alten Manne mit frohem Wunsch auf baldiges Wiedersehen die Hand und nur der junge Diplomat, der ihm die schlaflose Nacht nicht vergessen konnte,

und der sich jetzt bei dem hellen Tageslichte wunderbar beherzt fühlte, konnte sich nicht enthalten, ihm im Vorbeigehen zu sagen: „ei, lieber Amadäus, grüßen Sie mir die Gespenster!“ worauf der alte Mann ernst erwiderte: „Herr Baron, man spendet nur denen Abschiedsgrüße, die man verläßt.“

„Zum Teufel!“ entgegnete lachend der Attaché, „wie meinen Sie das, Amadäus?“

„Nun,“ entgegnete dieser, „was Sie Gespenster zu nennen belieben, befindet sich überall, nicht bloß hier auf dem Schlosse. — Verzeihen Sie, Herr Baron, das ist Ihr Wagen da unten, die grüne Kalesche mit der Chiffre A und der Krone?“

Der Blick des Alten war seltsam und starr.

„Allerdings, und was soll das?“

„Sie kauften ihn,“ fuhr Amadäus fort, „von einem Husarenoffizier?“

„Ganz richtig, in Wien!“

„Der bald darauf im Duell erschossen wurde, ich sehe das deutlich.“

„Aber wo sehen Sie etwas?“ fragte ernst werdend der Diplomat.

„In der rechten Ecke Ihrer Kalesche sitzt er sehr bleich, die Uniform hellblau mit Silber. Nun, ihm wird die frische Morgenluft gut thun. Sie verzeihen, Herr Baron.“ Damit fuhr der alte Mann mit der Hand über die Augen und machte eine tiefe Verbeugung.

Es hatte sonst niemand diese Unterredung gehört, und deshalb konnte auch niemand vermuten, weshalb der junge Diplomat seinen Wagen leer vorausfahren ließ und sich mit einem Platze auf dem Jagdwagen des jüngern Offiziers begnügte.

Jetzt waren sämtliche Gäste abgereist, der Graf reichte dem alten Diener beide Hände, sah ihm einen Augenblick liebevoll und fest ins Gesicht und sagte: „Lebe wohl, Amadäus, wir sehen uns bald wieder! — Besorge das Schloß, fahr' zuweilen nach der Residenz und sieh auch da nach der Wohnung, sowie nach

meiner Schwester und besorge ihre Aufträge, als seien es die meinigen."

Stumm verneigte sich der alte Mann, der Graf schüttelte ihm nochmals die Hände, dann bestieg er seine Kalesche, vor welche vier starke elegante Braunen, seine eigenen Pferde, gespannt waren. „Du fährst den engen Waldweg," sagte er zu dem Kutscher, „ich möchte den andern Wagen vorkommen."

Ein Zungenschlag — dahin flogen die kräftigen Tiere, in wenig Augenblicken war der Wagen zwischen den größtenteils schon entlaubten Bäumen verschwunden. — — Das Schloß lag öde und still. — —

Amadäus blieb noch eine Weile oben auf der Treppe stehen, nahm eine starke Prise, dann ging er hinauf, zog statt des schwarzen Frackes einen Überrock an und schritt durch sämtliche Zimmer des ersten Stockes, wo er überall die Jalousien eigenhändig verschloß. Ebenso machte er es im Korridor, dann im Treppenhaus, und nachdem er so überall das Tageslicht ausgeschlossen und eine stille trübe Dämmerung hergestellt, ging er in sein Zimmer und sah nach seinen Papieren und Büchern.

Der Graf in seinem Wagen fuhr in scharfem Trab durch den engen Waldweg und hatte schon die Chaussee erreicht, ehe noch seine Gäste, welche vor ihm abgefahren, aus den Bergen heraus waren. Eine Stunde oder zwei fuhr er so auf der breiten Straße dahin, dann bog der Kutscher links ab, einem herrschaftlichen Gute zu, einem einsam stehenden hohen Gebäude, an den vier Ecken mit runden Türmen flankiert, umgeben von tiefen Gräben, welche aber statt des Wassers mit kleinen Gemüsegärten angefüllt waren. Auf diesem Schlosse befand sich die Schwester des Grafen, Gräfin Klara, zum Besuch, und da es immer für einen Dritten peinlich ist, einer solchen Abschiedsscene beizuwohnen, und da wir den geneigten Leser in aller Wahrheit versichern können, daß nichts da droben zur Sprache kam, das irgendwie von Interesse wäre für unsere namenlosen Geschichten, so wollen wir auf einer alten Steinbank neben der Zugbrücke geduldig warten, bis der Graf seine Reise wieder antritt.

Von dieser Steinbank aus, geliebter Leser, siehst du zu deiner Rechten ein altes graues Thor, das in den Schloßhof führt. Die einzige Verzierung desselben besteht in einem fast bis zur Mumie eingetrockneten Habicht, der dort angenagelt ist, ein armer unglücklicher Räuber, von einem Stärkern überwältigt, eine Geschichte, welche dies Schloß und die andern auf den umliegenden Höhen schon öfters mit angesehen.

Vor uns und weit hinaus zur Rechten liegt in der herrlichen Abendbeleuchtung der Gebirgszug, von dem wir eben herkommen, auf den höchsten Höhen mit Nadelholz bedeckt, dann kommen hohe Buchen und Eichen und an diese schließen sich Weinberge, die hinab bis zum Fuße des Neckars gehen, der sich dort unten, ein silbernes Band, an die Bergwand schmiegt und verstohlen eindringt in die reizendsten und heimlichsten Gauen.

Wir wissen, daß es spät im Oktober ist, die Zeit der Weinlese oder des Herbstens, wie man hier zu sagen pflegt. Daher das Gewühl an den Bergen, die emsigen Menschen, die auf und ab klettern, die Fässer an der Straße voll Trauben, die einspännigen Karren, der Fuhrmann rittlings auf dem sanft geröteten Fasse — ein moderner Bacchus; und deswegen aller Enden und Orten das Krachen der Böller und kleinen Geschütze, das Knattern der Gewehre und Pistolen. Dort saust hoch eine Rakete hinauf, aber ihr schwaches, kaum sichtbares Licht klagt melancholisch, daß es noch zu früh sei, und sie bittet mit kläglich gesenktem Haupte, man möge gefälligst warten, bis der Abend gekommen.

Endlich kommt Abend und Dunkelheit und zugleich unser Reisender aus dem Innern des Schloßhofs. Er hat sich zwei frische Pferde einspannen lassen, die seinigen gehen zurück in das Waldschloß; die Laternen an der Kalesche brennen hell und er drückt sich in die Ecke des Wagens, fest in den Mantel gewickelt, die glühende Cigarre im Munde. Hinter ihm ist Platz genug, wir schwingen uns unvermerkt auf und folgen, und lustig gehts den Bergwänden zu, an denen jetzt unzählige Funken in allen Farben aufblitzen. Raketen sausen, Schwärmer sprühen, Gewehre knallen

und dazwischen jubeln Menschenstimmen; — alles freut sich seines Lebens.

Bald hat der Wagen den Neckar und die Chaussee erreicht und vorbei gehts am Fuße der Weinberge. Hie und da beleuchtet ein bengalisches Feuer das Gesicht des Reisenden, hie und da platzt ein Schwärmer über den Köpfen der Pferde, sie schütteln sich und schnauben heftig, und der Kutscher muß seine ganze Aufmerksamkeit anwenden, um die Tiere ruhig und in Ordnung zu erhalten.

Wir lassen nun die Berge abermals hinter uns und biegen links ab, der Ebene zu, in welcher die Residenz liegt. Eine lange finstere Stunde vermissen wir das lustige Treiben des Herbstes, wir sehen keine Rakete, keinen Schwärmer und fahren in die einsame Chaussee zwischen entlaubten Obstbäumen und längst abgemähten Fruchtfeldern, wo der Wind melancholisch über die Stoppeln streicht. Doch bald glitzert und funkelt es wieder vor uns auf den Bergen, dann bemerken wir im Thal eine nebelhafte Helle, wie einen dampfenden, vom Mond beschienenen See, aus dem sich einzelne Gebäude wie große schwarze zackige Felsmassen erheben — die Residenz mit ihren Lichtern, und rings um dieselbe in all' den zahlreichen Weinbergen, jubelt und singt, trompetet und knallt es. Feuer in allen Farben blitzen auf, hunderte von Raketen, schwerer und brillanter als die draußen auf dem Lande, steigen zum Nachthimmel empor, neigen sich, beugen sich, sprühen Lichter aus, rot, grün, gelb, blau und ersterben krachend. Dazwischen fahren Leuchtkugeln empor, weiße, glänzende Ballen, leuchten langsam auf und verlöschen wieder ebenso mit weißem sanftem Schein, dem Auge wohlthuend, wie dem Ohr die anschwellenden Töne eines Waldhorns. Dazwischen lustige, glückliche Menschen, hin- und herspringend, jubelnd und schreiend, unkenntliche Gestalten, jetzt in dem Dunkel der Gebüsche verschwindend, jetzt hell bestrahlt vom plötzlichen Lichte — dann abermals tiefe Nacht und wir vorbei, vorbei! —

Der Kutscher auf dem Bock flucht und wettert und hält müh-

sam seine Pferde. Die edlen Tiere haben des Feuerwerks genug und zucken hin und her, doch geht alles gut, bis dicht vor der Stadt, wo in einem besonders hell erleuchteten Garten das Schicksal in Gestalt zweier naseweiser Buben erscheint, die sich ungesehen von den Augen ihrer Eltern das außerordentliche und sehr besondere Vergnügen machen, mitten auf der Straße einen kolossalen Feuerteufel zu präparieren. Dieser Feuerteufel, aus ein paar Lot Pulver und einem Haufen Fröschen bestehend, explodiert dicht vor den Pferden, gerade da, wo sich der Weg stark abwärts neigt, die erschreckten Tiere prallen zurück und der Kutscher, der den Moment kommen sieht, wo sie im tollen Jagen den steilen Berg hinab durchgehen werden — er hat sie bereits nicht mehr in seiner Gewalt — besitzt Geistesgegenwart genug, um sie einem Garten an der Weinbergsmauer zuzureißen, doch stürzen die Räder auf einer Seite hinein, die Kalesche drückt sich fest an die Mauer, die Pferde stehen und der Graf springt heraus. Glücklicher Zufall! — Graf Alfons, hinausspringend, erfaßt das Thor am Eingang in jenen hellerleuchteten Garten, der Kutscher wettert und schimpft, die Buben erheben ein erschreckliches Zetergeschrei und aus dem Garten nähert sich eine ganze Gesellschaft mit Lichtern in der Hand, um zu sehen, was draußen vorgefallen. In wenig Augenblicken hat man das ganze Unglück übersehen, einige Damen, die, als sie von scheugewordenen Pferden und Umschlagen des Wagens gehört, die solidesten Vorbereitungen trafen, in Ohnmacht zu fallen, besinnen sich eines Bessern, als Graf Alfons, der von der Gesellschaft augenblicklich erkannt ward, lachend versichert, ihm sei kein Unglück passiert, vielmehr gratuliere er sich für den kleinen Unfall, der ihn so unverhofft in so angenehme Gesellschaft geworfen. Er hat mit Kenneraugen einen Blick auf den Kreis geworfen, der sich um ihn versammelt, und bemerkt zwischen ältlichen wohlhabenden Bürgern und Bürgersfrauen, die er schon öfters gesehen, frische, lustige Mädchengesichter, erhitzt von Springen, Schießen, Feuerwerk-Abbrennen und süßem Most.

„Da ist nichts zu machen," sagte er munter zu seinem Kutscher,

„als daß du die nun einmal unruhigen Pferde die halbe Stunde zur Stadt hinabführst und mir einen anderen Wagen heraufschickst. Vielleicht daß man dir jemand von hier oben mitgeben kann." Glücklicherweise war am Wagen nichts gebrochen, ein Arbeiter zur Begleitung fand sich auch und so wurden die Pferde, scheu auf die Seite sehend und zitternd vor Furcht und Erwartung, zur Stadt hinabgeführt. Graf Alfons aber nahm die Einladung an und trat in den Garten.

Unter einem Zelte von Rebenlaub und grauer Leinwand nahm die Gesellschaft Platz. Auf dem Tische standen Windlichter, zerstörte Kuchen, Obstpyramiden, lagen abgeschossene Pistolen, Pulverhörner und ganze Berge von Schwärmern und Fröschen. Der Graf nahm den ihm angebotenen Platz, die älteren Herren und Damen setzten sich nach den notwendigsten Komplimenten und nur die jungen Mädchen umschwärmten den Tisch, als wenn es so sein müßte, merkwürdigerweise alle leeren Plätze am untern Teil der Tafel übersehend und sich endlich nach vielen Ermahnungen und komplett gezwungen, schüchtern und errötend in der Nähe des neuen Gastes niederlassend. Die Keckſten bemerkten dann lächelnd, daß doch nicht gut zwei auf einem Stuhl sitzen könnten, und auf diese Art sahen sich die Bescheidensten gezwungen, die leeren Stühle am Ende des Zelts in Beschlag zu nehmen.

Geneigter Leser! es wäre wahrlich nicht unsere Schuld, wenn es das Schicksal, das oft so seltsam in diesen namenlosen, aber wahrhaften Geschichten eingreift, uns in den unangenehmen Fall gebracht hätte, dich hier in dem Garten in eine neue, gänzlich unbekannte Gesellschaft einzuführen. Aber der Zufall ist dem armen Erzähler, wie du gleich erfahren wirst, günstiger. Wir hätten auch im anderen Falle diese an sich unbedeutende Episode gewiß nicht aufgezeichnet, doch so können wir es nicht unterlassen, vor unserer Reise nach Italien alte Bekannte, die uns unverhofft in den Weg kommen, zu begrüßen. —

„Dieses Herbstvergnügen," begann ein kleiner Mann mit lebhaften Gesichtszügen, „ist an und für sich ein harmloses zu nennen

und gewiß gefahrlos, wenn man die vorgeschriebenen und gewiß so notwendigen Vorsichtsmaßregeln in keiner Weise verabsäumt. Dazu gehört vor allen Dingen, daß man sich streng enthalte, Feuerwerk auf öffentlichen Straßen und Plätzen abzubrennen. Zur Zeit, als ich die Ehre hatte, Mitglied des hiesigen Stadtrats zu sein, — es war in jener Zeit, Herr Graf, als die Gasbeleuchtung eingerichtet und die neue Kirche erbaut wurde, zwei gemeinnützige Anstalten, zu welchen ich mir schmeichle, das meinige beigetragen zu haben, — wurde so etwas streng geahndet."

„Ich erinnere mich genau jener Zeit," entgegnete höflich der Graf, „die Stadt schuldet Ihnen viel, Herr Stadtrat Schwämmle."

Vater Schwämmle verbeugte sich geschmeichelt und seine dicke Gattin, die an Umfang bedeutend zugelegt, ebenfalls. Der gewesene Stadtrat hatte sich einigermaßen verändert: er hatte sich eine Brille zugelegt und ein kleines spitzes Bäuchlein.

Aber ebenso waren sie alle verändert, die alten bekannten Gesichter, die um den Tisch herum saßen. Den Hofrat hatten die zehn Jahre, die über seinem Haupte dahingeschwebt, dem häuslichen Leben geneigter gemacht; er blieb jetzt den Abend häufig daheim und versäumte es selten, seine Gemahlin von den verschiedenen Kaffee- und Theegesellschaften nach Hause zu führen. In seine Fußstapfen war dagegen sein Sohn Eduard getreten, und die Honoratiorentochter hatte das Glück nicht gefunden, das sie so zuversichtlich erwartet. Dort saß sie neben der Schwiegermutter, der Hofrätin, welche sich von allen im Äußern wie im Innern am meisten gleich geblieben war. Dasselbe strenge und harte Gesicht, nur die Falten in demselben vertiefter, sonst aber feierlich, würdevoll wie immer. Die Honoratiorentochter hatte sich ihrer Führung und Leitung vollkommen anvertraut und umschlang sie — eine volle, aber verregnete und abgeblaßte Dahlie den nachbarlichen Zaunpfahl. — — — Der junge Eduard, der jetzt an den Tisch trat, hatte in den letzten zehn Jahren einigen Lebensmut und sehr viele Jahre eingebüßt. Er kam soeben von einem Strafamt zurück, das er an seinem ältesten Sprößling ausgeübt,

— wir können nicht verschweigen, daß es der hofrätliche Enkel war, der den Grafen Alfons in augenscheinliche Lebensgefahr gebracht.

So saßen sie alle im Kreise und ihr Leben hatte sich nicht viel geändert. Nächstens fingen auch die Bürgerbälle wieder an, und wenn auch unsere bekannte Honoratiorentochter sich dort keinen Tänzer mehr octroyierte, so waren dort genug andere Honoratiorentöchter, die aufstiegen lächelnd und blühend am Horizont anderer junger Eduarde.

Neben dem Grafen saß ein allerliebstes junges hübsches Mädchen mit dichtem blondem Haar, einem Stumpfnäschen und schelmischen blauen Augen. Blonde Haare waren ihm von jeher gefährlich gewesen und so erwies er seiner hübschen Nachbarin alle mögliche Aufmerksamkeit. Mutter Schwämmle machte die Honneurs der Tafel und wenn der Graf von allem dem, was sie dringend anpries, nur von jedem einen Bissen genommen hätte, so hätte er über Nacht jedenfalls einer Unverdaulichkeit erliegen müssen. So aber nahm er nur, was ihm seine Nachbarin überreichte.

Bald aber wurde der ganzen Gesellschaft das stille Sitzen unbehaglich und der junge Eduard forderte dringend auf, das noch vorhandene Feuerwerk zu vertilgen. Er ging auch mit einem guten Beispiele voran, nahm zwei der jungen Mädchen mit sich in den Garten und alle andern folgten seinem Beispiele. Man schrie, man kreischte, man jubelte und sang aufs neue, der Graf zündete seiner blonden Nachbarin die Schwärmer an seiner Cigarre an, und da sie sich fürchtete, so hielt er ihre kleine Hand fest, die offenbar vor Angst zitterte. — Wie jagte die Gesellschaft in dem Garten umher, hier eine Partie, dort eine Partie, wie schrie Mutter Schwämmle so gellend, wenn ihr ein Schwärmer oder Frosch zu nahe kam! Selbst die alte Hofrätin brannte ein römisches Licht ab, nicht ohne bei jeder Leuchtkugel melancholisch zu sagen: so ist unser Leben, so strahlt es auf, um so bald in schwarze Nacht zu versinken! — Sehr wahr und sehr poetisch. Dabei sah sie aus, wie eine alte Druide vor ihrem Hexenfeuer, weiß, grün, rot, blau angestrahlt — ein chamäleonisches Gespenst. —

Endlich war das Feuerwerk verpufft und die Nacht schwamm triumphierend in schwarzem Schleier. Die verschiedenen Partien fanden sich nach und nach unter dem Zelte wieder zusammen, die kleine Blondine war in der Dunkelheit in einen Rosenstock, und ihre blonden Bandeaus in eine kleine Unordnung geraten.

Jetzt kam auch der Wagen des Grafen und er ließ es sich nicht nehmen, so viele von den Damen als möglich nach Hause zu begleiten. Mutter Schwämmle wurde in die bedeckte Droschke gehoben, dann die Honoratiorentochter, zwischen sie hinein keilte man die Hofrätin, auf dem Rücksitz saß der Graf, neben ihm das blonde Mädchen und deren Mutter, eine wohlwollende, freundliche Frau, und so wurden sie nach Hause befördert, zuletzt Mutter und Tochter. Der Graf versicherte der kleinen Blondine, er habe lange nicht einen so charmanten Abend verlebt, und die kleine Blondine

glaubte es, und als sie sich später in ihrem Schlafzimmer auszog, seufzte sie und sagte zu sich selber: „wie schade, daß der Graf Alfons morgen nach Italien abreist!“ Etwas ähnliches dachte auch die wohlwollende Mutter und erinnerte sich mehrerer Fälle, wo Bürgertöchter in hochadelige Familien geheiratet.

Der Graf aber fuhr ebenfalls nach Hause, nahm ein einfaches Souper und setzte sich gegen Mitternacht abermals in seine bequeme Reisekalesche. Diesmal aber waren vier Postpferde davor gespannt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Nach Italien.

Vor dem Gasthause zur Post in Reutte hielt am frühen Morgen ein elegantes Coupé, noch unbespannt, die lange schwere Deichsel mit der Vorderbaracke leer. Neben diesem Wagen aber hielt eine Reisekalesche mit beschmutzten Rädern und vier Pferden bespannt, die dampfend und schwer Atem holend eben erst vor dem Gasthof angekommen waren. Der Postillon in Hut und Mantel, über letzterem das Horn, tappte mit den schweren Courierstiefeln neben den Pferden, beschäftigt, sie mit Hilfe des Stallknechts auszuspannen.

„Verdammt sei euer Weg!“ sagte er, indem er die Zugstränge aufknüpfte, „ich habe doch wahrhaftig jeden Augenblick geglaubt, ich lass' die leere Kalesche irgendwo in tausend Stücken auf der Straße liegen.“

„Was fahrt Ihr auch wie nicht gescheit?“ entgegnete der Stallknecht und schnallte die Aufhalter los.

„Nun, mir hats mächtig pressiert, so ein paar Gulden kann man schon verdienen. Der Herr hatte den ganzen Morgen die Uhr in der Hand und rief mir beständig zu, er müsse um sechs Uhr in Reutte sein. Hats da oben was?“ setzte er pfiffig hinzu und kniff ein Auge zu, während er mit dem andern am Hause hinaufblinzelte.

„Gar nichts dergleichen,“ entgegnete der Stallknecht und warf dem Postillon die vordern Zügel zu. „Es ist nur ein einziger Fremder im Haus, ein Herr an die Vierzig, etwas wohlbeleibt, mit einem fehlerhaften Hinterfuß. Er hinkt ein wenig und braucht einen Stock zum Gehen.“

„So, also nichts anderes?“ sagte der Postillon, während er seine Pferde durch einen leichten Hieb von dem Wagen weg und dem Stalle zulenkte, „weiter nichts? hatte mir schon gedacht, da oben sei was Liebs, das mit dem Passagier nach Italien reiste; er hat wütend pressiert, — hopp, alter Schimmel!“

Während dieses Gesprächs war der Besitzer der Kalesche — niemand anders als Graf Alfons — die Treppen hinaufgeeilt und hatte hastig die Thüre eines Zimmers geöffnet, das ihm der vorauseilende Kellner zeigte. In diesem Zimmer saß der Herr, von dem der Stallknecht soeben gesprochen, beim Frühstück und sprang freudig lachend in die Höhe, als der Graf in das Zimmer trat.

„Bin ich nicht pünktlich?“ rief der letztere, „Schlag sechs Uhr, wie wir verabredet. — Wie geht dirs? — Freut mich unendlich, dich wieder zu sehen.“

Alfred von C. drückte dem Angekommenen freundlich die Hand und sagte lachend: „Ich wäre bei dem Rollen deiner Kalesche gern ans Fenster und die Treppen hinabgesprungen, doch ermahnte mich mein langjähriger Freund, mein Krückstock, alle dergleichen heftigen Bewegungen zu unterlassen. Setz dich her, der Kaffee ist gut. — Wo warst du zuletzt? Wie ist es dir seit Jahren ergangen?“

Graf Alfons berichtete nun, was er in der letzten Zeit getrieben, was die Bekannten in der Residenz machten, erzählte von seinem Schlosse, von den letzten Jagden und von seiner Reise hieher. „Und du," schloß er, „was hast du getrieben, seit ich dich nicht mehr gesehen, edelster aller Einsiedler? Ich glaube, du bist in all' der Zeit nicht aus deinen reizenden vier Pfählen gekommen?"

„Abgerechnet einige kleine Touren in meiner nächsten Umgebung hast du recht," sagte Alfred; „doch brauchst du deshalb nicht zu denken, ich habe, ein echter Deutscher, auf der Bärenhaut gelegen, faul und teilnahmlos, weil mich nichts gewaltsam in Bewegung gesetzt oder vorwärts gestachelt; im Gegenteil, ich bin in allem fleißig gewesen und betrachte jetzt die Reise mit dir nach Italien als eine Erholung und ein Vergnügen in doppelter Hinsicht."

„Du warst fleißig, du hast gearbeitet?" lachte der andere, „was hast du denn eigentlich gethan? vielleicht deine sämtlichen Zimmer jede Woche anders arrangiert?"

„Scherz bei Seite!" entgegnete Alfred lächelnd, „ich bin Ökonom geworden, Landwirt, Bauer, wenn du willst."

„Ei der Tausend!"

„Wie du weißt, habe ich von jeher nichts mehr gehaßt, als den Handel, ja den Schacher mit Geld, mit Obligationen, mit Staatspapieren, kurz, was man Banquiergeschäft nennt. Ich kaufte deshalb ein paar Güter in der Nähe meines Landsitzes und bewirtschaftete dieselben mit der Hülfe von ein paar Pächtern. Der Nutzen, den das Kapital abwirft, ist freilich nicht groß, aber die Sache an sich interessierte mich, ich fand die mir so nötige Beschäftigung, Unterhaltung, Zerstreuung."

„Vortrefflich!" lachte der Graf, „du wirst aber doch nicht am Ende das herrliche Wäldchen hinter deiner Villa, du weißt, wo man so prächtig im Schatten nach dem alten Försterhaus ging, in ein rentables Getreidefeld umgewandelt haben? das wäre ja schrecklich!"

„Welche Idee!" entgegnete Alfred, „so nah' habe ich meine

Felder nicht, — doch trink deinen Kaffee, ich höre, daß drunten eingespannt ist, ich will dir im Wagen getreulich berichten, was ich einigermaßen Wichtiges in der Zeit verlebt. 'S ist aber nicht viel."

Die beiden Freunde stiegen hinab und drunten war das Coupé zum Wegfahren bereit. Das Gepäck des Grafen hatte man aus der Kalesche in eine leergelassene Vache untergebracht, er gab dem einen seiner Diener, welcher mit seinem Wagen nach Hause zurückkehrte, noch einige Aufträge, dann bestieg er das Coupé, in welchem Alfred bereits saß. Die Pferde zogen an und aus dem hellen, freundlichen Thale, in welchem Reutte von hohen Bergen eingeschlossen liegt, glitt der Wagen hinein in die dunkeln duftigen Schluchten der Tiroler Berge, wo die Straße durch den Felsenpaß der Scharnitz ins Innthal führt.

Der Weg ist herrlich, voll beständiger Abwechslung, steile Felsen umstehen die Straße, die man an den wenigsten Stellen eine weitere Strecke vor sich mit den Augen verfolgen kann. Bald wendet sie sich rechts, bald links, an schroffem Gestein vorbei, von welchem kleine Felswaller herabrieseln, die Straße in einer offenen Rinne überschreitend, und zur Seite schäumend und brausend in die hellgrüne Isar stürzend, welche diese wilden Wald- und Bergsöhne freundlich in sich aufnimmt, sie langsam zähmt und sie alsdann in die Ebene hinabführt aus der finstern, kalten Felsenwelt durch wallende Fruchtfelder, an prachtvollen Städten vorbei. Inzwischen wankt der Wagen auf der Straße fort, über ihm wiegt sich Brombeergesträuch und feingezackter Ginster streift hie und da das Verdeck und besprengt die Reisenden mit klaren Thautropfen — ein Weihegruß vom Fuße der mächtigen Berge, deren Felsenhäupter hoch in der Luft von der Sonne bestrahlt dem dahinrollenden Wagen ernst und feierlich nachblicken.

Den Weg durch diese engen Schluchten, den die Reisenden zurücklegen, erwärmt so früh kein Sonnenstrahl, da müssen sie erst die Scharnitz hinter sich haben, die Porta Claudia, deren lange, starke Mauern, sowie der mächtige Bogen, der sich über den Weg spannt, grau und verwittert aussehen, wie das Gestein, an welchen

er sich lehnt. Hier ist es noch kühl und frisch, und die feuchten Nebel der kalten Herbstnacht ziehen an den Bergwänden langsam in die Höhe. Selten erscheinen an der Straße kleine Häuser, von Holz erbaut, das Dach mit großen Felsstücken beschwert, und Vater, Mutter und Kinder drängen sich an die Thüre, um den vorüberrollenden glänzenden Wagen zu sehen.

Endlich fängt die Sonne an über die Berge hereinzublicken und sich zu erinnern, daß da unten noch viel tausend Pflänzchen und Gesträuche wachsen, die ihres warmen Kusses bedürfen.

Rechts liegen die malerischen Ruinen des Schloßberges, beglänzt vom Sonnenschein, die starren Felswände ziehen sich zurück, man erblickt Berge, grün bewachsen mit Laubwaldungen, aus den dunklen, schattigen Schluchten rollt nun der Wagen in das freundliche Seefeld hinab.

„Wie einem die Sonne so wohl thut!“ sagte Graf Alfons und sprang vor dem Posthause, wo umgespannt wurde, aus dem Wagen. „Kommst du nicht heraus?“

„Freilich,“ entgegnete Alfred und stieg langsam über den Tritt hinab, „es war wirklich verdammt kalt heute morgen und ich kann nicht einmal im zugemachten Wagen fahren.“

„Mir geht es auch so; jetzt aber brauchen wir zur innern Erwärmung eine Cigarre.“

Die Bedienten hintenauf zeigen recht frostige Gesichter und rote Nasen, um das Kinn haben sie große schottische Tücher geschlagen, sich dicht in ihre Mäntel gewickelt und sehen verschlafen aus. Jetzt sind andere Pferde eingespannt und es geht weiter.

Wir wollen nur gestehen, die beiden im Wagen haben von der herrlichen Alpenwelt, durch welche sie gefahren, das meiste verschlafen, jetzt aber fühlen sie sich munterer. Die Sonne ist wärmend und angenehm, die Cigarren schmecken vortrefflich und der Wagen bewegt sich so leicht und schaukelnd den Berg hinan.

„Also seit zehn Jahren hast du keine weitere Reise gemacht?“ sagte der Graf; „mir ist es auch so ergangen. Was machen Freunde und Bekannte da drunten?“

„Die meisten leben wie damals," antwortete Alfred; „von Karl, dem glücklichen Ehemann, hatte ich hie und da Nachrichten durch dessen Onkel in Brüssel, es geht ihm gut, er soll reizende Kinder haben, lebt meistens in Italien, und was will man mehr, um glücklich zu sein?"

„Und die andere Sache, lieber Freund? nehme mir nicht übel, die Geschichte hat mich von jeher so interessiert, daß ich sehr begierig bin, ob du in all' der Zeit nichts erfahren."

„Du meinst von ihr?" fragte Alfred und seine Züge wurden ernst. „Ich hörte nichts mehr von dem Mädchen, ebensowenig von ihrem angeblichen Papa, nach welchem ich mich auch eine Zeit lang eifrig erkundigt."

„Ihrem angeblichen Papa?" sagte erstaunt der Graf, „so sprachst du früher nie von ihm, du zweifelst doch nicht an dem, was sie dir zuletzt schrieb?"

„Sind wir nicht alle Zweifler," entgegnete Alfred, „von der Geburt bis zum Tode? Zweifeln wir nicht an allem, an uns selbst? Ja, ich gestehe dir, nachdem mich die Jahre ruhiger machten — und sie haben mich ruhig gemacht — fange ich an, über jenen Roman anders zu denken, als sonst."

„Teufel, das mußt du nicht! Warum dir eine so angenehme Erinnerung verbittern? Und es kann ja nach deinen frühern Erzählungen auch durchaus kein gerechter Zweifel Platz finden. Worin zum Beispiel?"

„Daß mich beide betrogen!"

„Par exemple! Daß dich beide betrogen! Und du könntest glauben, es sei ein angelegter Plan gewesen, daß sie dich in Sorrent nach Hause geschickt, auch die Geschichte mit dem falschen Wechsel — überlegt zwischen Vater und Tochter?"

„Überlegt zwischen Vater und Tochter, oder wenn du willst, zwischen ihm und ihr. Das sind meine finstersten Gedanken. Auch ist ein Betrug denkbar," fuhr Alfred fort, „nachdem ich in London durch den Vater betrogen war; vielleicht hatte sie es früher mit mir ehrlich gemeint, aber nachher, als die Sache einmal ge-

schehen war — — weshalb floh sie mich, wenn sie vollkommen unschuldig war? Das Ganze konnte abgemacht werden zwischen dem Banquier, dem Vicomte und mir. Ich hätte sie, weiß Gott, geheiratet, den Vicomte hätte man in die Welt spazieren geschickt und ich hätte mir wenigstens einbilden können, glücklich geworden zu sein."

Der Graf schüttelte den Kopf und entgegnete: „Ich glaube, du thust dem Mädchen Unrecht; wie du die Geschichte mir damals erzähltest, so konnte ich mich vollkommen in ihre Lage hinein denken. Belastet mit der Schande ihres Vaters, von einem Betrug wissend oder erfahrend, der an dir verübt worden war, da konnte sie dir nimmer froh und heiter ins Auge sehen."

„Dann hat sie mich nie geliebt."

„Das kann ich wieder nicht einsehen," sagte Alfons, „du warst auch selbst früher anderer Meinung."

„Und diese Ansicht," entgegnete Alfred, „hat mir zwölf Jahre meines Lebens verbittert! glaube ja nicht, daß, wenn ich heute erführe, daß sie mich beide betrogen, mein Herz dadurch schmerzlicher berührt würde; für den Augenblick vielleicht, ja, dann aber würde ich ruhiger sein, eine noch so traurige Gewißheit wäre doch eine Gewißheit, und sie würde die dunklen Schatten bannen und vertreiben, die jener einzige helle Sonnenblick zwischen schwarzen, drohenden Wolken über mein Leben geworfen; aber so kämpfe ich mit ewigen Zweifeln. — — — — Doch ich glaube, wir kommen schon nach Zirl."

Hiermit wurde das Gespräch abgebrochen, der Wagen rollte den steilen Berg hinab, der nach Zirl hineinführt, dort wurde umgespannt und man hatte die letzte Station nach Innsbruck.

Bald lag auch das herrliche Innthal vor den Reisenden, weit, breit und sonnig; Äcker und Wiesen, welche mit einander abwechselten, mit Kanälen durchzogen und mit Obstbäumen eingehegt, dazwischen weiße Wohnhäuser, Kirchen im Thal und auf den Mittelbergen. Links ließen sie die Martinswand, wo Kaiser Max bei der Gemsjagd jenes bekannte Abenteuer bestand. Dann lag

in einem weiten Thalkessel die Stadt Innsbruck vor ihren Blicken und bald hatten sie dieselbe erreicht.

Den andern Tag, kaum war die Morgendämmerung angebrochen, fuhren sie den Schönberg, dann den Brenner hinauf, in eine wilde, öde Felsennatur hinein, und rollten, auf der Höhe angekommen, unaufhaltsam dem schönen Italien zu. Neben ihnen brauste die Eisack und begleitete sie in tollen Sprüngen bei Sterzing vorbei nach Botzen, wo der klare Felsenbach in die Etsch fließt, welch' letztere nun den Reisenden fast beständig zur Seite blieb und sie begleitete über Trient, Roveredo nach Verona.

Von da wendeten sie sich nach Venedig und vier Wochen später rollte derselbe Reisewagen von Ferrara gegen Bologna an einem warmen Novembertage, wie es deren in Italien in guten Jahren viele giebt.

Die beiden Freunde, die sich, je länger sie reisten, um so mehr an einander anschlossen, hatten in der Inselstadt einige sehr angenehme Wochen verlebt und unterhielten sich von dem Schönen, was sie dort gesehen, von den kleinen Abenteuern, die sie erlebt.

„So oft ich Venedig verlasse," sagte der Graf, „kommt mir mein Aufenthalt dort wie ein schöner Traum vor, aus dem ich, auf dem festen Lande wieder angekommen, plötzlich erwache. Die Ruhe, die über Venedig liegt, namentlich auf seinen Wasserstraßen, das melancholische Plätschern der Ruderschläge, abends der Reflex der Lampen auf der zitternden Flut, das alles wiegt die Seele ein wie ein schönes Ammenmärchen, das nach dem jedesmaligen Refrain: schlaf mein Kindchen, schlaf! von alter Pracht und Herrlichkeit erzählt, von prächtigen Festen, von vergoldeten Gondeln, deren buntfarbige Teppiche mit ihren Enden langsam auf dem Wasser nachschleifen, von seltsamen Schiffen, bemannt mit weißen und farbigen Menschen, von Lust und Freude, und von tiefem Kummer und herber Not. Neben der Piazetta, wo sich Tausende von Menschen an milden Sommerabenden in herrlichem Mondschein ergötzen, wo Liebesintriguen aller Art angesponnen werden, liegt der finstere Dogenpalast mit seiner Seufzerbrücke, seinen

Brunnen, seinen Bleidächern, und dort neben der bunt verzierten Gondel, wo auf schwellenden Atlaskissen üppige Mädchengestalten ruhen, wo Lachen erschallt und der Klang der Mandoline, rauscht eine schwarze Gondel vorbei, mit sechs Rudern und finster blickenden Männern — ein Staatsschiff. Die Mandoline verstummt, der Gondelier wendet scheu das Schiff um, wer weiß, wen die dort hinten soeben nach dem Lido schleppen. — Schlaf, mein Kindchen, schlaf! — Ich bin, wie gesagt, die ganze Zeit über wie ein Träumender umher gewandelt und komme jetzt erst zum rechten Bewußtsein."

„'S ist eine herrliche, poetische Stadt," versetzte Alfred, „und ich bin gerne dort für vierzehn Tage, vier Wochen, aber da wohnen möchte ich nicht, oder vielleicht draußen bei den Armeniern, wenn ich mich einmal entschlossen hätte, während der übrigen Zeit meines Lebens Freunde und Bekannte nicht wieder zu sehen."

Vor den beiden Freunden am Ende der breiten Straße, wo diese sich etwas rechts bog, rollte ein anderer Reisewagen, der aber so langsam fuhr, daß sie ihm bald näher kamen und ihn auch in der nächsten, nicht fernen Station erreichten. Es war eine offene Kalesche, ein ziemlich eleganter, obgleich nicht mehr neuer Pariser Wagen. Doch hatte er keinen Bedienten hinten auf, auch wurde er statt mit Postpferden, von einem Vetturin geführt, der in langsamem Trabe die staubige Chaussee dahinfuhr. Auf der Station hielten beide Wagen, unsere Reisenden, um umzuspannen, der Vetturin, um seinen müden Pferden etwas Brot und Wasser zu geben.

Der Graf sprang aus dem Coupé, um sich die Reisenden in der Kalesche anzusehen. Es saßen zwei Damen darin: eine ältere, etwas korpulente Frau, die sehr laut und ohne Scheu mit dem Vetturin zankte und ein aufgedunsenes, ziemlich gemeines Gesicht hatte. Dies alles zusammengenommen mit der reichen Toilette, einem buntfarbenen, seidenen Kleide, einer Atlasmantille, an den Armen Bracelets, sowie eine goldene Uhr mit Kette und Chateleine am Gürtel, lauter Gegenstände, die für die staubige Chaussee durchaus nicht paßten, zeigten deutlich, daß sie kaum zur guten

Gesellschaft gehören mochte. Auch die Zusammenstellung der Equipage und des Gepäcks zeugte von wenig Geschmack und wenig feinem Ton. Der Wagen, hellblau mit rot, schien frisch lakiert und hatte auf dem Schlage die Chiffre T. mit einer Krone. Hiezu bestand das Gepäck aus abgeriebenen alten Koffern und Hutschachteln, welche mit Stricken und Ketten hinten und oben aufgeschnürt waren.

Neben der dicken alten Dame saß eine jüngere, deren Äußeres, so viel man davon erblicken konnte, schon ganz anders aussah. Sie trug ein dunkelgraues, anliegendes Tuchkleid, hatte sich fest in einen eleganten Shawl gewickelt, zwischen dem eine kleine Hand mit perlfarbenen Glacéhandschuhen herausschaute. Dazu hatte sie einen dunkelblauen Hut mit eben solchem Schleier auf und was der Graf von dem Gesichte bemerkte, war so edel und schön geformt, daß er die Damen überrascht begrüßte.

Die dicke Frau machte ihm eine heitere Verbeugung, die junge Dame nickte kaum merklich mit dem Kopf, ohne ihn weiter zu beachten. Letztere war, wie gesagt, eine vollkommen elegante Erscheinung und schien so gar nicht zu ihrer Nachbarin und in diese Equipage hinein zu passen. Ihre zierlichen Füße hatte sie auf das Kissen des Rücksitzes gelehnt und der Graf gestand sich, in der letzten Zeit keine kleinere und niedlichere Chaussure gesehen zu haben.

„Maledetto!“ sagte die dicke Frau, nachdem sie mit vielem Spektakel auf ihre Uhr gesehen, „es ist vier Uhr, und wir sollten ja um diese Zeit schon in Bologna sein. Verlaß' sich einer auf euch Italiener!“ Dies sprach sie in sehr schlechtem Italienisch, setzte aber alsdann im echtesten und reinsten Boulevard-Französisch, zu ihrer Nachbarin gewendet, hinzu: „wir kommen wahrhaftig nicht vor acht Uhr nach der ver — — dammten Stadt!“ Da sie bei diesen Worten den Grafen, der vor dem Wagen stand, voll ansah, so hielt dieser es für seine Schuldigkeit, zu antworten und that dies lächelnd:

„Wenn Ihr Kutscher in demselben Tempo, in welchem wir ihn überholt, fortfährt, so kommen Sie allerdings nicht vor acht bis neun Uhr nach Bologna.“

„Hörst du es, Birbante?“ schrie die erboste Dame dem Kutscher zu, der sich achselzuckend und lächelnd mit seinen Pferden beschäftigte.

„Wir reisen sonst immer mit Extrapostpferden,“ fuhr die Dame heftig fort, „ließen uns aber in Ferrara von diesem da beschwatzen, mit seinen Pferden weiter zu fahren. Hat er nicht ein Maulwerk und versprach er nicht hoch und teuer, wir kämen auf diese Art schneller hin, aber warte nur, maudit postillon, nicht

einen Sou Trinkgeld sollst du bekommen! Ma pauvre fille," sagte sie hierauf zu der jungen Dame, „tu seras terriblement fatiguée." Dabei warf sie einen Blick auf dieselbe und sah den Grafen forschend an.

Die halb und halb Angeredete hob ihren Kopf etwas in die Höhe und entgegnete, ohne die Alte anzusehen: „Ich bin nicht müde, nein — — Mama."

„'S ist ganz entsetzlich," fuhr diese fort, „wenn man sich dies viele Geld kosten läßt und dann so fürchterlich betrogen wird. Fahren wir jetzt bald weiter, he?"

„Im Augenblick, Signora," entgegnete der Vetturin, der all' dem Lamentieren lächelnd und stumm zugehört. Doch rückte er jetzt in der That den Futtertrog von den hungrigen Tieren hinweg, warf ihnen die Trense über und kletterte auf den Bock, nachdem er mit vieler Feierlichkeit dem Wirt die verlangten Bajocci bezahlt.

Die alte Dame legte sich würdevoll in ihre Ecke, beantwortete den Gruß des Grafen sehr vornehm, aber herablassend, und die junge Dame erhob ihren Kopf, unsern Reisenden anständig grüßend, welcher hierdurch Gelegenheit bekam, für einen Augenblick ihr Gesicht zu sehen. Dasselbe war blaß, ein langes, edles Profil, feine Lippen, schwarze, etwas schmachtende Augen, überdeckt mit langen, feinen Wimpern, und dazu hatte sie sehr dunkelbraunes Haar. Es war eine jener Physiognomien mit leidendem Ausdruck, die so sehr interessieren, ja, die imstande sind, plötzlich zu fesseln. Eine hohe, edel geformte Stirne, hinter welcher das Leben Erfahrungen aller Art aufgehäuft, und ein Mund, der zu sprechen verstand von vergangenen herben Tagen, aber auch gewiß süß zu lächeln, wenn er sich vornahm, dies zu thun.

Dahin rollte die Kalesche und der Graf bestieg kopfschüttelnd das nun ebenfalls wieder bespannte Coupé. „Ich habe da," sagte er lächelnd zu seinem Freunde, „eine merkwürdige Bekanntschaft gemacht: eine alte Hexe mit einem jungen Mädchen, das heißt, mit einem Mädchen in noch guten Jahren, ich schätze sie so auf vier- bis sechsundzwanzig, aber mit einer ganz anständigen Tour-

nüre und mit einem interessanten, vielversprechenden Gesichte. Es wird sich wahrhaftig der Mühe verlohnen, sie näher kennen zu lernen. Sie gehen nach Bologna und ich glaube nach Florenz. Wir können da sehen, wie die Alte auftritt und sich geriert."

„Bist du wieder einmal gefangen?" lachte Alfred; „hat das Mädchen vielleicht blonde Haare oder so etwas Gewisses im Blick? Du bist wahrhaftig unverbesserlich."

„Diesmal ist das Haar zufällig dunkelbraun," entgegnete lustig der Graf, „aber das Auge hat wirklich etwas unnennbar Angenehmes."

„Da haben wirs! Jetzt wirst du wieder in Bologna und Florenz ungenießbar sein. Gott, wenn man dich einmal glücklich verheiratet hätte."

„Nun, vom heiraten ist keine Rede, lieber Freund," antwortete der Graf, „die Alte sieht mir einigermaßen verdächtig aus, es ist eine Französin und hat den Hut, den sie trägt, auf alle Fälle selbst gebaut; es wär' vielleicht ein Amusement für ein paar Tage. Wenn sie wirklich nach Florenz geht, so könnten wir die Tour zusammen machen."

„Ganz recht!" lachte Alfred, „ich mache den Elephantenführer oder den Mephisto, hinkend bin ich ohnedies, und während ich mit der alten Martha lustwandle, verführst du, ein glücklicher Faust, das hübsche Gretchen."

Jetzt hatten sie die Kalesche wieder eingeholt und der Graf beugte sich hinaus, soweit er konnte, um die Damen nochmals fest ins Auge zu fassen.

Bald waren sie weit vorausgeeilt und erreichten nach ein paar Stunden Bologna, ehe der nachkommende Wagen noch die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Sie kamen sehr spät an, die armen Damen mit ihrem Vetturin, und die beiden Freunde, nachdem sie vorher noch eine zeitlang durch die Straßen der alten ehrwürdigen Stadt gezogen und sich wieder einmal die seltsamen schiefen Türme beschaut, saßen eben beim Souper in der bekannten Schweizer Pension, als der Wagen der dicken Signora in den Hof fuhr.

Der Graf eilte ans Fenster und ergötzte sich ungemein an den heftigen Redensarten, mit der die Frau ihren Vetturin auch hier überschüttete. Da stand sie zwischen den Kellnern, welche die Lichter hoch emporhoben und wandte sich mit ihren Klagen und Beteuerungen von einem zum andern. Vom Trinkgeld sollte natürlich keine Rede sein, und auch von dem bedungenen Preis wollte sie ein Erkleckliches abziehen, worüber der Vetturin endlich die Geduld verlor und ihr praktisch bewies, daß eine italienische Zunge noch geläufiger sein kann, als eine französische.

Die junge Dame stand daneben, eine Zeit lang teilnahmlos in den Hof blickend, als ginge sie die Geschichte gar nichts an, doch hatte sie die Lippen auf einander gebissen und warf hie und da einen ruhigen, aber finstern Blick auf die bewegliche Mama. Endlich aber wandte sie ihr und dem Vetturin entschieden den Rücken, warf ihren Kopf in die Höhe und verlangte so gebieterisch nach ihren Zimmern, daß mehrere Kellner zugleich vor ihr her und die Treppen hinaufstürzten.

Der Graf droben am Fenster hatte bei dem Vorleuchten der Geschäftigen drunten noch einmal Zeit, das Gesicht der Fremden zu sehen. Es waren schmerzvolle Züge: vielleicht unangenehm erregt von der Scene im Hofe hatte dies Gesicht etwas Finsteres, Bitteres, etwas wie Haß gegen die ganze Welt angenommen.

Das war aber auch alles, was der Graf während seines Aufenthalts in dieser ältesten Stadt Italiens von der Unbekannten zu sehen bekam. Sie schien es zu vermeiden, einem der beiden Freunde auf den Treppen und Gängen des gemeinschaftlichen Gasthofes zu begegnen, denn dies kam nicht ein einzigesmal vor. Es schien, als wüßten beide Damen aufs Allergenaueste, wann und wohin die beiden Herren in dieser oder jener Stunde ihre Schritte lenkten. Madame allein begegnete der Graf in dem Hause häufig und er konnte sich alsdann über Mangel an Freundlichkeit in Wort und Blick nicht beklagen: sie grüßte ihn herablassend, auch erfuhr er von ihr, daß sie in einigen Tagen nach Florenz gingen, um dort vielleicht den Winter zuzubringen, weiter aber auch nichts. Die Alte lud den Grafen nie ein, sie und die Tochter zu besuchen oder einen gemeinschaftlichen Gang in die Stadt mit ihnen zu machen, und allen Anspielungen setzte sie huldvollst die Versicherung entgegen: in Florenz, so hoffe sie, werde sie die Ehre haben, den Herrn Grafen — sie wußte seinen Namen — häufiger bei sich zu sehen. Madame de Saint Auville würde für einige Tage im Hotel Schobinger absteigen und dann eine Privatwohnung beziehen.

Bald hatten unsere Reisenden alles Schöne und Merkwürdige von Bologna, das sie schon früher gesehen, in ihrem Gedächtnis wieder aufgefrischt, namentlich die herrlichen Bilder in der academia Clementina, viel und lange Raphaels Meisterwerk: die heilige Cäcilie, betrachtet und verließen nun die Stadt an einem dunklen, windigen Herbstabend, um die Apenninen zu passieren und den andern Tag Florenz zu erreichen. Beide hatten den wildromantischen Weg schon öfter gemacht und wünschten die Hauptstadt von Toskana am Tage zu erreichen, weshalb sie während der Nacht fuhren.

Es war ein unfreundliches Wetter, die Nacht finster und unheimlich und die Bedienten hinten auf dem Wagen, welche sich mit Hirschfängern und Pistolen reichlich versehen hatten, riefen sich die zahlreich vernommenen Räubergeschichten, so passiert waren

auf dem Weg, den sie heute Nacht fuhren, ins Gedächtnis zurück; die Postillone, für je zwei Pferde einer, wie es hier in Italien Mode ist, versicherten dagegen, die Straße sei vollkommen sicher, und fuhren mit lautem Peitschengeknall und viel unnötigem Geschrei das Gebirge hinan.

Bald ließ der Wagen die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich und rollte noch zuletzt bei einem einsamen Marienbilde vorbei, vor welchem eine kleine Lampe, vom Winde bewegt, ächzend hin und her schwankte. Man hätte bei diesem beweglichen Licht glauben können, die Madonna wiege ihren Kopf über dem Kinde in ihrem Schoße hin und her. Dann wurde alles finster und still. Die Laternen warfen einen zitternden Schein auf die Straße, die Pferde zogen den schweren Wagen langsam bergan, die Postillone waren abgestiegen, klatschten mit ihren Peitschen und sangen italienische Schelmenlieder.

Es wäre jetzt eine herrliche Gelegenheit, von einem kleinen Räuberanfalle zu erzählen, und wir bedauern in der That, dies nicht thun zu dürfen; doch haben wir uns einmal fest vorgenommen, bei diesen namenlosen Geschichten streng der Wahrheit getreu zu bleiben, und können deshalb nur berichten, was sich in Wirklichkeit begeben. Wohl sahen die Bedienten auf dem Wagen, welche ängstlich umherspähten, seltsame Gestalten auf der Straße, breit und unheimlich, von weißer Gestalt, die ihnen entgegenkamen — vielleicht Banditen in weißen Mänteln. Doch wenn diese Gestalten näher kamen, so zeigte es sich, daß es harmlose Zugochsen waren, die zum Vorspann gebraucht wurden und jetzt nach Hause zurückkehrten. Die Treiber wechselten mit den Postillonen einige Worte, wünschten dann eine glückselige Nacht und verschwanden in dem Dunkel. Der heftige Wind war die einzige unangenehme Begegnung, welche die Reisenden im Gebirge hatten, namentlich aber am andern Morgen in der Frühe auf den Höhen in den Apenninen.

Im Übrigen legten sie, mit Ausnahme einer zahlreichen Schar Bettler auf jeder Station, ihren Weg unangefochten zurück

und fuhren am andern Mittag zwischen prachtvollen Villen, uralten Cypressen-Alleen, dichtem Lorbeer- und Oleander-Gebüsch das schöne Thal hinab, in welchem der Arno fließt und Firenze la bella liegt.

„Eine herrliche göttliche Stadt!" rief der Graf entzückt aus und Alfred sprach leise vor sich hin die Worte Arioſtos, des großen Italieners, mit welchen er so innig und treffend die schöne Stadt mit ihrer lieblichen Umgebung, den zahllosen Kirchen, Klöstern und Villen bezeichnet:

A veder pien di tante ville i colli
Par che'l terren ve le germogli, come
Vermene, e germogliar suol' i rampolli.
Se dentro un mur, sotto un medesmo nome
Fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi,
Non ti sarian da pareggiar due Rome.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Genua.

Das Dampfboot Ferdinando Primo, von Neapel kommend, näherte sich in den ersten Stunden eines jungen Oktobertages dem Hafen von Genua. Die beiden Leuchttürme zu den Seiten der schmalen Einfahrt in denselben leuchteten mit ihrem beständig wechselnden Lichte. Jetzt sank dasselbe zu einem kleinen Punkte zusammen, dann flammte es wieder hell auf und warf seine zitternden Strahlen auf das dunkle, ruhige Meer, welches leise gegen den mächtigen Hafendamm wogte, wie unwillig, daß ihm derselbe den Eintritt in den reizenden Meerbusen, in welchem die Stadt liegt, streitig mache.

Das Dampfboot verminderte die Kraft seiner Maschinen, der Kapitän stand auf dem Radkasten und der Steuermann bohrte seine Blicke in das Dunkel vor der Spitze des Bootes, um die schwierige Einfahrt nicht zu verfehlen. Die Passagiere unten im Schiffe in ihren kleinen Betten wachten auf, da nun die vorwärts strebende Bewegung des Schiffes aufgehört und es auf dem spiegelglatten Hafenwasser nur noch leicht und unmerklich schaukelte.

Die Leute mit einem festern Schlafe wurden bald darauf gewaltsamer erweckt, denn die Ankerketten rasselten hinab, rollend und ziſchend, der Anker ſchlug auf das Waſſer, dann verſank er rauſchend, griff in dem Sande auf dem Grunde feſt ein, das Schiff erlitt einen ganz leichten, leiſen Stoß, die neugierigen Wellen kamen, durch das Einfahren des Schiffes in Bewegung gebracht, von allen Seiten murmelnd heran, plätſcherten eine Weile um die Seiten des Schiffes und kehrten dann in weitem Kreiſe an das Ufer zurück, um demſelben geſchwätzig zu erzählen, daß der Ferdinando Primo angekommen ſei.

Dies war aber auch das einzige Leben, das man für jetzt noch an dem Hafen wahrnahm. Dicht an den Quais lagen zahlloſe Schiffe, ein ganzer Maſtenwald, faſt alles finſter und ohne Bewegung; nur hie und da bemerkte man durch die Kajütenfenſter einen Lichtſchein oder hörte einen Eimer herabfallen, der Waſſer heraufholte, vielleicht für die Morgentoilette eines ſehr frühzeitigen Schiffsjungen.

Wer aber ſo noch vor der Morgendämmerung den Hafen von Genua erreicht, der begebe ſich ja auf das Verdeck und es wird ihn nicht gereuen, ſich einige Stunden am Schlafe abgebrochen zu haben. Mit offenem Auge ſchaue er um ſich, denn majeſtätiſcher, lieblicher und großartiger, als hier vor der herrlichen Stadt der Paläſte, wird er den jungen Tag wohl an keinem Punkte der Welt aufſteigen ſehen. Unmerklich, kaum ſichtbar, verwandelt ſich die ganze Dekoration vor ſeinen Augen. Bald nimmt der Himmel im Oſten über der Villa Monte Negro eine lichtere Färbung an, das Feuer auf den Leuchttürmen fängt an zu verbleichen, in demſelben Maße, wie das grüne Waſſer des Hafens in der weiten See draußen heller und durchſichtiger wird. Hier ſcheint das Licht nicht von einem einzigen Punkte der aufſteigenden Sonne auszuſtrömen, nein, auch der Ocean ſcheint ſeine Sonne zu haben; denn wie drüben auf den Bergen der gelbe glänzende Schein mehr und mehr an dem dunklen Himmel aufſchießt, ſo ſcheint ſich das Waſſer vom Meeresgrunde auf zu erleuchten.

Bis jetzt sah es dunkelgrau, ja farblos aus, hat nun aber schon eine dunkelgrüne Färbung angenommen; immer heller leuchtet und strahlt es dann von unten herauf, immer heller, immer durchsichtiger wird die Farbe des Wassers, vom dunkelgrün zum hellgrünen, zuletzt glückt es wie aufgelöste Smaragde. Es hat sich bereit gemacht, den ersten Kuß der Morgensonne glänzend herausgeputzt zu empfangen, und nun, wenn dieser erst leuchtende Gruß weit hinaus auf das Meer fällt, wie glänzt und strahlt und spiegelt es ringsum in der seligsten Wonne? Die Seele vernimmt ein freudiges Ah! einen Ausruf des Glücks und des Entzückens, das Wasser teilt seine Lust und seine Freude den bunten Schiffen, den schlanken Masten, den lustigen Wimpeln mit. Jedes nasse Tau nimmt Teil an der allgemeinen Lust und sprüht statt der Wassertropfen mit der größten Freigebigkeit funkelnde Brillanten von sich. — Und erst die weite Wasserfläche des Hafens, vom Morgenwinde und den einströmenden Wellen sanft auf und ab bewegt! Ist die ganze Fläche nicht wie mit Myriaden von Spiegelchen bedeckt, hier in großen Haufen, dort in einzelnen Stückchen, jetzt in dem grünen Wasser verschwindend, jetzt wieder glänzend zum Vorschein kommend?

Langsam erwacht die Stadt aus ihrem Morgentraum; eine gewaltige, finstere Schönheit, ruht sie am Busen des Meeres und sieht ernst auf das Spiel der Flut, auf das lustige Schwanken und Gaukeln der Schiffe und Nachen, und kein freundliches Lächeln überfliegt ihre harten, marmornen Züge. Wie mit starkem Arm hält ihren Rücken die Bergwand umschlungen, und umsonst lebt und webt dort oben auf den Höhen alles in Lust und Sonnenschein, umsonst glänzen die weißen Landhäuser freundlich herüber, umsonst stehen die schwarzen Linien an dem Morgenhimmel, wie auf Goldgrund gemalt, da; die Stadt bleibt finster und grau; — im Gegenteil: je heiterer alles ringsum strahlt und glänzt, desto ernster und düsterer gestalten sich in tiefen Schatten ihre Züge. Sie kann es nicht vergessen, daß man sie hier hingebaut und so gelegt, daß der Strahl der Sonne zuletzt in ihr Angesicht fällt — die

stolze Schöne — sie bleibt deshalb mürrisch und verdrießlich, bis später der warme Strahl in ihr Inneres dringt und sie nun nicht mehr umhin kann, eine freundliche Miene anzunehmen. —

Mit dem ersten Licht des Tages erwacht nun auch das Leben auf den Quais und Schiffen. Zahlreiche Menschen strömen an den Hafen, Karren fahren hin und her, Fässer werden gerollt, schwere Ballen gewälzt und bald bedecken zahllose Boote und Fahrzeuge aller Art das grüne Hafenwasser. Aus den kleinen Ofenröhren auf den Schiffen steigt blauer Rauch in die Höhe, aus den Luken klettern Leute aller Art, Matrosen in Hemdärmeln und der Schiffspatron, und alle schauen auf das angekommene Dampfboot, das jetzt den Dampf ausströmen läßt und auf welchem allmählich ebenfalls alles in Bewegung gerät.

Es ist da oben ein Durcheinander von verschlafenen Gesichtern, von den verschiedenartigsten Toiletten und von Gepäckstücken in unglaublicher Anzahl und allen nur erdenklichen Formen und Größen. Jeder ordnet das, was ihm zugehört, und alle blicken mit Sehnsucht der Polizeibarke entgegen, die nun endlich langsam und schwerfällig von dem Ufer abstößt und auf das Schiff zurudert.

Ein junger Mann, die Enden des weiten schwarzen Mantels über die linke Schulter geworfen, stand schon seit lange, wie es schien, teilnahmlos an den Radkasten gelehnt. Er war schon da vor Tagesanbruch, als das Schiff in den Hafen einfuhr, er stand da, während die Sonne aufging, doch schien ihn das herrliche Schauspiel, das wir zu beschreiben versuchten, nicht im geringsten zu interessieren. Auf derselben Stelle stand er seit mehreren Stunden, den Arm auf den Radkasten gestützt, und blickte gedankenvoll auf die dunkle Stadt. Zuweilen wandte er sich unruhig und hastig ab, that ein paar Schritte auf dem Verdeck hin und her, um gleich wieder an seinen frühern Platz zurückzukehren. Er schien ein Haus mit seinen Augen zu suchen, und als es endlich heller wurde, so daß man die Umrisse der einzelnen Gebäude erkennen konnte, hatte er wohl gefunden, was er gesucht, und dann seufzte er tief auf, drückte die rechte Hand auf die Brust

und blickte fest und unverwandt nach derselben Richtung. Das einzige Zeichen von Teilnahme, das er dem Getümmel auf dem Schiffe zuwandte, war der Augenblick, wo die Polizeibarke anlegte. Da winkte er dem Kapitän des Ferdinando mit der Hand einen Abschiedsgruß, sagte einem Diener, der in seine Nähe trat, einige Worte und eilte die Schiffstreppe hinab in jenes Boot, wo er dem Beamten, der die Pässe sämtlicher Reisenden in Empfang nahm, einige Worte sagte. Der Polizeimann griff an seinen Hut, indem er sagte: ah, il Signore Conte! und nahm ihn als-

dann mit sich in die Stadt, alle andern Passagiere an Bord zurücklassend, bis ihre Papiere auf der Douane gehörig untersucht und für unverdächtig befunden waren.

Bei dem Quai angekommen, dankte der junge Mann dem Beamten, sprang gewandt die steinernen Treppen, die zum Ufer führten, hinauf und schritt eilig durch das Hafenthor in die Stadt. Hier eilte er durch die engen schmutzigen Straßen hinan bis zur Strada Balbi, die er mit schnellen Schritten hinaufeilte. Doch verminderte er bald diese Eile, ging immer langsamer und schlich zuletzt nur noch an den Häusern dahin, offenbar mit tiefen Gedanken kämpfend. Einmal blieb er ganz stehen, heftig mit sich selber sprechend, ein anderes mal zog er die Mantelenden von der linken Schulter und warf sie hastig und unruhig über die rechte.

Jetzt hatte er das obere Ende der Strada Balbi erreicht, wo sie in einen weiten Platz mündet, auf dem eine Menge kleiner zierlicher Häuser steht, teils auf dem Platze selbst, teils auf kleinen Anhöhen, mit Gärten besetzt, an die Bergwand gebaut, in welchen niedliche Wohnungen sind. An der Mündung der Straße blieb der junge Mann stehen und zögerte, auf den Platz zu treten. Bald ging er einen Schritt vorwärts, dann wandte er sich plötzlich wieder um und eilte die lange Straße hinab, die er soeben heraufgestiegen war, und nachher blieb er, sich besinnend, wieder stehen, wandte sich abermals hastig um und sagte zu sich selber: „hast du denn bei Gott gar keinen Mut, es muß ja einmal sein, ich muß ihr sagen, wie unsere Sachen stehen, ich muß es ihr auseinander setzen!“ Bei diesen Worten schien ihn etwas tief zu erschüttern, doch ging er festen Schrittes die Straße wieder hinauf, beständig vor sich hin murmelnd! „ich hab' es ihm versprochen, dies Verhältnis zu lösen — was kommt auch dabei heraus? — O verdammt, daß ich damals nicht ihren eigenen Worten folgte! Sie hatte recht, vollkommen recht, die Ärmste!“

Jetzt war er wieder an der Ecke des Platzes angekommen und zögerte abermals. „Nein!“ sagte er und stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden, „bei Gott, ich kann nicht mit ihr sprechen,

nicht offen mit ihr sprechen! Ja, wenn sie eine Italienerin wäre, wenn sie heftig gegen mich würde, mich mit Klagen, mit Vorwürfen überschüttete, wütend würde, so daß sich an ihrem Zorn der meine entflammen könnte! — Aber das wird sie nicht, geduldig wird sie mich anhören und wird mir sagen: „„thu' immerhin, wie du es denen schuldig bist, die Vater- und Mutterstelle an dir vertreten. Aber vergiß mich nicht, gedenke mein, ich will geduldig hoffen und harren."" — O diese Deutschen!"

Es war gut, daß die Strada Balbi in der toten Herrlichkeit ihrer gewaltigen Paläste von so wenig Menschen betreten wird, sonst hätte man den jungen Mann mit seinen heftigen Geberden beobachtet und ihn vielleicht für einen Verrückten gehalten; doch so konnte er auf der langen, menschenleeren Straße sein Selbstgespräch ruhig beendigen.

„Wenn ich sie nicht mehr liebte," fuhr er fort, „wenn ich sie gern von mir ließe, ah! das wäre was ganz anderes! Und wenn es nicht mein heißester Wunsch wäre, sie öffentlich die Meine zu nennen, so würde es mir nicht schwer ankommen, den Schritt zu thun, wie ich mit meinem Worte gelobt! Ja!" rief er trotzig aus, „ich hab' es gelobt, ich habe mein Wort gegeben! Aber mit ihr offen darüber sprechen kann ich nicht!"

Bei diesen letzten Worten, die er lauter als die übrigen gesprochen, raffte er sich gewaltsam zusammen und ging quer über den Platz auf ein kleines Haus zu, das sich freundlich aus grünen Orangen- und Citronenbüschen hervorhob.

Dieses kleine Haus hatte im untern Stock neben der Treppe Küche und Bedientenzimmer, oben war ein kleines Vorzimmer, zwei Schlafzimmer und ein Salon, von dessen Fenstern man die reizendste Aussicht hatte. Vor dem Hause dehnte sich der breite Platz aus, links lag das Haus des Columbus, rechts in der Tiefe der Palast Doria und zwischen diesen beiden Gebäuden hindurch erblickte man den belebten Quai mit seinem Mastenwalde, weiter hinaus den Molo mit dem Leuchtturm, und das Ganze schloß die gewaltige Meerflut.

Die Fenster des Salons waren geöffnet, und da das Haus bei der frühen Morgenstunde im Schatten lag, Stadt, Hafen und Meer dagegen von der Sonne beleuchtet wurden, so war die Aussicht in diesem Augenblick hier oben entzückend schön. Eine junge Dame in blendend weißem Peignoir, der den eleganten schlanken Körperbau aufs vorteilhafteste hervorhob, lehnte an dem Fenster und unterstützte den Kopf mit dem Arm, indem sie scharf nach dem Hafen hinunter blickte.

Das reizende gute Gesicht dieser Dame brauchen wir dir, geneigter Leser, nicht zu beschreiben, du kennst es, du wirst dich desselben hoffentlich erinnern: du sahst es bei der Leiche ihrer armen Mutter, bei ihren kindlichen Spielen, bei ihrem Eintritt in die Welt. Das Gesicht der kleinen Marie hat sich nicht viel verändert, die großen dunklen Augen haben noch immer denselben schwärmerischen Ausdruck, nur hat sich das ruhig Träumerische, mit dem das Kind die Gegenstände um sich betrachtete, in einen unaussprechlich rührenden Ausdruck verwandelt, nicht des Kummers, nicht des Schmerzes, aber einen Ausdruck, bei dem man ihre Hand ergreifen möchte und sie fragen: was fehlt dir?

Wenn wir einen Blick in den Salon werfen, so sehen wir uns veranlaßt, die Gegenstände, namentlich die Bilder und Bildchen an den Wänden, näher zu betrachten. Wir finden lauter gute, alte Bekannte. Dort ist eine Skizze des Hauses unter der Mauer, von Meisterhand in Aquarell gemalt: man sieht in das dunkle Gewölbe hinein, es ist Nacht; lieber Leser, wir erblicken das erste Kapitel unserer wahrhaftigen Geschichte. Die alten Straßenlaternen werden vom Winde hin und her geweht; richtig! dort schreitet Frau Welscher, an ihrer Hand ein kleines, frierendes Mädchen. Neben diesem Bildchen ist ein sprechend ähnliches Portrait der alten Kiliane und daneben nochmals die Frau Welscher im Sonntagsstaat mit harten, hölzernen Zügen, unkünstlerisch zwar, aber rührend in seiner Ähnlichkeit in dem prächtigen, goldenen Rahmen. — Noch ein Bekannter. Ja, es ist Dubellis ehrliches, treuherziges Gesicht, im eleganten schwarzen Frack mit hohem, weißem Kragen,

das Äußere freilich anders, als wir es zu sehen gewohnt, aber das Innere ist dasselbe geblieben, wie damals, wo er die alte Büglerin nach Hause begleitete. Unter dem Tänzer befindet sich eine äußerst elegante Zeichnung von der ehemaligen Kollegin desselben, Mademoiselle Elise, von großer Ähnlichkeit, die prachtvollen Formen ihres Körpers schön wieder gegeben. Sie ist im Kostüm, lehnt mit der einen Hand an der Coulisse und wendet den Kopf zur Seite. Es ist der Moment in einem Ballet, wo ihr neuer Pas kommt. — — „Denk an mich!" sagte sie in solchen Momenten zu der kleinen Marie, „denk an mich, du gutes, freundliches Herz und dann wird mir's draußen gut gehen." — Auch ein Portrait von ihr selber steht auf einem Ecktischchen und gegenüber ein anderes mit Epheu umgeben: das eines jungen Mannes, den wir schon gesehen, leider schon gehört. Wir gäben viel darum, hätten wir sein Selbstgespräch nicht belauscht. Die Züge dieses Gesichtes sind schön zu nennen, doch liegt im Auge etwas Weichliches, Charakterloses, das der trotzig aufgeworfene Mund umsonst zu verwischen sucht.

Nach einer langen Pause, während welcher Marie aufmerksam auf den Platz und den Hafen hinabsieht, öffnet sich die Thüre des Nebenzimmers und von den Armen einer stämmigen Genueserin gleitet zappelnd und lachend ein kleines, allerliebstes Bübchen auf den Fußboden und trippelt auf die Mutter zu, welche sich umwendet, das Kind zu sich emporhebt und es mit Liebkosungen und glühenden Küssen bedeckt.

In diesem Augenblicke eilte der junge Mann aus der Strada Balbi über den Platz gegen das Haus.

„Signora," sagte das Dienstmädchen im Nebenzimmer, „man hat mir gesagt, daß der Ferdinando Primo heute früh von Neapel hier angekommen ist."

„Heute früh?" forschte die junge Dame, „also schon vor mehreren Stunden?"

„Allerdings schon vor mehreren Stunden," antwortete die Genueserin, setzte aber lächelnd hinzu: „doch wissen Sie wohl,

Signora, daß es den Passagieren nicht so bald erlaubt ist, an das Land zu gehen."

Jetzt hörte man auf der Treppe rasche Tritte, die ahnungsvolle Mutter drückte ihr Kind fest an die Brust und starrte erwartungsvoll nach der Thüre des Salons, die jetzt hastig aufgerissen wurde und unter welcher der so sehnlichst Erwartete erschien. Einen Augenblick blieb er zögernd am Eingange stehen, als wage er nicht, die Schwelle zu überschreiten und sein Mund warf sich trotzig auf, wie wir es auf dem Bilde bemerkt. Das dauerte aber nur eine Sekunde, dann schlich sich jener andere, weichliche Zug aus den Augen und über das Gesicht, er stürzte heftig Mutter und Kind entgegen, sank vor ersterer auf die Kniee, drückte heftige Küsse auf ihre herabhängende Hand und rief: „Maria! meine geliebte Maria!"

„Eugen!" sagte sie, und ihre Wimpern wurden feucht, „mein Eugen, bist du da? Ich habe dich schon seit langen Wochen erwartet." Sie ließ das Kind auf den Boden herab, und der Kleine, als er die Eltern weinen sah, verzog ebenfalls das Gesichtchen und konnte nur durch die herzlichsten Schmeichelworte des Vaters und durch die zärtlichen Küsse der Mutter beruhigt werden.

Längere Zeit hielt der junge Mann darauf ihre beiden Händ in den seinigen fest und sah ihr lang und forschend in die Augen. „Du warst wieder recht unglücklich während meiner Abwesenheit!" sagte er innig und liebevoll, setzte aber etwas ungeduldig hinzu: „hast wieder viel geweint und versprachst mir doch, dies nicht zu thun."

Sie nickte stumm mit dem Kopfe und drückte ihr Gesicht auf den Kopf des Kindes, damit er die reichlichen Thränen nicht sehen solle, die ihren Augen entquollen.

„Du quälst mich, Maria!" sprach er unmutig, „du weißt ja, ich kann nicht immer bei dir sein."

„Leider!"

„Freilich leider! aber was ist da zu machen? Wir müssen uns dem Schicksal fügen, Maria, wir können mit Gewalt nichts

durchsetzen, wir müssen ruhig und geduldig abwarten. Er zuckte bei diesen letzten Worten ungeduldig mit den Schultern. Da sie ihn aber fest und ruhig ansah, mit dem so unendlich liebevollen und rührenden Blick, so schlug er den seinen nieder, legte die Hand auf den Kopf des Kindes und sagte: „Freilich, freilich, Maria! ich weiß, wie geduldig du ausharrst, wie zufrieden du in die Zukunft schaust, es kann und wird aber alles besser und angenehmer werden. Für jetzt bin ich gebunden, das weißt du so gut wie ich. Ich bin nicht frei, leider, leider abhängig, sehr abhängig. Du wirst überzeugt sein, Maria" — dabei hob er wieder den Blick zu ihrem Auge empor — „du wirst mir glauben, daß, wenn es mir möglich wäre, dich heute der Welt als meine Frau vorzustellen, daß ichs bei Gott dem Allmächtigen thun würde, gern thun würde; aber" — er zog die Achseln wieder in die Höhe — „was kann ich machen? — Warten und warten."

„Und dein Onkel," sagte sie schüchtern, „ist noch immer hart gegen mich? Er will nichts von mir wissen, von mir, deiner Frau? — und von dem armen Kinde da?"

„Härter als je!" entgegnete der junge Mann und warf sich in einen Feuteuil. „Er weiß viel schöne Geschichten von ähnlichen Mißheiraten, so sagt er, — verzeih' mir das Wort, Maria, — und die tischt er mir bei allen Gelegenheiten auf."

„Das ist sehr traurig," sagte sie.

„Allerdings — sehr traurig!" entgegnete er und zog das Bübchen zwischen seine Kniee. „Entsetzlich! es zerstört mein ganzes Lebensglück." Er sah dem Bübchen in das rosige Gesichtchen und versank in tiefes, langes Nachdenken. Plötzlich schien er einen Gedanken zu fassen und kämpfte wieder augenscheinlich mit sich selbst, diesem Gedanken gegen die Mutter Worte zu leihen. Er erhob nochmals den Blick, um sie anzusehen, brachte ihn aber nur bis zum Rande des Fauteuils, auf dem ihre gefalteten Hände auflagen. Am Mittelfinger ihrer linken Hand trug sie einen einfachen goldenen Reif und über diesen goldenen Reif konnte er nicht hinwegkommen. „Ich habe mir schon gedacht," sagte er nach

einer abermaligen Pause stockend, „daß es vielleicht möglich sei, den Onkel günstiger zu stimmen, wenn wir ihm den Kleinen da vorführten. — Was meinst du, Maria? Er liebt die kleinen, hübschen Kinder leidenschaftlich, obgleich oder weil er selbst keine hat. Gieb mir den Knaben auf kurze Zeit, ich will ihn mit nach Neapel nehmen." — — — —

„Mein Kind?" rief die Mutter, „mein kleines, liebes Kind soll ich von mir lassen? — O nein, Eugen, das kann dein Ernst nicht sein! — Ich soll allein hier zurückbleiben, allein in der kalten, fremden, prächtigen Stadt? O Eugen, wenn du wüßtest, welchen Trost mir mein Kind gewährt! Wie er mich versteht, wenn ich hier am Fenster sitze und von dir, seinem Vater spreche! Wie weiß er so gut, daß du dort über das große Wasser fahren mußt, um zu uns zu kommen. Das böse Wasser, sagt er, denn er hat dich lieb, sehr lieb, mein Eugen, obgleich er dich so selten sieht."

Der junge Mann, denn an der Heftigkeit, mit welcher sie diese Worte sprach und mit welcher sie das Kind bei denselben an sich zog, wohl entnahm, daß es ihm nicht gelingen würde, den Knaben in seine Hände zu bekommen, entgegnete in gereiztem Ton: „Immer Vorwürfe, du machst mir beständig Vorwürfe, daß ich dich so wenig sehe, aber, bei Gott! ich kann ja nicht anders, und du verwickelst unsere Sache immer mehr, indem du meinen vernünftigen Ratschlägen kein Gehör giebst."

„Ich will alles thun, was du willst," rief sie ernst und bestimmt. „aber mein Kind lass' ich nicht von mir. Lass' mich mit dem Kleinen allein nach Neapel, ich will zu deinem Onkel, ich will alles thun, ich will ihm zu Füßen fallen, ich will ihn bitten für dich und für mich. Du sagtest sonst, er sei nicht hartherzig, er habe ein gutes, liebevolles Gemüt. Er ist kränklich — ich will ihn pflegen, das Kind soll ihn erheitern, lass' mich zu ihm nach Neapel."

Sie hatte das mit Feuer und Überzeugung gesprochen, und einen Augenblick blickte er fragend und nachdenklich in ihr glänzendes Auge, als überlege er, ob dieser Plan nicht gelingen könne, dann aber schüttelte er heftig den Kopf und sagte hart: „Du kennst die

Verhältnisse nicht, nun und nimmermehr! denk' nur an Maria, das geht die Frau meines Onkels, die kalte, herzlose Italienerin." Er stand von seinem Sitze auf und schritt hastig im Salon auf und ab. Plötzlich blieb er vor ihr stehen und fragte mit erzwungenem Lächeln: „wie ists mit deiner Kunst, schöne Tänzerin? Hast du keinen Versuch mehr gemacht?"

„Wie kommst du auf die Frage?" entgegnete sie in einem leisen schmerzlichen Tone.

„Ei! ich wollte nur das wirklich unangenehme Gespräch von vorhin abbrechen."

Sie schüttelte leicht den Kopf, als er wieder durch das Zimmer dahinschritt und ihre Blicke folgten ihm ernst und nachdenklich. „Wohl habe ich meine Kunst wieder versucht," sagte sie nach einer Weile, „und wenn Signora Marina jetzt erst das Theater beträte, so würde sie auch mit dem bißchen, was ihr von früher übrig geblieben, einigen Beifall erringen. Aber mein Fuß ist und bleibt zu schwach, um Großes auszuführen. Alle, die mich früher gesehen, würden die Marina nicht mehr erkennen, mitleidig den Kopf schütteln und mich bedauern. — Deine Frage hat mir wehe gethan, Eugen!" Sie wandte den Kopf nach dem Fenster und weinte leise.

„Immer Thränen, Maria!" versetzte er mit ziemlich weicher Stimme, „o weine nicht, thu' es mir zu lieb, du kannst ja noch ganz glücklich werden."

„Kann ichs wirklich, Eugen? — Glaubst du daran? — sage mir die Wahrheit." Sie wandte sich hastig gegen ihn, umschlang seinen Hals mit beiden Armen und drückte einen innigen, heißen Kuß auf seinen Mund. „Sage mir, ich soll geduldig warten, befiehl mir, dich nie mehr zu fragen, aber laß' mir eine kleine Hoffnung. Bedenke, wie du über diesen Punkt früher mit mir gesprochen! Denk' an die erste Zeit unsrer Liebe in Neapel!"

„Ich denke daran!" antwortete er schmerzlich bewegt.

„Damals," fuhr sie fort, „hieltest du es für so leicht, die Einwilligung deines Onkels zu erlangen. O Eugen, ich habe nicht leicht, nicht willig deinen Bitten nachgegeben, ich habe dir alles so vorgestellt, ich habe ahnungsvoll gesehen, wie es nun wirklich gekommen ist. Ich habe dich gewarnt, ich habe dir gesagt, wie deine mächtige Familie es dir nimmermehr erlauben würde, eine unbekannte, namenlose, wenn auch damals große Künstlerin in ihren Kreis aufzunehmen. Alles, alles haben wir dir gesagt, ich und der getreue Dubelli. Damals aber sahst du klarer und heller in die Zukunft; — doch will ich dir keine Vorwürfe machen, nur sprich offen und ehrlich mit mir. Ich will ja nur dein Glück, wenn auch mein Herz darüber brechen müßte."

„Nicht diesen Ton, Maria!“ bat er heftig; „es ist leider wahr, ich habe dir Versprechungen gemacht, die ich nicht halten konnte, ich habe dich einer glänzenden Carriere entrissen, die du aufgeben mußtest, vielleicht mittelbar durch meine Schuld; du hast das Recht, mir Vorwürfe zu machen, thu' es! schilt mich, klage mich heftig an, lass' mich deinen Zorn fühlen, aber nicht jenen Ton! Ich habe unrecht, Gott, wie fühle ich das! Ach, sei nicht immer so verzeihend, so geduldig — sei zornig, sei heftig! — dann kann ich es auch sein,“ setzte er ganz leise hinzu.

Aber sie wurde nicht heftig, sie litt geduldig und still. Sie nahm das Bübchen auf ihren Schoß und ließ ihn einzelne Worte sagen, die er schwer auszusprechen gelernt, und da kam alles durcheinander, Deutsch, Italienisch und Französisch. Aber dies unschuldige Geplauder erweichte sein Gemüt, er hörte dem Kind zu, zuerst ernst, dann lächelnd, endlich nahm er es auf seinen Arm, küßte es unzähligemale und tanzte singend und lachend im Zimmer auf und ab.

Unter diesen Eindrücken hätte er auch alles für Kind und Mutter gethan, was nur eine Menschenseele thun kann. Er hätte für sie gelitten, gedarbt, ja gearbeitet — das letzte aber wäre für ihn das härteste gewesen, denn er hatte es nie gethan. Doch so leicht seine guten Vorsätze kamen, eben so leicht verschwanden sie auch wieder. Bald setzte er das Kind auf den Boden und warf sich in eine Sofaecke, nach gleichgültigen Dingen fragend.

„Apropos!“ sagte er, „hast du Nachrichten von Dubelli? Wie geht es ihm, was treibt er?“

„Von Paris hat er mir vor einiger Zeit geschrieben. Er tanzt in der großen Oper, ist gut bezahlt, sparsam wie immer und legt das Seinige zurück, um später in der Heimat, in Deutschland, ruhig leben zu können.“ Das letzte sagte sie mit einem unterdrückten Seufzer.

Obgleich er die Bewegung ihrer Stimme wahrnahm, so wollte er sie doch nicht beachten und fuhr fort: „wie ist denn der Mensch, der dir nun seit zwei Jahren deine Geschäfte besorgt? Hältst du ihn für treu und ergeben?“

„Ich glaube so," entgegnete Maria, „du weißt, wie wir ihn fanden und aufnahmen; wir können auf seine Dankbarkeit den gerechtesten Anspruch machen."

„Ja, das muß wahr sein," lachte der Graf, „Gott, wenn ich je etwas Heruntergekommenes gesehen, so war es dieser Deutsche. — Aber ein unangenehmeres, widerwärtigeres Gesicht sah ich nie. Und du glaubst wirklich, daß er uns ergeben und anhänglich ist?" fragte er nach einigem Nachsinnen.

„Er hat mir nie Ursache zu einer Klage gegeben; er ist sorgsam für das Hauswesen, hat das Bübchen gern und besorgt meine kleinen Geschäfte gewandt und pünktlich."

„So, so," entgegnete der junge Mann. Doch wäre bei der ganzen letzten Unterredung für jeden Unbefangenen eine peinliche Spannung bemerkbar gewesen, die ihn nicht verließ. Er holte tiefer Atem als notwendig und blickte zerstreut im Zimmer umher. „Wo ist dein Hund? ich sehe ihn nicht — dein kleiner Engländer?"

„Er ist gestorben," sagte sie, „es hat mir sehr leid gethan."

„Ei, ei! — So? — und das kleine Bübchen," fuhr er gezwungen lachend fort, „willst du mir nicht mitgeben nach Neapel? Es wäre wirklich besser."

„Gehst du denn so bald wieder zurück?" fragte sie erschreckt, „ich glaubte, du bliebest eine Zeit lang hier. Ist es dir nicht möglich, einige Wochen da zu bleiben? Kleiner Eugen, bitte den Papa, er solle uns nicht so bald wieder verlassen."

„Quäle mich nicht, Maria!" sagte er ungeduldig, „du weißt, ich bleibe, so lang ich kann, ich habe mich nur von Neapel weggestohlen, um dich eine kleine Weile zu sehen" — er war aufgesprungen und ans Fenster getreten. „Adieu, Maria," brachte er mühsam hervor, „ich muß einige Geschäfte besorgen, seh' dich aber nachher wieder."

Sie reichte ihm die Hand und blickte ihn fest und innig, aber aufmerksam an. Seine Hand zitterte heftig in der ihrigen, sein Gesicht war bleich, aller Trotz um den Mund verschwunden,

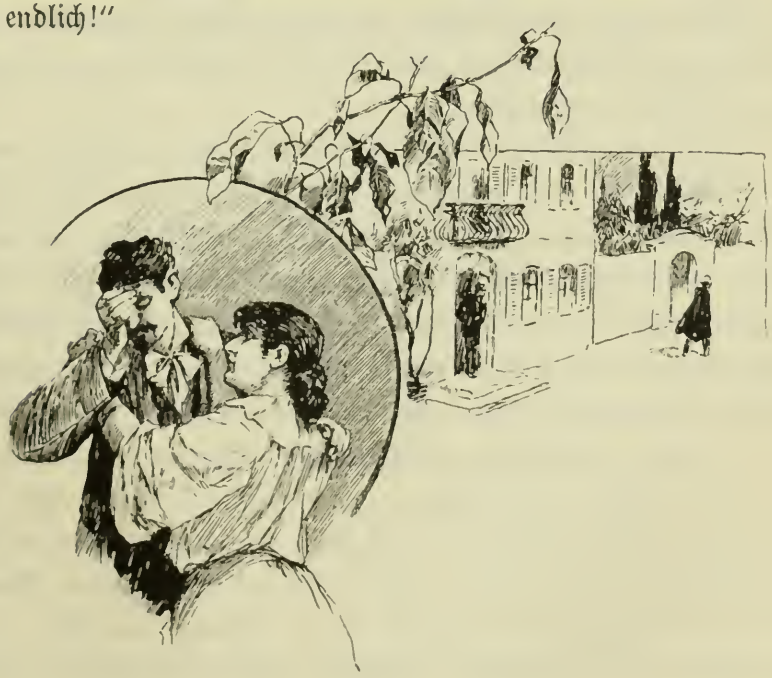
seine Augenlider zuckten und immer heftiger, bis plötzlich ein Strom von Thränen über seine Wangen herabkam. „Adieu, Maria!“ wiederholte er mit gebrochener Stimme, und setzte hinzu: „sieh' jetzt nicht um nach mir, blick' mir nicht nach, um Gottes Barmherzigkeit willen, leb' wohl, leb' wohl!“ Hastig wandte er sich und eilte zur Thüre des Salons hinaus, die Treppe hinab.

Unten angekommen, biß er die Zähne heftig in seine Lippen, wischte sich mit der Hand die Thränen aus dem Gesicht, setzte den Hut auf und tritt anscheinend gefaßter auf die Straße hinaus.

Hier an der Hausthüre lehnte jene Person, von der beide vorhin droben gesprochen. „Joseph,“ sagte der Graf, ohne den Mann anzusehen, „ich wohne Croce di Malta, komm' in einer Stunde zu mir, aber ohne droben was zu sagen. Verstanden?“

Damit wandte er sich von dem Hause links, eine kleine Bergstraße hinauf; es war ihm unmöglich, über den Platz zu gehen, wo er wußte, daß sie ihm nachsah, — sie und das kleine liebe Kind.

Der Mann an der Hausthüre, den er Joseph genannt, blickte ihm kopfschüttelnd und häßlich lachend nach und sagte: „hm, hm! — endlich!“



Fünfundvierzigstes Kapitel

Genua.

In dem Gasthof angekommen, wurde il Signor Conte von dem Wirt aufs ehrerbietigste empfangen und in die Zimmer eingeführt, die für ihn bestellt waren, dort befahl er, daß man ihn allein lasse, und ging hastigen Schrittes auf und ab, sich in die Erinnerung vergangener Zeiten versenkend.

Der Graf war kein schlechter Mensch, aber entsetzlich weich und wankelmütig. Er besaß jene Energie, die rastlos, ohne nachzulassen, einem einmal vorgesetzten Ziele nachstrebt, es mit allen Kräften zu erreichen sucht, solange andere demselben Ziele nachjagen und solange man ihn um die Fortschritte, die er gemacht, beneidet und dadurch seine Zustimmung zu dem, was er unternimmt, kund giebt. Dann scheute er keine Zeit, keine Kräfte, und er mußte durchsetzen, was er sich vorgenommen. War er aber in den Besitz des Ersehnten gelangt, so freute es ihn nur dann, wenn seine Bekannten fortfuhren, ihn darum zu beneiden. Das Gegenteil aber konnte er nicht ertragen, und wenn Leute, auf deren Ausspruch er Gewicht legte, anfingen, an das, was er errungen, einen kritischen Maßstab zu legen, so hatte er nicht

festen Willen genug, diesen Urteilen entgegen zu treten, sondern er war der erste, der das mühsam aufgerichtete Gebäude einzureißen begann. —

So war es mit seinem Verhältnis zu der Tänzerin. Er hatte sie unaussprechlich geliebt, er war stolz darauf, überglücklich, daß er ihre Gegenliebe errungen, und aller Neid, alle Mißgunst, die er in dieser Sache erfahren, hatte nur dazu beigetragen, sein Verhältnis zu ihr inniger zu machen.

Das ging solange gut, bis er alle andern Bewerber verdrängt, bis er durch eine heimliche Ehe in den ungestörten Besitz der Geliebten getreten war. Da blickte er zurück und begann nachzudenken. Jedes leichte, spöttische Wort seiner Freunde, ein Achselzucken, eine Bemerkung: „ja, wenn man gleich heiraten will, läßt sich viel erreichen!“ verletzten ihn tief und kränkten seinen Stolz aufs Empfindlichste.

Sein Vater, der jüngere Sohn seines Großvaters, hatte ihm wenig hinterlassen, dagegen aber hatte ihn sein Onkel, der Erbe sämtlicher Güter, an Kindesstatt angenommen und dieser Onkel sah die ganze Geschichte mit der Tänzerin für etwas Vorübergehendes an. Er hatte ihm früher zu seiner Eroberung lächelnd Glück gewünscht, ihm gerne die größten Summen bewilligt, um den Aufwand hiezu zu bestreiten, war aber alsdann, nachdem der Neffe von einer dauernden Verbindung mit der unbekannten Deutschen gesprochen, auf einmal ganz anders geworden und hatte ihm zuerst lächelnd, dann ernsthaft die unangenehmen Folgen einer solchen Verbindung zergliedert, und der Onkel, ein Lebemann, der die Welt kannte, wie wenige, der ähnliche Verhältnisse in Liebe, Angst und Kummer genugsam durchgemacht, verstand es meisterhaft, die Schattenseite derselben darzustellen.

Der Onkel, ein Mann in den Fünfzigen, bedeutend von der Gicht geplagt, hatte vor zwanzig Jahren wahrhaftig anders gesprochen. Er, ein französischer Graf, hatte eine italienische Herzogin geheiratet, ohne in dieser Ehe das Glück zu finden, auf das er sehnlich gehofft. Die Italienerin, wie sie der Neffe richtig

genannt, eine kalte, herzlose Person, um vieles jünger als der Graf, bewegte sich in der großen, glänzenden Welt, solange das anging, mit dem Gemahl; als aber denselben seine Kränklichkeit zu Hause hielt, nach italienischer Sitte mit einem Hausfreund. Kinder waren keine da, man erwartete auch keine mehr, ja, das eheliche Verhältnis der beiden wurde in diesem Punkte so trostlos, daß der Graf seiner Gemahlin erklärte, er füge sich, solange er in Italien lebe, italienischer Sitte, um kein Ridicule auf sich zu laden, gebe ihr aber sein Wort, daß eine augenblickliche Ehescheidung erfolgen würde, sobald unter dem Schirm seiner Grafenkrone gewisse kleine Umstände eintreten würden, die er nicht näher bezeichnen wolle.

Von diesem Augenblicke an begann der Oheim das Verhältnis seines Neffen zur deutschen Tänzerin mit andern Augen anzusehen. Er wünschte demselben nämlich eine Frau aus guter Familie, die ihm, dem Kranken, in langen, einsamen Stunden zur Unterhaltung dienen solle, die ihn freundlich und liebreich pflegen, die in seinem großen Hause die Honneurs machen und mit der er den bösen Launen der Gemahlin begegnen könne, denn der alte Graf liebte Gesellschaft und Unterhaltung und haßte die finstern Säle seines großen Palastes, in denen der freundliche Geist einer liebenswürdigen Dame des Hauses vollständig fehlte.

Nachdem längere freundschaftliche Ermahnungen, ja Bitten, mit denen er seinen Neffen beehrt, durchaus fruchtlos geblieben waren, hatte er ihm eines Tages ernst und bestimmt gesagt: „Mein lieber Freund, du bist freilich der Sohn meines Bruders und von mir an Kindesstatt angenommen, doch läßt sich dergleichen füglich lösen, sobald wir einander nicht mehr konvenieren, und mir scheint, auf dem Punkte sind wir angekommen. Ich habe, wie du weißt, um deinetwillen die Familie meiner Schwester außerordentlich vernachlässigt, ich habe dir und deinen Launen beständig die Zügel schießen lassen, habe nie gezürnt, wenn ich das dir ausgesetzte Geld verdoppeln, ja verdreifachen mußte, ja, ich erlaubte dir, auf meinen Banquier zu ziehen, so viel du ge-

wollt. Ich will auch gerade nicht behaupten, daß du diese Erlaubnis mißbraucht haſt, — nein — aber für alles das verlange ich jetzt eine Kleinigkeit, daß du jenes bewußte Verhältnis abbrichſt und mir dafür eine Frau ins Haus ſchaffſt, die ich ſehen laſſen kann."

„Das nennen Sie eine Kleinigkeit, lieber Oheim?" hatte der junge Mann ſchmerzlich lächelnd gefragt. „Sie haben das Mädchen nie geſehen!" Worauf jener erwiderte, daß ihn danach auch durchaus nicht verlange.

„Wir setzen ihr," fuhr er ruhig fort, „ein Jahrgehalt aus, wovon sie anständig leben kann, unter der Bedingung, daß sie das Kind — ich glaube, du hast mir einmal gesagt, es sei ein Knabe — daß sie dir also das Kind übergiebt, welches wir alsdann nach Paris schicken und aufs sorgfältigste und beste erziehen lassen. Das sind wir ihm schuldig, da es doch einmal von dir ist, nicht wahr?"

Darauf hatte der junge Mann als letztes, und wie er glaubte, wirksamstes angegeben, daß das Mädchen nicht eher habe die Seine werden wollen, bis er sich mit ihr habe trauen lassen. Doch machte dies auf den Herrn Onkel durchaus nicht die erwartete Wirkung. — „Eine Kapuziner-Ehe!" sagte er, „ohne die nötigen Papiere, ohne Legitimation von der Familie. Ich kenne das und werde es arrangieren." — — — —

Diese Unterredung, dieser fest ausgesprochene Wille erreichte bei dem schwachen, jungen Menschen vollkommen seinen Zweck. Er begann das drückende seines Verhältnisses zu fühlen, und wenn er es auch früher für den seligsten Augenblick gehalten hatte, wo er imstande gewesen, sie die Geliebte, die an edlem Sinn, Tugend, Schönheit, ja Bildung allen Damen seiner Bekanntschaft gleichzustellen war, feierlich in sein Haus zu führen, sie öffentlich die Seine zu nennen, so fing er jetzt an, diese Pläne für unausführbar zu halten und malte sich die Hindernisse, die zwischen denselben und ihrer Ausführung lagen, als unübersteiglich.

Mit diesen Gedanken war er denn, ein gehorsamer Neffe, von Neapel abgereist und nach Genua gekommen. Doch was der Onkel von ihm verlangt, mit dem unglücklichen Mädchen offen und ehrlich zu sprechen, und was er auch anfänglich für leicht gehalten, das war er, wie wir gesehen haben, nicht zu thun imstande.

Deshalb warf er sich nun auf seinem Zimmer im Gasthofe an seinen Schreibtisch, um ihr nach Art treuloser und dabei feiger Seelen den Dolch unversehens in das arglose Herz zu stoßen. Er schrieb lange und viel, und den Kellner, der nach Ablauf von

einer Stunde eine Meldung machen wollte, winkte er mit der Hand zurück und so verflossen drei Stunden, bis er den Brief an sie beendigt hatte und ihren Diener Joseph vorließ.

Der Mensch blieb demütig an der Thüre stehen, doch als er bemerkte, wie der Graf am Fenster ihm den Rücken zuwandte, hob er seine Augen in die Höhe und ließ sie tückisch lächelnd durch das Zimmer schweifen. Er hatte in der That eine widerwärtige Physiognomie, dieser Mensch. Ein vergangenes wildes Leben mußte diese Züge verzerrt, das Haar gebleicht, so tiefe Furchen auf Stirn und Wangen geschnitten haben. Dabei schielte er, wie nicht leicht ein anderer Sterblicher und die Sehwinkel seiner Augen kreuzten sich so sonderbar, daß der Anblick derselben komisch gewesen wäre, wenn der Blick dieses Auges selbst nicht so etwas offenbar bösartiges an sich gehabt hätte.

Jetzt wandte sich der Graf um, und obgleich er das Gesicht oft gesehen, so erstaunte er doch heute wieder ob diesem unangenehmen Ausdruck.

„Erinnerst du dich noch," sagte er nach einer Pause, „auf welche Art du in die Dienste der Signora Marina getreten, oder vielmehr in meine Dienste? Es kann nicht schaden, wenn du mir das nochmals erzählst."

„Es mögen jetzt drei Jahre sein," sagte Joseph geschmeidig und willfährig, „da kam ich hieher nach Genua, um Arbeit, ein Unterkommen zu finden. Ich fand weder das eine noch das andere; mein Gesicht," sagte er seltsam lächelnd, „war den Leuten nicht angenehm genug und da ich auf diese Art weder Obdach noch Nahrung hatte, so wurde ich krank, sehr krank. Ich wohnte in einem elenden Hause hinter dem Freihafen; es war vielmehr ein Stall, und die alte Frau, die mich in meinem brennenden Fieber mit einer Citronenschnitte erquickte, oder mir, wenn ich jämmerlich fror, eine alte Pferdedecke überwarf, sagte mir eines Tages, es sei eine reiche Dame angekommen, ebenfalls eine Deutsche, und, wie sie glaube, aus demselben Lande, aus dem ich sei. Sie hatte das von ihrer Schwester, einer Wäscherin, erfahren, die

hier in diesem Gasthofe, wo auch die deutsche Dame wohnte, beschäftigt war."

Der Graf nickte mit dem Kopfe und sagte sehr leise: „ja ja, es war derselbe Gasthof, ich glaube sogar dieselben Zimmer!"

„Die deutsche Dame nun," fuhr der Diener fort, „schickte mir Geld und kam eines Tages, nach dem Landsmanne zu sehen. Sie erschrak, wie sie meinen Zustand, mein Lager sah — — — darauf kamen der Herr Graf und ließen mich aus dem Stalle fortbringen, in ein gutes Haus, und ließen mich pflegen, vollständig heilen und thaten viel an mir."

„Und als du gesund wurdest," unterbrach ihn der junge Mann, „und mir sagtest, du wissest in der Welt nicht aus noch ein, nahm dich Signora Marina in ihre Dienste und verschaffte dir auf diese Weise ein angenehmes behagliches Leben. — Ists nicht so?"

„Ja, Herr Graf!"

„Vergiß das nie, sei an deine Gebieterin anhänglich und man wird für dich sorgen."

„Das bin ich gewiß, Herr Graf," sagte Joseph, „wie könnte ich je vergessen, was man an mir gethan, wie könnte ich je undankbar sein gegen die Retterin meines Lebens?" Er versuchte bei diesen Worten einen sanften Gesichtsausdruck anzunehmen, was ihm aber nicht gelingen wollte, ebensowenig als seine beiden Augen in einen anständigen menschlichen Sehwinkel zu bringen. Das eine blickte angelegentlich nach der Decke, während das andere die Schiffe im Hafen zu betrachten schien. Doch bemerkte er trotz allem dem, daß auf dem Gesichte des Grafen eine seltsame Spannung lag, daß er unruhig hin- und herging, bald ihn fest anblickte, bald wieder zum Fenster hinaussah.

Der junge Herr schien mit sich selbst zu kämpfen, ob es rätlich sei, ihren Diener zu seinem Vertrauten zu machen. Doch blieb ihm keine andere Wahl. Zuerst war derselbe der einzige sichere Weg, um das bewußte Schreiben in ihre Hände gelangen zu lassen, und da sie ihm vertraute, wie sie gesagt, so konnte es nicht fehlen,

daß er auch bald von dem Inhalt dieses Schreibens einige Kenntnis erlangen würde. Überhaupt war es ja nicht möglich, die ganze traurige Geschichte geheim zu halten, und dann bedurfte auch der Graf, da Dubelli leider fern war, einer Mittelsperson, um ihre Schritte ferner beobachten zu können, um je öfter je lieber Nachricht von ihr und dem Kinde zu erhalten.

Schon mehreremale hatte der junge Mann den Mund geöffnet, um zu dem Diener zu sprechen, doch jedesmal, wenn er in dieses unangenehme Gesicht blickte, so war es ihm nicht möglich, nur ihren Namen auszusprechen. Aber was geschehen sollte, mußte bald geschehen. Der Graf konnte und wollte sich nicht länger in Genua aufhalten, er fürchtete, sie noch einmal zu sehen, es jagte ihn hinweg von dem Platze, wo sie atmete. Unwillkürlich fühlte er sich zu ihrem Hause hingezogen und wußte sicher, daß er bei einer zweiten Unterredung mit ihr unterliegen würde.

Jetzt warf er sich in einen Sessel an dem Fenster, blickte an den Himmel hinauf und sagte: „Ich habe dir noch etwas mitzuteilen, Joseph, wodurch ich dir einen Beweis gebe, wie gut deine Gebieterin dich mir empfohlen und wie sehr ich dir vertraue. Höre mich an."

„Verhältnisse nötigen mich, eine Zeit lang nicht hieher zu kommen, deine Gebieterin nicht zu sehen. Ich habe schon mit ihr darüber gesprochen und das Nähere findet sich in diesem Schreiben, welches du ihr heute Abend übergeben wirst, aber nicht eher, bis der Ferdinando Primo, den du dort unten siehst, den Hafen verlassen hat. Deine Gebieterin wird," — sagte er mit ganz leiser Stimme, — „über den Inhalt dieses Schreibens, trotzdem, daß sie manches davon weiß, doch ungehalten, verdrießlich, ja traurig sein, trauriger, als notwendig ist, und wie weit diese Traurigkeit geht, möchte ich in einem Schreiben, das du mir morgen zu senden hast, von dir aufs genaueste erfahren, um alle Maßregeln treffen zu können, ihre Traurigkeit zu vermindern. — Damit fangen die Dienste an, die du mir zu leisten hast und für welche ich dich fürstlich belohnen will. Wer," fuhr er fort und sah den Diener nach

längerer Zeit wieder an, „wer besorgt das Hauswesen, die Rechnung, wer hat das Amt Dubellis übernommen?“

„Anfänglich, als ich in ihre Dienste trat, versah es die Signora selbst,“ sagte der getreueste aller Diener mit gefalteten Händen und lispelnder Stimme, „doch als sie bemerkte, ich sei wert, daß man mir einiges Zutrauen schenke, ungefähr nachdem ich ein Vierteljahr im Hause war, legte sie alles in meine Hand.“

„Gut, gut!“ versetzte der Graf, „so solls denn auch in Zukunft bleiben, du wirst von Zeit zu Zeit an deine Adresse auf der Post alles finden, was du empfangen und wissen sollst und du versprichst mir, alles, was man dir aufträgt, getreu und pünktlich zu erfüllen und ebenso von allen Schritten, die hier geschehen, mir augenblicklich Bericht zu geben. Das ist alles. Jetzt sind wir fertig.“

So sagte und dachte der Graf, aber der schlaue Diener dachte anders. Obgleich er Vermutungen hatte, wo alles das hinauslief, so war es ihm doch von Interesse, in manchen Dingen klarer zu sehen.

„Und werden der Herr Graf,“ sagte er, sich tief verbeugend, „längere Zeit, als es bisher geschah, nicht nach Genua kommen, oder vielleicht nur in den nächsten Wochen nicht?“

„Längere Zeit? was fragst du?“ entgegnete der junge Herr. „Natürlich längere Zeit nicht! Sei nicht neugierig, Joseph, thu' was man dir sagt und damit genug.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf,“ bemerkte der Diener, „es ist ja keine Neugierde, ich frage nur aus Anhänglichkeit an meine Gebieterin, ich frage nur, um Ihnen besser dienen zu können. Doch bescheide ich mich gern,“ setzte er hinzu, indem er sich ehrerbietig nach der Thüre zog, „es wäre aber gewiß besser, wenn der Herr Graf mir mehr vertrauten, ich kenne die Signora. Sie ist eine Deutsche, Herr Graf.“

„Wieso? Was willst du damit sagen?“ entgegnete der junge Mann und stand hastig von seinem Stuhle auf. „Wenn ich um deiner Gebieterin willen alles, was sie wissen soll, in dem Schreiben

mitgeteilt, was brauche ich dich dann ins Vertrauen zu ziehen? he! mehr als ich schon gethan?"

„Es wär' für alle Fälle," sagte der unerschütterliche Joseph, „und mein Bestreben ist ja, dem Herrn Grafen so gut und getreu zu dienen wie möglich, und ich bin imstande, dem Herrn Grafen große Dienste zu leisten — aber wie kann ich sicher meinen Weg gehen, wenn man mir die Richtung nach dem Ziel nicht genauer angiebt? — — — — Der Herr Graf werden wohl nicht mehr zu uns zurückkehren?"

Dies sagte der Mensch mit einem recht fatalen Lächeln und trat einen Schritt näher auf seinen Gebieter zu.

Dieser blieb auf seinem hastigen Spaziergang durchs Zimmer erstaunt stehen und sah den unberufenen Sprecher mit großen Augen an. „Maledetto!" murmelte er zwischen den Zähnen; „was wagst du mir zu sagen?"

„Wenn ich zuviel gesagt, bitte ich um Verzeihung, aber ich habe mir nur die Frage erlaubt, ob der Herr Graf nicht mehr zu uns zurückkehren würden — ich muß das wahrhaftig wissen, gnädiger Herr, um in Ihrem Interesse richtig wirken zu können. Glauben Sie, daß Signora Marina mir von dem Inhalt dieses Schreibens mitteilen wird? — Gewiß nicht, Herr Graf. Sie wird niemanden etwas davon mitteilen, sie wird ihre Entschlüsse allein fassen. Sie wird ihre Pläne nach ihrem eigenen Kopf machen; sie ist eine Deutsche, Herr Graf, und an einem schönen Morgen wird Ihr getreuer Diener nicht mehr in der Lage sein, Ihnen Bericht erstatten zu können. Wenn ich Ihnen gut dienen soll, Herr Graf," setzte er fest und bestimmt hinzu, „so müssen Sie offen gegen mich sein — Sie werden nicht mehr zu uns zurückkehren, Herr Graf!"

Der schwache junge Mann war an das Fenster getreten, zuckte mit den Achseln, seufzte tief auf und sagte endlich mit ganz leiser, unsicherer Stimme: „du hast eigentlich Recht, Joseph, 's ist besser, daß ich offen gegen dich bin, ich brauche jemand, auf den ich mich ganz verlassen kann. O ich bin entsetzlich bedrängt und unglücklich!"

Er warf sich abermals in den Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ja, ja," sprach er nach einer Pause, „ich kann nicht anders, bei Gott, ich bin gezwungen, aber ich werde nicht mehr hieher zurückkehren. Ich werde sie nicht wieder sehen und das Kind nicht, wenigstens nicht in den nächsten Jahren."

„Das habe ich mir gedacht," sagte ruhig der Diener und jenes fatale Lächeln flog abermals über seine Züge. „Sie folgen den Befehlen Ihres gnädigen Herrn Onkels, Sie lösen Ihr Verhältnis auf, Sie werden sich wieder verheiraten."

„Nie! nie!" rief der junge Mann.

„Ganz recht, Herr Graf. Verzeihen Sie mir, ich dachte, ich wäre zu Haus, in Deutschland, wo man bei uns Protestanten eine Ehe lösen kann, um eine andere einzugehen. Aber das geht ja hier nicht." Er sagte das anscheinend vollkommen überzeugt von seiner eigenen Meinung. Doch hätte ein aufmerksamer Beobachter bemerken können, wie der Sehwinkel seiner Augen sehr scharf wurde und sich seine Blicke auf der Nasenspitze kreuzten. „Ja, ja," fuhr er ruhig fort, „unter den Verhältnissen kann freilich von einer neuen Ehe keine Rede sein."

„Was faselst du? was sprichst du da von Verhältnissen?" entgegnete finster der Graf. „Nun ja, es wird von einer Ehe bei mir keine Rede sein, weil ich sie nie, nie vergessen werde; sonst aber —" setzte er trotzig hinzu.

„Sonst aber?" wiederholte Joseph.

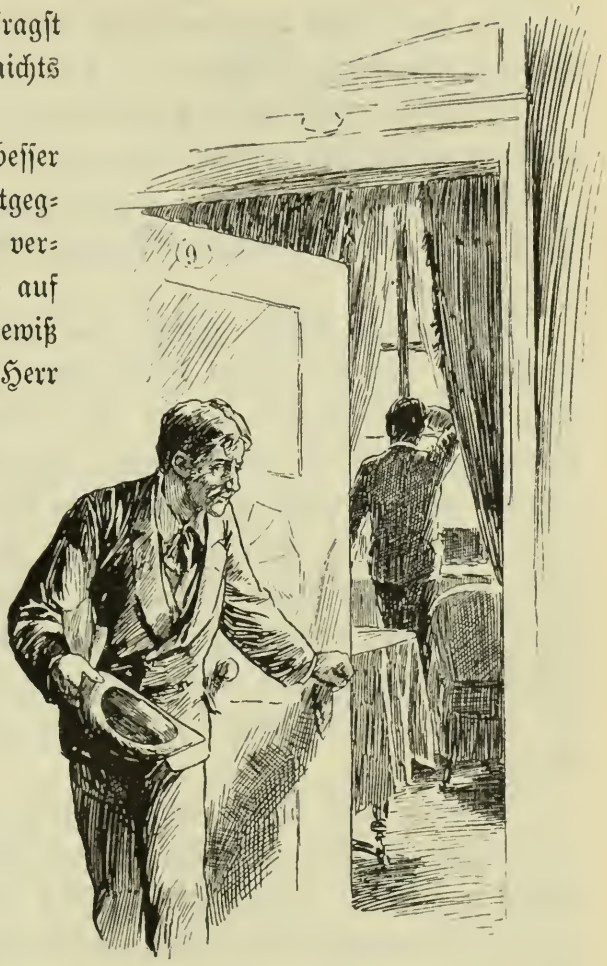
„Nun, sonst," sagte ungeduldig der Graf, „würde mich nichts hindern."

„Ganz richtig," entgegnete schlau der Diener, „ich war ja im Irrtum, verzeihen Sie, Herr Graf, ich wollte nur sagen — in dem Falle nämlich — wenn Sie mit meiner Gebieterin wirklich verheiratet gewesen wären, und das sind Sie ja nicht, ohne allen Zweifel, das sind Sie ja nicht, — wenigstens nicht in den nötigen Formeln!" —

„Und wer sagt das?" fuhr der Graf heftig auf.

„Meiner Gebieterin dieser Brief," lächelte Joseph, „und mir hat es freilich Niemand gesagt. — — — — Und doch ist es so."

„Du wirst zudringlich, Bursche!" bemerkte der junge Mann, der wieder ans Fenster getreten war. „Du fragst nach Sachen, die dich nichts angehen."



„Um Ihnen desto besser dienen zu können," entgegnete Joseph, sich tief verbeugend und die Hand auf sein Herz legend. „Gewiß nur in dieser Absicht, Herr Graf."

„Es mag dir so hingehen," sagte dieser nach einer Pause, „ich brauche dich, ich muß dich brauchen. Aber diene mir gut, sei getreu, denn im andern Fall, mein guter Freund, sind wir in Italien und ich bin kein Deutscher, der geneigt wäre, dir großmütig zu vergeben." Bei den letzten Worten nahm er den Brief vom Tische, sowie ein anderes Papier, das darunter lag. „Hier ist das Schreiben," sprach er mit einem Seufzer, „und hier ein Kreditbrief auf deinen Namen für eine beträchtliche Summe, lautend auf euren bisherigen Banquier. Da nimm beides. Adieu, morgen erwarte ich deinen ersten Bericht."

Mit den Papieren erfaßte der Diener die Hand des Grafen,

die er mehreremale inbrünstig küßte. Auch zwinkerte er vergeblich mit den Augen, um eine Thräne herauszudrücken. Dann zog er sich rückwärts nach der Thüre und verschwand mit einem tiefen Seufzer.

Der Graf stützte die Arme gegen das Fenster und drückte das Gesicht an die kalten Scheiben. — —

Er blieb so eine Zeit lang stehen und als er sich endlich umwandte, war die Fensterscheibe feucht. — —

Wir wissen nicht genau, ob von seinen Thränen oder dem Hauch seines Mundes, der unzähligemale Maria! Maria! rief.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der getreue Diener Joseph war unterdessen die Treppen hinabgeeilt, und als er das Haus verließ, glänzten seine Augen hämisch und boshaft vor Freude. Er drückte die Hand an seine Brusttasche, wo er die beiden Papiere verwahrt, und ging raschen Schrittes durch die Straßen, anfänglich in der Richtung nach Hause, dann aber schlug er eine enge Straße ein, die hinauf in die obere Stadt führte, und nach einer halben Stunde raschen und mühsamen Steigens erreichte er die letzten Häuser und eine kleine Schenkwirtschaft in einem Garten mit einer offenen Laube, welche eine Aussicht auf die ganze Stadt Genua und auf den Hafen gewährte.

In diese Laube ließ er sich eine Foglietta Asti bringen, legte die wichtigen Papiere neben sich auf den Tisch, um sich an deren Anblick zu erfreuen, und versank in tiefes Nachsinnen, während er ein Glas des sprudelnden Weines um das andere leerte. Er machte Pläne für die Zukunft, heitere, angenehme Pläne und da es dem Verlauf unserer Geschichte von Nutzen sein kann, die Pläne, für deren richtige Ausführung der gute Joseph der Mann war, zu erfahren, so wollen wir uns einen Augenblick an seiner Seite niederlassen.

„Das hat notwendigerweise so kommen müssen," sprach er zu sich selber beim sechsten Glase; „aber daß es so schnell käme, hätte ich mir nicht gedacht. So! so! ei! ei! — Also wir wollen

unser bisheriges Verhältnis lösen und der gute Joseph, der getreue Joseph ist der Mann, dazu die hülfreiche Hand zu bieten. — Vortrefflich! Und verheiratet in Form Rechtens sind wir auch nicht. Ich habe mir das lange gedacht. Er fährt, so denkt er, heute Abend ruhig nach Neapel, ich übergebe den Brief in dem Augenblick, wo das Schiff zwischen den Leuchttürmen dahin dampft; sie wird weinen, verzweifeln wollen und morgen schon ruhiger sein. So hofft und so wünscht er, daß mein Bericht lautet.

„Aha! Also wenn das Schiff da unten abfährt, bist du ein freier Mann, edler Graf, so denkst du und so wird es sein, wenn wir hier oben wollen. Wir sind ein kleines Stück Vorsehung und haben eure Geschicke in der Hand, wollen aber einen Augenblick überlegen, ob es für uns von größerem Nutzen ist, wenn du frei und ledig von dannen ziehst, oder ob es uns mehr einträgt, wenn ich jetzt nach Hause eile, den Brief überreiche und dir vor der Abreise noch eine angenehme Unterredung verschaffe. Schön wär' es allerdings, miserabler Edelmann, schön, aber sehr dumm, Gevatter. Dein schöner Kreditbrief wär' beim Teufel; ihr würde es weiter nichts nutzen; was heute nicht geschähe, geschähe morgen und der einzige Unterschied wäre, daß ein andrer ins Rohr gesetzt würde, um die Pfeifen zu schneiden, die schon so gut wie in deiner Hand sind. — Ein anderes Bild, Gevatter! Ehrlichkeit, — Treue! Soll ich euch auf meine Fahne malen, soll ich euch, die ihr bestaubt im verborgensten Winkel meines Herzens ruht, ans Licht der Sonne hervorziehen und fürder mit euch wandeln, Hand in Hand auf dem rauhen Pfade der Tugend? — Es wär' ein komisches Bild — hier der Gevatter, links die Ehrlichkeit, rechts die Tugend; und wenn mich der hochselige Steinmann so sehen könnte, er würde Thränen der Rührung weinen oder sich im Grabe umdrehen. — Pfui! nichts von Steinmann! — Also Ehrlichkeit und Treue! — Ich bleibe meiner Herrin ergebener Diener, sorge für sie, wirtschafte für sie, spare für sie und begnüge mich am Ende mit der Belohnung, die mir der Herr Graf versprochen. — Aber der Herr Graf hat schon manches versprochen

und nicht gehalten, zum Beispiel meiner Gebieterin, wie Figura zeigt, und wo er es anfänglich gewiß ehrlicher gemeint hat, als heute mit mir. — — Weg mit der Ehrlichkeit! Sie ist nicht vorteilhaft! — Und wenn ich das Schicksal meiner Gebieterin ins Auge fasse — der ich allerdings vielleicht einigen Dank schuldig bin — vielleicht — sie schickte mir Geld, als ich krank lag, sie ließ mich heilen; was war das weiter? Die Kosten, die ich ihr verursacht, sind für das, was sie besaß, nicht der Rede wert und wahrhaftig nicht zu teuer erkauft durch das Bewußtsein, eine gute That gethan, einem Menschen das Leben gerettet zu haben, und welchem Menschen? — Parbleu! — —

Der Gevatter stach die zweite Flasche Asti an.

„Also weg mit der Dankbarkeit! Dann bin ich mir auch selbst der Nächste, und wenn es mir gut geht, so kann es den andern schon ein wenig schlechter gehen. Woher hat sie auch ein Recht, die Herrin zu spielen? — Die Tochter einer miserablen Mutter, sozusagen geboren auf der Straße, aus Mitleid erzogen von einer armen Wäscherin? Was braucht sie in die Welt hinaus, statt im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren? Ihr geschieht schon ihr Recht, ihr vollkommenes und solides Recht! Ha, ich war lange genug der arme Teufel, den man aus Mitleid aufgenommen, das elende Tier, das man aus Gnade beibehielt, und dann — was hab' ich davon, wenn ich von nun an bei ihr bliebe, ihre ewigen Klagen anhörte? — Ein ehrliches, mäßiges Einkommen und ein geachtetes Leben. Hei!" rief er lustig, „das ist besser, frei sein mit dieser honetten, lieben Summe!" Dabei schlug er das Papier auseinander und las mit gierigem Blick und zitternder Hand: „Zweitausend Collonati, das sind über fünftausend Gulden! — So was kommt in diesem Leben nicht wieder, den Brief will ich übergeben, auch morgen einen Bericht machen, dazu noch eine tüchtige Summe verlangen für eine Reise nach Deutschland, die wir mit gebrochenem Herzen und tiefem Gram zu unternehmen willens sind, dann aber, adieu Partie!"

Er trank noch einige Gläser Asti, stützte alsdann den Kopf in die Hände und versank abermals in tiefes Nachsinnen. Er mußte einige unangenehme Gedanken haben, denn er schüttelte zuweilen mit dem Kopfe, stierte auch von Zeit zu Zeit an den

Himmel hinauf und strich seine wenigen Haare mit der Hand. „Der Mensch macht zuweilen dumme Streiche," seufzte er alsdann, „und ich kann mir den größten, den ich je gemacht, nicht verzeihen. Das war damals vor vier Jahren, als ich in Mailand in äußerster Not dem verfluchten Advokaten für das Schandengeld von hundert Thalern jenes Päckchen Papiere übergab, die ich mit wirklicher Kunst und großer Gefahr aus den Händen der alten Kiliane befreite. Sie hatten freilich schon einiges eingetragen, jene Papiere, und hätten mir noch mehr gebracht, wenn mich der lumpige

Steinmann nicht so schmählich übervorteilt! — Ah! es war ein so schöner Totenschein dabei von Mutter und Kind, hätte ich nur dem Papa selbst das Päckchen Papiere überbracht; — aber Not kennt kein Gebot. Auch ists am Ende besser so. Auf alle Fälle sind geschehene Dinge nicht zu ändern."

Unter diesen Gedanken saß der würdige Mann noch mehrere Stunden bei seinem Asti, und saß da, bis die Sonne sich langsam dem Meere zuzuneigen begann.

Er hätte eigentlich schon früher zu Hause sein sollen, um die Zubereitungen zu dem kleinen Diner zu treffen, welches Maria dem Vater ihres Kindes so freundlich und liebevoll zubereiten ließ.

„Seine Geschäfte halten ihn in der Stadt," dachte sie, „er wird nicht vor sechs Uhr kommen!" — Und doch blickte sie jeden Augenblick über den Platz hin.

Der Gevatter aber dachte ironisch lächelnd: „wozu auch ein Diner, wozu den Tisch besorgen? Wenn ich mit meinem Schreiben komme, wird sie doch keinen Appetit mehr haben, und dann besitze ich auch ein so schwaches Gemüt, könnte mich vielleicht verraten, wenn ich früher hinginge. Trinken wir noch einige Gläser Asti!"

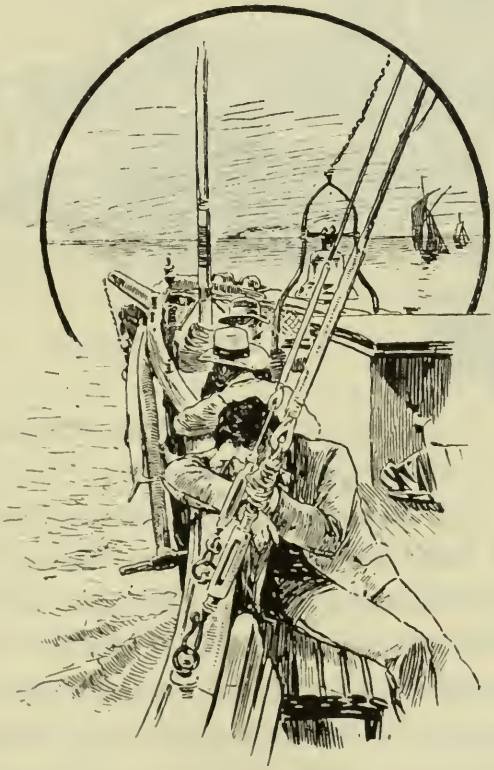
Und er trank noch verschiedene Gläser Wein, bis die Sonne in der erglühenden See untersank — ein herrlicher Anblick von der Veranda hier oben.

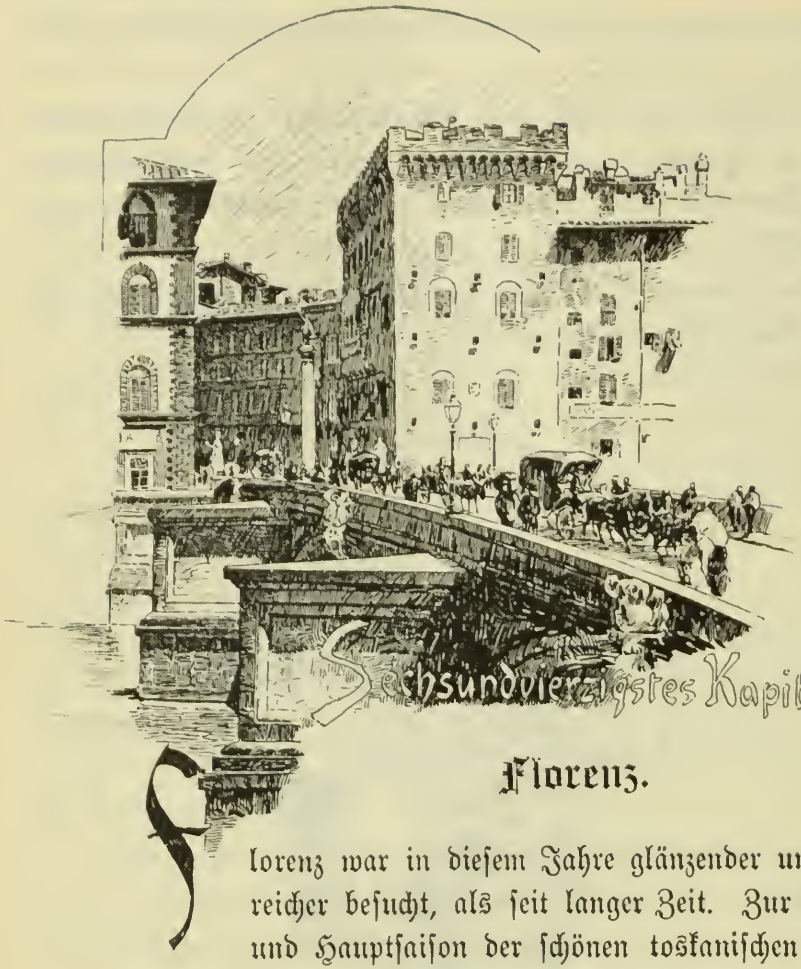
Wie ein schwarzer Wald lagen die Masten der Schiffe da unten, scharf abgezeichnet von der glänzenden See und dem goldenen Horizont. Der Ferdinando Primo, dessen Maschinen schon vor einer Stunde geheizt wurden, schien aus dem schwarzen Schornsteine lange Feuerwellen zu speien, denn so erschien der dichte Rauch, beglänzt von den Strahlen der untergehenden Sonne. Jetzt krachte vom Bord des Dampfers der erste Schuß — dann der zweite, dann der dritte. Die kleinen Boote, welche Passagiere gebracht und das riesenhafte Schiff umschaukelten, zogen sich eilig zurück, wie kleine Wasservögel vor dem majestätischen Schwan auf stillem Teich, wenn er anfängt, seine Schwingen zu regen. Nun

begannen die Räder, sich umzuschwingen, das Schiff verließ den Hafen und steuerte zwischen den Leuchttürmen in die ruhige See hinaus. — — — —

An seinem Bord war einer, der den Kopf in die Hände vergrub, ein schwacher, wankelmütiger Mensch, der heiße Thränen weinte über eine That, die er jetzt, wo es zu spät war, um alles in der Welt gern ungeschehen gemacht hätte. —

Der Gevatter schob seine Papiere in die Tasche, trank sein letztes Glas Asti und ging bedächtig nach Hause.





Sechsundvierzigstes Kapitel.

Florenz.

Florenz war in diesem Jahre glänzender und zahlreicher besucht, als seit langer Zeit. Zur Winter- und Hauptsaison der schönen toskanischen Hauptstadt fand man schon zu Anfang des Herbstes keine eleganten Wohnungen mehr. Alles war bereits vermietet an die vielen Fremden aus allen größern Städten der Welt, die aus alter Gewohnheit hieher kamen, um sich noch einmal recht lustig zu machen, ehe sie die ernstere Zeit in Rom zubrachten.

Die florentinische Saison beginnt zu Anfang Oktober und dauert bis zum neuen Jahr, wo alsdann die Weltstadt und ihre beginnenden Carnevalsfreuden die Fremden dorthin ziehen.

Es ist etwas eigentümliches um die Saison von Florenz. In dieser Zeit geben die großen und reichen Familien der Stadt mit wenig Ausnahmen ihre Herrschaft, was gesellschaftliche Ver-

gnügungen anbelangt, an Fremde ab und ziehen sich in ihre Paläste und Villen zurück, wenig Teil an dem einigermaßen wilden Treiben nehmend, das nun beginnt. Von allen Seiten rollt herbei, was sich zu amüsieren gedenkt: Franzosen, Engländer, Deutsche, Russen, Spanier, und ebenso wieder Französinnen, Engländerinnen, Russinnen, Spanierinnen. Man giebt sich hier Rendezvous, man setzt angefangene Liebesintriguen fort, man entschädigt sich für ein stilles, eingezogenes Leben zu Hause, kurz, man bricht alle menschlichen Fesseln und schwimmt in einem Meer von Freuden jeglicher Art. Hiezu gehören aber Empfehlungen an einige der Haupttonangeber, um in kleine, pikante Salons eingeführt zu werden, ferner gute und gewichtige Kreditbriefe, sehr elegante Toiletten und, wer das nicht mitzubringen vermag, wenigstens ein sehr angenehmes Äußere, und bei den Damen Schönheit und Liebenswürdigkeit.

So trifft nun zu Anfang Septembers schon eine Unzahl von Fremden in Florenz ein. Einzelne Herren und einzelne Damen, in eleganten vierspännigen Coupés, andere in bescheidenen Equipagen, wieder andere in Eilwagen, ja mit Vetturinen, und es rollt und rasselt durch die Straßen der Stadt. Hier fährt man mit Prätension vor den ersten Hotels an, dort schleicht man, den Lastträger mit gewaltigen Koffern hinter sich, in eine abgelegene Privatwohnung, und man wird ja keinen Garçon, der in guter Toilette auftritt und anständige Häuser besucht, fragen, wo er wohne.

Daß sich hier Abenteurer aller Art einfinden: Spieler, Spekulanten und Spekulantinnen auf andrer Leute Kassen, kann man sich leicht denken. Wenn sich in der Florentiner Gesellschaft auch Elemente genug bewegen, die anderwärts als Leute vom feinsten Ton gelten, so kann man doch durch die zweideutigen Gestalten, die hier herumwandeln, von eben dieser Versammlung nicht sagen, sie sei vollkommen das, was man unter ganz guter Gesellschaft versteht. Man nimmt es hier nicht so genau mit dem früheren Leben einer Dame oder eines Herrn und drückt schon beide Augen zu, wenn man die gesellschaftlichen Formen achtet und namentlich einen bekannten Namen führt.

Was zum Kern der Gesellschaft gehört, sieht man selten im Laufe des Tages, vormittags nie, und begegnet man im Palazzo degli Uffici ebensowenig, wie in der Gallerie Pitti. Für sie giebt es nur nächtliche Vergnügungen, und die einzigen Stunden des Tages, welche sie benützen und in welchen sie sich der freien Luft und des Sonnenscheins auf ihre Art freuen, sind die nachmittägigen Spazierfahrten in den Cascinen. Bis zu dieser Zeit, nachmittags vier Uhr, währt bei den elegantern Damen und Herren Nacht und Morgendämmerung. Man erhebt sich gegen Mittag und dejeuniert, nimmt in seinem Boudoir vertraute Besuche an, man erzählt sich da kleine Abenteuer und lustige Geschichten, die gestern nacht vorgefallen, macht alsdann eine kleine Toilette und fährt nach den Cascinen hinaus.

Diese Cascinen, vor der Porta del Prado gelegen, sind reizende Spaziergänge an den Ufern des Arno für die Fußgänger, dicht bei dem klaren Wasser vorbei, für die Reiter und Fahrenden mit dieser parallel laufend in einer breiten, dicht belaubten Allee.

Es ist ein schöner Herbsttag, an dem tiefblauen Himmel schweben in malerischen Formen weiße, durchsichtige, langgestreckte Wolken, welche die Gegend durch ihre Schatten noch lebendiger und interessanter machen. Der Fußweg für die Spazierenden ist stellenweise mit großen Steineichen besetzt, deren dunkelgrünes Laub, sowie das der Orangen- und Citronengebüsche, auch den Winter über dauert. Dazwischen glänzen in gelb, rot und violett die herbstlich gefärbten Blätter anderer Bäume und Sträuche, und daneben sieht man hohe Stämme Buchen und Kastanien, die ihr Laub verloren haben und daher mit riesenhaftem Epheu, wie mit grünen, wehenden Schleiern bedeckt sind.

Der breite Fußweg am Arno, aufs beste unterhalten, mit dem feinsten Sande bedeckt, bietet in eleganten Sesseln und Marmorbänken die angenehmsten Plätze zum ausruhen. Die Allee für die Wagen öffnet sich an verschiedenen Stellen und bietet breite Plätze, die mit jenen Fußwegen in Verbindung stehen und wodurch es den Spaziergängern möglich ist, ohne ihren Weg zu verlassen,

die eleganten Reiter und glänzenden Equipagen bei sich vorüberziehen zu sehen.

Es ist so Sitte in den Cascinen, die Allee einmal hinab zu fahren, dann den Wagen am Eingange stehen zu lassen und den Fußweg zu betreten.

Hier begegnen wir den feinsten Toiletten, fein im Begriff der Jahreszeit, eleganten Männern, schönen Frauen — einem buntfarbigen reichen Gewimmel. Was dem Anblick dieser Spaziergänger, ja dem Anblick der ganzen Promenade etwas besonders Reizendes und Liebliches giebt, sind die tausende von Bouquets der seltensten und schönsten Blumen, die von niedlichen Mädchen auf dem ganzen Wege feil geboten werden und ohne welche eine Dame von gutem Ton nicht die Cascinen betritt. Die Herren tragen eine aufgeblühte Rose, auch wohl ebenfalls ein kleines Bouquet in der Hand, um es irgend einer Dame ihrer Bekanntschaft zu überreichen.

So rauscht nun der Strom der Spaziergänger in zwei langen Reihen an einander vorbei — wirkliche, echte und unechte Elegants; vornehme Damen im einfachen Seidenkleid, in ihren Shawl gewickelt, vor und hinter ihnen in bunter auffallender Robe mit hochroten Atlasmantillen, neu Angekommene, deren Cavaliere, jetzt um fünf Uhr schon im Frack mit schreiend gelben oder hyacinthfarbenen Handschuhen. Dort wandelt lachend eine Schaar junger Herren von guten Häusern in einfachen dunklen Paletots und lederfarbenen Handschuhen; dort schreiten zwei ältliche Herren mit verwitterten Gesichtern, den Schnurrbart hinaufgedreht, und erregen einige Aufmerksamkeit, weil sie unter dem offenen Überrock einen blauen Frack mit Metallknöpfen und an demselben ein rotes Ordensband sehen lassen.

Vor ihnen wandeln zwei Damen in feinster, anständiger Toilette, schöne üppige Gestalten; sie sind ohne männliche Begleitung, und da sie bei den jungen Herren vorbeikommen, sieht man ein paar derselben freundlich lächeln, die Damen drücken ihren Blumenstrauß vor das Gesicht und gehen vorüber.

An den Plätzen, welche die Allee mit dem Fußweg verbinden,

hält eine Reihe von Equipagen und eine der schönsten Frauen, nachlässig in die Kissen geschmiegt, empfängt herablassend die Huldigungen einer Schar gut berittener Herren und eleganter Fußgänger, die sich um ihren Wagen drängen. Ein paar der Bekanntesten und Vertrautesten haben ihre Hand auf den Schlag gestützt und lachen und plaudern mit der Dame, während sich andere nur hie und da eine schüchterne Bemerkung erlauben. Andere minder reiche Equipagen mit minder schönen Frauen rollen vorüber, weil kein Platz mehr ist, daß auch sie halten können, und manches glänzende Augenpaar verbirgt sich erstaunt und zornig unter dem Fächer, da die Besitzerin desselben bemerkt, wie sie so unbeachtet vorüberfahren muß.

Auf dem Fußwege versammelt sich um eine der gefeiertsten Schönheiten, die an dem Arm ihres ältlichen Gemahls erschienen, ebenfalls eine ganze Schaar bekannter Herren und Damen; erstere um einiges süße Geplauder anzubringen, letztere weniger um ihre Huldigungen an den Tag zu legen, als um die Toilette jener Dame im Geheimen zu bekritteln, oder um einige Worte aufzufangen, aus denen sich vielleicht eine kleine niedliche Erzählung verarbeiten ließe. — Hier freut man sich auf ein gemeinschaftliches Diner, auf den Ball dieses Abends, belächelt und bespricht gestern Vorgefallenes und denkt schon an morgen.

Immer neue Gestalten erscheinen, immer neue Toiletten, und je mehr sich die Sonne dem Horizont zuneigt, destomehr füllt sich die Promenade. Es ist nicht vornehm, so früh zu kommen, und die Helden und Heldinnen des Tages und der Nacht erscheinen so spät als möglich. Komplimente und Gespräche in fast allen bekannten Sprachen erfüllen die Luft.

Der Engländer spricht englisch und ungeniert mit seinen Bekannten, der Franzose französisch und behandelt die unbedeutendste Geschichte mit einer wahren Wortverschwendung. Aus dem Munde der Italienerinnen ertönt, erklingt die weiche, liebliche toscanische Mundart, das reinste und angenehmste Italienisch, das irgendwo gesprochen wird.

Die beiden jungen Deutschen, die sich dort einer eben erst angekommenen Landsmännin vorstellen lassen, unterhalten sich mit derselben in französischer Sprache und alle vier, der Gemahl, die Dame und die beiden Deutschen fangen jetzt wie auf Kommando an, englisch zu sprechen, als ein langer, dürrer Britte sich gähnend erkundigt, wie es ihnen geht. — — — — — — — — — — —

— —

Unsere beiden Freunde, die wir angesichts der Stadt verlassen, hatten in einem Gasthof am Arno die bestellten Zimmer gefunden

und befanden sich als Leute von gutem Ton ebenfalls in den Cascinen. Sie hatten sich auf einer Marmorbank ungefähr in der Mitte des Fußwegs niedergelassen, und die vielen Grüße von Herren und Damen, mancher Blick aus schönen Augen und manche freundliche Handbewegung zeigten deutlich, wie bekannt und wohlgelitten sie sind.

„So schön die Cascinen an und für sich sind," sagte Alfred, „und so gern ich sie besuche an einem schönen Morgen oder vor der allgemeinen Spazierfahrt, so langweilig wird mir dieses ewige Hin- und Herrennen."

„Wenn man keinen Zweck dabei hat," sagte Alfons, „so gebe ich dir vollkommen recht. Aber für die meisten, die du hier hin und her gehen siehst, sind die Cascinen so angenehm, wie ein gutes Diner, so notwendig, wie der Schlaf. Wo willst du die Zeit herbringen, um mit den vielen Bekannten in Relation zu bleiben, ihnen jeden Tag das so notwendige Unnötige zu sagen."

„Ja, ja, da hast du recht."

„Und dann die vielen Bestellungen, die hier gemacht werden: die angenehme Fortsetzung eines Gesprächs, das der gestrige Cotillon unterbrochen. Auch muß man gerecht sein und diesen armen geplagten Geschöpfen das bißchen frische Luft gönnen, das sie jetzt wieder für vierundzwanzig Stunden zu sich nehmen. Die Zeit des Spazierengehens fliegt so schnell dahin, es ist wahrhaftig schon halb sechs und alles wogt nach der Stadt zurück."

„So laß' uns gehen!" sagte Alfred, „ich freue mich auf unser Diner."

„Noch einen Augenblick!" bat der Graf. „Vielleicht kommt unsre alte dicke Signora mit ihrer liebenswürdigen Tochter hieher."

„Die Alte vielleicht wohl," versetzte Alfred, „aber die Tochter nicht; ich möchte eigentlich doch wissen, weshalb sie das Mädchen so versteckt bei sich hält. Es scheint mir das für den Zweck, der sie doch wohl hieher geführt, nicht wohl zu passen."

„Mir auch nicht!" sagte lachend der Graf, „und in dem Punkt ist mir die Alte ein Rätsel."

„Oder hat sie es auf eine bestimmte Person abgesehen, die noch nicht angekommen ist?"

„Das hab' ich mir auch schon gedacht!" meinte der Graf; „du weißt ja, ich habe sie neulich besucht. Ich stellte mich der Alten vor und sie präsentierte mich ihrer soi-disant Tochter — ein liebenswürdiges Geschöpf, gebildet, fein, sehr anständig, weniger für eine kurze Bekanntschaft gemacht, als um längere Zeit mit ihr in Verbindung zu bleiben. Ich versichere dich, sie ist so angenehm, daß ich mich augenblicklich mit ihr engagieren würde!"

„Ich merke wohl," lachte Alfred, „daß ich von hier allein weiter reisen muß."

„Ich glaube nicht," entgegnete der Graf. „Dies Mädchen ist in der That eine ganz eigentümliche Erscheinung. Mit der Alten würde ich schon fertig werden, aber als ich bei ihr anfing, mich gesprächsweise zu nähern, wurde sie kalt und glatt wie Eis. Sie parierte meine Worte so geschickt, ich konnte nicht das geringste bei ihr anbringen. — Nein, nein," fuhr er fort, als er die lächelnde Miene des Freundes sah, „ich weiß, was du sagen willst, es ist nicht jene Kälte, die herausfordert oder herausfordern soll, es liegt etwas so Starres, Entschlossenes und Anständiges in dem Mädchen, daß ich es nicht wagen würde, ihr einen förmlichen Antrag zu machen."

„Nun, wenn du es nicht wagst," lachte Alfred, „dann haben wir uns doch vielleicht in Mutter und Tochter getäuscht!"

„In der ersteren schwerlich. Doch gebe ich die Geschichte noch nicht auf; Beharrlichkeit führt zum Ziel. Doch laß' uns gehen, sie wird auch heute nicht hieher kommen."

„Oder kommt sie vielleicht, wenn alles fort ist?"

„Das wäre schlimm für sie," sagte der Graf, „denn sie kann von mir nicht verlangen, daß ich ihrethalben mein Diner aufschiebe. — Gehen wir!"

Wenn der Graf diesmal der vorhabenden Eroberung zuliebe sein Diner eine halbe Stunde aufgeschoben hätte, so würde er doch heute einiges gewonnen haben. Denn kaum hatten mit ihm die

letzten der eleganten Welt die Cascinen verlassen und waren nach allen Enden der Stadt gefahren zu ihren verschiedenen Diners, so kam aus der Porta del Prado ein einfacher Wagen und rollte den Cascinen zu — der einzige um diese Zeit. Am Anfang des Fußwegs hielt er und zwei Damen stiegen aus, zwei Damen, die unsern Lesern nicht unbekannt sind, die wir vor einigen Tagen auf der Landstraße zwischen Ferrara und Bologna gesehen — Madame de St. Auville mit ihrer Tochter.

Die dicke alte Dame hätte, wenn sie eine Stunde früher gekommen wäre, auf alle Fälle die Aufmerksamkeit des ganzen Korso auf sich gezogen. Sie ging in einem seidenen Gewande, hellgrau mit Jamoistreifen, würdevoll, wie es sich geziemte, den hoch erhobenen Kopf mit einem himmelblauen Federhute geschmückt, außerordentlich beachtungswürdig dahin. An Schmuckwerk hatte sie ein übriges gethan, und um nicht ganz gegen den guten Ton anzustoßen, welcher um diese Zeit des Tages den Shawl vorschrieb, hatte sie besagtes Kleidungsstück um ihre Schultern gehängt, wo es aber bis auf die Ellbogen herabsank, und sie trug den Shawl in der Art, wie vielleicht eine junge Schöne mit der brillantesten Taille zu Haus eine kleine leichte Seidenmantille ungestraft tragen darf. Ihr ganzer Oberkörper hatte etwas Panzerartiges, und wie an einem solchen klirrten und rasselten Hals- und andere Ketten, Lorgnette, Uhr und Bracelets bei jedem Schritt, den sie machte.

Ihre Tochter ging an ihrer Seite, einen halben Schritt rückwärts, und ihre Kleidung bildete den größten Kontrast zu der der Mutter. Ein einfaches, schwarzes Seidenkleid umschloß die schlanke und doch volle Gestalt. Den Shawl trug sie fest anliegend und elegant, und ihr blasses, etwas dunkles Gesicht wurde hervorgehoben, es schien fast weiß unter dem Hut von violetter Seide.

„Es ist kein Mensch mehr da," sagte die Alte, nachdem sie die Mitte des Spaziergangs erreicht hatte, „kein einziger sterblicher Mensch mehr, als wir beide auf den ganzen Cascinen. Wozu habe ich denn eigentlich Toilette gemacht, wozu sind wir eigentlich noch hieher gefahren?"

„Nun, ich denke," erwiderte das Mädchen, „um frische Luft zu schöpfen, um den herrlichen Abend zu sehen, um aus der dumpfigen Stadt heraus zu kommen."

„Was geht mich der herrliche Abend und die frische Luft an!" entgegnete mürrisch die Alte, „ich habe elegante Damen sehen wollen und uns sehen lassen von vornehmen Kavalieren. — — Wir können uns sehen lassen."

„O ja, Mama!" sagte das Mädchen, doch nicht ohne einen bitteren, spöttischen Ton in der Stimme.

„Also das ist die schönste Zeit für die Cascinen, jetzt, wo die Sonne am untergehen ist und man nichts mehr hier sieht als lumpige Blumenverkäuferinnen und miserable Fiaker, das ist die Zeit, die Mademoiselle zu unserer Spazierfahrt sich ausgesucht? Ich bin erstaunt!"

Dabei blieb sie in der Mitte des Weges stehen und stemmte beide Arme in die Seite.

„Es ist allerdings wahr," sprach die junge Dame, „daß man früher hinausfahren muß, um das Gewühl der eleganten Welt zu sehen. Aber die Cascinen selbst in ihrer Stille und Einsamkeit sind unendlich reizend. Und was kümmert uns das Gewühl der Menschen? — Mich ebensowenig, wie Sie der herrliche Abend."

„Was uns das Gewühl der Menschen kümmert?" sagte erzürnt die dicke Frau und wandte sich so schnell wie möglich nach ihrer Begleiterin um, die immer noch etwas zurückgeblieben war. „Ei! es kümmert mich sehr viel, dies Gewühl der Menschen, ich begreife Sie nicht, Mademoiselle. Ich kann es durchaus nicht fassen, was Ihnen durch Ihren Kopf fährt. So wie Sie jetzt sind, habe ich Sie in Paris nicht gekannt."

„Ich habe mich allerdings in den letzten Tagen verändert," versetzte das junge Mädchen bitter lachend, „ich gebe das zu. Aber ich kann nicht anders, und wenn es so bleibt, müssen wir Italien verlassen." Bei diesen Worten ging sie auf eine Steinbank, ließ sich darauf nieder und blickte in den glühenden Abendhimmel.

„Aber um aller Wunder willen," rief die Alte und warf sich

neben die Tochter, wobei der Panzer bedeutungsvoll krachte, „so ist es also nicht blos eine Grille, eine vorübergehende Laune, weshalb du Zimmer und Haus nicht verlassen, seit wir hier sind? So können wir also auf diesem so ergiebigen Feld nichts unternehmen?“ setzte sie wehmütig hinzu, als sie bemerkte, wie ihre Begleiterin den Kopf heftig schüttelte. „Und jener liebenswürdige, charmante Kavalier, Graf Alfons, ein so gutmütiger, reicher und lieber Herr —“

Die junge Dame schüttelte bei Nennung dieses Namens heftig mit der Hand, als wehre sie etwas unangenehmes von sich ab.

„Sei doch vernünftig!“ fuhr die Alte nach einer Pause fort, „oder sage mir wenigstens, was du vorhast, was dich auf einmal überkommen? So eine Reise von Paris nach Florenz ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, und wenn man das viele Geld dafür ausgegeben, um gleich wieder abzureisen, da kann man doch fragen, aus welchem Grunde.“

„Und mit welchem Recht können Sie so fragen, Madame?“ sagte stolz die junge Dame. „Auf wessen Kosten bin ich gereist? Ich auf die Ihrigen oder Sie auf die meinigen?“

„Aber in meinem Wagen, Schätzchen!“ sagte die Alte. „Sei nicht eigensinnig, mein liebes, gutes Kind, sei folgsam, laß' uns unser Glück verfolgen. — Der Graf —“

„Schweigt mir davon!“ entgegnete heftig das Mädchen. „Lassen Sie Ihre Überredungen und Ihre Drohungen! Ich werde mich nicht ändern, bis wir Florenz verlassen, aber sobald wie möglich.“

„Wir wollen nach Rom gehen; wozu das viele Geld hier verzehren?“

„Nicht sogleich!“ sagte die andere mit leiser Stimme nach einigem Nachdenken, „ich kann nicht so schnell von hier, ich muß noch eine Weile da bleiben.“

„Ein geheimes Geschäft!“ versetzte die Alte mit schlauem Lächeln, und, wie es schien, angenehm überrascht.

„Allerdings ein geheimes Geschäft!“ entgegnete das Mädchen

und zeichnete mit ihrem Sonnenschirm allerlei Figuren in den feinen Kies zu ihren Füßen.

„Und nach Beendigung dieses gewiß guten Geschäfts," fuhr die Alte schmunzelnd fort, „bist du fertig? — Wie, mein Engel?" —

„Fertig und bereit!" sagte das Mädchen mit tiefer Betonung, indem es aufstand, um den Fußweg hinabzuschreiten. Die Alte folgte ihr trippelnd, denn nur so war sie imstande, mit der hohen gebietenden Gestalt an ihrer Seite gleichen Schritt zu halten.

So erreichten sie ihren Wagen, stiegen hinein und fuhren nach der Stadt zurück. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Freunde hatten unterdessen ihr Diner beendigt, ein kleines, feines Diner zu zweien, und saßen nun vor dem Kamin, worin das Holz alter Olivenbäume prasselte, ein Holz, das wenig Wärme, aber eine dem Auge wohlthuende Flamme giebt.

Beide hatten bei ihrer Zurückkunft Schreiben vorgefunden, Alfred eines von seinem Freunde, dem Baron Karl, worin derselbe seine Freude ausdrückte, daß er ihn in Florenz wisse und bald imstande sein werde, ihn zu begrüßen. „Leider," sagte er in diesem Schreiben, „wird es mir nicht vergönnt sein, dich, wie ich gehofft, in Florenz selbst zu sehen, du weißt, — freilich nur vom Hörensagen, — daß ein Familienvater von allerlei Dingen abhängig ist. Ein Unwohlsein meines jüngsten Kindes rief mich aus Mailand, als ich auf dem Wege zu euch war, nach dem Comersee zurück. Dort fand ich Geschäfte, verdrießliche Briefschaften und dergleichen mehr, die meine Anwesenheit in Genua und Livorno dringend erheischten. Unterdessen hat auch meine Frau sich entschlossen, ebenfalls nach Neapel zu gehen, und jetzt kannst du dir denken, wie sehr sich mein Reisetrain, den ich auf eine einfache Kalesche geschätzt, vergrößern wird. Ich habe es denn auch aus diesem Grunde vorgezogen (finde darin keinen Mangel an Freundschaft für euch), von Genua zur See nach Neapel zu gehen. Unser Rendezvous, lieber Alfred, guter Alfons, wird deshalb, statt dort in Florenz, in Neapel stattfinden, nur etwa vierzehn Tage später. Offenherzig

gestanden, liebe ich auch den längeren Aufenthalt in Florenz zur sogenannten glänzenden Saison nicht. Man kommt so mit allerhand Leuten zusammen, die man gerne vermeiden möchte. Auch dir wird nicht viel daran gelegen sein, Alfred. Aber ich fürchte, Alfons wird es ungern sehen, wenn ihr euren Aufenthalt in Florenz abkürztet."

„Danke schön für die gute Meinung!" sagte der Graf, welchem Alfred den Brief vorlas.

„Solltet ihr jedoch," fuhr dieser zu lesen fort, „unerwarteter, aber für mich angenehmerweise euren Aufenthalt in Florenz abkürzen wollen, so findet ihr mich heute über acht Tage in Genua und wir gehen alsdann gemeinschaftlich nach Neapel. Freilich wär's für euch ein ziemlicher Umweg, von Florenz über Genua dorthin zu gehen, aber soviel ich mich erinnere, kennst du ebensowenig wie Alfons die herrlichste aller Straßen zwischen den erstgenannten Städten; am Meeresufer vorbei über Pisa, Lucca, Massa — die reizendste Tour in der ganzen Welt. Rede mit dem guten Alfons, sage ihm einiges über die Luccheserinnen; er wird nicht leicht schönere Gestalten und glühendere Augen zu sehen bekommen. Überlegt euch das wohl und denkt vor allem, daß ich, wo es auch sei, auf euch warte mit freudigem Herzen und weit geöffneten Armen. Tausend Grüße von Pauline." —

Graf Alfons hatte Briefe von Haus, von Amadäus, von seiner Schwester Klara, unbedeutenden Inhalts.

„Was denkst du von dem Vorschlage?" sagte nach einer längeren Pause Alfred, während welcher er sinnend in das Kaminfeuer geblickt.

Der Graf stellte seine beiden Füße auf den Schirm, hinter welchem das Feuer brannte, steckte seine Hände in die Taschen des Rocks und machte lächelnd ein spitzes Maul, gab aber vorderhand keine Antwort.

„Leider Gottes," fuhr Alfred nach einer Pause lachend fort, „bist du hier einigermaßen gefesselt und kannst über den Vorschlag Karls kein unparteiisches Ja oder Nein abgeben. Ich meinesteils

wäre schon dafür eingenommen. Florenz ist schön, prachtvoll im Frühjahr und Vorherbst, aber wenn es einmal anfängt kühl zu werden, sind diese hohen Zimmer, das Steinpflaster, das Flämmchen da im Herde nicht gemacht, um eine Kälte, wie sie hier zuweilen herrscht, vergessen zu lassen, und was das gesellschaftliche Leben anbelangt, so geht es mir wie Karl — und — ich habe jetzt schon genug. — Nun, was sagst du dazu? — sprich dich aus!" —

„Florenz," sagte der Graf nach einer Weile, „hält mich auch eigentlich nicht zurück, aber — aber — ich versichere dich," fuhr er sehr lebhaft fort, „hättest du jenes Mädchen gesehen und obendrein gesprochen, wie ich, nun, du bliebest gern noch einige Zeit hier." Er stieß mit der Feuerzange an die brennenden Holzstücke, daß Myriaden von Feuerfunken in die Höhe stoben. — „Was geht mich Lucca an?" sagte er laut lachend nach einer Pause, „was kümmern mich die Luccheserinnen?

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh das Schöne liegt so nah."

„Übrigens werde ich dem Ehemann über verschiedene Stellen seines Briefes bedeutend den Text lesen, und nach Umständen im Beisein seiner Frau."

„Bleiben wir also noch die vierzehn Tage hier, wie wir uns vorgenommen," erwiderte lächelnd Alfred, „aber keine Stunde länger, nicht wahr, das versprichst du mir? Wenn du bis dahin nicht reüssiert, so laß das Abenteuer fallen oder überrede deine namenlose Unbekannte, dir nach Neapel zu folgen."

„Mehr Respekt!" sagte mit komischem Ernste der Graf, „die Tochter der hochanständigen und sehr achtbaren Marquisin von St. Auville ist keine namenlose Unbekannte."

Beide Freunde schlugen ein herzliches und lautes Gelächter auf.

„Aber Scherz bei Seite," sprach Alfred, nachdem das Lachen eine Zeit lang gedauert, „nach vierzehn Tagen reisest du mit mir ab — nicht wahr?"

„Allerdings!" versetzte der Graf, indem er aufstand und sich

vor dem Kaminspiegel Halsbinde und Kragen in die Höhe zog, auch unternehmend durch das Haar fuhr. „Selbst, wenn ich bis dahin nicht gesiegt hätte."

„In dem Fall" lachte Alfred, „tröste dich mit jenem Husaren, der zwei Jahre bei einem schönen Mädchen in Quartier lag und zum Ziel gekommen wäre" —

„Wenn er noch vierundzwanzig Stunden hätte bleiben können," setzte der Graf hinzu, indem er sein Bild im Spiegel freundlich und holdselig anlächelte.

Jetzt wurde leise die Thüre geöffnet und der Kammerdiener Alfreds überbrachte einen Brief, der soeben unten abgegeben worden sei. „Es wartet niemand auf Antwort," sagte er und zog sich zurück. Alfred nahm das Schreiben in die Hand, ein kleines, zierlich couvertiertes Briefchen, überschrieben an ihn, Vor- und Zunamen ganz richtig, gesiegelt mit einem unbekannten Wappen.

„Ei, ei!" sagte Alfons, „trifft man dich auf Nebenwegen, Sittenprediger? Ich muß wahrhaftig gestehen, ich bin besser, als mein Ruf, aber bei dir ist dieser bescheidene Ausspruch der schottischen Königin umgekehrt zu nehmen."

„Du siehst mich überrascht," erwiderte Alfred und betrachtete das Siegel, „'s ist eine Damenhand, aber ich weiß auf Ehre nicht, welches weibliche Wesen hier in Florenz an mich zu schreiben hätte."

„So öffne nun den Brief und laß uns sehen!" sagte der Graf.

Alfred riß das Couvert ab und ging mit dem Briefchen an den Tisch. Es waren nur einige Zeilen auf dem Papier und kaum hatte er sie überlesen, so brach er in ein lautes Lachen aus. „Wie heißt auch," fragte er den Freund, „die hochanständige Mutter deiner Angebeteten?"

„Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht!" sang der Graf, setzte aber hinzu: „Madame la Baronne de St. Auville hatte die Gnade, mich zu empfangen."

„Richtig, St. Auville!" fuhr Alfred lachend fort. „Lieber Freund, die schreibt soeben an mich."

„Par exemple! an dich?" rief der Graf und trat zum Tische.

— „Da lies!“ —

„Meine Tochter,“ las der Graf, wünscht Sie, hochverehrter Herr, heute Abend nach elf Uhr bei sich zu sehen. La Baronne de St. Auville. — Wahrhaftig, und an dich überschrieben, das ist seltsam.“ Er nahm bei diesen Worten das Couvert vom Boden auf und sagte mit einem langen Gesicht: „ein Irrtum ist rein unmöglich, es ist dein Name deutlich und richtig.“

„Und doch ein Irrtum!“ versetzte Alfred lustig, „glücklicher Alfons! der Brief, an dich gerichtet, ist an mich überschrieben. Das ist klar wie der Tag.“

„Wieso?“ —

„Nun, nichts klarer als das,“ fuhr Alfred fort, „die Alte hat deine Karte verlegt, oder hast du am Ende, als du unsere Visiten machtest, statt deiner Karte die meinige dort hinterlassen.“

„Teufel, das wäre möglich!“

„Nun, siehst du? Und im anderen Falle hat sie, wie gesagt, deine Karten verloren, liest unsere Namen in der Fremdenliste und schreibt zufälligerweise an mich.“

„Meinst du, daß dem so sein könne?“ fragte zweifelnd der Graf.

„Auf alle Fälle, glücklicher Sterblicher! Also nach elf Uhr, Beneidenswerter!“

„Ich weiß doch nicht recht —“

„Zweifle nicht. Ich habe die Dame nicht gesehen und sie mich ebensowenig, und sollte sie — was rein unmöglich ist — mit mir in irgend einem Zusammenhange stehen, so übertrage ich auf dich feierlich meine Rechte.“

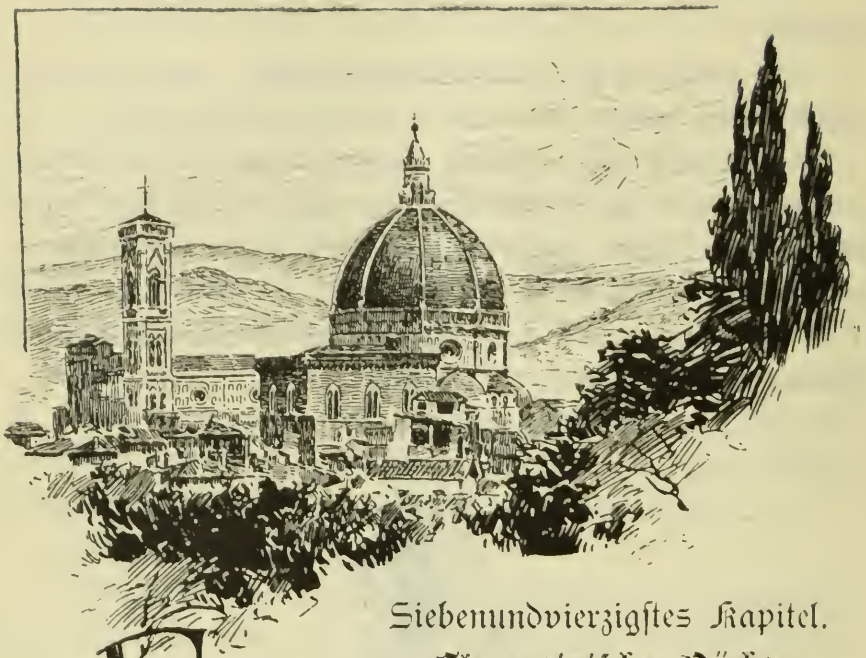
„Topp! es gilt, ich versuche mein Glück! — Doch da ist ja noch eine Nachschrift auf der anderen Seite. — „So unerwartet Ihnen diese Einladung auch kommen mag, so bittet, beschwört Sie meine Tochter, derselben Folge zu leisten und ich setze hinzu: es wird Sie nicht gereuen! Die Obige.“

„Ich werde also hingehen!“ sagte der Graf und steckte den Brief in die Tasche. „Doch besuchen wir vorher ein paar Soiréen. Nicht wahr?“

„Warum nicht?" entgegnete Alfred, „meinst du, ich wolle mich hier langweilen, während du dem schönen Abenteuer entgegenflatterst?"

„So werde ich denn einige Toilette machen," sagte der Graf, „ich bin gleich wieder da." Damit verließ er das Zimmer.

Alfred setzte sich noch einen Augenblick vor das Kaminfeuer und lächelte über den erhaltenen Brief. Es gab eine Zeit, wo es ihm nicht im Traum eingefallen wäre, daß ein an ihn überschriebener Brief einem Anderen gegolten hätte. — „Aber hier," sprach er zu sich selber, „was habe ich mit der würdigen Tochter der Baronin von St. Auville zu schaffen?"



Siebenundvierzigstes Kapitel.

Florentinische Nächte.

Es mochte gegen elf Uhr an dem Abend sein, an welchem unser voriges Kapitel schließt, da meldete der Kammerdiener den beiden Freunden, welche wieder vor dem Kamin Platz genommen, daß der Wagen vorgefahren sei.

Es war ein unangenehmer Novemberabend, ein kalter Wind fegte durch die Straßen von Florenz; wenige Fenster waren zu dieser Zeit noch erleuchtet, und das Leben auf den Straßen beschränkte sich auf einige Kaffeehausgäste, die aus- und eingingen, oder auf ein altes Weib, das noch so spät gebratene Kastanien an irgend einer Ecke feil hielt.

So sehr es der Italiener liebt, in warmer Sommerszeit die halbe Nacht auf der Straße zuzubringen, ebenso sorgfältig zieht er sich vor der Kälte des Herbstes und Winters in seine hohen Zimmer mit Steinboden, vor sein schlechtes Kamin, vor seinen noch schlechteren Ofen und in Ermanglung alles dessen vor ein einfaches Kohlenbecken zurück, um dort erbärmlich zu frieren. Man spürt

aber auch in der That in Italien sechs bis acht Grad Kälte weit mehr und leidet empfindlicher dabei, als wenn es bei uns zwölf bis sechszehn Grade hat.

Auch die beiden Freunde in ihrem Wagen, die sich bei einer gleichen Temperatur in Deutschland mit einem Paletot begnügt hätten, wickelten sich fester in ihre Pelzmäntel, als der Wagen längs des Arno dahinfuhr und über die große Brücke, wohin sie ihr Weg führte, um den Salon der Marquise P. zu erreichen, den sie heute Abend zuerst besuchen wollten.

An dem großen finstern Gebäude mit den stark vergitterten Fenstern, wo der Wagen nun hielt, war nichts Freundliches und Einladendes zu sehen, als allenfalls das riesenhafte Thor, aus welchem heller Schein in die Nacht hinausdrang.

Die beiden eilten durch den Thorweg und wandten sich links zu einer großen Glasthüre, welche bei ihrem Erscheinen von dem Portier ehrerbietigst geöffnet wurde.

Hier sah es freundlicher aus und hier herrschte eine angenehme wohlthuende Atmosphäre. Die elegante marmorne Nebentreppe, welche zu den Gemächern der Marquise führte, endete hier unten auf einem kleinen Vorplatz, glänzend beleuchtet und angenehm erwärmt, wo auf langen Bänken an den Wänden eine Menge reich gallonierter Bedienten saß, der Befehle ihrer Herrschaft gewärtig. Links war die Portierloge, abermals durch eine Glasthüre abgesperrt, auf einem Tische die Lampe mit großem Schirm, daneben der so notwendige, weich gepolsterte Lehnstuhl.

Die Treppe selbst, die Stufen von weißem carrarischem Marmor, das Geländer vergoldetes Gitterwerk mit dem bunten schmalen Teppichstreifen, reich mit Orangenbäumen und blühenden Blumen besetzt, schlang sich wie eine bunte Guirlande in den ersten Stock hinauf; oben Bediente des Hauses, welche unhörbar herbeischlichen und geräuschlos die Flügelthüren zu dem Vorzimmer öffneten, — ein großes Gemach mit dunklen Seidentapeten, einfachen Möbeln von Palisander, ebenfalls dunkel bezogen, das Ganze durch eine schwache Beleuchtung dem Auge wohlthuend, welchem das blendende

Licht des Treppenhauses nach der finsteren Straße einigermaßen weh gethan.

An dieses erste Vorzimmer schloß sich ein zweites, etwas heller gehalten, etwas mehr erleuchtet, mit einem prachtvollen Kamin von weißem Marmor, in welchem freundliche Flammen spielten und die Vorübergehenden zu bitten schienen, seine Einsamkeit zu verscheuchen und ihm Gesellschaft zu leisten.

Aus diesem führten nun rechts und links halb verhängte Thüren in kleine Plauderkabinette, geradeaus aber gelangte man in einen größern Salon, wo eine Menge Gäste in glänzenden eleganten Toiletten versammelt waren. Rechts und links grüßend gingen die beiden Freunde zwischen Bekannten, die ihnen freundliche Worte zuriefen, zwischen Fremden, die ihnen Platz machten, in einen zweiten Salon, wo sich die Dame des Hauses, umgeben von ihren Intimsten und Anbetern, befand.

Die Marquise P., eine Dame von etwas über dreißig Jahren, von der einst alle Welt behauptet, daß sie eine der ausgezeichnetsten Schönheiten von Florenz sei, galt immer noch für eine brillante Erscheinung. Sie hatte eine volle Gestalt, einen auffallend weißen Teint, den man namentlich bei Abend unbedingt bewundern mußte, nicht wissend, wo die Grenzlinie zwischen Natur und Kunst war; dazu dunkle schwärmerische Augen und ein kohlschwarzes Haar, welches ihre Gesichtsfarbe durchsichtig weiß, ja auffallend bleich erscheinen ließ. Doch hätte die Marquise diesem gespensterhaften Teint um alles in der Welt nicht durch einiges Rot nachgeholfen: sie hatte unglücklich geliebt, dann eine Konvenienzheirat geschlossen, und die Bleiche ihres Gesichts machte sich durch diese Erinnerungen doppelt interessant — es war ihre Haus-, ihre Herzensfarbe, die Farbe ihres Gemütes. So sollten Fremde und Uneingeweihte glauben, aber ihre Intimen wußten das schon anders.

Der Salon, in welchem sie sich huldigen ließ und den sie während der Soirée selten oder nie verließ, war ein herrliches, prächtiges und geschmackvoll eingerichtetes Gemach. Die Möbel

von vergoldeter Bronze, bezogen mit weißem, golddurchwirktem Atlas, waren nach Angabe berühmter Künstler gefertigt. Dazwischen befanden sich, eigensinnig ihren unpassenden Platz behauptend, einzelne Prachtstücke: Lehnsessel, kleine Tische, kunstvoll aus schwarzem Holz geschnitzt oder auf Untersätzen mit reichen Samtdecken, kleine niedliche Truhen von Elfenbein, Schildkrot und roten und weißen Korallen. Merkwürdige, seltsame Pflanzen mit einer einzigen Blüte, der Triumph eines Gärtners, der sie vielleicht jahrelang bis zu diesem Augenblick gehegt und gepflegt, verblühten hier in einer Nacht oder wurden während eines Gesprächs von der Herrin gleichgültig abgezupft. Den Boden bedeckten die reichsten Smyrnateppiche und die bekannten dicken persischen Bodendecken, kleine reizende Stücke mit den sonderbarsten Dessins lagen unter Tischen, Sesseln und Fauteuils, drei- und vierfach übereinander.

Die Marquise begrüßte die beiden Freunde auf eine außerordentlich gnädige und herablassende Art. Sie reichte jedem die Hand zum Kuß, verabschiedete mit einer Handbewegung ein paar junge Elegants, die sich einige Minuten mit ihr unterhalten hatten und die sich nun ehrerbietig zurückgezogen, ihre Plätze den beiden Fremden überlassend.

„Ich bin wirklich erfreut, Graf Alfons," sagte die Dame, „Sie bei uns zu sehen; ein artiger Repräsentant Ihrer deutschen Landsleute. Sie sprechen unsere liebe Sprache wirklich erträglich; — hoffentlich bleiben Sie den Winter bei uns? die Saison wird brillant werden."

Der Graf verbeugte sich geschmeichelt und entgegnete: „Für mich, Frau Marquise, hat die Saison in diesem Augenblick ihren Höhepunkt erreicht. Ich finde mich jetzt in Florenz außerordentlich zufrieden, vollkommen beglückt!"

„Graf, Sie lernen gut!" lachte die schöne Frau und dazu belohnte sie ihn durch einen vollen Blick ihres feurigen Auges. „Haben Sie," fragte sie mit bezauberndem Lächeln, „eine Loge in Percola oder werden Sie die meinige mit Ihrem Besuche erfreuen?"

„Ich wollte mich morgen," entgegnete der Graf, „nach einem bescheidenen Winkel in Ihrer Nähe umsehen, doch da Sie so außerordentlich liebenswürdig sind und mir ein Glück in Aussicht stellen, das ich zu hoffen nicht gewagt, so werde ich von Ihrer gütigen Erlaubnis den umfassendsten Gebrauch machen; an den Abenden dagegen, wo ich nicht kommen darf, werde ich bei mir zu Hause bleiben, um über all das gesehene und erlebte Schöne in der Erinnerung zu schwelgen."

„Lassen Sie der letztern Abende nicht zu viel werden!" lachte die Marquise, „Sie sind mir in der That sehr willkommen. Apropos," fuhr sie fort, „man sieht Sie ja wenig in den Cascinen, höchstens auf einige Augenblicke, wenn sich schon alles anschickt, nach der Stadt zurückkehren. Graf! Graf! Man will sogar bemerkt haben, daß Sie zuweilen emsig etwas suchen, alle Wege aufmerksam mustern, in alle Nebenwege blicken." Sie drohte ihm schalkhaft mit dem Finger.

„Ich hatte noch nicht das Glück, gnädige Frau, Sie in den Cascinen zu finden, ich hoffe, man wird mir morgen nicht mehr nachsagen können, daß ich dort etwas vergeblich gesucht, indem Ihre Gesundheit, wie ich mit Entzücken gehört, Ihnen morgen schon wieder gestatten wird, dort die Huldigungen Ihrer Freunde anzunehmen."

„Wollen Sie da hinaus!" sagte lachend die Dame des Hauses, „schämen Sie sich, Graf Alfons, Sie sind ein unausstehlicher Schmeichler!" Ihr Zorn über diese Schmeicheleien war in der That nicht so außerordentlich groß. Sie schlug freilich die Augen nieder, aber nur, um einen Augenblick darnach das angesammelte Feuer mit einem einzigen Stahl auf den unglücklichen Verbrecher zu entladen. Auch entzog sie ihm ihre Hand nicht, die er, um Vergebung flehend, innigst küßte. „Erlauben Sie jetzt," sprach sie nach einer Pause, „daß ich Sie meiner Cousine, der Gräfin N. vorstelle, einer armen jungen Frau, deren Mann von seinen Geschäften in Neapel nicht wegzubringen ist."

Der Graf erhob sich und ließ sich der armen jungen Frau

vorstellen. Eine reizende, blühende Erscheinung. Sie lag neben ihrer Tante in einem weichen, niedrigen Fauteuil und hatte beim Eintritt der beiden Deutschen ihr stolzes Haupt nicht im geringsten erhoben.

Die arme junge Frau mochte zwanzig Jahre alt sein, und zeigte unter dem straffen Atlaskleide die herrlichsten, üppigsten Formen, dazu weiße Schultern, einen schlanken stolzen Hals mit schön gewölbtem Nacken und eine Büste, wie man sie nur bei Römerinnen findet. Sie war von der heiligen Stadt, die entfernte Verwandte eines Kardinals, der es für gut fand, sie außerordentlich auszusteuern und an einen etwas ältlichen neapolitanischen Nobile zu verheiraten.

„Graf Alfons — Gräfin N. — ein sehr artiger deutscher Kavalier!" setzte die Marquise lächelnd hinzu, und auf diese Empfehlung hin wurde der Vorgestellte mit einem Blick beehrt; auch machte die junge Dame einen Versuch, ihren Fauteuil ein wenig gegen ihn zu drehen, was ihr aber wohl nicht gelungen wäre, wenn sie bei diesem schwierigen Geschäfte nicht ein französischer Gesandtschaftssekretär unterstützt hätte, der hinter ihr stand und den Stuhl sanft drehte. Sie dankte für diese Hülfe, indem sie den Kopf und Oberkörper rückwärts bog, und leicht ihr Auge öffnete und wieder schloß. Da hiedurch die Hand des jungen Diplomaten von ihrem Haar sanft berührt wurde, so flammte eine Röte auf seinem Gesicht auf, und er schaute das herrliche Weib eine Sekunde lang mit glühenden Blicken an.

„Es ist mir ein unschätzbares Glück," sagte der Graf, „sogleich bei meiner Ankunft so hoch gewürdigt und Ihnen vorgestellt zu werden. Ich weiß dies Glück zu schätzen."

Die Dame lächelte kaum merklich, doch entgegnete sie mit freundlichem Ausdruck: „Sie waren nie zur Saison in Florenz, überhaupt noch nie in Italien?"

„Sie verzeihen, Gräfin, aber ich habe Ihr herrliches Land mehr als einmal durchreist, das schöne ernste Rom, das göttliche Neapel, habe freilich noch keine Saison in Florenz mitgemacht,

doch fühle ich mich dafür jetzt von meinem freundlichen Schicksal glänzend entschädigt."

Der Franzose ärgerte sich sichtlich über die Komplimente und Zungenfertigkeit des Deutschen, die jener für seine Nation als Monopol betrachten möchte. Doch schien sein Stern für heute Abend hinter diesem Fauteuil untergegangen, er wurde von der Gräfin nicht weiter beachtet, der Graf dagegen von vielen schon mit neidischen Blicken angesehen.

„Haben Sie den Marquis schon gesehen?" fragte nun die Dame des Hauses im gleichgültigsten Tone.

„Ich hatte noch nicht das Glück, Ihrem Herrn Gemahl meine Aufwartung machen zu dürfen, doch hoffe ich sogleich" —

„Lassen Sie's gut sein! Sie werden ihn schon später sehen, er macht draußen eine Partie Whist."

Alfred, der nicht in der Laune schien, den leichten, glänzenden Ball der Konversation aufzufangen und spielend wieder wegzuschleudern, machte neben dem Sessel der Marquise einem Glücklichern Platz und zog sich in den ersten Salon zurück, hier einen Bekannten grüßend, dort ein paar Worte wechselnd, dann trat er zu den Spieltischen.

Es war hier, wenn auch eine ebenso vornehme und glänzende, doch weniger blühende und schöne Gesellschaft. Nur die ältere Generation spielte oder wettete auf die Spielenden, und was zusah, waren uninteressante, schüchterne junge Leute oder ebenfalls ältere Herren, die zufällig keine Partie gefunden. Es wurde größtenteils Whist gespielt, den Point um einen Napoleon, Wetten nach Belieben.

Da saßen Kammerherren, Großwürdenträger der Höfe kleinerer Nachbarstaaten, alte Generale fremder Nationen und einfache Leute in Civil aus guter Familie, aber ohne eigentlichen Charakter. Viel bleiche und gelbe Gesichter waren hier zu sehen, kohlschwarze Haare, die im Schimmer der Kerzen einen rötlichen Schein gaben, eben solche Augenbrauen, denen man ebenfalls künstliche Nachhülfe ansah, dazwischen graues, festes Haar und ebensolchen starken

Schnurrbart, weiße Halsbinden, blaue und schwarze Fräcke, magere Hände mit und ohne Manschetten und Ordensbänder in allen Farben: ein ganzes Firmament von Sternen. Dann ältliche Damen, welche ebenfalls mitspielten, in der größten Toilette, alte Herzoginnen von unermeßlichem Vermögen, mit Blumen und hochfrisierten Haaren, andere mit Brillanten, und das rauschte und funkelte, hustete und räusperte durcheinander, und dazu hörte man Worte von fast allen Zungen Europas. Hier waren Italiener, Russen, Franzosen, Polen, Deutsche vertreten; letzterer waren es nur wenige, auch schauten die meisten derselben zu, fast keiner wettete hoch.

Alfred stellte sich an einen Tisch zu einer Whistpartie, welche mit dem Strohmann arbeitete; ein alter russischer General mit einem breiten roten Gesicht und kurzen grauen Haaren hielt mit einer verlebten Oberfthofmeisterin irgend einer benachbarten Fürstin die Partie gegen einen beweglichen Franzosen, der außerordentlich ruhig, aber eben so unglücklich spielte. Er war soeben groß Schlemm geworden und gab nun, milde lächelnd, die Karten aus. Ihm gegenüber auf dem Platze des Strohmanns saß ein jugendlich aussehender Italiener mit stark gefärbter Perücke, auch hatte er etwas Rot aufgetragen und sah freundlich und zufrieden dem Spiele zu.

„Soll ich die Karten des Strohmanns aufdecken?“ fragte er mit leiser Stimme; „was meinen Sie, Vicomte? Vielleicht schlägt Ihnen dadurch das Glück zu.“

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, beste Excellenz!“ lächelte der Franzose, „rühren Sie meine Karte nicht an, das würde mir entsetzliches Unglück bringen! Ich habe einmal den Aberglauben.“

„Ich auch!“ sagte der russische General und warf einen zufriedenen Blick in seine Karten, nachdem Pique zu atout gemacht war, von welcher Farbe er die Hand voll hatte.

„Überhaupt,“ sprach freundlich der Franzose, „kosten mich Euer Excellenz eine schöne Summe, denn abgesehen von den Wetten, die ich gegen Sie verloren, bringen Sie mir als Zuschauer die schlechtesten Karten.“

Alles lachte.

„Da sehen Sie nur! Kein Trique im Blinden, zwei kleine atout, gar keine Handkarten. — Ich bin ein ruinierter Mann.“

Das Spiel begann und der Strohmann entging mit Mühe einem abermaligen Schlemm. Er zahlte auf die freundlichste und liebenswürdigste Art rechts und links seine Wetten, dann stand er auf, um seinem Nachfolger, dem russischen General, Platz zu machen. Diesen ersetzte ein anderer.

„Ich sollte Ihnen, General, sagte er lachend, „nicht zu noch größerem Glück behülflich sein, aber ich will es doch thun, indem

ich unsere Excellenz da entführe. Der schaut Ihnen das größte Unglück in die Karten hinein. Kommen Sie, Excellenz, ich vergebe Ihnen. Aber thun Sie mir dafür den einzigen Gefallen und sehen Sie mir niemals wieder in meinen Strohmann, ich bin auf Ehre nicht reich genug, Sie als Zuschauer zu bezahlen."

Lachend traten die Beiden, Arm in Arm, an einen andern Spieltisch, wo drei Damen mit einem Herrn eine Partie l'hombre machten.

„Wie geht's Euer Durchlaucht?" fragte der Franzose eine dicke italienische Prinzessin.

„Sehr schlecht den ganzen Abend," war die Antwort, „doch ich glaube, Sie bringen mir Glück, Vicomte. Sehen Sie, das scheint mir keine schlechte Karte, was glauben Sie, ich will ein Schlemm ansagen. Meinen Sie nicht auch?"

Der Vicomte durchflog die Karten. „Das habe ich mit einem ähnlichen Blatt schon hundertmal gethan," sagte er ruhig.

„In der That?"

„Allerdings!"

Über die Züge des Vicomte flog ein leichtes, sonderbares Lächeln, dann trat er mit der italienischen Excellenz in das Nebenzimmer, glitt gewandt zwischen den Umherstehenden und den Sesseln bis zur Dame des Hauses — und man sah an der Art, wie ihm alles Platz machte, daß er der Intime und Begünstigte war — und flüsterte ihr einige Worte in die Ohren.

„Köstlich!" sagte sie und blickte forschend in das Spielzimmer.

Dort hustete und räusperte es wie bisher und zuweilen hörte man eine Karte auf den Tisch fallen. Plötzlich aber wurde die Stimme der Prinzipessa laut. „Das ist ja erschrecklich!" rief sie ärgerlich. „Vicomte! — wo ist der Vicomte?" —

Es wurde draußen ein Stuhl gerückt, und die Marquise sagte lachend zu dem Franzosen: „ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie hinaus, sonst macht sie wahrhaftig hier eine Scene!" Er eilte geräuschlos in das Spielzimmer zurück.

„Aber das sind schöne Geschichten!" rief ihm die Fürstin entgegen und ihr Gesicht erschien sanft gerötet. „Ich sage meinen

Schlemm an, ich wette auf meine Karten ganz entsetzlich und mache keinen Stich. Und das alles auf Ihren Rat, auf den Rat eines der vorzüglichsten Spieler."

„Ich wüßte doch nicht!" entgegnete unbefangen der Vicomte, „daß ich Euer Durchlaucht eigentlich dazu geraten hätte!"

„Aber habe ich Sie nicht gefragt, Vicomte, ob ich auf diese Karten nicht einen Schlemm ansagen könne?"

„Allerdings!"

„Und haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie das mit ähnlichen Karten hundertmal gethan?"

„Allerdings!"

„Und doch habe ich die ganze Partie verloren, keinen Trique gemacht. O das war ein schlechter Rat!"

„Verzeihen mir Euer Durchlaucht, ich habe mir nur zu sagen erlaubt, daß ich mit ähnlichen Karten schon hundertmal dasselbe Spiel gespielt; aber Spielen und Gewinnen ist zweierlei; auch ich habe es alle hundertmal verloren."

„Pfui, Vicomte, Sie sind ein Jesuit!" sagten die andern Damen und die Prinzipessa mischte erzürnt ihre Karten. Aber an allen Tischen wurde über diese Geschichte beifällig gelächelt, denn die Prinzipessa war als ungeheuer geizig bekannt.

An einem dritten Spieltische in demselben Zimmer, in einer heimlichen Ecke des Gemachs, wo ein junger Bachus, ein Meisterwerk Teneranis, aus carrarischem Marmor, halbversteckt zwischen grünen Gesträuchen stand, spielten zwei interessante jüngere Damen mit zweien Dienern der hohen Kirche: einem eleganten neapolitanischen Abbate, und einem römischen Monsignore eine Partie à quatre. Das Spiel war gering, die Wetten dabei die Hauptsache. Es stand viel Gold auf dem Tische, welches, wie natürlich in guter Gesellschaft, ohne irgend eine Bewegung zu verursachen, bald auf diese, bald auf jene Seite rollte. Die eine der Spielerinnen, eine Spanierin mit wachsgelbem Teint, pechschwarzen Augen und Haaren sah ziemlich fatigiert aus und spielte und wettete mit großem Glück. Der neapolitanische Abbate verlor gegen sie und

schob ihr die größten Gewinnste mit einer außerordentlichen Freundlichkeit zu.

Der Vicomte, der mit Alfred, den er schon von früher kannte, hinter die Spielenden getreten war, flüsterte diesem zu: „sehen Sie nur, wie glücklich es den guten Neapolitaner macht, auf solch geschickte Weise sein Geld anzubringen. Jetzt hat er wahrhaftig sogar das Doppelte von dem bezahlt, was er schuldete."

„Sie wird es nicht gemerkt haben," entgegnete Alfred.

„Ich glaube wohl!" fuhr der Vicomte fort, „unter andern Verhältnissen könnte man fast glauben, sie spielten aus und in eine gemeinschaftliche Kasse. Le pauvre abbé! — Aber er ist unermeßlich reich."

„Und wer ist die Dame?" fragte Alfred.

Der Vicomte zuckte mit den Achseln. „Aus einem unbekannten spanischen Hause!" sagte er eigentümlich lachend, „und jene italienische Excellenz, mit der ich vorhin von dem Spieltische wegging, nennt sie seine Gemahlin. — Aber es ist erstaunlich, wie der junge hübsche Mensch da sein Geld wegwirft! — Der gesunde blühende Monsignore da versteht es schon anders. Sein Goldhaufen vermehrt sich zusehends und es ist wahrhaftig zum Lachen, mit welch' freudigem Gesicht ihm die deutsche Baronesse das Geld zuschiebt. — O Welt! o Welt!"

Er trat einen Schritt zurück und zog Alfred mit sich bis hinter die grünen Gesträuche, wo sie, auf einem Sofa Platz nehmend, die Spielgesellschaft im Auge behielten.

„Man könnte von jedem und von jeder der Spielenden dort einen nicht uninteressanten Roman schreiben, man brauchte dabei nicht viel zu erfinden, sondern sich ganz einfach an ihr vergangenes Leben zu halten und es mit seinen kleinen und großen Vorfällen, seinen Intriguen, seiner Freude und seinem Jammer, seinen Hoffnungen und Täuschungen niederschreiben."

Es war aber auch in der That eine äußerst merkwürdige Gruppe interessanter Gesichter dort um den Spieltisch versammelt. Namentlich aber fesselte eine Dame die Aufmerksamkeit Alfreds

in hohem Grade. Dieselbe saß auf der andern Seite des Gebüsches in welchem der Bachus stand, oder vielmehr lag sie da in einem niederen Fauteuil, fast zu den Füßen des Gottes, eine erhitzte, liebeglühende, ermattete Bachantin.

Ein prachtvolleres Haar, dunkel gefärbt, welches das glühende Gesicht umgab, konnte man nicht sehen. An der Fülle und dichten Masse desselben war alle Kunst vergeblich und der Friseur war nicht im stande, etwas zierlicheres daraus zu formen, als einen Kranz von dicken Flechten, welche den Hinterkopf umgaben, und zwei glänzende Bandeaux von übermäßiger Breite, welche die frischen blühenden Wangen in einer sanften Wellenlinie einrahmten. Dichte Augenbrauen wölbten sich über einem herrlich geformten Auge, dessen tiefe Glut und lodernder Brand glücklich durch auffallend lange Wimpern bedeckt und gemildert wurden. Dazu hatte die Dame frische, etwas trotzig aufgeworfene Lippen, weiße Zähne, und alles an ihr war Natur — hier eine große Seltenheit. Wie voll und weiß war ihr entblößter Arm, ebenso die Schultern, welche von letzteren durch einen unbedeutenden Teil des Oberkleides getrennt waren. Um ihren Nacken und die Brust lief eine breite Reihe der kostbarsten und zierlichsten Spitzen, die sich bei jedem Luft- und Atemzuge hastig emporhoben und mehr den Blick anzogen, als daß sie ihn abgeleitet hätten.

Sie war sich aber auch ihrer vollen gefährlichen Schönheit wohl bewußt, und ihre Lage in dem Fauteuil eine ausgesucht verführerische.

Hinter demselben lehnte ein junger Mann, der für sich selbst und sie zu spielen schien. Er hielt eine kleine Börse in der Hand, aus welcher er seine und ihre verlorenen Wetten bezahlte, doch achtete er nicht sehr auf das Spiel, folgte aber mit vielsagendem Blick jeder Bewegung seiner Partnerin. Kaum warf sie den Kopf ein wenig empor, so beugte er den seinigen tief hinab, um ihre Befehle und Wünsche zu vernehmen.

Der junge Mann, welcher auf diese Art mit ihr spielte, mochte an die Dreißig sein; seine Kleidung, sein Benehmen zeigte an, daß er der guten Gesellschaft angehörte.

„Es ist eine Lucchese," sagte der Vicomte, der die fragenden Blicke Alfreds sah, „er hat eine der niedlichsten kleinen Frauen, die man sehen kann, und spielt sich hier um das ganze Glück seines Lebens, ohne etwas davon zu haben."

„Verzeihen Sie mir, Vicomte," erwiderte Alfred, „letzteres ist mir unwahrscheinlich, denn er scheint mir hier der Begünstigte zu sein."

„Es scheint nur so, lieber Baron. Das ist eines der merkwürdigsten Weiber und hat sonderbare Sachen erlebt. — Die drei da spielen heute aber wieder die eigentümlichste Komödie, welcher ich zuzuschauen je das Glück hatte."

„Welche drei?"

„Nun, die Dame, der Marquis hinter ihrem Stuhl und jener junge blühende Mensch, ein kleiner östreichischer Husarenoffizier, der dort anscheinend so unbefangen hie und da einen Napoleon gegen die Beiden hält. — Ich versichere Sie: ein kleiner verfluchter Kerl!"

„Aber was hat er mit der Dame zu schaffen?"

„Außerordentlich viel. Doch weiß das so eigentlich niemand als ich, der ich mir ein Vergnügen daraus mache, zuweilen hier in dieser Gesellschaft den sehr aufmerksamen Beobachter zu machen," entgegnete der Vicomte. „Sie sind ein diskreter Mensch und werden das Geheimnis Ihres Landsmanns zu bewahren wissen. Der Husar, ein bildhübscher junger Mensch, von gutem Hause, gewandter Reiter, hat das Herz jener Dame vollkommen eingenommen, und aus dem einfachen Grunde, weil man ihn zuvor vor ihr gewarnt hatte, er sie anfänglich aufs sorgfältigste mied, und sie deshalb alles daran setzte, ihn zu gewinnen. Das gelang ihr natürlicherweise und da es ihr gelungen war, schämte sich der junge Deutsche, seine Niederlage einzugestehen, und auch sie findet diese Liebe so en secret deliciös und —"

„Und der Lucchese?" —

„Hat zu Haus, wie gesagt, eine charmante Frau, der bis jetzt nichts nachzusagen ist. Doch spielt hier eine etwas dunkle Geschichte,

die Sie für unglaublich halten, aber dennoch ist sie wahr. Ein früherer Liebhaber, jetzt Freund der schönen Dame da vor uns, hat sich in die Frau des Lucchesen aufs heftigste verliebt, und weil in dieser Welt die eine Hand die andere wäscht, so spannt hier die Freundin den Gemahl an ihren Triumphwagen und fesselt ihn, damit der Freund in Lucca freie Hand bei den Bewerbungen um die kleine charmante Frau hat."

„Aber das ist ja unerhört!" sagte Alfred erstaunt.

„Das möchte ich gerade nicht behaupten," bemerkte der Vicomte trocken, „aber wie gesagt, es können für den Lucchesen die unangenehmsten Dinge daraus entstehen."

„Aber man sollte ihn warnen!" meinte Alfred.

„Da sieht man den unbefangenen Deutschen!" lachte der Vicomte. „Als wenn jeder nicht hier vollkommen genug mit sich selbst zu thun hätte! Ich versichere Sie, bester Baron, wenn man sich einigermaßen in die hiesige Welt hineinlebt, kann man zu häufig gezwungen werden, Degen und Pistolen für eigene Rechnung in die Hand zu nehmen, und man thut wahrhaftig besser, sich nicht in anderer Leute Händel zu mischen."

„Aber wer ist diese schreckliche Frau?" fragte Alfred.

„Diese schöne schreckliche Frau," entgegnete der Vicomte, „ist ein außerordentlich liebenswürdiges und sehr gebildetes Weib — eine Polin. Sie ward durch ein seltsames Unglück, nachdem sie wenige Tage mit ihrem Manne gelebt, eine jungfräuliche Witwe."

Alfred sah den Vicomte erstaunt und fragend an.

„Von einer habgierigen Mutter gezwungen," fuhr dieser ruhig fort, „wurde sie an einen ältlichen Sarmaten verheiratet, der ein unermeßliches Vermögen besaß und stark gelebt hat. Es müssen da seltsame, unerhörte Dinge geschehen sein, denn wenige Tage nach der Hochzeit stürzte der Pole eines Nachts aus dem Schlafgemach und — — erschoß sich im Nebenzimmer. Sie war damals ein junges, unerfahrenes, unschuldiges Wesen von vielleicht achtzehn Jahren. — Nach dem Tode ihres Gemahls wurde sie die Erbin

seiner immensen Güter und reist seit der Zeit zu ihrem Vergnügen in der Welt umher. — Aber jetzt, bester Baron, achten Sie genau auf das interessante Spiel, das uns die drei gratis aufführen. Sehen Sie, der junge Husar scheint sich um die ganze Gesellschaft nicht zu bekümmern und nur auf sein Spiel zu achten.

Doch bemerken Sie wohl, wie er seinen Napoleon hie und da zu seltsamen Figuren zusammenlegt und dann einen scheinbar gleichgültigen Blick auf seine Gegnerin wirft."

Alfred, so aufmerksam gemacht, bemerkte nun in der That an kleinen Zeichen, Winken mit den Augen und dergleichen Kleinigkeiten, daß hier ein Einverständnis obwalte. Doch schien sich die Dame nur mit dem Lucchesen hinter ihrem Stuhle zu beschäftigen. Jetzt wandte sie das glühende Gesicht freundlich zu ihm empor,

und als er sich hastig zu ihr hinabbeugte, flüsterte sie ihm einige Worte zu, die ihn augenscheinlich sehr glücklich machten.

Der junge Husarenoffizier blickte unterdessen unbefangen in die Karten von Monsignore und machte ihm einen scherzhaften Vorwurf, daß er zu sparsam mit atout umgehe, und dadurch das Spiel und seine Wetten verlieren würde. Nachdem er dies gesagt, legte er einen Napoleon bedeutsam vor sich auf den Tisch.

Der Vicomte sagte mit leiser Stimme: „Ein Uhr!"

Die Polin in ihrem Fauteuil nahm hierauf langsam ihr Blumenbouquet in die Höhe, das an der kleinen goldenen Kette eines Bracelets hing, führte es einmal an ihre Lippen, und als sie zum zweitenmal daran riechen wollte, hielt sie auf halbem Wege inne und ließ die Blumen dann wieder neben sich hinabfallen.

„Ein und ein halb," bemerkte der Vicomte lächelnd, „oder halb zwei, — glücklicher junger Mensch!"

Unterdessen ging das Spiel seinen Gang fort; der Abbé verlor, Monsignore gewann, und die andern drei spielten kleine Spiele und alles schien befriedigt. Soeben hatte die Polin eine Kleinigkeit gewonnen, und reichte die Goldstücke mit einem süßen Lächeln ihrem Partner in die Höhe, der sie mit strahlendem Gesichte annahm. Dabei berührte seine Hand die ihrige, er zitterte und faßte die Napoleon etwas ungeschickt. Eines der kleinen Stücke fiel wieder herab auf ihre weiße Schulter, doch da sich das blanke Gold auf der kühlen glatten Fläche nicht zu halten vermochte, so rollte es weiter hinab und verschwand mit Blitzesschnelle zwischen Brillanten, Blumen und Spitzen. Die Dame schreckte durch diese Berührung kaum merklich zusammen, und der Vicomte sowie Alfred blickten aufmerksam auf ihre Mienen. Einen Augenblick nachher, nachdem eine dunkle Röte, die auf ihrem Gesicht aufflammte, wieder langsam verschwunden war, blickte sie holdselig lächelnd in die Höhe und ihre Blicke trafen die des Lucchesen und verwirrten ihn augenscheinlich dergestalt, daß er beinahe die ganze Börse hätte fallen lassen. Die Dame aber wandte sich ruhig dem Spiel

wieder zu und nahm nach einiger Zeit gelassen ihren Blumenstrauß wieder in die Höhe, mit welchem sie dasselbe Manöver wie vorhin machte.

Der junge Offizier sagte lustig lachend: „Monseigneur, dies Spiel soeben mußten wir verlieren, coeur war atout;“ und der Vicomte nahm gelassen eine Prise und bemerkte ruhig lächelnd zu Alfred: „welch süßer Lohn — verlierend zu gewinnen!“ —

Achtundvierzigstes Kapitel.

Florentinische Nächte.

In den andern Teilen des Appartements der Marquise spielten kleine Intriguen ähnlicher Art: doch da wir zu den wenigsten einen Schlüssel besitzen und wir uns vor allem der Wahrheit und Genauigkeit zu befleißigen die größte Mühe geben, so muß sich der geneigte Leser mit dem begnügen, was wir imstande sind, ihm mitzuteilen.

Graf Alfons hatte unterdessen bedeutende Fortschritte in der Gunst sowohl der Marquise, als namentlich auch in der der armen jungen Frau aus Neapel gemacht. Obgleich es bereits elf Uhr vorbei war, so schien er nicht an das ihm gegebene Rendezvous zu denken. Er plauderte und lachte, erzählte lustige Geschichten und ließ sich ähnliche wieder erzählen, wurde allen anwesenden Damen vorgestellt, gefiel außerordentlich, erregte den Neid sämtlicher Herren und amüsierte sich durch alles dieses unbeschreiblich.

Der Vicomte und Alfred machten eine Partie Billard, und obgleich ersterer ein großer Meister darin war, verlor er doch be-

ständig, denn er schien außerordentlich zerstreut und beobachtete mehr die Aus- und Eingehenden, als den Gang des Spieles. Plötzlich legte er das Queue nieder, faßte Alfred am Arm und sagte mit leiser Stimme, aber hastig: „kommen Sie, bester Baron, mir scheint, wir erleben zu der Komödie von vorhin einen letzten, aber ernsten Akt. — Die Weiber sind doch ein unbesonnenes Geschlecht und wir Männer entsetzlich leichtsinnig. Es ist traurig, in einer solchen Welt leben zu müssen."

„Aber was haben Sie, bester Vicomte?" fragte Alfred erstaunt, „ich bemerke nichts außergewöhnliches — Lachen, Flüstern in den Spielzimmern, wie bisher, laute Konversation im Salon; ich glaube wahrhaftig, Sie sehen Gespenster."

„Zuweilen," sagte ernst der Vicomte, „aber mich bekümmert die Geschichte mit dem Luccheſen. Erstens nehme ich Anteil an dem Schicksal seiner Frau, ohne sie zu kennen, und dann bin ich ferner so lange unsichtbarer Zuschauer gewesen, daß mich jede neue Scene außerordentlich interessiert."

„Wie das?" —

„Sie bemerkten im Eifer des Spiels nicht, bester Baron, wie unsere Polin soeben anscheinend ganz absichtslos durch das Billardzimmer dem kleinen Plauderkabinette zuschritt, das so reizend versteckt am Ende des Appartements liegt. Aus dem Spielzimmer drüben sah ich den deutschen Offizier ebenfalls dahin eilen, nachdem er sich vorher überzeugt, daß der Luccheſe mit der alten Principeſſa dort drüben in ein eifriges Gespräch verwickelt scheint, und sie ist bekannt dafür, Jemand, den sie einmal fest hat, nicht so bald wieder los zu lassen. Aber obschon der Italiener angelegentlich spricht, hat er eben so gut bemerkt, wie ich, wohin die Angebetete ihre Schritte lenkte, und er wird, ahnungslos auf ein süßes Geplauder rechnend, sogleich ebenfalls dorthin eilen. — Kommen Sie, Baron."

„Ei, ei, Vicomte," sprach Alfred lachend, „Sie sagten mir doch vorhin, man solle sich nicht in solche Geschichten einmischen."

„Ma foi!" entgegnete dieser ungeduldig, „das ist was ganz

anderes, so und so, wir wollen kein rencontre zu stande bringen, aber vielleicht eines verhüten. Treten wir zugleich mit Ihrem unbesonnenen Landsmanne, der noch nicht zu wissen scheint, daß es gefährlich ist, einen verliebten Italiener zu necken, in jenes Kabinett, so wird er unbefangen mit der Dame plaudern, im andern Falle aber — — doch kommen Sie, der Lucchese scheint gelangweilt und hat schon ein paarmal um sich geblickt."

Das Plauderkabinett in den Appartements der Marquise war in der That zu heimlich gelegen und ein allerliebstes reizendes Gemach. Es war eigentlich ein kleines Glashaus am Ende der Zimmer neben einer Terrasse, die in den Garten hinabführte; ein allerliebster Wintergarten, der den Vorteil hatte, daß man abends von den finsteren Scheiben nichts bemerkte, indem die Terrasse, welche ihn umgab, dicht mit Orangen und Citronen besetzt war, die sich in das Glashaus lehnten, und vom Nachtwinde bewegt, mit ihren grünen Blättern und gelben Früchten freundlich durch die Scheiben nickten.

In diesem Wintergarten befanden sich die schönsten und reich blühendsten Blumen, aufs geschmackvollste arrangiert, und kleine Ruheplätze mit schwellenden Divans und niedrigen Fauteuils, abgesonderte Winkelchen bildend, die es möglich machten, daß sich mehrere Partieen hier ungesehen aufhalten konnten. In der Mitte plätscherte ein aus einem weißen Marmorbecken springendes Wasser und murmelte und koste so laut mit den hereinnickenden Blumen, daß die Plauderer ihre Stimme ziemlich laut erheben konnten, ohne sich den Nebensitzenden zu verraten.

Diese Einrichtung war außerordentlich sinnreich, ebenso die Beleuchtung: kein aufdringlich flammendes Licht zerstreute hier die Phantasie, die Helle fiel von außen oben herab durch die Glasscheiben und durch ein Netz von Schlingpflanzen gedämpft so anmutig, ja heimlich herein, daß man glaubte, in einer dichten Laube zu sitzen, die vom sanften Strahl des Mondes erhellt, der das Schöne nur ahnen, aber nicht deutlich sehen läßt.

Die Polin betrat dieses Gemach und stützte ihre Hand auf

den Marmorbrunnen, gedankenvoll in das klare sprühende Wasser niederblickend. Der junge Offizier, der ihr rasch gefolgt war, trat zu ihr hin, legte seine Hand auf ihren vollen Arm und sagte leise und hastig: „Eleonore, ich bin zu glücklich, mein Herz ist zu voll, ich vermag es nicht, länger so kalt an dir vorüberzugehen, mit dir zu sprechen im gewöhnlichen Tone; sage mir ein einziges, liebendes, ein einziges freundliches Wort, nur ein einziges aus deiner vollen blühenden Seele, gieb' mir nur einen Blick, ich will daran zehren, bis —"

„Entsetzliche Ungeduld!" lachte das schöne Weib, und ein unendlich inniger und verlangender Blick brach aus ihren Augen, doch setzte sie hinzu, indem sie forschend um sich blickte: „mein süßer Arthur, du bist wieder einmal sehr unbesonnen, man braucht in diesen Appartements nicht gerade in ein Glashaus zu treten, wie hier, um von der ganzen Welt beobachtet und gesehen zu werden. — Sei ruhig, mein Herz."

„Nun, ich muß doch gestehen," entgegnete lustig der junge Offizier, „daß ich es an Ruhe heute Abend nicht fehlen ließ. Dir, meine geliebte Eleonore, so stundenlang gegenüber zu sitzen, deinen entsetzlichen Tändeleien zuzuschauen, und dabei vollkommen ruhig und gleichgiltig zu erscheinen, sich mit keinem Blick zu verraten, das kann nur —"

„Ein Deutscher!" lachte die Polin, „allerdings! — Und wie liebe ich dich dafür! Aber noch einmal: sei vorsichtig, lasse meine Hand. — — Aber was thust du, mein kleines Herz?"

„Nun, deinen Arm will ich küssen, hier einmal in der mißgünstigen neidischen Welt, vor aller Augen und doch heimlich, nur einen einzigen, innigen, warmen Kuß!"

Er beugte sich schnell auf ihren Arm nieder, und als sie seiner Tändelei zusah, berührten ihre roten frischen Lippen schnell wie der Blitz sein blondes Haar, und sie sagte leise flüsternd: „laß' gut sein, Arthur, ich kenne deine Küsse. Sie lassen flammende Spuren zurück. Spare sie auf, mein Kind, man beobachtet uns hier." — — — —

„So ist's, Signora sagte eine tiefe Stimme mit zitterndem Tone und als die Donna erschrocken aufblickte, sah sie den Luccheſen vor sich stehen, der hinter einem Gebüsch aufgetaucht war und sie mit einem entsetzlichen Blick anstarrte.

Ihre erste Bewegung war, mit ihrem einen Arme das Haupt des jungen Offiziers zu decken, als drohe demselben etwas fürchterliches. —

„So ist's, Madame!" wiederholte der Italiener, „man beobachtet Sie in der That und man hat ein Recht dazu."

„Ein Recht?" sagte die Dame, und der junge Offizier, der sich rasch emporrichtete und auf den Luccheſen zutrat, sprach ebenfalls mit heftigem Tone: „ein Recht, mein Herr?"

„Entweder habe ich ein Recht, Signora, und dann ist dieser junge Herr ein Unbescheidener, ein Zudringlicher, den ich werde zu bestrafen wissen, — oder," setzte er hinzu, mit den Zähnen knirschend, „habe ich kein Recht, und dann sollen Sie mir Rede stehen, Madame, für das — Spiel, das Sie mit mir getrieben und jener soll es auch, bei Gott! —"

Die Dame wollte antworten, doch der junge Offizier winkte ihr mit der Hand und sagte, indem er noch einen Schritt vortrat: „ich bitte Sie, Madame, sprechen Sie kein Wort, es ist dies eine Sache, die mich allein angeht, die ich herbeigeführt, die ich allein und mit Freuden ausfechten will."

„Vorderhand, Signor," entgegnete der Italiener, wünschte ich von der Dame selbst eine Antwort, und dann erst werde ich mich an Sie wenden. — Hat dieser Herr," fuhr er mit einer leisen, aber fürchterlich erregten Stimme fort, „ein Recht, das Recht — sich zu Ihrem Verteidiger aufzuwerfen? Ich beschwöre Sie, antworteten Sie mir!" — — — —

„Ja!" sagte die Dame nach einer Pause.

Das Gesicht des Luccheſen nahm bei diesem einzigen Worte einen fürchterlichen Ausdruck an. Die gelbe Farbe desselben spielte ins aschgraue, und seine Augen, rot unterlaufen, vergrößerten sich auf eine entsetzliche Art und nahmen einen wilden Ausdruck an.

„Ah maledetto!“ brach er nach einer kurzen, peinlichen Pause los und mit einem so schrillen Tone, daß man es in dem anstoßenden Zimmer hören mußte. Er ballte die Faust, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke der Vicomte mit Alfred in das Glaskabinett getreten wären und sich ersterer, als besonnener, kluger Mann, rasch zwischen die Streitenden geworfen hätte. „Meine Herren,“ sagte er mit leiser, eindringlicher Stimme, „Sie sind beide Männer von Ehre, von gutem Ton. Ich bitte, ich beschwöre Sie, keinen Skandal, kein öffentliches Ärgernis; Geben Sie sich nicht fremden Augen und Ohren Preis!“

„Ah, Vicomte!“ hauchte der Luccheſe hervor, und man sah ihm an, daß er ein gewaltiges Weh kräftig niederzudrücken versuchte; „ah, Vicomte, mir ist entsetzliches geschehen!“ Er faßte krampfhaft die Hand des ihm nicht unbekannten Franzosen, und zwei Thränen flossen über sein eingefallenes Gesicht herab.

Alfred hatte sich unterdessen mit dem jungen Offizier beschäftigt und bat die Dame in dem ehrerbietigsten und höflichsten Tone, für einen Augenblick das Kabinett zu verlassen. Er begleitete sie bis an die Thüre desselben, und sie entfernte sich, obgleich widerstrebend.

Glücklicherweise hatten sich die Spieler in den inneren Salon zurückgezogen und deshalb nichts von dem Wortwechsel vernommen.

„Sie erlauben mir,“ sagte in dem Glaskabinett der Vicomte, „Ihnen, meine Herren, hier meinen genauen Bekannten, den Baron Alfred von C., vorzustellen, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, seinem Landsmanne zur Seite zu stehen, während ich mit Ihnen,“ — er wandte sich an den Luccheſen — „darüber sprechen will, wie sich diese unangenehme Geschichte vielleicht ausgleichen läßt.“

Bei dem Worte „ausgleichen“ schüttelte der Italiener heftig die Hand gegen den deutschen Offizier, ließ sich aber von dem Franzosen in eine Ecke des Kabinetts führen, wo sie lang und eifrig mit einander sprachen. Doch schien alle Überredungskunst des Vicomte nicht das gewünschte günstige Resultat zu erzielen.

Er stand nach einer Viertelstunde auf, näherte sich dem jungen Offizier und bat ihn, auf Morgen mit Tagesanbruch Zeit und Ort zu bestimmen, sowie die Waffen zu wählen. Der Deutsche aber versicherte, dies nicht thun zu können, sondern sämtliche Arrangements seinem Gegner überlassen zu müssen.

Nach einer kurzen Unterredung war dies der Lucchese zufrieden und willigte sogar in den Vorschlag des Vicomte, den Sekundanten seines Gegners, Alfred von C., mit sich nach Hause zu nehmen. Der vorsichtige Franzose, ein vollkommener Ehrenmann, fühlte, da er namentlich die Verhältnisse kannte, das große Unrecht, das dem Italiener geschehen, und hatte sich vorgenommen, während der Zeit, welche sein Gegensekundant bei demselben zubrachte, den jungen Offizier über manches aufzuklären, was dieser nicht gewußt.

Der Lucchese, der in einem Zustande vollkommener Abspannung war, blieb mit gefalteten Händen in seinem Winkel sitzen, und indessen eilte Alfred in den Salon hinaus, um den Grafen Alfons mit wenig Worten von der vorgefallenen unangenehmen Geschichte in Kenntnis zu setzen.

Glücklicherweise kam ihm dieser schon unter der Thüre des Spielzimmers eilfertig entgegen: er hatte gerade seine Uhr eingesteckt und sagte lachend: „ich habe mich leichtsinniger und unverantwortlicherweise über die Zeit verspätet, es ist schon halb zwölf. Was wird die schöne Tochter der sehr nobeln Marquise von St. Auville von mir denken! — Aber du machst ja ein merkwürdiges Gesicht, Alfred — was ist dir begegnet? — Bereutest du vielleicht, daß ich unter deiner Firma zu dem Rendezvous gehe? — In dem Falle trete ich dir zu Liebe gerne zurück.“ —

Der Graf war nicht wenig überrascht, als er von der Geschichte erfuhr, worein sein Freund so unvermutet verwickelt worden. — „Eine Nacht reich an Vorfällen,“ sagte er nachdenkend, „ich möchte wohl lieber nicht dahin gehen.“

„Warum?“ entgegnete Alfred; „du kannst mir und der Sache nichts nützen, und es ist wahrhaftig besser, daß ich vielleicht morgen beim Austausch unserer Erlebnisse etwas fröhliches, heiteres erfahre.“

„Eigentlich hast du recht," sagte der Graf. „Allons! kann ich den Wagen nehmen, oder brauchst du ihn selber?"

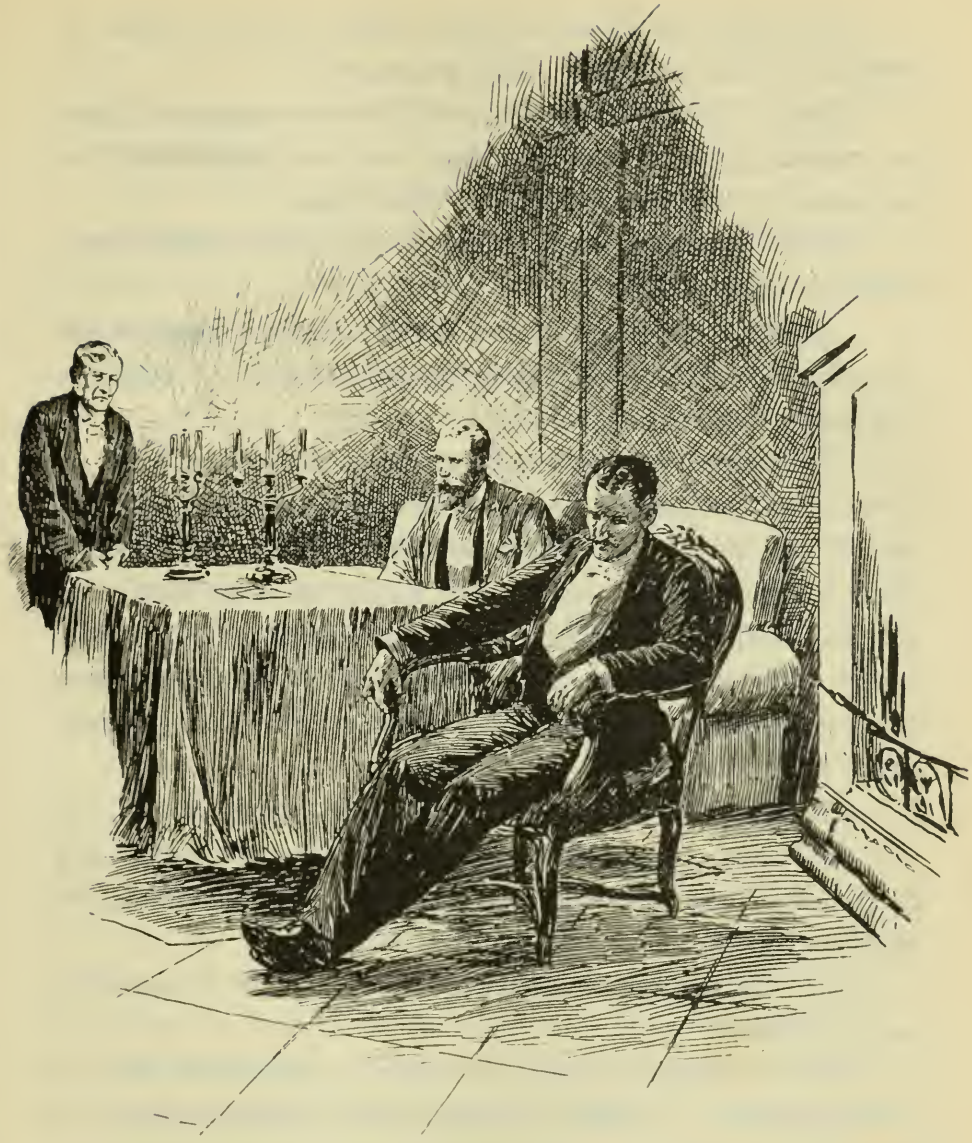
„Nimm' ihn auf alle Fälle," antwortete Alfred, „ich muß ja doch mit dem Lucchesen fahren. — Also auf Wiedersehen morgen früh!"

Der Graf warf im Vorzimmer, ein Liedchen summend, seinen Mantel um und eilte die glänzende Marmortreppe hinab, während Alfred in den Salon trat, um noch hie und da unbedeutende Worte zu sprechen und sich alsdann unbefangener und ohne Aufsehen zu erregen, entfernen zu können.

Die Polin saß da, im vollen Glanze ihrer Schönheit, neben der armen jungen Frau aus Neapel, lachte und plauderte mit einigen jungen Herren, und man sah es ihr durchaus nicht an, daß sie vor kurzem Ursache geworden, daß ein paar hier sehr wohlbekannte Männer nach ein paar Stunden im Begriff waren, ihr Blut vielleicht gegenseitig für sie zu vergießen. —

Alfred bestieg mit dem Lucchesen dessen Wagen und beide fuhren nach einem entfernten Stadtteile, wo letzterer seine Wohnung hatte, ein mächtiges, finsteres Gebäude mit fünf Stockwerken, die nach der Straße zu öde und tot erschienen; nur im Hofe bemerkte man in den verschiedenen Etagen hie und da noch ein Licht.

Der Lucchese wohnte im zweiten Stock; ein alter Diener öffnete schweigend die Vorthüre und geleitete nach einem tiefen Bücklinge den Herrn und seinen Gast nach einem großen Zimmer, schwach erhellt und durch ein kleines Feuer im Kamin mäßig erwärmt. Die Einrichtung dieses Gewachs war nicht ärmlich, aber auch nichts weniger als komfortabel. Es war den bescheidenen Ansprüchen gemäß, welche ein Italiener im Winter an sein Zimmer, namentlich an ein Zimmer in der Fremde, das er für kurze Zeit bewohnt, zu machen pflegt. Den Steinboden bedeckte vor dem Sofa und dem Tische ein nicht sehr großes und dünnes Stückchen Teppich, die Vorhänge, welche sonst an den Fenstern waren, hatte man hinweggenommen, denn es war in dieser Jahreszeit ja nicht notwendig, der Sonne den Eintritt zu verwehren. Daß einen dagegen die schwarzen Scheiben bei Nacht unfreundlich und



unheimlich anblicken, solche Kleinigkeiten fühlen die Italiener im allgemeinen nicht.

Der alte Diener stellte ein paar Kerzen auf den Tisch, welche das große Zimmer nur spärlich beleuchteten; von Erleuchtung war keine Rede und die Finsternis, aus der Nähe des Tisches vertrieben, schmiegte sich in die fernen Ecken des großen Gemaches, breitete sich am Boden aus und fuhr hoch an die dunkle holzgetäfelte Decke empor.

Der Lucchese hatte sich in einen Stuhl neben dem Sofa geworfen, auf welchem Alfred Platz genommen. —

„Briefe, Signor!“ sagte der alte Diener und legte zwei Schreiben auf den Tisch. „Das eine scheint mir ein Geschäftsbrief; — das andere ist von Haus,“ setzte er leiser hinzu.

„Gut!“ entgegnete Lucchese und spielte mit dem letzten Schreiben; „du kannst gehen.“ —

„Ich bin so neugierig!“ sprach der alte Mann, „verzeihen Sie mir, aber ich wäre gewiß wahrhaftig nicht so frei, ich möchte ja nur fragen, wie es zu Hause steht.“

Der Italiener warf seinem Diener einen sonderbaren Blick zu, dann riß er das Couvert ab und reichte den Inhalt desselben seinem Diener hin, der das Blatt seufzend entfaltete. Der Lucchese stützte den Kopf auf beide Arme und versank in tiefes Nachsinnen, das noch fortdauerte, nachdem der Diener den Brief schon lange gelesen und erst aufhörte, als er das Blatt auf den Tisch niederlegte, wodurch ein kleines Geräusch entstand. Der Italiener fuhr empor und blickte fragend in die Höhe.

„Alles wohl!“ sagte der alte Mann. — „Sonst aber —“

„Die alten Geschichten!“ fiel ihm der Lucchese finster in's Wort, „ich soll zurückkommen, ein gehorsamer, fügsamer Gatte, ein superber Schwiegersohn sein.“

„Die Schwiegermama sind nach Nizza abgereist,“ sagte leise der alte Diener.

„So? — Ei das wäre? — — Pah! — Mir gleich viel! — leider gleich viel! — Hätte sie das vor vier Wochen gethan, — so wäre ich vielleicht — aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern! — — Ja, ja, vor vier Wochen, vor vierzehn Tagen, vor acht Tagen, ja vor zwei Stunden fühlte ich noch anders — träumte ich süß und angenehm; aber es war eigentlich ein wüster wilder Traum. — — Giuseppe, leuchte mir ins Schlafzimmer, ich bin entsetzlich abgespannt.“ —

Bei diesen Worten richtete er sich in die Höhe und sah erstaunt auf seinen Gast. Er hatte ihn vollkommen vergessen.

Alfred war da gesessen in unangenehmer Spannung und erinnerte jetzt den Italiener, gezwungen lächelnd, an ihre Bekanntschaft von heute abend und an einige ernste Geschäfte, die sie abzumachen hätten.

Der alte Diener sah ihn bestürzt und fragend an.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron, ich war einigermaßen geistesabwesend; Sie verstehen wohl, Briefe aus der Heimat, die einem manches neue sagen, — Briefe von meiner Frau."

„Briefe von Ihrer Frau?" wiederholte Alfred absichtlich und gedehnt, und der alte Diener nickte heftig und hastig mit dem Kopfe.

Der Lucchese blickte in dem weiten Gemach umher und sagte, anscheinend ruhig lächelnd: ja, ja, Sie haben das hier für eine Junggesellen-Wirtschaft gehalten und nicht mit Unrecht; ein unheimliches, kaltes Gemach. — Friert Sie's auch? — Aber, um wieder auf den Brief zu kommen, eigentlich bin ich verheiratet, in Lucca verheiratet, meine Frau ist eine sehr brave Frau."

„Schön und liebenswürdig!" setzte der alte Mann hinzu.

„Kinder habe ich keine," fuhr der Italiener fort, „es ist immer schade, wenn man keine Kinder hat, die kleinen Wesen sind eine so liebenswürdige Kette, die einen an das Haus, an den eigenen Herd fesseln; ja, es ist sehr schade, wenn man keine Kinder hat."

Der alte Diener schob bei diesen Worten den Brief vor seinen Gebieter hin, und seine Hand zitterte so, daß es diesem auffiel. Er blickte wie fragend in die Höhe und bemerkte kopfschüttelnd, daß über die Wangen des alten Mannes dicke Thränen herabliefen. Er nahm den Brief in die Hand und entfaltete ihn langsam.

„Es ist schade," sagte er währenddessen verbindlich zu Alfred, „daß ich Ihnen nicht zu Lucca, und besser, die Honneurs meines Hauses machen kann, daß ich jetzt nicht imstande bin, Sie meiner Frau vorzustellen."

Der alte Mann hustete bedeutsam, und als sein Herr aufblickte, sagte er: „Bitte, geben Sie mir den kleinen Schlüssel!"

„Wozu das?"

„O der gnädige Herr wollen mir freundlichst erlauben, das

Bildchen herauszunehmen, vielleicht es dem Herrn Freunde dort zu zeigen, dann möchte ich auch einmal nachsehen, ob alles in Ordnung ist. — Bitte, geben Sie mir den Schlüssel!"

Der Luccheſe zuckte die Achſel, warf einen Schlüſſel auf den Tiſch und ſagte lächelnd zu Alfred: „Sehen Sie, Baron, ſo ſind die alten Diener. Es tritt ein umgekehrtes Verhältnis ein, man muß ihnen gehorchen."

Unterdeſſen hatte Giuſeppe eilfertig ein Käſtchen herbeigetragen, es geöffnet, ein kleines Maroquin-Etui herausgenommen, welches er feierlich aufſtellte, vermittelſt einer Stütze, die hinten angebracht war. Dann öffnete er das Etui langſam, wie einen kleinen Schrank, wie ein Altarblatt, rückte die Kerzen davor und Alfred erblickte das ſchön ausgeführte und reizende Bild einer jungen Frau, die mit unendlicher Sanftmut im Auge freundlich und gutmütig herausblickte. Es war ein liebes Geſichtchen, heiter und ohne Falſch, die ehrlichſte und zutraulichſte Phyſiognomie, die man nur ſehen konnte. Freilich hatte es nichts von der krankhaften, aber intereſſanten Bläſſe der Marquiſe, noch viel weniger von der wilden Schönheit der Polin, aber es war ohne allen Vergleich weit wohlthuender, weit angenehmer.

Alfred drückte ſeine Bewunderung, ſeine aufrichtige Freude über den Anblick des Bildes aus; auch der Luccheſe, der es lange und ſchweigend angeſehen, ſchien über den freundlichen Anblick desſelben gerührt und ergriffen.

„Leſen Sie den Brief!" bat der alte Diener, und Alfred, der wohl fühlte, daß er in dieſem Augenblick an dem Tiſche ein überflüſſiger Zuſchauer ſei, ſtand leiſe auf und trat ans Fenſter.

Da lag die Straße, öde und leer, nur wenige ſpäte Wandler gingen vorbei, je nach ihrer Laune ſtumm und eilfertig, oder langſam und ſchlendernd, eine Arie laut vor ſich hinträllernd.

In der Nähe des Hauſes hielt eine Kutſche, die augenſcheinlich ſchon eine geraume Zeit wartete. Die Pferde ſtanden unter einer wollenen Decke mit geſenkten Köpfen, und der Kutſcher lag auf dem Bocke, mit dem Kopfe auf dem Verdeck des Wagens und

war sanft entschlummert. Es mußte spät in der Nacht oder vielmehr früh am Tage sein; die Sterne fingen an zu verbleichen, und der Himmel nahm gegen Osten, freilich kaum merklich, aber doch schon sichtbar, eine hellere Färbung an.

Es war kalt, ebensowohl im Freien, wie auch hier im Zimmer; das Kaminfeuer war erloschen. Alfred zog seinen Mantel fester um sich, indem er bemerkte, wie der Kutscher draußen auf dem Wagen jetzt aufzuwachen schien, zusammenschauerte und alsdann eine wollene Decke, die auf seinen Füßen lag, fester um den Leib zog.

Jetzt mochte der Luccheſe mit dem Lesen seines Briefes fertig sein; Alfred sah sich um, und wie er bemerkte, daß er mit dem Kopfe auf dem Tische lag, und daß der alte Mann mit tiefbekümmertem Gesichte neben ihm stand, trat er an den Tisch zurück, und der Italiener, als er die Schritte hörte, fuhr in die Höhe. Sein Gesicht war mit tiefer Bläſſe überzogen und seine Augen hatten einen trostlosen Ausdruck.

„Sie waren am heutigen Abend der Zeuge einer Scene, die für mich sehr peinlich, ja erniedrigend war und nur das einzige Gute hatte, daß sie mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft verschaffte. Ich halte Sie für einen vollkommenen Ehrenmann, für einen Mann von Takt und Gefühl — lesen Sie" — er reichte ihm den Brief, den er in der Hand hielt, — „was ich im Begriff war, jenem Weib alles zu opfern, — lesen Sie, ich bitte darum!"

Alfred nahm das Schreiben und las es. Es war von der Frau des Luccheſen und die Worte so lieb, so freundlich, so ergreifend, wie der Ausdruck des Gesichts auf dem kleinen Bilde. Sie beschwor ihn, zurückzukommen, sie versprach, es solle von ihrer Seite alles geschehen, damit der Friede ihres Hauses nie wieder gestört würde, sie habe freilich in manchem Unrecht, — das war gewiß die einzige Unwahrheit, die in dem Briefe stand, — ihre Mutter, so sagte sie, habe eingesehen, daß es besser sei, wenn sie ihren Aufenthalt für einige Zeit anderswo nehme, und sei nach Nizza gegangen. — — Zum Schlusse, und das las Alfred mit einem leisen Schauer, vertraute sie ihrem Manne ein rührendes

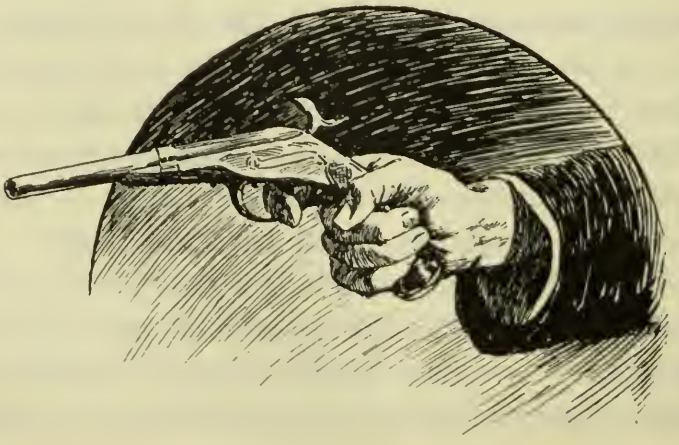
Geheimnis, ein inniges, seliges Geheimnis an, und man bemerkte an den zitternden Schriftzügen, wie ihre Hand, während sie das niederschrieb, vor unaussprechlicher Freude und Wonne gezittert. „Komm' zurück!" sagte sie schließlich, „komm' bald zurück. Du siehst, die Madonna ist uns gnädig und will uns das Schönste bewilligen, was es für ein Weib auf Erden giebt, will uns ganz glückselig machen!" — —

Alfred legte den Brief tief erschüttert auf den Tisch, und war nicht imstande, ein Gespräch zu eröffnen.

„Jetzt zu Geschäftssachen!" sprach der Luccheſe gefaßt und mit ruhiger Stimme. „Ich stehe vollkommen zu Befehl und bin bereit, mit Ihnen zu unterhandeln über das, was heute früh geschehen soll. Der Vicomte ist in mich gedrungen, Zeit, Ort und Waffen zu bestimmen. Ich denke, wir machen die Sache ab, sobald der neue Tag uns so viel Licht giebt, als notwendig. „Hier," sagte er zu dem alten Diener, indem er einen anderen Schlüssel auf den Tisch warf und bitter lachte, „hol' ein anderes Kästchen!"

„Die Pistolen, Signor?" rief der Alte erschrocken und sah bald seinen Herrn, bald den Fremden wie um Auskunft bittend an.

Alfred nickte schweigend mit dem Kopfe und der Luccheſe sagte: „natürlich die Pistolen, Giuseppe, ich habe eine kleine Sache abzumachen; nicht mit diesem Herrn da, Gott bewahre! sondern mit einem anderen, eine Ehrensache, die keinen Aufschub leidet." — —



Neunundvierzigstes Kapitel.

Florentinische Nächte.

In dem Augenblicke tönte aus dem untern Stock ein Weheruf, zwar gedämpft durch die Entfernung, aber immer noch so schneidend und entsetzlich, daß der Luccheſe von ſeinem Sitz in die Höhe ſprang und Alfred und der alte Diener erſchrocken lauſchten. Aber es folgte dieſem ernſten unbeſchreiblichen Rufe, in welchem Jammer, Wut, geiſtiger und körperlicher Schmerz, kurz, eine Hölle lag, kein zweiter; nur eine Thüre hörte man unten heftig aufreißen und zuwerfen, dann einige Schritte auf der Treppe nach dem Hausthore zu. Alfred eilte ans Fenſter, das auf die Straße ging, er ſah bei der ſchwachen Morgendämmerung einen Mann dem Hauſe enteilen, deſſen Äußeres ihm bekannt ſchien; doch war es noch zu dunkel, um ihn zu erkennen. — — — — Gott im Himmel! war es ſein Freund, Graf Alfons? Er glaubte es faſt, ehe er aber in einer unbegreiflichen, gewaltigen Angſt das Fenſter aufreißen und hinausrufen konnte, hatte der da unten bereits den Wagen erreicht, ſich hineingeworfen, und dieſer verſchwand ſoeben um die Straßenecke.

„Wer wohnt unten im Hause?“ fragte er hastig den Italiener.

Dieser zuckte mit den Achseln, doch der alte Diener entgegnete: „so viel ich weiß, sind im untern Stock zwei Damen, Fremde, die vor vielleicht acht Tagen hier eingezogen; ihre Namen aber weiß ich nicht, mir scheint, Mutter und Tochter.“

„Das ist eine unheimliche Nacht!“ sagte Alfred zu sich selber und strengte sich an, etwas aus dem unteren Stocke zu vernehmen. Doch, obgleich er einigemale ein tiefes Seufzen zu hören glaubte, so war doch der Ton zu unbestimmt und schwach, so daß er sich leicht überredete, sein Ohr habe ihn getäuscht. Aber jetzt vernahm er einen anderen Ton, den Schall von Tritten auf der Treppe, die sich von dem untern Stock her nach oben näherten. Jetzt wurde an der äußeren Thüre geläutet, und der alte Diener, der hinaus eilte, ließ den Vicomte eintreten.

„Charmant, daß ich Sie noch finde,“ sagte er zu Alfred, „ich hatte in der That gefürchtet, Sie hätten sich nach Hause begeben, um noch einige Stunden Schlaf zu genießen. — Ich komme soeben von Ihrem Gegner,“ wandte er sich an den Lucchesen, „doch wie die Sache vorliegt, scheint mir durchaus kein hinreichender Grund, um auf Leben und Tod übereinander herzufallen. Meinen Sie nicht auch, Baron?“

Der Italiener machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ah!“ sagte der Vicomte lächelnd, „ich sehe, Sie verlangen nach dem Blute Ihres Feindes, Ihr Herz dürstet nach Rache. Ja, das ist was anderes, Sie sind der angegriffene, beleidigte Teil, wenn auch nicht beleidigt nach unseren Gesetzen der Ehre, so doch in den heiligsten Gefühlen, und diese Beleidigung wollen Sie nicht vergeben.“

Der Italiener schüttelte mit dem Kopfe und sagte nach einer Pause: „wir wollen uns nicht mißverstehen; ich verlange wahrhaftig nicht nach dem Blute meines Gegners, eines jungen, liebenswürdigen, und, wie ich überzeugt bin, sehr ehrenhaften Kavaliers. Er hat am Ende nicht mehr und nicht weniger gethan, als jeder von uns an seiner Stelle. Wenn er auch meine schmachvollen

Bewerbungen mit ansah, ja, wenn er auch wußte, wie es die Signora mit mir gemeint, so ist es am Ende für jeden süß, im geheimen über einen scheinbar vor der Welt begünstigten Nebenbuhler zu triumphieren. Lassen wir deshalb die Sache, wie sie ist, bester Vicomte. Stellen wir uns heute früh einander gegenüber,

— es soll eine Art Gottesgericht sein," sagte er mit düsterer Stimme, „und wenn ich falle, nun gut, so habe ich meine Schulden abgebüßt, bleibe ich dagegen am Leben, so sehe ich das als ein Zeichen an, daß man mir Zeit geben will, ein anderes und besseres Leben anzufangen, als bisher."

„Amen!" sprach der alte Diener, und der Vicomte, der lange in die lieblichen Züge des Bildes geblickt, welches auf dem Tische stand, drückte dem Lucchesen innig die Hand. — — — — —

Und abermals ließ sich von unten herauf jener Angstruf vernehmen, der die drei Männer vorhin zitternd gemacht. Auch der Vicomte stand erstarrt, und über seine gleichmütigen, ruhigen Züge flog der Ausdruck eines unwillkürlichen Schauders. „Wer ist da unten?" fragte er nach einer kleinen Pause, „das ist die Stimme eines Weibes, einer Leidenden, ja, ich sollte meinen, einer Sterbenden. „Wär' vielleicht unsere Hilfe da willkommen?"

„Es sind zwei Damen," wiederholte der alte Diener, „wie ich schon vorhin sagte, Mutter und Tochter, so denke ich. Etwas ähnliches habe ich nie da unten gehört, doch glaube ich, wenn sie unserer Hilfe bedürften, so würde die Mutter schon heraufkommen; schon öfters war ich in dem Fall, ihr kleine Gefälligkeiten zu erzeigen."

„Seltsam!" sagte der Vicomte, „es war nur ein einziger Schrei, jetzt scheint alles wieder stille geworden zu sein."

„Gerade so war es vorhin," entgegnete Alfred, der in horchender Stellung dastand und jetzt auf einmal zur Thüre eilte, die er weit öffnete. „So viel ich höre," sagte er nach einer Weile, „kommt jemand eilig die Treppen herauf."

Jetzt wurde an der äußern Thüre des Appartements, die auf den Korridor führte, heftig geklingelt, der alte Diener eilte hinaus, um zu öffnen, und kaum hatte er die Riegel weggeschoben, so stürzte die Marquise von St. Auville mit verstörtem Gesicht, Todesblässe auf den Wangen und verwirrtem, herabfallendem Haar herein.

Das war nicht mehr dieselbe Frau, wie wir sie vor einigen Tagen gesehen, das runde, behagliche, blühende Gesicht mit glänzenden Augen: es war, als habe man ihre Lebenskraft zerrissen, den Faden zerstört, der Seele und Körper zusammenhält und verbindet. Ihre aschgrauen Wangen hingen schlotternd herab, das Auge war tief in seine Höhle zurückgesunken, und ihr Körper machte allerlei zuckende und seltsame Bewegungen. „Ah!" sagte sie — „ich sterbe!" und obgleich Giuseppe und der Baron hinzueilten, um sie zu unterstützen, so glitt sie doch, halt- und kraftlos, zwischen ihren Armen durch und sank in die Kniee. Mit Mühe brachten beide sie ins Zimmer, setzten sie in einen Lehnstuhl und warteten,

bis die Frau imstande sein würde, zu sprechen. Sie war durchaus nicht ohnmächtig, aber die Zunge versagte ihr den Dienst, sie konnte keine Worte finden; doch während sie so stumm dasaß, belebten sich ihre Augen wieder und versuchten, hin- und herfahrend, blitzend und rollend, sich verständlich zu machen.

Alle standen in gespannter Erwartung um sie herum, am meisten aber Alfred, der mit einer ertötenden Ungeduld diesem Kampfe zusah und überzeugt war, er vernehme etwas entsetzliches, das auf den zitternden Lippen der Frau ruhte, die für etwas fürchterliches, was da unten geschehen, nicht imstande war, Worte zu finden. — Hatte nicht Graf Alfons, sein Freund, da unten die Zimmer vor kurzem verlassen, und hatten nicht die drei hier oben kaum vorher zum erstenmal jenen fürchterlichen Schrei gehört? — Was konnte da geschehen sein? Welches Wort würde die Frau in der nächsten Sekunde aussprechen? — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gift!!!" rief sie nach der für sie und die Umstehenden so qualvollen Pause. — „Gift! — Gift! — Sie hat sich vergiftet!"

„Sie?" wiederholte Alfred sichtlich erleichtert, obgleich wie die übrigen tief schaudernd bei diesem entsetzlichen Worte. — „Sie? — Sie? — Und was ist mit dem Grafen?" fuhr er hastig fort, „wo ist Graf Alfons?"

Dieser Name hier oben von scheinbar fremden Menschen ausgesprochen, schien der Marquise plötzlich die verlorne Kraft wieder zu geben. Sie riß ihre Augen weit auf, faßte krampfhaft die Lehne des Sessels und wiederholte ebenso hastig: „Der Graf Alfons? — Sie — Sie kennen ihn?"

„Sprechen Sie um Gotteswillen!" rief Alfred, „hat er Teil an jenem schrecklichen Vorfall da unten? — hat er? — O gewiß nicht! — So sprechen Sie doch!"

„Sie — Sie kennen ihn? — Sie wußten, daß er hier im Hause war?" sagte die Frau mit steigerndem Tone, indem sie ihn mit fürchterlicher Aufmerksamkeit ansah; „Sie wußten darum? — Sie sind Alfred von C.?"

„Ja!“ antwortete der Baron und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, „so heiße ich!“

Convulsivisch flog die Marquise bei diesem Worte von ihrem Sessel in die Höhe, griff nach seinem Arm, den sie krampfhaft festhielt und schrie: „Um aller Heiligen und Gottes Barmherzigkeit willen, so kommen Sie mit mir! — Auf der Stelle kommen Sie mit! — Ich bitte, ich beschwöre Sie! ich flehe Sie an! — Ich will es! — Kommen Sie! kommen Sie!“

„Aber wohin?“ fragte Alfred.

„Wohin?“ rief die Frau, — „zu ihr! nur zu einer Sterbenden! mein kostbarer Herr, 's ist nichts zu befürchten, sie wünscht Sie zu sehen. Sie werden ihr und mir doch nicht wieder diese Bitte abschlagen, wie Sie es heute Abend gethan?“

„So war jener Brief an mich?“ fragte der Baron tief erschüttert.

„Wenn Sie Alfred von C. sind,“ sagte die Frau mit gellender Stimme, „so war der Brief für Sie, und so kommen Sie jetzt hinab, es ist keine Minute zu verlieren. — O die Unglückliche!“

Sie ließ seinen Arm nicht los und zog ihn mit sich nach der Thüre, die Treppen hinab; doch so eilig sie anfangs ging, so sehr zögerte sie nach den ersten Schritten und schlich Stufe um Stufe hinab, angstvoll lauschend.

In den Zimmern unten war es totenstill, nur zuweilen hörte man ein leises Schluchzen und ein Gelispel von Stimmen, die sich durch die innern Zimmer dem Korridor zu nähern schienen. Es war eine männliche und eine weibliche Stimme.

Alfred, dessen Erwartung aufs höchste gespannt war, drängte jetzt seinerseits, rascher hinab zu kommen, doch die alte Frau hielt ihn kräftigst zurück und sagte mit leiser zitternder Stimme: „bst! bst! mir scheint der Arzt ist gekommen, er spricht mit meiner Kammerfrau; lassen Sie uns hören, was er sagt. Ich habe vorher nicht den Mut, in das Zimmer zu ihr zurückzukehren; so oder so, nur Gewißheit, Herr Gott im Himmel, nur Gewißheit!“ Sie sank auf der Treppe in die Kniee und betete leise.

Die Stimmen unten näherten sich der Treppe, die des Arztes sagte: „Wenn ihr mich auch früher gerufen hättet, so wär' doch keine Hülfe möglich gewesen, wer die Pillen gemacht hat, von welchen die unglückliche Frau verschluckt, weiß ich nicht, das geht mich auch nichts an, aber eine davon war genug, um zehn Leben auszulöschen, ich bin wirklich froh, daß sie tot ist."

„Tot!" wiederholte die alte Frau mit tonloser Stimme und blickte in die Höhe, und dies einfache Wort schmetterte trotz den dunkeln Rätseln, die es umgaben, den Baron so darnieder, daß es ihm dunkel vor den Augen schwamm und er sich an der Treppenlehne halten mußte, um auf seinen Füßen zu bleiben.

„Tot!" wiederholte die Frau nochmals, „tot also! Gott sei ihrer Seele gnädig und mir auch! Auch Sie," sagte sie mit fester Stimme, indem sie sich an Alfred wandte, „bedürfen vielleicht seiner Gnade. Kommen Sie!"

Wunderbar gefaßt erhob sie sich alsdann und ging mit festem Schritt die Treppen vollends hinab. Laut weinend warf sich ihr die Kammerfrau in den Weg, doch drückte ihr die Marquise, ohne

ein Wort zu sprechen, einfach die Hand und sagte: „Schließe das innere Zimmer, Susanna!"

Dem Baron, der ihr wie betäubt folgte, öffnete sie ein kleines Kabinett und bat ihn einzutreten. Sie winkte ihm, in einem Fauteuil Platz zu nehmen und ließ sich in einem andern ihm gegenüber nieder. Er wollte sprechen, er wollte sie beschwören, ihm wo möglich mit einem einzigen Worte dies dunkle Rätsel zu lösen, doch bat sie ihn mit einer Handbewegung, ihr zuzuhören, und sagte:

„Ich bin eine Französin, eine Pariserin. Mein früheres vergangenes Leben kann Sie nicht interessieren, und Sie werden aus dem, was ich Ihnen mitzuteilen habe, schon genugsam erfahren, worin meine Vergangenheit bestand. Vor acht Jahren ungefähr lernte ich durch Zufall jene Unglückliche kennen, die soeben geendigt. Sie war eine Landsmännin und kam in den dürftigsten Umständen aus England —"

„Ah! vor acht Jahren!" —

„Ich hatte damals ein Geschäft, einen Handel mit künstlichen Blumen und verkehrte viel mit vornehmen Damen und vornehmen Herren. Sie bat mich um Arbeit; sie vertraute mir einen Teil ihrer Geschichte, aus welchem ich ersah, daß sie vor einem Manne floh, der sie emsig suchen würde, einem Manne, den sie liebte, dem sie aber niemals angehören könne, weil irgend eine Schmach auf ihrem Namen ruhe. Umsonst stellte ich ihr das thörichte dieses Benehmens vor, umsonst bat ich sie, dem Manne zu schreiben, ihm ihren Aufenthalt anzuzeigen, sich mit ihm zu vereinigen — ja, das that ich — Gott ist mein Zeuge. — Umsonst! Alles andere wollte sie thun, sie wollte arbeiten, sie wollte entbehren, um sich zu erhalten, sich und, wohl verstanden, ihren Vater, der sich ebenfalls im Elende herumtrieb. Aber, mein Gott, wie ist es möglich, daß eine junge Dame, die bisher gewohnt war, eine Menge Hände für sich in Bewegung zu setzen, nun imstande sein sollte, mit ihren eigenen Händen für sich eine Existenz zu verschaffen, eine junge Dame," setzte sie höhnisch und grimmig lachend hinzu, „die schön, elegant, fein, gebildet in mein Haus kam?" —

Alfred schauerte.

„Sie war fleißig," fuhr die Frau fort, „aber was nützte mich ihr Fleiß? Ich dachte natürlich zuerst an mich und mein Geschäft; was nützten mich die paar Franken, die ich durch ihrer Hände Arbeit gewonnen? In welchem Verhältnis standen sie zu dem Kapital, das mir die junge Dame selbst war und das ich auszubeuten verstand."

„Ah, Madame! — Schändlich! — infam!" —

„Ja, schändlich und infam, mein Herr! Das sind die bezeichnenden Worte für meine Handlungsweise. O ich fühle das sehr gut, namentlich in diesem Falle, der für mich schwieriger war, als je ein anderer." — —

Hatte je ein Mann entsetzliche Seelenleiden ausgehalten, so war es der Baron in diesem Augenblick. Unbeschreiblich war der Schmerz, die Qual, die sein Herz durchwühlten. Wie lange hatte er nach ihr geforscht, nach dem Mädchen, das er geliebt mit der ersten Kraft seiner Jugend, das er einzig geliebt, das er nie vergessen! Und jetzt riß so plötzlich der Schleier, der ihm ihr vergangenes Leben bisher bedeckt, so auf einmal, so schonungslos, und eine ganze Hölle zuckte darunter hervor und zeigte ihm ihr zerrissenes Herz, ihre fürchterlichen Leiden in einem Abgrund von Schlechtigkeit! — Er sprang von seinem Fauteuil in die Höhe; — was konnte er einer Frau gegenüber thun, wie konnte er sie bestrafen für ein Verbrechen an ihm, das er, hätte es ein Mann gegen ihn begangen, mit Wollust durch dessen Tod gerächt haben würde?"

„Sie müssen weiter hören," sagte die Frau gelassen, „und dann erst häufen Sie die ganze Wucht Ihrer Vorwürfe, Ihrer Flüche, Ihrer Verwünschungen auf mein schuldiges Haupt."

Er ließ sich abermals auf seinen Sessel nieder.

„Nach einigen Jahren," fuhr die Frau fort, „hatte das arme Weib nur noch einen Gedanken, den sie sich glühend ausmalte und dem sie beständig nachhing, — den Mann, — Sie, Herr Baron, — den sie früher geflohen, nur noch ein einzigesmal wieder zu sehen. — „Unsere Wege haben sich ja unwiderruflich getrennt, eine tiefe Kluft liegt zwischen mir und ihm," so sagte

sie schmerzlich lächelnd; „jetzt kann ich ihn wiedersehen, und wenn er mich freudig empfangen würde, und alles frühere vergessen, alle Schmach, die in früheren glücklichen Tagen auf unserem Namen ruhte, so brauchte ich ihm nur ein einziges Wort zu sagen und er würde vor mir zurückschaudern, aber ich hätte ihn doch wieder gesehen, einen einzigen, kurzen, aber seligen Augenblick, einen Moment, der mich bezahlt machen würde für mein ganzes vergangenes, verlorenes Leben, — — und dann — sterben!" — Sie war eine Schwärmerin, Herr Baron, sie wollte Sie wiedersehen, Ihnen zuerst unbekannt und dann Ihnen sagen: „ich bin es gewesen, die an deiner Brust geruht, die sich dies einzige, unnennbare Glück gestohlen, die, nachdem sie so viel gethan, an dir zur Diebin geworden, und die du, mit so viel Schmach beladen, schaudernd wirst dahinziehen lassen, ihren dunklen Weg, — um zu sterben." Das letztere aber hat sie mir nicht anvertraut, denn sie war mir wert, die Unglückliche, ich liebte sie wie meine Tochter. O mein Herr," setzte sie unter ausbrechenden Thränen hinzu, „sagen Sie mir, was Sie wollen, machen Sie mir die entsetzlichsten Vorwürfe. Ihre Worte werden mir matt und gelinde erscheinen gegen das, was laut in meinem Herzen spricht."

Alfred gab ihr keine Antwort, sein Kopf war tief auf die Brust herabgesunken, er atmete schwer und mühsam.

„Wir kamen nach Italien," fuhr die Frau fort, „wir sahen Sie in Bologna, wir erfuhren durch Ihren Freund, den Grafen, der uns in Florenz besuchte, daß Sie in den nächsten Tagen nach Genua und Neapel gehen würden. Da schrieb ich Ihnen im Namen der Unglücklichen, da bat ich Sie um eine Zusammenkunft. Sie sagten zu und zum erstenmale seit langen Jahren verlebte sie einen glücklichen Abend voll angenehmer Erwartung. Sie mußte lange warten. — — — — Endlich kamen Sie."

„Ich?" rief Alfred wild.

„Endlich kamen Sie," sagte die Frau ruhig, „und das Mädchen empfing Sie schweigend, dort, wo sie jetzt liegt, im verdunkelten Zimmer."

„Mich?“ schrie der Baron und fuhr wie wahnsinnig in die Höhe, „mich? — entsetzliches Blendwerk!“

„Nein, nicht Sie!“ antwortete laut weinend die Frau, „nicht Sie, der andere kam an Ihrer Stelle, und als das Mädchen das schaudernd bemerkte — war es zu spät!“

„Zu spät! — zu spät!“ rief Alfred, „ja, zu spät!“ — und die Hand, mit welcher er seine Augen bedeckte, zitterte heftig.

„Das übrige wissen Sie,“ schloß die Frau mit matter Stimme

und erhob sich mühsam von ihrem Stuhle. Auch Alfred stand auf, und als sei das zwischen den beiden so verabredet, gingen sie langsam nach der Thüre des Nebenzimmers, die von der weinenden Kammerfrau geräuschlos geöffnet wurde.

Es war ein großes Gemach mit einem Bett im Hintergrunde, auf welchem unter einem weißen Tuche etwas lag, in den bekannten schauerlichen Formen, und unter dem herabwallenden weißen Zeuge doch wieder so entsetzlich formlos. Der heranbrechende Tag blickte trüb durch die niedergelassenen Vorhänge und stritt sich mit den herabgebrannten rot flackernden Kerzen, und mit dunklen, gespensterartigen Schatten, welche das ersterbende Licht in seltsamen Formen auf die Wände warf, um die Herrschaft in diesem Zimmer des Todes.

Alfred trat mit festem Schritte auf das Lager, hob mit sicherer Hand die Decke von dem Gesichte der Toten, welches wachsbleich, aber unverzerrt so schöne, bekannte, geliebte, unvergeßliche Züge trug. Er sank vor dem Bett auf die Kniee, und nachdem er ihre kalte herabhängende Hand unzähligemale geküßt, löste sich sein wilder Schmerz in sanftes Weinen auf, aus welchem hervor man nichts hörte als ihren Namen: „Mathilde, meine Mathilde!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Duell am heutigen Morgen zwischen dem Luccheſen und dem deutschen Offizier fand wirklich statt. Alfred hatte die Kraft, dabei zu sekundieren, doch lief dieser Zweikampf außerordentlich glücklich ab: der Luccheſe, welcher den ersten Schuß hatte, schoß seine Pistole in die Luft ab, und der junge Offizier machte es gerade so, dann reichten sich beide die Hände und der Italiener sagte: „wenn Sie einmal nach Lucca kommen, so sind Sie mir willkommen!" und der Deutsche versicherte: er hoffe seinem Gegner einst in Wien die Honneurs der Vaterstadt machen zu können.

Auf dem Kampfplatz befanden sich zwei bespannte Reisewagen, um bei einem unglücklichen Ausgang des Kampfes sogleich benützt werden zu können. Doch auch jetzt bei dem glücklichen Ende desselben machten die betreffenden Gebrauch davon, denn beiden, sowohl dem Italiener als dem Deutschen, war der Aufenthalt in

Florenz äußerst unangenehm geworden. Ersterer eilte nach Lucca zurück, der andere, dem der Vicomte in vergangener Nacht merkwürdige Aufklärungen gegeben, beschloß, die schöne Polin nicht wieder zu sehen, und wandte sich mit dem Franzosen, der ihn lieb gewonnen, gegen Rom.

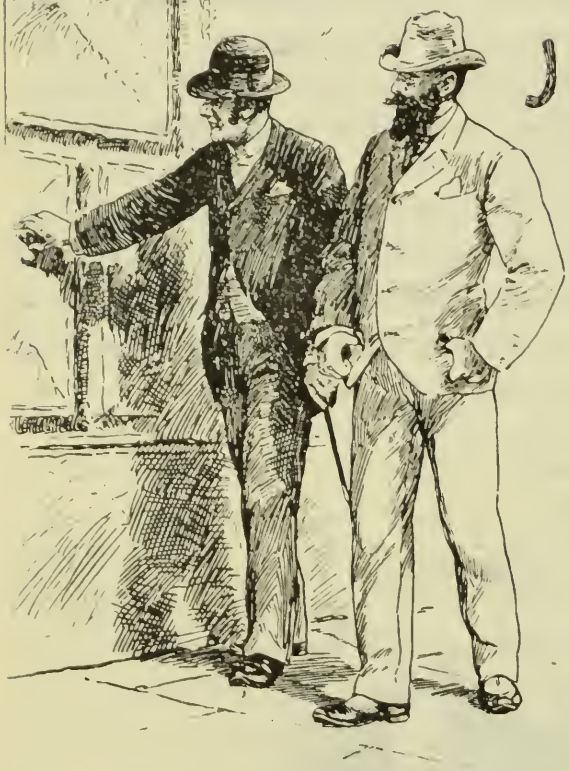
Mit welchen Gefühlen Alfred nach dieser Nacht in sein Hotel zurückkehrte, und seinen Freund, den Grafen, wieder sah, ist schwer zu beschreiben. Nur die wirklich innige und lang bestandene Freundschaft zwischen beiden vermochte sie nach längerer Überlegung dazu, ihre Reise gemeinschaftlich fortzusetzen. Natürlich wurde der vergangenen Nacht und was in derselben geschehen, nie in ihrem ganzen künftigen Leben mit einer Silbe erwähnt.

Die beiden Freunde blieben noch ein paar Tage in Florenz. Alfred hatte heilige Pflichten zu erfüllen, welchen er auf das umfassendste und edelste nachkam.

Den einzigen reellen Nutzen von all' dem schrecklichen dieser Nacht hatte die Kammerfrau jener polnischen Dame, denn als sie am Mittag darauf ihrer Gebieterin das Peignoir darreichte, fand sie auf dem Teppich vor dem Bette einen Napoleon, den die Dame hastig und verächtlich mit dem Fuße von sich stieß.

Fünfzigstes Kapitel.

Genua.



In den Straßen von Genua schlenderten zwei Männer umher, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie fremde Reisende waren. Sie gafften angelegentlich die großen Paläste an, blieben bewundernd vor den riesenhaften Thorwegen stehen, befühlten gelegentlich die großen Marmorquadern an den Gebäuden, um sich zu überzeugen, ob es wirklich Stein sei, sowie die künstlich verschlungenen, zierlichen Eisengitter vor den Fenstern und an den Geländern, zweifelnd, ob die Dinge wirklich von Metall seien. Auch baten sie hie und da einen Vorübergehenden in einem barbarischen Gemengsel von Deutsch, Italienisch und Französisch, um einige sehr notwendige Aufklärungen und machten während allem

dem beständig Vergleiche zwischen diesem und jenem Platz, dieser und jener Straße, die sie besucht, und der eine meinte, die Strada Balbi in Genua habe eine große Ähnlichkeit mit der Königsstraße in Stuttgart.

Der eine dieser Fremden, eine große Gestalt mit starkem pechschwarzem Bart, war niemand anders als unser Freund, der Jäger Lukas, der andere der Kammerdiener des Baron Karl. Sie gingen langsam die Strada Balbi hinab.

„Es ist doch schade," sagte der Kammerdiener, „daß keiner von uns beiden gründlich italienisch versteht, es geht einem so manches verloren, man muß viel angenehmes entbehren, wenn man sich nicht recht verständlich machen kann. Ah! ich versichere Sie, Herr Lukas, ich habe auf die schönsten Liebeshändel verzichten müssen, weil ich nicht imstande war, mich auf feine und eindringliche Weise verständlich zu machen."

Lukas lächelte und erwiderte: „Was das anbelangt, da sollte man einen Mangel an Sprachkenntnis nicht vermissen, denn die Liebe hat eine allgemeine Sprache, eine Zeichensprache, die überall gleichbedeutend ist. Ein Händedruck besagt hier das Gleiche, wie in Deutschland, und ein Blinzeln mit dem Auge wird in Italien ebensogut verstanden, wie dort."

„Aber ehe man zu beiden kommt, Herr Lukas! Die Vorbereitungen sind entsetzlich schwierig, das erste Anbandeln fast unmöglich, wenn man nur weiß, daß Brot, Kaffee, Zucker, Wein so und so heißt. Aber ich weiß," setzte er schlau lächelnd hinzu, „Ihnen macht das nichts aus, Sie wollen nichts von der Liebe wissen und halten sich fern von den Italienerinnen."

„Allerdings!" sagte der Jäger, „doch fühle ich nicht weniger, wie sehr mir abgeht, daß ich der Landessprache nicht mächtig bin. Die schönen Straßen, die weiten Plätze, die prächtigen Paläste stehen für uns da, stumm und unverständlich. Ah! und wenn man sich dagegen kann erzählen lassen, was hier alles geschehen ist, so erfährt man wundersame und schauerliche Historien, daß einem das Herz aufgeht. Wenn ich auch leider kein Italienisch

kann, so finde ich doch immer noch einiges Französisch und erinnere mich verschiedener Brocken Latein, die mir gute Dienste leisten."

„Jägerlatein!" lachte der Kammerdiener.

„Freilich Jägerlatein," sagte Lukas, „doch ist es bei manchen Gelegenheiten schon besser, als gar keines."

„Ja, 's ist recht betrübt," antwortete der Kammerdiener, „sehen Sie, da geht wieder so ein prachtvolles Exemplar von einer Genueserin in der schönen dunklen Tracht, mit dem schwarzen Schleier über dem Kopf. — Gott! welche Augen! — Gestern ist mir ein lächerlicher Streich passiert; ich schlendere so hin und her, über den Aquä Solo —"

„Aqua Sola!" verbesserte der Jäger.

„Dann über die große Brücke dahinten, komme in sehr steile Bergstraßen und klettere immer höher. Ich war müde, hungrig und durstig geworden, da sah ich endlich vor mir ein großes Gebäude mit der Aufschrift: „Albergo di Poveri", und denke bei mir: Albergo, das heißt Wirtshaus, di Poveri ist der Name des Wirts, und trete kühn hinein, um mir einen Schoppen Wein geben zu lassen. Doch kaum bin ich durch das Hofthor getreten und wende mich an einen alten Kerl, der dort in einer verblichenen Uniform herumschlendert, so sehe ich schon meinen Irrtum ein: ich war ins Armenhaus getreten und der Spaß kostete mich nach unserm Gelde vierundzwanzig Kreuzer, denn als ich mich sogleich wieder entfernen wollte, kam die alte Uniform auf mich zu und zwang mich fast mit Gewalt, in das Haus zu folgen. Je mehr ich ihm auf Deutsch auseinandersetzte, ich habe gemeint: Albergo — Wirtshaus, um einen Schoppino Vino zu trinken, umsomehr schwatzte er mir auf Italienisch allerlei unverständliches Zeug vor, Poveri und immer Poveri, und wieder Poveri, und schien mir sagen zu wollen, daß sich die Poveri außerordentlich nach meiner persönlichen Bekanntschaft sehnten."

„Oder nach denen Ihrer vierundzwanzig Kreuzer!" sagte lachend der Jäger.

„Die haben sie," versetzte der andere, „und ich war wirklich froh, daß ich die düstern Mauern endlich hinter mir hatte."

So kamen die beiden auf den großen Platz am Ende der Strada Balbi, wo das Haus des Columbus steht, welches Lukas seinem Begleiter aufs gründlichste erklärte. „Ich hatte immer geglaubt," sagte der letztere, nachdem er das Haus aufmerksam von allen Seiten betrachtet, „daß hier außen irgendwo die Ketten aufgehängt, die man dem Columbus angezogen, nachdem er Amerika entdeckt."

„Ich habe auch davon gehört," sagte der Jäger, „doch glaube ich, hat man sie auf sein Grab gelegt. Sie verwechseln das mit der großen Kette, die am Wiener Zeughaus hängt."

„Das kann schon sein!" antwortete der Kammerdiener. „Aber das ist hier in der That ein merkwürdig schöner Platz, die hübschen Häuser rings herum und die weite Aussicht aufs Meer — ganz prächtig!"

„Hier muß auch weit angenehmer zu wohnen sein," meinte Lukas, „ich hasse die unangenehmen engen Straßen mit dem ewigen ecklen Fettgeruch, wo man nichts sieht als zwei unendlich hohe Mauern und nur ein schmales Streifchen blauen Himmels."

„Ja, ja, hier möchte ich auch wohnen. Sehen Sie dort das kleine nette Haus, das gerade gegen uns sieht, mit dem breiten Fenster im ersten Stock, das muß eine wirklich angenehme Aussicht haben."

„Es scheint unbewohnt," sagte der Jäger, „die Läden sind rings herum verschlossen und ebenso die Hausthüre."

„Ja, ja, man bemerkt auch, daß hier vor kurzem ein Auszug stattfand; sehen Sie das Stroh, das sich aus dem Thorweg in die Straße hinaus verweht hat, zerstückelte Brettchen, Reste von Kisten, und da liegt ein Zeitungspapier, das man wahrscheinlich zum Einwickeln gebraucht."

Er hob ein Stückchen davon in die Höhe und reichte es dem Jäger dar.

„Merkwürdig!" rief dieser erstaunt aus und schüttelte den

Kopf mit einem eigentümlichen Lächeln. „Das ist ein Zeitungsblatt aus der Heimat, ein sehr altes, fast vor zehn Jahren gedruckt. Wir müssen das durchstudieren. Gott! ich habe in der Stadt, wo das herkommt — es mögen auch jetzt zehn Jahre sein — merkwürdige Dinge erlebt. — Das interessiert mich gewaltig. So eine alte Zeitung ist wie ein Brief von damals, und für mich ist nichts so imstande, mir Gestalten, Gesichter, Ereignisse lebendiger zu vergegenwärtigen, als wenn ich wieder aus den alten Anzeigen lese, was die Leute, die ich gekannt, damals getrieben, was sie ankündigten, was sie versprochen, worüber sie klagten. — — Hier ist mein alter Tabakshändler, J. H. Steinbrecher & Comp., „direkt importierte Cigarren, treffliche Blätter, feinsten Varinas". Ich habe manches Pfund bei ihm gekauft. — Da ist ein Wachtelhund verloren gegangen; ich erinnere mich der Dame, die ihn verlor, hier steht ihr Name, — dort ist ein Geldbeutel gefunden worden, und hier — und hier — o das ist wirklich komisch! — armer Doktor Stechmaier! Neues Journal, „die Laterne"; sie hat nicht lange gebrannt, deine Laterne, und Gott mag wissen, welch' trübseliges Licht jetzt an deinem, wahrscheinlich ärmlichen, Lager brennt! — Wie sehne ich mich, wieder einmal die alten grauen Türme zu sehen, hineinzufahren in den grünen Thalgrund, wo die kleine Residenz liegt, in der ich wahrlich manche angenehme Stunde, aber auch manche traurige verlebt!" — —

„Ich lese auch gern in den alten Zeitungen," sagte der Kammerdiener, „aber namentlich, wenn es wieder nach Hause zu geht, um zu sehen, wer noch lebt, wer noch durch die Zeitung mit mir spricht, wer verstorben und wer verdorben ist. — Aber hier in dem Hause müssen offenbar Deutsche gewohnt haben."

„Möglich!" versetzte der Jäger und schaute zu dem Fenster empor, „doch können auch durchreisende Fremde dies Zeitungspapier aus der Heimat mitgenommen haben. Die Deutschen reisen nicht so viel, man findet nicht so häufig ihre Fußstapfen, namentlich hier in Genua sind fast gar keine unsrer Landsleute; ich will nicht von Bekannten sprechen," setzte er traurig hinzu, „die zu verfehlen

ich ein eigenes Unglück habe. — Wie hatte ich mich auf Genua gefreut, seit drei Jahren gefreut! Sie müssen wissen, Freund, daß ich hier in Genua eine Bekannte zu finden hoffte, freilich jetzt eine reiche, vornehme Dame, aber die mir am Herzen liegt, als sei sie mein eigenes Kind; denn ich habe sie gekannt seit den ersten Tagen

ihrer Jugend; wo sie arm und hülflos von einer unbekannten Frau aufgenommen und erzogen wurde. O es schlug ein gutes, liebes Herz in dem kleinen Mädchen."

„Die Tänzerin, von der Sie mir oft erzählt?"

„Dieselbe. Sie lebte in den letzten Jahren hier, weshalb, habe ich nie recht erfahren können, sie schrieb mir nie genau, wie es ihr gehe, und zuweilen — ja zuweilen, ich habe es wohl bemerkt — sprach eine tiefe Traurigkeit aus den fröhlich sein sollenden Geschichten, die sie mir in ihrem Briefe erzählte. Der Baron, der sich ebenfalls sehr für sie interessierte, ließ sich durch seinen Banquier oftmals nach ihr erkundigen, ohne je eine genügende Antwort zu erhalten. Einigemal hieß es, sie sei da, man habe Gelder an sie bezahlt oder von ihr erhalten, ein andermal war sie abgereist und was das seltsamste an der Geschichte ist, Briefe, die wir direkt an sie schrieben, schien sie nie erhalten zu haben, denn sie erwähnte derselben trotz unserer Anfragen nie auch nur mit einer Silbe."

„Das ist ganz sonderbar," meinte der Kammerdiener, „wer weiß, ob sie nicht gerade in dem Hause gewohnt hat, vor dem wir soeben stehen? Hier ist vor einiger Zeit augenscheinlich jemand ausgezogen, und das Zeitungsblatt aus Ihrer Stadt spricht wohl für meine Vermutung."

Der Jäger zuckte mit den Achseln und sagte: „Allerdings können wir uns erkundigen, doch was hilfts, wenn wir im glücklichsten Falle wirklich erführen, daß sie, die ich suche, hier gewohnt? Sie ist abgereist, wer weiß, wohin?"

„Aber fragen wollen wir doch," sagte der eifrige Kammerdiener. „Das Haus ist leider ringsum verschlossen und steht vollkommen vereinzelt da; sonst könnte man die Nachbarn fragen. Oder wissen Sie was, da Sie etwas italienisch sprechen, so gehen Sie in das erste Haus auf der andern Seite und erkundigen Sie sich da, ich warte hier auf Sie."

Während Lukas dem Rate seines Begleiters folgte, zog dieser eine Cigarrendose aus der Tasche, nahm eine Cigarre heraus, bemerkte aber, daß er sein Feuerzeug zu Hause gelassen. Vergeblich

sah er sich nach einem freundlichen Raucher um, der ihm hätte aushelfen können: der Platz lag öde und leer, wie gewöhnlich. Doch jetzt stieg die Straße, welche hinter dem bezeichneten Hause hervorkam, ein elegant gekleideter Herr herab, die brennende Cigarre im Munde, und an diesen wandte sich der Kammerdiener, ihn in gutem Deutsch um einiges Feuer bittend.

Der Fremde reichte ihm die Cigarre bereitwillig dar. Nachdem sich der Kammerdiener versehen, gab er sie mit den Worten zurück: „Ich danke recht schön!" worauf der Fremde erwiderte: gar keine Ursache!"

„Sieh' da! sieh' da!" rief der Kammerdiener freudig aus, „ein Landsmann, ein Deutscher! Ich bin außerordentlich erfreut!"

Der Angeredete schien aber nicht in gleichem Maße erfreut zu sein. Wenigstens drückte sich auf seinem Gesichte nichts dergleichen aus. Dies Gesicht war überhaupt kein angenehmes zu nennen. Er brummte etwas in den Bart, griff an seinen Hut und wollte sich entfernen. Doch so leicht ließ der Kammerdiener den Fremden, den ersten seit längerer Zeit, mit dem er deutsch plaudern konnte, nicht fahren.

„Sie werden doch für einen Landsmann eine Minute Zeit übrig haben?" sagte er. „Zum Teufel! ich bin wirklich erfreut, wieder einmal von einem fremden Gesichte deutsch reden zu hören."

„Was geht Sie mein Gesicht an? Lassen Sie mich, ich habe Eile!"

„Ihr Gesicht nichts, Freundchen, aber Ihre Zunge. Ich lasse Sie wahrhaftig nicht eher los, Freundchen, bis Sie mir einige Auskunft gegeben."

„Es sind sonderbare Manieren, fremde Leute so auf der Straße anzuhalten."

„Allerdings; aber hundert Meilen von der Heimat kann man sich dergleichen von einem Landsmann schon gefallen lassen."

„Nun, was wollen Sie denn eigentlich?"

„Kennen Sie dieses Haus, das verschlossene da, mit den großen Fenstern im ersten Stock?"

„Nein, ich kenne es nicht."

„Daß wir uns recht verstehen; dieses da, wo Heu, Stroh, Papier umherliegt. Es müssen da kürzlich Leute ausgezogen sein."

„Kann wohl sein, aber ich weiß nichts davon."

„Auch nichts von den Leuten, die dort gewohnt haben?"

„Ebensowenig."

„Schade, da müssen wir uns anderswo erkundigen; dann bedaure ich sehr, Sie aufgehalten zu haben, mein Herr Landsmann. Nehmen Sie es mir nur nicht übel." Er lüpfte seinen Hut und machte dem Fremden eine Verbeugung.

Dieser aber ging nicht davon, sondern blieb jetzt seinerseits freiwillig stehen, bald das Haus, bald den Kammerdiener eifrig betrachtend.

Man konnte eigentlich nicht bestimmen, was er genau betrachtete, denn er schielte ganz entsetzlich.

„Haben Sie, sagte er nach einer Pause, irgend einen Zweck dabei, sich nach den Leuten, die in jenem Hause gewohnt, zu erkundigen?"

„Ja und nein," entgegnete der Kammerdiener. „Wir vermuten nach einer deutschen Zeitung, die wir am Boden fanden, daß die dort ausgezogenen Landsleute gewesen seien."

„Deutsche?"

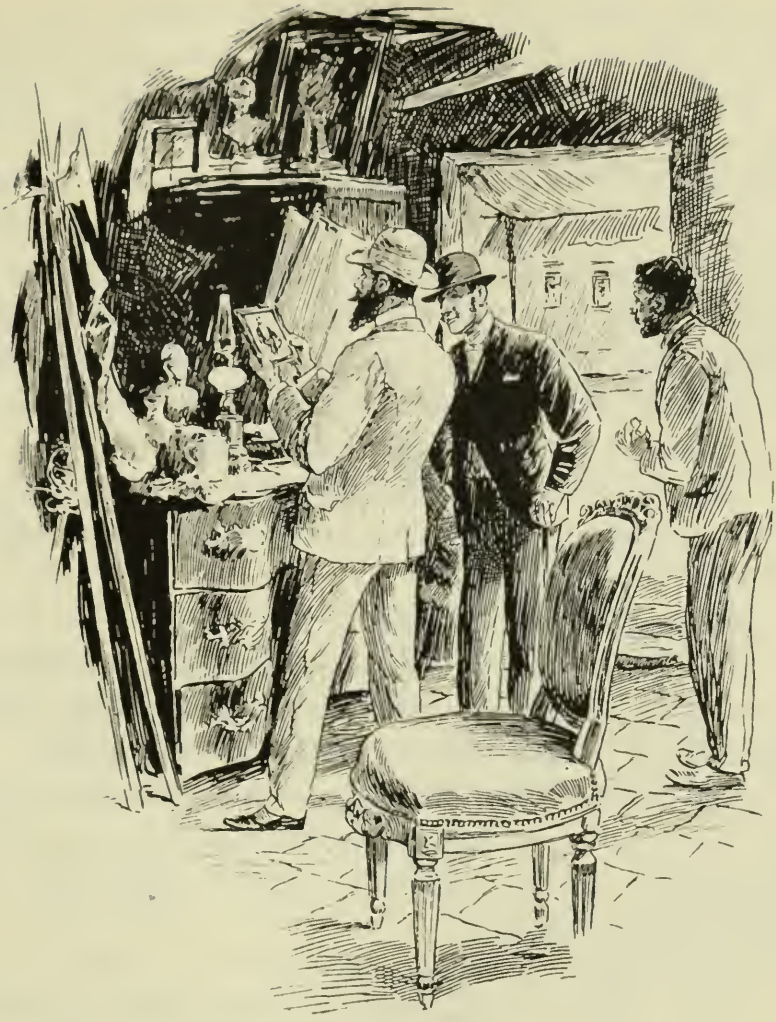
„Allerdings Deutsche."

„Darüber kann ich Sie aufklären," sagte zuversichtlich der Fremde, „Deutsche sind's nicht gewesen. Es haben hier auf dem ganzen Platz seit mehreren Jahren keine Deutsche gewohnt. Die Wohnungen hier sind sehr teuer und die deutschen Reisenden haben gewöhnlich nicht viel Geld. Auch erinnere ich mich, vor einiger Zeit zufällig gehört zu haben — eben fällt mir's ein — daß dort in dem bezeichneten Hause ein alter Franzose mit seinem erwachsenen Sohn gewohnt, die sich vor dem längere Zeit in Deutschland aufgehalten."

„Ah so?"

„Und dann habe ich das Vergnügen, Ihnen einen guten Tag zu wünschen."

„Nehmen Sie meinen besten Dank!" entgegnete der höfliche



Kammerdiener; „aber würden Sie nicht vielleicht noch einen Augenblick warten, dort kommt eben mein Freund, der sich vielleicht ebenso wie ich eine Ehre daraus machen wird, die Bekanntschaft eines Landsmannes zu machen. Vielleicht trinken wir eine Foglietta zusammen."

Der Fremde schielte über den Platz hin und zuckte fast unmerklich zusammen, als er die hohe Gestalt des Jägers Lukas auf sich zuschreiten sah. „Unmöglich!" sagte er und setzte hastig hinzu: „ich habe sehr dringende Geschäfte, wünsche guten Tag und glückliche Reise!"

Damit eilte er gegen die Strada Balbi und hielt sich sehr

nahe auf der linken Seite des Platzes, wie es schien in der Absicht, um nicht zu dicht bei dem Herrn Lukas vorbei zu kommen.

Dieser hatte den Fremden mit dem Kammerdiener sprechen sehen und zog höflich seinen Hut, um ihn zu begrüßen. Der andere that mit halb abgewandtem Gesicht ein gleiches, und man bemerkte in diesem Augenblick, wie der Jäger dem schnell Enteilenden mit einer Mischung von Überraschung, ja Erstaunen in den Zügen nachblickte. Ja, er schien einen Augenblick willens zu sein, ihm zu folgen, doch er besann sich eines anderen, fuhr mit der Hand über die Augen und trat zu dem Kammerdiener.

„Haben Sie etwas erfahren, Lukas?" fragte dieser.

„Man sagte mir da drüben," entgegnete der Jäger, „es habe hier in dem Hause eine deutsche Signora mit ihrem Kinde gewohnt."

„Eine deutsche Signora?"

„Die früher Tänzerin gewesen sei."

„Also doch? — So hat mich unser Landsmann, der dort eben von uns ging, ein wenig angelogen, indem er mir sagte, in dem Hause habe ein alter Franzose mit seinem Sohne gewohnt."

„Ah, Canaille!" sagte der Jäger grimmig, indem er die Faust ballte, „mich sollte nicht wundern, wenn er es war, daß der Kerl hier wieder eine Büberei ausgeführt hätte! — Wissen Sie, mit wem Sie soeben gesprochen?"

„Nein, Lukas, Sie erschrecken mich."

„Nun," fuhr der Jäger bestimmt fort, „ich will nicht selig werden, wenn das nicht der berüchtigte Gevatter war. Sie haben bei uns von dem Gevatter gehört?"

„Na, ob —?" sagte erstaunt der Kammerdiener. „Den sie in Deutschland mehrmals einfingen und der immer wieder ausbrach."

„Derselbe. Doch gehen wir nach Hause, ich muß dem Baron mitteilen, was wir hier gesehen und erfahren, vielleicht, daß sich etwas auffinden ließe.

Sie gingen mit einander fort, die Strada Balbi hinab und bogen unten in die schmalen Gassen ein, die nach dem Hafen führten, wo ihr Hotel, Croce di Malta, lag. Unterwegs kamen

sie an einem Trödlerladen vorbei, vor welchem der Jäger einen Augenblick stehen blieb, durch die Fensterscheiben etwas genau ansah und dann schnell hineineilte. Der Kammerdiener folgte ihm.

Da stand altes Möbelwerk, Krüge, Gläser, Hellebarden, rostige Schwerter, und auf einem schwarzen Schrank zwischen den schlechten Kopien eines alten Genueser Nobili und eines graubärtigen Heiligen ein kleines Bild, einen Mann im schwarzen Frack vorstellend.

Der Jäger nahm das Bild hastig herunter und betrachtete es lange. Der Kammerdiener sah es ebenfalls erstaunt an. „Ist das nicht Dubelli, der Tänzer?" rief er aus, „den wir in Paris gesehen."

Der Jäger nickte mit dem Kopfe.

„Wie mag das hieher kommen? Fragt doch den alten Kerl da. He! bonus amica!"

„Laßt's gut sein!" sagte der Jäger, „ich will versuchen, mich ihm verständlich zu machen. Woher ist dieses Bild?" fragte er den Händler, ebenfalls in schlechtem Italienisch. Doch verstand ihn der pfiffige Genueser vollkommen.

„Dieses Bild?" entgegnete er, „von einem außerordentlich guten deutschen Maler, ein vorzügliches Stück — es stellt, wie ich glaube, einen deutschen Prinzen vor —"

„Aber woher habt Ihr das Bild?"

„Dies Bild — nun laßt mich nachdenken — richtig! richtig! bei der Auktion, wo die Sachen der Signora Marina, der großen Tänzerin, verkauft wurden." —

„Sie war eine Deutsche?"

„Man sagte so," entgegnete wegwerfend lächelnd der Genueser, „aber ich glaube es nicht, denn sie tanzte viel zu gut, viel zu graziös für eine Deutsche."

„Und weshalb wurden ihre Sachen verkauft? — War sie dabei zugegen?"

„O nein, sie war schon längere Zeit fort, so sagte man. Einige meinten, sie sei gestorben, andere wollten wissen, sie sei nach Deutschland zurückgekehrt.

„Und wann war die Auktion?"

„Vor ungefähr vier Wochen.“

„Wer besorgte dieselbe?“

„Ihr Geschäftsmann.“

„Kennen Sie ihn?“

„Nur dem Äußern nach,“ sagte der Italiener.

„Und dieses Äußere ist nicht schön,“ fuhr der Jäger fort, „ein häßlicher Mann.“

„Ein schlechtes Gesicht.“

„Er ists!“ sagte der Jäger zu dem Kammerdiener, und schüttelte traurig den Kopf. „Wie sie an den Menschen gekommen, ist mir ein Rätsel. — Was soll dies Bild kosten?“

„Es ist von einem ausgezeichneten Meister, Herr,“ versetzte der Italiener und betrachtete das Portrait angelegentlichst mit Kennerblicken. „Man hat mir auch schon zehn Scudi dafür geboten, blos weil es aus der Sammlung der Signora Marina ist.“

„Ich geb' Euch fünfzehn dafür.“

„Nun meinetwegen,“ versetzte der Italiener pfiffig lächelnd und sehr freudig über den guten Verkauf, denn es hatte ihn vielleicht ein paar Franken gekostet.

Als die beiden mit dem Portrait in den Hof des Croce di Malta kamen, war dort eben ein Reisewagen angefahren, — ein elegantes Coupé; der Postillon schob zufrieden lächelnd sein Trinkgeld in die Tasche und spannte die dampfenden Pferde aus. Zwei Bediente in dunkeln Reiselivréen waren beschäftigt, die schweren Koffer loszuschrauben und die Vache herabzunehmen. Lukas und der Kammerdiener fanden alte Bekannte. Sie schüttelten ihren Kollegen freundlich die Hände und gingen ihnen mit Rat und That beim Unterbringen der Effekten und ihrer werten Personen an die Hand. —

Oben in dem Salon des ersten Stockes, den wir vor einiger Zeit besuchten, mit der reizenden Aussicht über den Hafen und das Meer, war ein eleganter Frühstücktisch serviert. Eine hohe schöne Frau mit edlen Gesichtszügen, aber etwas bleich, die Baronesse von C., bereitete den Thee.

Sie hatte sich nicht viel verändert, unsere liebenswürdige Bekannte, nur so viel, wie ein obgleich glücklicher und sorgenfreier Ehestand von zehn Jahren bedingt. Sie war schlank und graziös, wie damals; ein braunseidener Morgenüberrock zeigte ihre eleganten angenehmen Formen, und die edle Stirn wurde hervorgehoben durch ein schwarzes Schleiertuch, unter welchem sie ihr dichtes, braunes Haar versteckt hatte.

Ihr Gemahl, der Baron Karl, hatte sich ebenfalls wenig verändert, nur war er etwas stärker geworden. Er stand am Fenster mit seinen beiden Freunden, dem Grafen Alfons und Alfred, die eben von Florenz angekommen.

„Ihr seht mich einigermaßen überrascht," sagte er, „das heißt, freudig überrascht, euch so schnell hier in Genua zu sehen. Nicht wahr, Pauline, wir hatten sie so bald nicht erwartet?"

Die Baronesse lächelte.

„Ich muß mich gegen deine Voraussetzung ernstlich verwahren," sagte Alfons lachend. „Ich versichere Sie, Madame, ich begreife nicht, aus welchem Grunde Karl zu den sonderbaren Vermutungen über mich kommt, ich habe ihm wahrhaftig nie Anlaß dazu gegeben."

„O, erinnern Sie sich, Graf Alfons," entgegnete die Dame, „das Wahre an der Sache ist, daß er sich auf seiner einsamen Campagne am Comersee gewaltig nach seinen Freunden und auch wohl ein wenig nach der unvergeßlichen Florentiner Saison gesehnt."

„Aber, Pauline, du mußt nicht aus der Schule sprechen."

„Und ich," sagte Alfons, „bin der gnädigen Frau sehr verbunden, daß sie Partei für uns nimmt. Der Baron ist ein entsetzlicher Sittenprediger geworden."

„Für mich ist das Wahre an der Sache," sprach der Baron lustig, „daß ich außerordentlich erfreut bin, euch endlich hier zu haben. Wie wollen wir von alten Zeiten sprechen! die damalige Gesellschaft meines kleinen Hauses vor der Stadt durchhecheln, kurz uns amüsieren, so gut es geht! — Aber, Alfred, du bist entsetzlich ernst geworden, eigentlich sollte ich sagen, nicht munterer; denn ich erinnere

mich ganz wohl, du warst damals gerade so, als du uns in Brüssel in den Wagen hobst. Erinnerst du dich noch, Pauline?"

„O ja!" lachte die junge Frau, „es war meine erste, meine glücklichste Reise. Doch kommen Sie her zu mir, Alfred," sagte sie plötzlich ernst werdend, „setzen Sie sich hier neben mich, Sie müssen mir erzählen, wie es Ihnen in den letzten zehn Jahren ergangen."

„Recht gern!" sagte Alfred mit freundlichem Ausdruck in Ton und Stimme, „und es wird mich unendlich glücklich machen, Ihrem fühlenden Herzen von meinen kleinen Erlebnissen mitteilen zu können."

„Nur nicht sentimental, Alfred!" rief der Baron lachend, „wirf die Vergangenheit hinter dich, schau' der Zukunft froh und heiter entgegen. — Mama," fuhr er fort, indem er durchs Fenster blickte, „dort kommen die Kinder; dürfen sie einen Augenblick herein?"

„Allerdings!" entgegnete die Baronin mit außerordentlich altkluger Miene, „wir müssen sie doch unsern Gästen vorstellen!"

Einen Augenblick darauf öffnete der Baron die Thüre und drei allerliebste kleine Wesen kamen in verschiedenen Gangarten ins Zimmer. Das älteste, ein Mädchen, ging mit zierlichen Schritten auf den Papa los, gab ihm einen Kuß und den beiden Freunden die Hand, worauf es sich zur Mutter an den Sofa begab. Das zweite, ein Knabe, der während des Eintretens im Begriff war, eine sehr laute Rede zu halten, verstummte plötzlich beim Anblick der Fremden und flüchtete sich schüchtern an die Hand des Papas. Das kleinste, ebenfalls ein Knabe, wankte mit sehr unsicheren Schritten durch das Zimmer und eilte, ohne sich um jemand zu bekümmern, nach einer Ecke desselben, wo der Spazierstock des Vaters lehnte, sein willkommenstes Spielzeug.

Jetzt war die Familie beisammen, der Baron strahlte als Vater, und die Baronin war nicht unempfänglich für die anerkennenden Worte, die ihren wirklich allerliebsten Kindern von den beiden Freunden gespendet wurden.

Doch jeder der beiden Freunde benahm sich auf eine andere Art: Alfred zog die Kinder an sich mit einer unendlichen Liebe, einer rührenden Herzlichkeit, wie ein Glück, das man gern mit

andern genießt und teilt, um das man sie aber nicht beneidet, weil man weiß, daß man selbst darauf verzichtet, das Gleiche zu erringen. Der Graf dagegen sah die Kinder freundlich und gütig an, wie etwas, das er ebenfalls haben würde, sobald es ihm nur beliebte. Dabei blickte er in den Spiegel, fuhr mit der Hand durch das Haar und bemerkte mit Vergnügen, daß er sich in den letzten zehn Jahren auffallend gut konserviert habe.

In Genua nun verlebte der Baron mit seiner Familie und den beiden Freunden einige recht heitere und glückliche Tage.

Lukas hatte das Bild von Signor Dubelli noch am selben Tage vorgestellt und das Erfahrene mitgeteilt. Doch so sehr sich der Baron Karl und Alfons bemühten, eine Spur von der Verschwundenen aufzufinden, so waren doch alle Schritte, die sie gethan, vergeblich, und ebensowenig gelang es Lukas, trotzdem daß er die Hülfe der Polizei in Anspruch nahm, den Aufenthalt des Gevatters zu entdecken oder denselben wieder zu sehen.

Es war gegen Ende Dezembers, als sie sammt und sonders die Stadt verließen und auf dem Ferdinando Primo nach Neapel abreisten.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Graf von St. Alban.

Wer war in Neapel und erinnerte sich nicht mit Vergnügen der herrlichen Strada Toledo, jener Pulsader der gewaltigen Stadt, die sie ihrer ganzen Länge nach durchströmt? wer erinnerte sich nicht des herrlichen Anblicks dieser Straße, ihrer Freuden bei Tag und bei Nacht?

In der heißen Zeit des Tages berührt kaum ein Sonnenstrahl ihr breites Lava-Pflaster, welches, vom Nachttau benetzt, erquickende Kühle aushaucht.

Dicht an den gewaltigen Palästen, aus welchen der größte Teil von Toledo besteht, unter den Vorsprüngen riesenhafter Bal-

kons und Thore haben sich Obstverkäufer und Blumenhändlerinnen eingenistet; in den glänzendsten, mannigfaltigsten Farben liegen die lockenden Früchte aller Zonen dort beisammen; feuchte Blätter, mit denen sie bedeckt werden, erhalten sie in der angenehmsten Frische. Man kann nichts reizenderes sehen, als solch' einen wohlgeordneten Fruchtstand: prächtige Melonen, Trauben, Orangen, Citronen, und Granatäpfel zwischen dem grünen Laub, die so fein versteckt und halb verhüllt sind, um den Vorüberwandelnden noch stärker zu reizen. Dazu spendet der Blumenstand auf der andern Seite in seiner noch mannigfaltigeren Pracht den feinsten Duft, und das glüht und schillert, blendet und duftet durcheinander so entzückend und bezaubernd, daß man nicht weiß, wohin man sich zuerst wenden soll.

Aber noch andere Genüsse winken dem Umherstreifenden. Dort ist die große Eisbude geöffnet und die Karte, welche davorhängt, zeigt eine ziemliche Auswahl. Der Limonaden-Verkäufer schwingt sein Faß; vor dem Cigarrenladen werden die feinsten Sorten ausgepackt, die Conditoreien mit allen möglichen Süßigkeiten sind ebenfalls geöffnet, wo tausende der verschiedenartigsten Augen, worunter recht schwarze und glühende, die Blicke kreuzen und an den Herrlichkeiten rings umher mit dem gleichen Entzücken, wie du, hängen bleiben, wo die Träger dieser verschiedenen Augen wieder ebenso verschieden in Tracht und Alter bei dir vorbeigehen, eilen, laufen, plaudern, lachen und singen, dich hierhindrückend, dich dorthinstoßend; da bald die breite Straße obendrein noch mit Karren und eleganten Equipagen angefüllt und vollgepfropft ist; da namentlich die letzteren in dem entsetzlich schnellen Tempo, womit sie dahineilen, nur durch die wunderbare Geschicklichkeit ihrer Kutscher vor unangenehmen Zusammenstößen mit andern Equipagen bewahrt werden können; da alles so um dich herum immer- und immerfort, ohne einen Augenblick Ruhe zu geben, rauscht, rasselt, dröhnt, plaudert, lacht, glänzt, so tritt bei Zeiten an den oben erwähnten Blumenstand, lass' dir für wenig Geld den prachtvollsten Strauß geben und drück' dein Gesicht da hinein, um das brausende Ge-

tümmel um dich her einen Augenblick zu vergessen: dasselbe ist wahrhaftig nicht lange zu ertragen.

Einen solchen Anblick, wie wir ihn mit unsern schwachen Kräften wiederzugeben versuchten, bietet die Strada Toledo in Neapel an allen schönen Tagen jeder Jahreszeit. Und dergleichen schöne Tage hat die glückliche Stadt, gering gezählt, jährlich über dreihundert. Es giebt aber dagegen auch Zeiten, wo der Anblick von Toledo ein ganz anderer, ein minder erfreulicher ist, zum Beispiel zur Wintersaison an einem neblichten und regnerischen Tage, im Monat Januar. Den Italiener, welcher die Kälte außerordentlich fürchtet und scheut, obgleich er sie sehr gut ertragen kann, treibt ein unfreundlicher Seewind, der von Santa Lucia zuweilen in die offene Straße hineinpfeift, gleich von derselben hinweg in seine Wohnung oder in das Kaffeehaus. An solchen Tagen eilt er, in seinen Mantel gehüllt, so daß man vom Gesicht fast gar nichts mehr sieht, im Geschwindschritt vorüber und man hört nur das Wort: freddo! freddo! das einer dem andern zähneklappernd zuruft.

Die breite gewaltige Straße liegt dann, namentlich abends, wie ausgestorben, öde und leer da. Die Beleuchtung auf derselben reicht kaum hin, um einen schwachen Begriff von der kolossalen Front der Paläste zu geben, oder ein paar riesenhafte Cariatiden zu beleuchten, die ihren schweren Balkon mißmutig zu tragen scheinen.

Da die meisten dieser großen Paläste noch wie in der guten alten Zeit von einer einzigen edlen Familie bewohnt werden, diese Familie aber nicht mehr, wie es in jener alten guten Zeit Mode war, das Haus mit Gefolge und Dienerschaft vollständig ausfüllt, sondern jetzt nur noch eine Reihe Zimmer im ersten Stock zum eigenen Gebrauche benützt, und diese nicht einmal mehr gastlich jeden Abend den Verwandten und Freunden des Hauses öffnet, so gewährt an solchen Abenden, wo der Menschen- und Lebensstrom in Toledo ausgeflossen ist und nichts zurückgeblieben, als die schwarzen hohen Häusermassen mit ihren toten Fensterreihen, die Straße ein ödes, erstorbenes Ansehen.

Hie und da rollt vielleicht eine Equipage, hie und da huschen einige Personen von einer Nebengasse in eine andere hinein, als fürchteten sie sich vor der langen Toledo, die heute morgen noch so jugendlich frisch erschien, heute abend aber so grau und tot daliegt. Ein seltener Limonaden-Verkäufer schwingt vielleicht in irgend einer Ecke wie zum Hohne sein Eiswasser, dasselbe vergeblich dem stillen Abend empfehlend, und neben ihm sitzt ein altes Mütterchen, und erhält ihr kleines loderndes Feuer im Brand, teils um sich gegen die Kälte zu schützen, teils aber, um immer die Kastanien warm zu halten. So sieht man auch in weiter Entfernung vielleicht ein paar ähnliche rote Feuerchen brennen, kleine Punkte — das einzig übrig gebliebene Leben.

Geliebter Leser, wir befinden uns gerade vor einem der größten Paläste in Toledo, einem Gebäude, wie eine kleine Festung; es hat auch vielleicht schon zu dergleichen Zwecken gedient. Der untere Stock, in rustico aus rauh behauenen Quadern aufgeführt, als hätten ihn die Cyclopen zusammengetragen, befleißigt sich allein an den Fenstern und dem Thore einer einigermaßen freundlichen Idee, dies starre Mauerwerk dem Auge angenehm unterbrechend. Die schweren, reichen Gitter an den Fenstern passen zu dem wilden felsenartigen des ganzen Stockes, als sei dort eisernes Gesträuch herausgewachsen, und die beiden Giganten, die an dem Thore stehen, vielleicht übrig gebliebene Trümmer der alten Riesengeschlechter, die bei dem Baue halfen, dann nicht abgelöst wurden und langsam erstarrten, und deren Blicke sich vor demselben kreuzen, scheinen fragen zu wollen: „wird sich wohl jemand dort hineinwagen?"

Die oberen Partien des Hauses wachsen schon etwas schlanker und anmutiger in die Höhe, die Wände sind mit passenden Verzierungen versehen, die Fenster hoch und breit, und die Balkons zierlich und geschmackvoll.

Das vordere Thor ist weit geöffnet, wir treten unter den Bogen — ein starkes eisernes Gitter hemmt unsern Schritt. Die Schnur, welche das Schloß an demselben aufzieht, ruht in der Hand jenes alten und feisten Portiers, der mit goldbordiertem

Rocke und Pelzüberwurf, mit geschlossenen Augen in einem mit Glas bedeckten Verschlag an der Treppe sitzt, wie eine ausgestopfte Seltenheit, hier allerdings eine solche, denn nur wenige der großen Familien treiben in ihren Palästen noch den Luxus eines so wohlgenährten gut kostümierten Portiers. Aber was wir von dem Hause sehen, in welches wir nun eintreten, — denn die Gitterthüre öffnet sich unserer Zaubermacht von selbst — zeigt uns an, daß wir uns bei einer jener alten Familien befinden, die einen Stolz darin suchen, ihren Palast, wenn er auch für Feste und Lustbarkeiten nicht mehr geöffnet ist, so imstande zu erhalten, daß es nichts braucht, als einige Lichter mehr anzuzünden und die Flügelthüren aufzureißen, um eine ganze Gesellschaft der elegantesten und vornehmsten Leute auf's beste zu empfangen und zu bewirten.

In dem großen Hofe, den wir vor uns sehen, plätschert ein einsamer Springbrunnen zwischen alten hochstämmigen Orangebäumen; ein Koch mit weißer Jacke und Mütze spricht zum Fenster der Küche hinaus mit dem Kutscher eines sehr niedrigen Broughams, der, mit einem starken englischen Pferde bespannt, dort hält und dessen beide glänzende Laternen das Grün der Bäume sanft beleuchten.

Im Hause aber ist es totenstill. —

Die breite Marmortreppe, mit Teppichen bedeckt und sanft erleuchtet, ist öde und leer, auf den langen Korridors hört man kein Geräusch, keinen Fußtritt, und nachdem wir drei bis vier hohe gewölbte Zimmer durchschritten, alle reich möbliert, alle mit einigen Wachskerzen erhellt, deren Licht die Einsamkeit und Öde ringsum recht deutlich zeigt, hören wir hinter einer fünften hohen und weiten Flügelthüre ein leises Husten.

In diesem Zimmer ist der Boden mit Teppichen bedeckt, dasselbe ist besser erleuchtet, im großen Kamin lodert ein Feuer, und zwei alte Bediente spielen an einem kleinen Tische eine Partie Schach, während ein dritter sich hustend und gähnend auf einem Lehnstuhle dehnt.

Die Thüre zum Nebenzimmer ist nur angelehnt; wieder Tep-

piche, Kaminfeuer, Lichter, aber keine menſchliche Seele; in dem darauffolgenden ebenſo, dann aber öffnet ſich die Thüre eines kleineren Kabinetts und ein Kammerdiener in ſchwarzem Frack öffnet einem anderen, ebenfalls ſchwarz gekleideten alten Manne, der einen Stoß Papier unter dem Arme trägt, die Thüre. Beide machen ſich eine freundliche Verbeugung, der Mann mit dem

Papier, eine kleine Gerichtsperson, mehr unterthänig, der Kammerdiener des großen Hauses mehr herablassend, dann schließen sich die Thüren wieder, und wir wagen es, durch das Kabinett in das dahinterliegende Zimmer einzutreten.

Ein hohes, gewölbtes Gemach; dicke persische Teppiche bedecken den Boden, die Wände, mit dunkelbraunen, gepreßten Samttapeten bedeckt, zeigen kleine schimmernde Goldstreifen, ein Kronleuchter hängt von der Decke herab und beleuchtet eine Menge reichgeschnitzter eleganter Möbel, ein paar kostbare alte Bilder, einige kleine Marmorfiguren, Waffen und seltsame Gefäße auf kleinen Ecktischen, in der Mitte auf einem großen, runden Tisch ein Haufen Bücher, unordentlich durcheinander geworfen, vor welchen ein Lehnstuhl steht. Aus dem Kamin von außerordentlicher Höhe und Breite strahlt eine lustige, behagliche Glut, und die bronzenen Feuerhunde, welche dieselbe tragen, zeigen ganz erhitzte rotglühende Gesichter.

In dem Gemach befinden sich zwei Leute: ein älterer und ein jüngerer Mann. Der Ältere, vielleicht an den Fünfzigen, mit stark ergrautem Haar, sitzt vor dem Kamin in einem Lehnsessel; er trägt einen braunen Überrock unter dem Kinn zugeknöpft, und hat seine Füße auf die messingne Kaminstange gestellt. Der junge Mann steht an der anderen Seite vor dem Kamin und hat die Stirne gegen das marmorne Gesims gedrückt.

Der alte Herr hält ein Papier in der Hand und schaut über dasselbe hinweg in die Glut des Feuers. Sein Kopf hat einen edlen, ruhigen Ausdruck, und die breite, hervorragende Stirne und die blitzenden Augen zeigen ein lebhaftes Temperament und einen festen Willen.

„Eh bien. Eugen," sprach der alte Herr und wiegte das Papier in seiner Hand, „hier habe ich das wichtige Dokument, nach dem ich mich so lange gesehnt, welches zu erhalten mir so viele Schwierigkeit gemacht und das ich jetzt — ich kann es nicht läugnen — wohlbehaglich in meiner Hand fühle. Wir sind geschieden, Madame la Duchesse und ich."

„Es hat Sie aber Opfer genug gekostet," entgegnete der junge Mann, ohne seine Stellung zu verändern.

„Bah!" sagte der andere, „sehr kleine in Betreff meiner Freiheit, meiner häuslichen Ruhe, die ich nun wieder gewonnen. — Ach, wenn ich diese Freiheit und häusliche Ruhe auch nur recht benützen, recht genießen könnte! Wenn du mir endlich dazu verhelfen wolltest, Eugen!" —

Es erfolgte keine Antwort.

„Sei ein Mann! Du hast die Vergangenheit hinter dich geworfen, lösche sie aus, alle Erinnerungen daran! — — Vorwärts!" — — In's Leben hinein!"

Der junge Mann machte eine ungeduldige Bewegung.

„Seit du von Genua zurück bist, finde ich dich insupportable; du hast meinen Willen erfüllt, du hast reine Bank gemacht, aber jetzt laß' die Schutthaufen deines sogenannten früheren Glücks nicht zwischen deinen Füßen umherliegen, mach Platz für ein neues Fundament, und laß' uns einen neuen, tüchtigen, soliden Bau aufführen, mon garçon; dein Onkel wird dir getreulich helfen. — Allons! Courage!"

„Ich kann nicht!"

„Ah, du kannst nicht?! — Immer dasselbe Wort! — Der Mensch kann alles, was er will, das heißt, wenn er etwas Vernünftiges ernstlich will; aber du, mein Freund, willst nichts ernstlich, weil du keinen eigenen Willen hast."

„Leider habe ich gegen Sie bewiesen, mein Onkel, daß Sie Recht haben, ich habe meinen Willen unter den Ihrigen gebeugt, leider! leider! — O das arme Weib!"

„Mille tonneres!" rief der alte Herr heftig, „mach mich nicht toll! Ich habe in deinem Interesse geraten, du hast in deinem Interesse gehandelt, und wenn du das bereust, so zeigst du darin eine unverantwortliche Charakterschwäche; ich würde heute gerade wieder so raten, und über ein Jahr so und über zehn Jahre so und in alle Ewigkeit so."

„Weil Sie sie nie gesehen haben, Onkel, sie nicht und das Kind."

„Kann sie mir ganz genau vorstellen, brauche sie nicht zu sehen! — Aber meiner Treu, was soll die ganze Unterredung wieder? Bist du ein Knabe oder bist du ein erwachsener Mensch? Hast du nicht mit freiem Willen jene Verbindung abgebrochen?"

„Leider."

„Ja leider, weil du — —"

„Nun, Onkel, weil ich —?" entgegnete der junge Mann und wandte dem alten Herrn hastig das Gesicht zu.

„Weil du ein schwacher Mensch bist, schwach von der Fußsohle bis zum Scheitel, weil du kein eigenes Ja und Nein hast, weil du —"

„O halten Sie ein! Gerade weil Ihre Vorwürfe so gerecht sind, treffen sie mich fürchterlich, gerade weil ich mir meiner Schwäche bewußt bin, muß ich mich selbst verachten und bin bestraft genug. O hätte ich damals Ihre Ungnade vorgezogen, mein Onkel, und hätte dagegen behalten die Ruhe meines Lebens, mein Weib und mein Kind."

„Dein Weib?"

„Ja, mein Weib, Onkel! und wenn Sie auch wegen einiger mangelnder Formalitäten die Ehe für nichtig erklären lassen, wenn man das Ihnen, dem reichen und mächtigen Herrn, zu Gefallen thut, deshalb ist sie vor Gott doch nicht gelöst, vor Gott nicht und nicht vor meinem Gewissen, das kann ich Sie versichern."

Es entstand eine längere Pause, während welcher der junge Mann einigemal heftig in dem Gemach auf und ab schritt, der andere aber mit dem polierten Eisen in die Kohlen hineinstieß, daß die Funken umher flogen.

„Eugen," sagte er alsdann und wandte sich in's Zimmer hinein, „Eugen," wiederholte er, „sei verständig, laß' uns, die beiden einzigen und letzten Glieder dieser großen und mächtigen Familie, friedlich bei einander wohnen. Geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und wenn diese gewissen Dinge zu ändern wären, könnte ich doch nimmer zugeben, daß sie geändert würden. — Du hast A gesagt: sei so vernünftig und buchstabiere durch bis zum Z."

„Nein, Herr Onkel, ich komme über Ihr B wahrhaftig nicht hinaus!“

„Schon über mein B nicht? Darin liegt doch durchaus nichts verfängliches, vielmehr etwas sehr reizendes und lockendes für jeden jungen Kavalier von Verstand und Lebenslust.“

„Ich habe ja beides nicht!“ murmelte zähneknirschend der Neffe.

„Zum Teufel auch!“ fuhr der Onkel spöttisch lachend fort, ohne jene Antwort gehört zu haben, „dies mein erstes Verlangen ist natürlicherweise sehr schwer zu erfüllen! Du sollst dieses Haus öffnen, meinetwegen in der ersten Zeit als garçon, sollst dir

und deinen Bekannten kleine Feste arrangieren, Diners geben, den alten Steinhaufen lebendig machen, und mir erlauben, mich bei euren Festivitäten meiner Jugend zu erinnern und mit froh und vergnügt zu sein! — O mein Sohn," fuhr er weicher fort, „es ist dies gewiß ein billiges Verlangen. Sieh' mich an, wie ich hier sitze, von meinem bittersten Feinde, der Gicht, monatelang in diesen Stuhl geschmiedet, und in diesem weiten, öden Zimmer, in diesem ungeheuren Palast allein, ganz allein. Du weißt nicht, wie die Stunden schleichen, du hast keine Idee davon, wie lang die jetzigen Abende dauern; welche Ewigkeit es ist von dem Moment, wo man die Lichter hier in diesem Zimmer anzündet, bis zu jenem, wo ich mich entkleiden lasse, um einer noch zehnmal längeren schlaflosen Nacht entgegen zu sehen."

Der junge Mann hatte sich an den Lehnstuhl gestellt und schaute mitleidig auf seinen Onkel hinab. „Ja," sprach er alsdann mit leiser Stimme, „wie schön wäre es für uns, wenn sich die Flügelthüren dort öffneten, und sie hereinträte mit dem kleinen Kinde an der Hand und wir alle mit ihr plauderten und das kleine Kind mit uns lachte!"

Der alte Herr sah gedankenvoll in die Kohlen und nickte mit dem Kopfe.

„O warum war das nicht möglich, mein Onkel?" sagte der junge Mann so leise, daß man seine Worte kaum verstehen konnte.

Doch der alte Herr verstand sie und erwiderte fest und bestimmt: „unmöglich! Glaubst du," fuhr er nach einer Pause fort, „wir hätten mit unserem Stande keine Pflichten übernommen, die wir erfüllen müssen? glaubst du, die hohen Schranken, welche uns von der übrigen Welt trennen, beständen nur so lange, als es uns konvenierte, und wir brauchten sie nicht mehr zu respektieren, sobald es uns amüsanter und besser dünkte, über sie hinweg zu setzen? — Nein, mein Freund! Jene Schranken, die dich abgesondert dahinstellen, die Grenzen deines Standes sollen dir heilig sein, auch wenn sie dich beengen, auch wenn sie dich drücken.

Willst du ein Kavalier sein, so sei es ganz, willst du das nicht, eh bien! so zerbrech' deine Grafenkrone, nenne dich Monsieur tel et tel, und du bist unstreitig etwas ganz anderes — — vielleicht ebenso gut, wie früher, — — wenn du alsdann das neue ganz bist."

„Aber mein Sohn, —" entgegnete der junge Mann, „soll er büßen, was ich begangen?"

„Nein, gewiß nicht!" versetzte der alte Herr mit leuchtenden Augen, „nimm' ihn hieher, wenn du kannst, er soll seinem Stande gemäß erzogen werden."

„Seinem Stande gemäß? — Also ihm erkennen Sie einen Stand zu?"

„Allerdings, wenn er dein Sohn ist."

„Und sie?"

Der Alte wehrte mit der Hand von sich ab, und sagte nach einer längeren Pause mit unsicherer Stimme: „jeder glaubt, auch du, mein Freund, daß das Unglück, welches ihn selbst betrifft, mit solcher Kraft noch nie auf einen andern Menschen niedergefallen sei, und doch ist alles schon da gewesen. Was du heute erlebst, ist mir vor so und so viel Jahren ebenfalls widerfahren, vielleicht nicht ganz im selben Verhältnis, aber auch ich mußte ein Herz, das mich sehr geliebt, von mir stoßen, auch ich mußte ein Kind, mein eigenes Kind, zurücklassen, und der Unterschied zwischen mir und dir war, daß ich jenes Kind allen meinen Anstrengungen zum Trotz nicht wieder sehen konnte, nicht wieder sehen kann, weil es — — — — wie seine Mutter — — in Kummer und Elend verstorben." — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Dein Bube aber," fuhr der alte Herr nach einer langen Pause mit einem tiefen Seufzer fort, „lebt gesund und munter in Genua."

„So schreibt man mir wenigstens," entgegnete der Neffe.

„Gott erhalte ihn!"

In diesem Augenblicke öffnete sich langsam die Flügelthüre

und der Kammerdiener trat herein und übergab dem alten Grafen ein Schreiben. Dieser riß das Kouvert ab, durchflog den Brief, und nickte freundlich mit dem Kopfe. „Da lies," sagte er zu dem Neffen, und reichte ihm das Blatt in die Höhe. „Soeben kommt mein alter Freund, mein alter lustiger Vicomte von Florenz hier an und wird mich gleich besuchen. Ich freue mich außerordentlich. Man bringe den Herrn, der gleich anfahren wird, augenblicklich zu mir herein!"

Der Kammerdiener verbeugte sich tief und ging hinaus.

„Eh bien, Eugen, du bleibst noch einige Augenblicke hier, oder hast du was dringendes vor?"

„Durchaus nichts, Onkel, ich wollte später ein paar Besuche machen, mein Wagen kann unten warten."

„Bon. — Ich freue mich sehr, den alten Knaben wieder zu sehen. Soeben rollt eine Equipage unter das Thor; er wird es sein."

Es war wirklich der Vicomte, derselbe, den wir in Florenz gesehen und der jetzt durch die langen Gänge dahinschritt. Jedes Zimmer betrachtete er sich im vorbeigehen aufmerksam und sah nirgends etwas verändert, ebensowenig an dem alten Kammerdiener, den er schon vor langen Jahren gekannt. Jetzt öffneten die Lakaien die Flügelthüren und er trat eilig in das Gemach.

Der Graf war aufgestanden, kam ihm an der Thüre entgegen und umarmte ihn auf's herzlichste. Eugen schüttelte ihm die Hand.

„Da sind wir!" rief lustig der Vicomte, „kaum vor dem Hotel angefahren, etwas umgekleidet und schon hier. Du siehst, daß wir den Dienst nicht verlernt. Ich sage den Dienst," wandte er sich zu dem jungen Grafen, „weil Ihr Oheim schon damals Sekretär der Legation war, als ich, ein blutjunger Attaché, dort eintrat. — Wie geht es dir?"

Der Graf zuckte mit den Achseln, als er seinen Freund an den Kaminwinkel führte und auf seinen Lehnstuhl zeigte.

„Also immer noch im Kampf mit dem alten Feind?" sprach

der Vicomte, „das ist schlimm, mein Freund. Es ist aber auch wahrhaftig heute ein Wetter dazu draußen, beim heiligen Ludwig, auch gar nichts neapolitanisches, man könnte in Rußland sein!“

„Und du kommst direkt von Florenz?“ fragte der Graf.

„Allerdings, und ich bin sogar durch Rom ohne Aufenthalt gefahren; es war trostlos in Rom, ebenso schlechtes Wetter. Apropos, Monsieur Eugen, Sie hätten nach Florenz kommen sollen! Wir haben ein merkwürdiges Stück Saison erlebt, ich muß das gelegentlich ausführlicher erzählen, eine ganz verfluchte Episode, in deren Folge ein Duell und deswegen bin ich eigentlich abgereist.“

„Du hast dich geschlagen, alter Roué?“

„Ich mich eigentlich nicht, nur sekundiert gegen einen jungen charmanten deutschen Offizier, den ich mit hieher geschleppt. Es war eine ganz fabelhafte Geschichte. Doch das ein andermal. — Ich hätte euch den jungen Deutschen gleich hieher gebracht, aber ich wußte nicht, ob die Allergnädigste — verzeih' mir, lieber Freund, daß ich mich nach dem Befinden deiner hochadeligen Duchesse erkundige.“

Der Graf lächelte sarkastisch gegen die Glut. „Ich hoffe,“ versetzte er nach einer Weile, „daß sie sich wohl befindet, genau aber kann ich's wahrhaftig nicht sagen.“

„Also immer noch dieselbe Geschichte?“

„Nicht ganz — wir sind seit heute geschieden.“

„Ah, da gratulier' ich!“ sagte lachend der Vicomte. „Diese Ehe war für dich keine Rosenkette, und ich bin überzeugt, du wirst im ganzen genug haben und zu keiner anderen eine Dispensation nachsuchen. — Aber was geschieht heute Abend bei euch? — Gar nichts? — Du bleibst zu Hause und Eugen — ?“

„Ich kann mich bei dem nassen Wetter nicht auf die Straße wagen,“ entgegnete der Graf. „Und du unsteter Geist, willst du mit einem kleinen Souper à trois vorlieb nehmen, oder vielmehr à deux? Denn Eugen hat noch einige Besuche zu machen.“

„Versteht sich von selbst!“ lachte der Vicomte, „ich mach' heute abend den Krankenwärter, und wenn Eugen später, vielleicht um elf Uhr, so freundlich ist, mir im Café de l'Europe ein Rendezvous zu geben, bin ich ihm sehr dankbar dafür, denn ich kann unmöglich so früh zu Bette gehen. — Sie werden da auch,“ fuhr er zu dem Sohne des Grafen gewendet fort, „meinen jungen Offizier kennen lernen, und zwei andere Deutsche, die ich ebenfalls in Florenz sah, ein Graf Alfons von B., und ein Baron von C., angenehme, charmante Leute. Der eine war mein Gegensekundant.“

„Abgemacht!“ sagte der junge Graf, „es bleibt dabei. Lieber Oheim, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht!“

„Adieu, mein Sohn!“

Der Graf Eugen verließ leise das Gemach, schritt die Treppen hinab und warf sich in seinen Wagen, der noch immer unter den Orangenbäumen hielt. Droben hörten die zwei alten Herren das fortrollen desselben.

Da die beiden nun allein waren, so sprachen sie von vergangenen Zeiten und tauschten, was sie in den letzten Jahren erlebt, gegenseitig aus. Sie hatten sich vielleicht in acht Jahren nicht gesehen und in der Zeit war schon manches vorgefallen, was den einen und den andern auf's höchste interessierte.

Sie hatten ein kleines, feines Souper eingenommen und saßen nun vor dem Kamin, alte Tage, alte Leiden und Freuden recht vergnüglich in's Gedächtnis zurückführend.

„Wie war es doch mit der bewußten Geschichte?“ fragte der Vicomte, „du weißt, jener Geschichte, die dir so viel zu schaffen gemacht, mit jener Deutschen und ihrer Tochter?“

„Meiner Tochter?“ sagte gedankenvoll der Graf, „ja das ist eine traurige Geschichte.“

„Du hast etwas darüber erfahren?“

„Genug, mehr als genug! Sie sind beide tot — Mutter und Kind!“

„Ah!“

„Ich hatte in der That so schöne Hoffnungen auf das kleine Mädchen gesetzt, je mehr sich die lindernde Zeit zwischen jene Tage schob, je mehr schwanden meine Skrupel, je größer wurde meine Sehnsucht nach dem Kinde. O, hätte ich früher bestimmtere Schritte gethan! aber wie ich anfing, mich gern meiner eigenen Sache anzunehmen, war es zu spät. Jetzt ist alle Hoffnung hin: ich habe einen Todenschein in den Händen von Mutter und Kind, und sie sind im Elend gestorben!" Der alte Graf beugte sich bei diesen Worten über das Kamin hin, und ein paar dicke Thränen rollten über seine eingefallenen Wangen. „Vicomte," sagte er mit zitternder Stimme, „das sind die Sünden unserer Jugend!"

Der Vicomte nickte schweigend mit dem Kopfe und versetzte nach einer langen, langen Pause:

„Aber, lieber Freund, nimm' die Sache, wie sie ist; traurig, höchst traurig bleibt es immer, aber es ist doch vielleicht etwas gutes daran. Wie hättest du das arme Mädchen, die Kleine nämlich, selbst wenn sie auf's beste erzogen wäre, in der Gesellschaft plazieren können? Bedenke das auch."

„Ich habe das wohl bedacht," sagte der Graf mit fester Stimme; „ich hätte ihr die ihr zukommende Stellung als meine Tochter gegeben."

„Nun ja, mein bester, aber als —"

„Gräfin von St. Alban!"

„Ah, das ist was anderes! Freilich, du bist unabhängig, die Mutter des Kindes war tot. —"

„Jetzt das Kind auch, und so stehe ich ganz allein. Denk' dir diesen Palast, diesen finsteren Steinhaufen belebt mit lustiger, heiterer Gesellschaft, ich gehegt und gepflegt von ihr, die mich auf den Händen tragen würde; einen Schwiegersohn würde ich schon finden. Ah! das wäre ein anderes Leben! Es hat wohl vielleicht niemand so empfunden, wie ich, wie wohlthuend der freundliche Gruß eines weiblichen Wesens ist, das dich liebt, wie wohlthuend der Druck ihrer Hand ist, wenn sie dich fragt, wie es dir geht. — Doch genug dieser traurigen Geschichten! Es ist meine Be-

stimmung, obgleich Gatte und Vater, doch allein auf der Welt zu bleiben, allein zu sterben. Komm es, wie es will!"

Noch eine kurze Weile blieben die beiden Freunde beisammen, dann empfahl sich der Vicomte bis auf morgen und der Graf blieb in dem Zimmer zurück.

Nachdem er eine Zeit lang heftig auf und ab geschritten war, blieb er vor einem Marmortische stehen, auf welchem ein kleines schwarzes Kästchen stand. Er öffnete den Deckel, indem er auf eine geheime Feder drückte, und nahm einen Pack alter vergilbter Papiere heraus.

Lieber Leser, auch wir kennen diese Papiere, und obgleich wir es im allgemeinen für unvorteilhaft halten, dem Laufe der Geschichte voranzueilen, so dürfen wir in diesem Fall nicht verschweigen, daß es dieselben Papiere sind, welche in jener denkwürdigen Nacht aus dem Zimmer der guten seligen Kiliane entwendet wurden. — — — —

Der Graf wickelte das rote Band, welches die Papiere umschlang, bedeutsam ab und betrachtete mit eigentümlichem Lächeln bald diesen, bald jenen Brief. Unten auf dem Grunde des Kästchens befand sich ein kleines Portrait, das er ebenfalls lang und aufmerksam anschaute, dann verschloß er alles wieder; durch einen Zug an der Glocke rief er den Kammerdiener herbei und ließ sich ins Schlafzimmer leuchten.

Dieses Schlafzimmer lag am Ende des Palastes nach dem Hofe zu, und man sah von den Fenstern desselben auf ein großes, unregelmäßiges Hintergebäude, das in früheren Zeiten ebenfalls zu dem Palaste gehört, dann aber wegen seiner finsteren Lage zwischen den Häusermassen verkauft und jetzt von armen Leuten bewohnt wurde. Von all' den Fenstern an demselben, wo fast ebenso viele arme Familien wohnten, war nur ein einziges erleuchtet, und auf dieses einzige, mit dürftigen Vorhängen bedeckt, schaute der alte Graf, der noch einen Augenblick an's Fenster getreten war.

War es diese einzige Helle an der ungeheuren Wand, welche

seine Blicke auf sich zog und festhielt? — er wußte es nicht; genug! er blieb lange, lange stehen und schaute in den dämmernden Schein hinüber. Endlich wandte er sich seufzend ab. Der Kammerdiener zog die schweren damastenen Vorhänge dicht zusammen, zündete die silberne Nachtlampe an und verließ mit leisen Schritten das Zimmer, nachdem der Gebieter in seinem breiten prächtigen Bett lag. Ein großer Neufundländer Hund streckte sich darauf an die Thüre auf ein gewaltiges Bärenfell, die Diener löschten in den Zimmern die Lichter aus, und nach und nach wurde es still in dem Palast von St. Alban. — —

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Vedi Napoli, pui muori.

Sieh' Neapel und ſtirb.

(Italieniſches Sprichwort.)

Das Fenſter, welches wir von dem Schlafzimmer des Grafen von St. Alban matt erleuchtet mit dürftigem Schein durch die Nacht glänzen ſahen, gehörte zu einem kleinen Zimmerchen, in dem ein hellerer Glanz, als der von der einzigen verdeckten Talgkerze ausſtrahlende, noch troſtloſer die nackte Armut der Wände und, wie es ſchien, auch der Bewohner gezeigt hätte.

Dieſes Zimmer hatte eine ſchräge, in das Dach hineingebaute Decke, vier weiße Wände, das einzige Fenſter, von dem wir vorhin ſprachen, und eine Thüre auf den Gang. Das Mobiliar war hiezu paſſend: ein einziges, obgleich ſehr breites Bett, wie es in Italien überall gebräuchlich iſt, enthielt eine ſchlechte Matratze, grobes Leinezeug, eine dünne Decke. Ein paar Stühle ſtanden in den Ecken des Zimmers und daneben in merkwürdigem Kontraſt mit allem übrigen ein ſehr eleganter Reiſekoffer.

Aber er war leer. —

Wenn es möglich wäre, würden wir es vermeiden, einen Blick auf die Bewohner dieſes Zimmers zu werfen; aber es iſt unum-

gänglich notwendig, der Faden unserer Erzählung verlangt dies ebenso gebieterisch, als er von uns fordert, das Elend und den Kummer derer, die wir im Glücke gesehen, nicht zu verläugnen. In dem Bette lag ein kleines Kind, ein Bübchen, und auf einem Stuhle vor demselben saß die Mutter dieses Kindes und beugte sich ängstlich über das Gesicht desselben. —

Das kleine Kind war sehr krank. Ein wildes Fieber tobte durch sein Gehirn, sein Puls flog, seine Schläfe brannten und eine dunkle Glut, die sich bald noch mehr anfachte, bald einer tiefen Bläße Platz machte, bedeckte seine Wangen. Jetzt schlug das Kind die Augen auf und der halbgebrochene Blick irrte zitternd gleich dem flattern eines schattenhaften Schmetterlings an der Wand hinauf, an der Zimmerdecke vorbei, blieb alsdann eine Sekunde auf dem Gesichte der Mutter haften, ehe sich dieses kleine, liebe Auge wieder schloß.

O es ist etwas jammervolles, so ein armes kleines Kind leiden zu sehen, jammervoll für jeden anderen, entsetzlich, herzzerreißend für eine Mutter; ja entsetzlich, herzzerreißend für jede Mutter, auch wenn ein geschickter Arzt neben dem Bette steht, auch wenn teilnehmende Verwandte im Vorzimmer sich erkundigen und gern ihre Hülfe spenden, auch wenn es an keinem Bedürfnisse fehlt, auch wenn alles vorhanden ist, was die Natur zu Linderung einer solchen Krankheit in allen ihren Reichen barmherzig gespendet.

Aber man denke sich dagegen die Gefühle einer armen Mutter, die allein bei ihrem Kinde ist, allein den ganzen Tag, die lange Nacht; denn sie hat keine Verwandte in der Stadt, ja nicht in dem ganzen weiten Lande, eine Mutter, die von keines anderen Munde einen liebevollen Trost erfährt, die zu niemand sagen kann: „sieh' mein Kind an, ich glaube, es schläft ruhiger, befühle auch du seine Händchen, mir scheint, sie sind nicht mehr so brennend heiß!" — eine arme, arme Mutter, die, während sie am Lager ihres Kindes sitzt, in ihren Gedanken gierig an die Heilmittel denkt, die es für ihr Kind wohl geben könnte, wenn sie im stande

wäre, sie anzuschaffen, eine Mutter, — kurz, eine Unglückliche, wie sie in der kleinen Dachstube vor unseren Blicken sitzt.

Jetzt erhebt sie sich von dem Stuhle, auf welchem sie gesessen, eine schöne, schlanke Gestalt, ein junges Weib, und wie sie aufsteht, durchschauert sie die Kälte, die in dem Zimmer herrscht. — Ob das Kind auch wohl friert? — Es zuckt mit seinen Füßchen. Sie nimmt von ihrem Hals ein Tuch und legt es über die Füße des Kleinen, dann streicht sie das dunkle Haar aus dem Gesicht, und tritt einen Augenblick an's Fenster.

Auf den Treppen des großen Hauses ist alles totenstill, hier oben hört man keinen Fußtritt. — Wenn nur der Arzt bald käme, nach dem sie gesendet!

Der Himmel ist schwarz, kein Sternlein blinkt hernieder und die Wolken sind so dunkel, daß man sie von dem großen Palaste, der vor ihrem Blicke liegt, kaum zu unterscheiden vermag. Auch in diesem Palaste ist fast kein Licht, nur aus einem einzigen Fenster dringt durch schwere Vorhänge ein leichter Schimmer hindurch, der Schein bleibt sich immer gleich. Sie hat ihn schon oft gesehen, wenn sie während mancher Nacht ruhelos durch das Zimmer schritt, sich bald über das schlafende Kind beugte, jetzt wieder an das Fenster trat. Sie hat ihn oftmals seufzend betrachtet, diesen Schein; aus einem hohen breiten Fenster drang er hervor und hie und da war ein Mann an dieses Fenster getreten und hatte die schweren Vorhänge auseinandergethan und ihr dadurch einen Blick in das Innere des Zimmers vergönnt.

Da bemerkte sie wohl, wie prachtvoll es eingerichtet sei, prächtige Teppiche auf dem Boden und die spielende Flamme des Kamins, wie sie so freundlich Wände und Fenster vergoldete. Und in solchen Momenten hatte sie ihren Kopf an die kalten Scheiben gelegt und aus tiefem Herzensgrunde geseufzt, wenn sie bedacht, daß auch sie noch vor kurzem solche Zimmer bewohnt. Nicht als ob sie es bereute, daß sie dieselben nimmer bewohne, für ihre Person war sie nicht unglücklich darüber, daß sie sie verlassen, aber wohl für das arme Kind hier in dem kalten Zimmer

in dem elenden Bette. „O hätte das Bübchen," dachte sie, „nur für die Dauer seiner Krankheit ein solches Zimmer, es würde gewiß bald gesund werden!" —

„Und kann es hier nicht wieder gesund werden?" fragte sie sich plötzlich, drückte die Hand an die Stirne und schaute wild um sich. „Wäre es denn möglich, daß das Kind hier sterben könnte, weil es ihm an einem Arzte fehlt, an notwendiger Pflege, an Allem? — O nein! Gott im hohen Himmel, das kannst du nicht zugeben! Mein Kind, mein einziges, geliebtes, kleines Kind!"

Und sie warf sich wieder über das Bett hin und weinte lang und bitterlich. — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gehen wir für einen Augenblick in unserer Geschichte um einige Zeit zurück, bis zu jenem Tage, wo in Genua der Gevatter den Auftrag erhielt, den bewußten Brief seiner Herrin, der Signora Marina, zu übergeben.

Er that es auch pflichtschuldigst und wunderte sich nur, daß der Inhalt desselben keinen größeren Eindruck auf sie zu machen schien. Aber konnte er in ihr Herz sehen, konnte er es fühlen, wie wenig ihre äußere Ruhe die fürchterlichen Kämpfe in ihrem Innern kund werden ließ? Auch traf sie der Schlag nicht ganz unvorbereitet. Sie hatte mit dem richtigen Gefühl des Weibes lange geahnt, daß es so kommen müsse, und die letzte Unterredung mit dem Vater ihres Kindes hatte sie von der Richtigkeit dieser Ahnung überzeugt.

Was sollte sie thun? Nach Deutschland zurückkehren und dort mit dem leben, was sie sich erübrigt? — Ja, das wollte sie. Aber zuerst zog es sie nach Neapel, nicht, um ihn wieder zu sehen, um ihn zu einer Änderung zu vermögen, nein, sie wollte blos zu erfahren suchen, ob er imstande sei, die eheliche Verbindung mit ihr nicht blos zu lösen, nein, für ungültig erklären zu lassen (so etwas hatte ihr der Gevatter zugeflüstert) — und dadurch ihrem Kinde sein Recht, seinen ehrlichen Namen zu nehmen,

und sie auf dieselbe Art in die Klasse tausend anderer unglücklicher Weiber zu werfen.

Sie schrieb an Dubelli, sie bat ihn, Briefe für sie nach Genua zu schicken, sie übergab ihrem getreuen Diener, dem Gevatter, die ausgedehntesten Vollmachten über ihre Wohnung, über ihr Vermögen. Sie nahm wenig Geld mit sich nach Neapel, und beauftragte ihn, ihr die und die Summe nach Neapel zu schicken.

Somit reiste sie ab, kam dort an und um in dieser Stadt, wo sie so unerhörten Triumphs genossen, wo sie so viele Freunde, Verehrer besaß, nicht erkannt zu werden, mietete sie sich bei Santa Lucia ein kleines anständiges Quartier.

Da blieben aber gleich zum erstenmale die Gelder aus, die sie von Genua erwartete. Sie schrieb augenblicklich dorthin und bekam keine Antwort. Sie schrieb an ihren Banquier, auch der ließ nichts von sich hören. Da geriet sie in große Verlegenheit. Zum erstenmale so recht allein in der Welt stehend, wußte sie sich nicht zu helfen. Sie bezahlte mit dem wenigen, was ihr geblieben, ihr Quartier und bezog das kleine Zimmer in dem Hinterhause des Palazzo Albano.

Ihre Erkundigungen hatten auch bisher kein Resultat geliefert, denn der Name des Grafen war unbekannt: sie wußte nicht, daß er den seines Onkels angenommen.

Sie schrieb auf's neue an Dubelli und stellte ihm ihre Lage vor, mittlerweile aber mußte sie von ihren wenigen Sachen verkaufen, um ihr Leben und das ihres Kindes fristen zu können.

Da wurde das Bübchen krank, anfänglich unbedeutend: die Kälte des Winters hatte es angegriffen, die veränderte Lebensweise ihm geschadet. Anfänglich spielte es noch mühsam lächelnd im Zimmer umher, wurde blaß und schwach, taumelte an den Stühlen, mochte nicht mehr spielen, und dann erfaßte es auf einmal jenes fürchterliche Fieber, welches das Kind auf das Bett hinwarf, vor dem jetzt die Mutter saß, es mit ihren Thränen benetzend. —. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Horch! waren das nicht Fußtritte auf der Treppe; sollte es

vielleicht der Armenarzt sein, den die mitleidige Frau, welche unten wohnt, versprochen, hinaufzuschicken? — Nein, sie hatte sich geirrt, diesmal war es jemand anders, denn die Tritte verhallten auf der unteren Treppe. — Aber jetzt wieder, ja, jetzt tappte es höher hinauf, jetzt war es schon auf dem Gange, jetzt versuchte es in der Dunkelheit draußen den Schlüssel zu finden, und die arme Mutter sprang an die Thüre hin, um zu öffnen.

Es war der Arzt, ein alter freundlicher Italiener, — der Armenarzt; man sah ihm an, daß seine Praxis gering und schlecht war. Er trat an das Bett des Kindes, fühlte seinen Puls, seinen Kopf, seine brennenden Schläfe und blickte die Mutter nachdenklich an.

Mit namenloser Spannung hingen ihre Augen an den Lippen des Arztes.

„Das arme Kind ist sehr krank!" sagte er. „Es hat ein heftiges Gehirnfieber." —

„Ist das sehr gefährlich?" hauchte die Mutter kaum hörbar hervor.

„Allerdings, Signora, sehr gefährlich, aber es sterben nicht alle Kinder daran."

„Nicht alle?" — —

Der Arzt sah die junge Frau teilnehmend an, dann blickte er in dem Zimmer umher, sah auf den eleganten Reisekoffer und fragte: „Sie sind eine Fremde? Sie haben keine Verwandte, keine Bekannte in der Stadt?"

„Niemand!"

Der Doktor schüttelte den Kopf. — „Und Ihr Vermögen, — Sie verzeihen mir, ich frage nicht aus Unbescheidenheit, — erlaubt Ihnen keine andere Wohnung? Es ist nämlich etwas kalt hier, Signora, ein Kaminfeuer könnte nichts schaden."

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Es wäre auch für das Kind besser," fuhr er fort und betrachtete das Bübchen teilnehmend, „ich will morgen Schritte für Sie thun, Madame; — Sie sind eine Deutsche? das beste wäre,

wenn ich mich an Ihre Gesandtschaft wendete, Sie haben doch Ihre Papiere?"

„Ja, ich habe meine Papiere!" sagte sie mit tonloser Stimme, „aber ich will sie nicht aus meinen Händen geben, ich will, ich kann bei der Gesandtschaft nicht genannt werden."

„Das ist schlimm!" entgegnete der Arzt, „aber ich will wenigstens versuchen, ob ich auch ohne Ihre Papiere morgen etwas für Sie thun kann."

„Morgen!" sagte sie ziemlich erleichtert und blickte auf das Kind, „also ist es, Gott sei gelobt! nicht so gefährlich, daß man heute noch etwas thun müßte?"

Der Doktor sah sie verwundert an. „Ei Madame, sagte er, „ich sprach nur von morgen wegen einer möglichen Wohnungsveränderung für Sie, das Kind aber ist sehr gefährlich krank, für dasselbe muß schleunig etwas geschehen."

„Ah!" — —

„Sie haben wohl einiges Geld? Sonst würde ich Ihnen mit einer Kleinigkeit aushelfen, eine Arznei, die ich selbst machen kann, will ich Ihnen schicken, jetzt aber müssen wir sogleich dem Kinde Eisumschläge machen!"

„Ah, Eisumschläge!"

„Haben Sie jemand, den Sie in ein benachbartes Café schicken können, um dergleichen zu holen?"

„Die Frau, die mir hie und da einiges hilft, kommt erst morgen früh."

„Aber es muß sogleich sein! — Es ist wahrhaftig nichts anderes zu thun, gehen Sie die paar Schritte selbst, Sie wissen vielleicht, gleich unter der Ecke von Toledo ist das Café de l'Europe. Gehen Sie dahin und treten Sie dort zu der ersten kleinen Thüre herein, es sind immer da viel weniger Leute als in den großen Zimmern."

„Aber das Kind? Ich kann doch mein Kind nicht allein lassen!"

„Seien Sie unbesorgt, Madame, ich bleibe so lange bei dem

Kinde; ein Arzt ist in solchem Falle fast ebenso gut wie eine Mutter.“

„Nun denn in Gottes Namen! — Gott lohne es Ihnen!“

Eilig suchte sie im Zimmer nach einem großen Shawl, den sie umwarf, nicht ohne bei jedem Schritt und Tritt den Kopf rückwärts nach dem Bette zu wenden. Auch als die unglückliche Mutter endlich zur Thüre hinaus ging, blieb sie noch unter derselben stehen und schaute ihr Kind mit innigstem, zärtlichstem

Blicke an. Der freundliche Arzt mußte ihr mehreremal mit der Hand winken, sie solle jetzt endlich gehen. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Vicomte mit dem deutschen Husarenoffizier, sowie Alfons und Alfred, auch Baron Karl und die beiden Grafen von St. Alban hatten sich in kurzer Zeit an einander gewöhnt, und man fand sie fast immer in derselben Gesellschaft.

Da die herrschende Saison zu weiten Ausflügen in die prachtvollen Umgebungen Neapels nicht geeignet war, so beschränkte man sich mehr auf das, was die Stadt selbst bot. Man besuchte gemeinschaftlich die Museen, man dinierte zusammen, häufig im Palazzo Albano, man traf sich in Gesellschaften, kurz, man amüsierte sich außerordentlich gut.

Der alte Graf von St. Alban, sehr vergnügt darüber, daß er Gelegenheit hatte, einem kleinen angenehmen Kreis sein Haus zu öffnen, war in solchen Stunden heiter, ja lustig; aber auch nur in diesen Stunden, und nachher, wenn er wieder allein saß, in dem großen Gemach bei seinem Kaminfeuer, stiegen nach wie vor die Gespenster des Mißmuts und der Einsamkeit neben ihm auf und versetzten sein Herz in Trauer.

Es war heute ein solcher Abend: der Graf fühlte heftige Schmerzen und saß zusammengebeugt in seinem Lehnsessel. Draußen vom Meere her pfiff der Wind kälter und unfreundlicher als je.

Es war vielleicht acht Uhr; die Straßen waren leer, in den Kaffeehäusern wogte ein lustiges, glänzendes Leben, besonders in dem Café de l'Europe, dem Zusammenfluß aller vornehmen, eleganten Leute. In den oberen Zimmern desselben bei dem berühmten französischen Restaurateur befand sich eine Gesellschaft junger Leute beim Beschluß eines außerordentlich feinen Diners. Die teuersten Weine funkelten in allen Farben in den feingeschliffenen Kelchen. Graf Eugen, der einige Bekannte eingeladen hatte, setzte ihnen an edlen Weinen vor, was die Krater und Felswände seines Heimatlandes nur geistvolles und edles imstande waren, auszukochen.

„Ich muß gestehen," sagte Graf Alfons, „daß man schon imstande wäre, sich, was diesen Wein anbelangt, bei euch gerne bald zu acclimatisieren."

„Das glaube ich gerade nicht," entgegnete Alfred, „wenigstens ich für meinen Teil trinke auch hie und da gern ein Glas Syrakuser oder Lacrymä, möchte aber keinen eurer italienischen Weine täglich auf meinem Tische haben."

„Ganz meine Ansicht," lachte der Vicomte; „alles, was wir hier auf dem Tische sehen, ja Champagner, spanische Weine, Tokayer, feine Rheinweine, sind nur eine angenehme Verzierung des soliden Gebäudes, welches man mit dem ersten Weine der Welt, dem Bordeaux, aufgeführt. Bordeaux ist der einzige Wein, den man als solchen behandeln, von dem man viel trinken kann. Bordeaux erwärmt, sättigt, erheitert, restauriert. Erhebt euch von einem schweren Gelage und ihr könnt eurem Magen nicht besser thun, als wenn ihr ihm gleich eine Arznei zur Verdauung, ein Glas guten alten Medoc eingebt."

„Der Vicomte hat Recht!" lachte der junge Offizier, „ich ziehe all' diese leichten feurigen Truppen bereitwillig zurück und lasse meine Artillerie auf der ganzen Linie abfahren, sobald sich eine schwere Bordeauxbatterie zeigt."

„Ich will damit nicht gesagt haben," fuhr der Vicomte fort, „daß ich die italienischen Weine verachte. Im Gegenteil, es giebt nichts reizenderes und lieblicheres, als ein kleines Glas dieses vortrefflichen Syrakusers."

„Italien ist ein herrliches, prächtiges Land!" sprach der Baron Karl und hob sein Glas in die Höhe, „und wenn es auch gar keinen Wein darin gäbe, ich wäre schon zufrieden mit der Aussicht von meinem Fenster, den deliciösen Frutti di Mare und dem unübertrefflichen Gefrorenen."

„Dergleichen haben wir nicht in Paris," sagte der Vicomte, „obgleich Tortone auch ein Italiener ist, so bringt er doch nie ein Pezze zu stande, wie der göttliche Donzelli auf Toledo."

Da die Unterhaltung auf italienisch geführt wurde, so ver-

stand sie der servierende Kellner vollkommen und setzte jetzt schmunzelnd ein wahres Meisterwerk von Gefrorenem auf. Es war eine Fruchtpyramide, bestehend aus künstlichem Eis, geformten Trauben, Granatäpfeln, Ananas, Orangen, Citronen, Mandeln, und jedes hatte, analog der Fruchtart, die es vorstellte, einen andern feinen Geschmack. Das Hauptstück dieser Pyramide, eine kolossale Melone, deren Rinde aus dem aromatischsten bestand, das man aus Pflanzen und Früchten ziehen konnte, war gefüllt mit zusammengefrorenem Champagnerschaum.

Zu allem diesem Gefrorenem, sowie zum abkühlen der verschiedenerlei Flaschen für die Tafel da droben hatte man aber auch am heutigen Abend drunten in der Küche eine solche Menge Eis und Schnee verbraucht, daß es dem erhitzten, ermüdeten Koch eigentlich nicht übel zu nehmen war, daß er einer armen Frau, die drunten im Buffet erschien, um für eine Kleinigkeit Eis für ihr krankes Kind zu kaufen, nicht gerade den freundlichsten Bescheid gab. Sie hätte auch vielleicht gar nichts erhalten, wenn sich nicht die mitleidige Dame des Comptoirs ihrer angenommen und den Tyrannen in der Küche mit einigen ernsten und eindringlichen Worten dazu vermocht hätte, der armen Frau das verlangte zu geben.

Diese packte das erhaltene in ein kleines Tuch und wollte sich eben dankend entfernen, als an der Thüre, aus welcher sie heraustreten mußte, ein elegantes Coupé so dicht vorfuhr, daß die arme Frau genötigt war, einen Schritt zurückzutreten. Ein großer Mann, der vorn neben dem Kutscher auf dem Bocke saß, ein herrschaftlicher Jäger mit schwarzem Federbusch, die Uniform reich gestickt, bandeliert und mit klirrendem Hirchfänger sprang herab und eilte ins Haus.

In dem hell erleuchteten Vestibul stand er so plötzlich jener armen Frau gegenüber, die an ihm vorbei auf die Straße wollte; sie schaute in diesem Augenblick in die Höhe, und darauf war es, als wollten ihr die Kniee zusammenbrechen. Lukas, der einer armen hülflosen Frau auf alle Fälle beigesprungen wäre, eilte in ihre

Nähe, hielt sie mit dem linken Arm aufrecht, und wie sie alsdann nochmals in die Höhe schaute, fuhr er mit der Hand über seine Augen und sagte mit leiser, zitternder Stimme: „Herr Gott im Himmel!“ —

War denn das möglich, konnte er die kleine Marie, die gefeierte Tänzerin, die eine vornehme, reiche Dame geworden, hier so wieder finden? — in dieser ärmlichen, unscheinbaren Kleidung auf dem Vorplatze des Kaffeehauses, wo man sonst kein weibliches Wesen sah, mit einem kleinen Päckchen unter dem Arm? — War das möglich?

Als habe sie seine Gedanken vollkommen verstanden, sah ihn die unglückliche junge Frau einen Augenblick an, dann sagte sie ihm leise einige erklärende Worte, weshalb sie hier in diesem Hause sei, schüttelte mit dem Kopfe und sank dann ohnmächtig zusammen. Wie ein Kind nahm sie der große starke Mann auf den Arm, öffnete den Schlag des Wagens und legte sie sanft in die Kissen, worauf er den Schlag wieder schloß und in drei bis vier Sprüngen die Treppe hinauf in das Speisezimmer eilte.

Die Fruchtpyramide war eben zerstört und zerschnitten worden, als der Jäger mit Ungestüm in das Zimmer trat. Sein Gesicht war totenblaß und erschien fast leichenhaft unter dem kohlschwarzen Haar und Bart. Sein Hirschfänger, den er gefaßt hielt, klirrte in seiner zitternden Hand.

„Ei, Lukas," rief Graf Alfons bei seinem Eintreten, „was ist denn, haben Sie ein Gespenst gesehen?"

„Ja, Herr Graf," sagte der Jäger mit dumpfer Stimme und wandte sich darauf an seinen Herrn. „Herr Baron, ich bitte Sie um Gotteswillen, nur einige Worte zu hören!" —

Alle, die den Jäger Lukas, diesen sonst so ernsten, gesetzten Mann kannten, sahen sich erstaunt an und blickten aufmerksam auf den Baron Karl, der mit ihm in eine Fensterecke getreten war. Sie sahen, wie der Baron zusammenfuhr, und hörten ihn sagen: „aber Lukas, das ist ja unmöglich! Hast du sie erkannt? bist du deiner Sache sicher?"

„So gewiß, als ich Sie kenne, Herr Baron, und so gewiß ich Sie vor mir stehen sehe."

„Und hast du sie in meinen Wagen gebracht?"

„Ja, Herr Baron."

„Schön! Fahre im Schritt mit ihr nach meinem Hotel, ich werde noch vor euch da sein, um meine Frau zu benachrichtigen. Man muß alles mögliche für sie thun. — Was mag ihr widerfahren sein? — Sie verzeihen, meine Herren," wandte er sich an die Gesellschaft, „ein dringendes Geschäft, eine unglückliche Landsmännin, der ich helfen muß!"

„Aber so sprechen Sie doch, Baron, — was ist's denn? — Sie sehen, wie neugierig wir sind!" riefen die jungen Leute durch einander, und der Graf Alfons sagte lachend: „Ehemann! Ehemann!"

„Macht keine Späße!" entgegnete ernst der Baron; „du wirst dich entsetzen, wenn ich dir sage, wen mein Jäger drunten an der Thüre getroffen, in ärmlicher Kleidung sich für ein paar Soldi Eis kaufend für ihr krankes Kind, das an einem heftigen Fieber darnieder liegt."

„Nun?"

„Maria, unsre kleine liebenswürdige Tänzerin!" sagte bewegt der Baron und griff nach seinem Hute.

„Maria? — — —

„Doch nicht dieselbe, die hier in Italien so großes Furore machte?" fragte Alfred.

„Dieselbe!" —

„Die sich bei einer Schiffbruchsgeschichte so famos benommen?" sagte der Vicomte.

„Dieselbe!"

„Signora Marina?"

„Dieselbe!"

Einen wahrhaft fürchterlichen Anblick bot in diesem Augenblicke Eugen, der Graf von St. Alban. Er hatte krampfhaft die Lehne des Sessels gefaßt, und lauschte den obigen Fragen und Antworten mit einem entsetzlichen Interesse. Alles Blut war aus seinem Gesichte verschwunden; es war gelb, wie das eines Toten. Seine Augen, weit aufgerissen, starrten bald den Baron, bald den Jäger an, sein Atem stockte, seine Brust hob sich mühsam.

„Signora Marina!"

Diese Worte schrie er gellend hinaus und machte sich gewaltsam Bahn nach der Thüre zu.

„Um Gotteswillen! was ist das nun wieder?" rief der Baron und hielt ihn fest am Arme. „Wo wollen Sie hin? — Was ist geschehen?"

„Zu ihr! zu ihr!“ rief der junge Mann flehend, „lassen Sie mich um Gottes Barmherzigkeit willen gehen!“

Alle traten erstaunt näher.

„Ah!“ sagte Alfons, dem ein schreckliches Licht aufzudämmern begann, und faßte den Italiener fest an dem andern Arme. „Ah, Herr Graf, Sie kennen die deutsche Tänzerin?“ Und bei diesen Worten lagerte sich ein fürchterlicher Ernst auf seinen Zügen.

„Ja, ja!“ stieß der andere mühsam hervor, „ob ich sie kenne, die Unglückliche?“

Entsetzt ließ sowohl der Baron, wie Alfons die Arme des jungen Mannes los, und der Graf sagte mit tiefer Stimme: „so waren Sie derjenige —?“

„Nur jetzt keine Fragen!“ bat der Graf von St. Alban, „um aller Heiligen willen, nur jetzt nicht! Ich will Ihnen morgen in allem Rede stehen.“

„Aber was wollen Sie jetzt beginnen?“ fragte kalt der Baron.

„Ich will sie in das Haus meines Onkels bringen. Ich habe ein Recht dazu, — — — — sie ist ja doch mein Weib.“

Mit einer tiefen Verachtung in den Zügen traten alle einen Schritt von dem jungen Manne zurück.

„Sie werden mir aber erlauben,“ sprach nach einer Pause der Baron Karl, daß ich Sie, Herr Graf, begleite, denn nach allem dem, was hier vorgefallen scheint, will ich das arme Weib Ihren Händen nicht allein überlassen.“

Ein Blick des tiefsten Schmerzes fuhr bei diesen Worten aus den Augen des jungen Grafen, doch er faßte sich und sagte: „ich kann Ihnen nicht Unrecht geben. — Doch eilen wir, Baron.“

Lukas war schon die Treppen hinab geeilt, und die beiden Herren folgten ihm.

Das arme Weib lag noch immer besinnungslos in der Ecke des Wagens; auf einen Wink des Barons setzte sich Lukas, der ja mit ihr am genauesten bekannt war, an ihre Seite und der Kutscher erhielt den Befehl, im Schritte nach dem Palazzo Albano

zu fahren. Die beiden jungen Männer warfen sich in das Coupé des Grafen und fuhren im gestreckten Galopp dem andern Wagen voraus. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Graf von St. Alban saß, wie gesagt, an diesem Abend mißvergnügter und verdrießlicher als seit langer Zeit vor seinem großen Kamin in dem einsamen Gemach. Er unterhielt sich damit, das Brennholz zu kunstvollen Pyramiden zu bauen und dann zuzusehen, wie die Flamme behend hindurch leckte und die Glut seine Arbeit so schnell verzehrte. Wenn die verbrannten Stücke knisternd zusammenstürzten, so konnte er ihnen längere Zeit gedankenvoll nachsehen und sich, wie es schien, in recht unangenehme Gedanken versenken. Er fuhr dann plötzlich in die Höhe mit einem halblauten verdrießlichen Ausruf und blickte zornig um sich.

Der Graf, nachdem er wieder mehrere Tage angenehme Gesellschaft um sich gehabt, fühlte sich heute, durch seine Schmerzen im Zimmer allein zurückgehalten, doppelt einsam und verlassen. Er hatte nicht gewollt, daß man ihm zu lieb, um ihm Gesellschaft zu leisten, das versprochene Diner aufschiebe; er wollte niemanden sein Vergnügen rauben, und zog es vor, allein hier zu sitzen, nachdenklich, verstimmt, traurig und verlassen.

Da rasselte eine Equipage mit außerordentlicher Geschwindigkeit in das Portal des Palastes. Die Thüre wurde aufgerissen und Eugen stürzte herein, gefolgt von Baron Karl.

In wenigen Worten, aber mit leidenschaftlicher Hast erzählte der junge Mann, was sich zugetragen, und bat um ein Asyl für die Mutter seines Kindes. Der Baron unterstützte seine Bitte, indem er versicherte, Graf Eugen habe mit Gewalt verlangt, sie hieher zu führen, und er sei eben im Begriff gewesen, die unglückliche Landsmännin, die er schätze und achte, seiner Frau zuzuführen.

Der alte Graf hatte sich mühsam erhoben, stützte sich auf seinen Stock, und sah bald den einen, bald den andern fragend an.

„Aber ich will nicht hoffen," sagte er nach einer Pause, „daß das eine verabredete Geschichte ist, ein vorbereiteter Überfall, ein überlegter Angriff auf mich!"

Der Baron schüttelte ernst mit dem Kopfe, und Eugen faltete bittend die Hände.

Unterdessen hörte man eine andere Equipage in den Hof fahren, und einige Zeit darauf erschien der alte Kammerdiener, wie fragend an der Thüre des Gemachs.

„Man geleite Madame hieher!" sagte ernst der Graf, und diesen Befehl verstehend, stürzte Eugen an dem Kammerdiener vorbei, der Treppe zu. —

Schleichen wir uns einen Augenblick hinweg von diesem Wiedersehen, so unendlich schmerzlich für das arme, junge Weib, mehr aber noch für ihn, der alles dies verschuldet.

Wenn er vielleicht kurze Zeit nach jenem unglückseligen Briefe vor sie hingetreten wäre, so hätte sie sich zürnend von ihm abgewandt, ihr Herz hätte es nicht vermocht, seinen Beteuerungen zu glauben, seinen flehenden Bitten nachzugeben. Aber heute, tief erschüttert von allem dem, was über sie hereingebrochen, fast besinnungslos über all' das Unerwartete was ihr in diesen wenigen Augenblicken begegnet, sank sie bei seinem Anblick ihrem treuen Führer, dem Freunde ihrer Kindheit, von neuem fast ohnmächtig in die Arme, doch schloß sie ihr Auge nicht, und wenn auch ihre weißen Lippen zur Begrüßung für *ihn* nur die wenigen schrecklichen Worte: „mein Kind! mein Kind!" hatten, so ließ sie ihm doch ihre Hand, die er, vor sie niederknieend, laut weinend mit seinen Küssen bedeckte.

Dem alten Kammerdiener, der die Geschichte des Hauses wohl kannte, rannen die Thränen über die Wangen, und die Wachstropfen von den Lichtern, die er in der zitternden Hand hielt, über den Arm hinab. —

Unterdessen hatte der Armendoktor bei dem Bübchen gesessen, und als nach einer ziemlichen Zeit die Mutter mit dem Eis immer noch nicht kam, schüttelte er seinen grauen Kopf. Nicht, als ob er über dieses Ausbleiben ungeduldig geworden wäre, oder als ob ihn seine kostbare Zeit gedauert — nicht im geringsten! — denn seine Zeit war ihm leider nicht kostbar. Er hatte fast gar keine Praxis und war aus diesem Grunde nicht blos ein Armenarzt, sondern auch ein armer Arzt. — Ins Kaffeehaus, um vor Schlafengehen seinen Kaffee zu trinken, kam er immer noch zeitig genug; auf seiner Stube war es nicht wärmer und komfortabler als hier, und dann war er vollkommen versichert, daß ihm die Madonna für die Hilfe, die er diesem armen Kinde angedeihen lasse, einen tüchtigen Strich im Buche des Himmels machen würde.

Das Bübchen war in einen ruhigeren Schlaf gesunken. Der Doktor hatte ihm aus dem Wasserkrug kalte Umschläge auf die brennende Stirne gemacht, und das schien dem Kinde wohl zu thun.

Wenn nur die arme Frau, dachte er bei sich selbst, keine Ungelegenheiten gehabt hat, oder irgendwo zu Schaden gekommen ist! Bah! den Weg nach dem Café de l'Europe kann ja von hier jedes Kind finden. — Er stand auf und ging eine Zeit lang in dem Stübchen auf und ab, dann trat er ans Fenster, welches auf den Hof des Palazzo Albano führte.

Da unten bei den großen Fenstern sah man Lichter vorbeiirren, der sonst so finstere Hof war ebenfalls erleuchtet, und der helle Schein einiger Wagenlaternen glänzte zwischen den grünen Bäumen herauf.

„Wie sind doch die Glücksgüter so ungleich verteilt!" seufzte der arme Doktor, „all' der Spektakel da unten ist zu Bedienung eines einzigen, auf seinen Wink bewegen sich ein paar Dutzend Hände, und wenn ich morgen früh anständig ausgehen will, muß ich mir Rock und Hut selbst ausbürsten. — Und wenn ich auch nur an die arme Frau hier denke. Mit dem, was sie heute Abend da unten an Lichtern verbrennen, könnte sie die Krankheit ihres kleinen Kindes ruhig abwarten und dasselbe bis zu seiner Genesung vollkommen pflegen. — O verkehrte Welt!"

Drunten im Hofe wurde unterdessen eine Stimme laut und rief einem der Kutscher: „Giuseppe!"

„Hier! Was soll's?"

„Augenblicklich zum Doktor B. hinfahren! Die Pferde laufen lassen, was sie können, ihn aufsuchen, wo er ist! Er muß in einer Viertelstunde hier sein!"

Der Kutscher schwang sich auf seinen Bock, und der Wagen rasselte und dröhnte zum Thore hinaus.

Der Armenarzt oben am Fenster nahm achselzuckend eine Prise und sagte: „ja, ja, zum Doktor B., den läßt man mit der Equipage holen und bezahlt ihn mit Gold, nachdem er einmal

einen Puls gefühlt und vielleicht etwas Niederschlagendes verschrieben. Und dies Niederschlagende aus der Pharmazia wird ebenfalls geholt, was die Pferde laufen können!" — Er wandte sich unmutig ins Zimmer zurück und trat wieder an das Bett. „Armes Kind!" sprach er, „und du, das wirklich in Gefahr ist, für dich rennen nicht Pferde und Bediente, für dich muß eine arme Mutter in die Nacht hinaus, um etwas Eis zu holen. — Armes Weib! — verkehrte Welt!"

Diesmal hatte der Armenarzt einigermaßen Unrecht.

Jetzt hörte er Schritte auf der Treppe; aber es konnte nicht die Frau sein: es waren Männerschritte, und er vernahm Stimmen, die etwas fragten, und die Stimme eines alten Weibes, die antwortete: „noch eine Treppe höher, Signori!" Dann wurde die Thüre des kleinen Zimmers, in welchem er sich befand, hastig geöffnet, ein junger, elegant gekleideter Mann trat herein, blickte sich überall um und fragte: „wo ist das Kind?"

Der Doktor schaute ihn verwundert an und sagte: „wenn Euer Gnaden das Kind der armen Frau, die hier wohnt, meinen, so liegt es da in dem Bette und schläft."

Darauf trat der junge Mann näher, kniete vor das Bett hin, legte sein Gesicht auf die kleine herabhängende heiße Hand des Kindes und blieb so einige Minuten lang ohne Bewegung liegen. Mit Erstaunen bemerkte der Doktor, daß ihm mehrere Männer gefolgt waren, die nun ebenfalls in das Zimmer traten. Ein großer Mann mit schwarzem Bart trug eine Wachsfackel und stellte sich an das Bett, und ihm liefen die dicken Thränen in den schwarzen Bart.

„Wir wollen das Kind abholen," bemerkte dieser mit leiser Stimme.

„Aber die Mutter?"

„Ist schon da."

„Hier?"

„Gleich nebenan in dem Palazzo Albano."

„Ah!" — Dem Doktor begann ein schwaches Licht aufzu-

dämmern. „Aber," sagte er, „man kann das Kind in der kalten Nacht nicht über die Straße transportieren, und dann," setzte er leise hinzu, „habe ich auch der Mutter versprochen, bei dem kranken Kinde zu bleiben, bis sie zurückkäme. Ich weiß dann auch nicht, ob ich zugeben darf —"

„Wer sind Sie?" fragte der junge Mann, der sich jetzt von dem Boden erhoben hatte.

„Ich bin der Armenarzt. Man hat mich zu dem Kinde gerufen, ich habe, wie Sie sehen, bereits das nötige angeordnet und ihm kalte Umschläge gemacht."

„Ich danke Ihnen von Herzen; aber wir wollen das Kind zu seiner Mutter bringen."

„Über die Straße?"

„O nein! Dies Haus stößt an den Palast, wir brauchen nur eine Thüre zu öffnen. Wenn es Ihnen gefällig ist, gehen Sie mit und helfen uns, das Kind gut und warm hinüberzubringen."

Mit Freuden legte der Doktor Hand an; die Männer hatten einen großen Korb mitgebracht, und auf die durchwärmten Bettchen in demselben wurde das kranke Bübchen sanft gelegt, dann deckte man den Korb mit Teppichen zu, zwei der Männer faßten ihn an, Lukas leuchtete mit der Fackel vor und so ging's die Treppen hinab, durch eine alte eiserne Thüre, die seit Jahren nicht geöffnet worden war, hinüber in den Palast des Grafen St. Alban.

Die unerwartete Geschichte hatte mehrere Weiber aus dem Haus auf die Beine gebracht, und sie weinten reichliche Thränen und priesen die Madonna, daß es der sanften schönen Frau und dem armen, kleinen Kinde durch Gottes Hilfe so wohl ergangen.

Die eiserne Thüre schloß sich knarrend, und damit trat das Bübchen in ein ganz anderes, schöneres Leben.

In demselben Gemache, dem Schlafzimmer des Grafen von St. Alban, zu dessen Fenstern die arme, junge Frau so oft des Abends sehnsüchtig hinabgeschaut, lag sie jetzt selbst in einem weichen Armsessel; eine alte Kammerfrau der Herzogin, die in dem Palaste des Grafen geblieben, war um sie beschäftigt und hatte die

schweren Damastvorhänge des Fensters zurückgeschlagen, damit Maria hinaufsehen konnte in ihr ehemaliges Dachstübchen, das jetzt von dem Glanz der Wachsfackel hell erleuchtet war. Bald aber erstarb das Licht, es wurde dunkler und wenige Augenblicke nachher hatte die Mutter ihr Kind neben sich, und an der andern Seite den Vater ihres Kindes, dem sie vergebend und vergessend und dankbar für die Wendung ihres Geschicks gern ihre Hand ließ. — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Graf von St. Alban, dessen Herz im Grunde gut und mitfühlend war, hatte vorhin die arme, junge Frau bei ihrer Ankunft sanft, ja liebreich empfangen. Sein Gemüt war ohnehin durch die lange Krankheit erschüttert, und die Einsamkeit, in der er lebte, war ihm unerträglich geworden.

Er hatte ihr die Hand gereicht, sie an seinen Sessel geführt, und als sie dankend zu ihm aufblickte, war er erstaunt und überrascht, ja im innersten tief erschüttert, mit der Hand über seine Augen gefahren. Es tauchten merkwürdige Erinnerungen in ihm auf, und verworrene, undeutliche Bilder wurden in seiner Seele klar und lebendig.

Mit zitternder Hand öffnete er jenes Kästchen, ohne jedoch ein Wort mit ihr zu sprechen. Mit tiefer Bewegung hatte er sie aber in sein eigenes Schlafzimmer geführt, das am behaglichsten eingerichtet war, und dann war er in sein Zimmer zurückgegangen, hatte die Papiere, Briefschaften, das Portrait auf dem Marmortische ausgebreitet, und horchte mit außerordentlicher Teilnahme und steigendem Interesse, was ihm Baron Karl von dem Leben der deutschen Tänzerin erzählte. Auch Lukas mußte erscheinen, und dessen Zeugnis, der die Mutter der kleinen Marie gekannt, stellte unzweifelhaft die Thatsache fest, über welche der Graf im innersten seines Herzens erschüttert, ja unendlich erfreut war.

Diese Konferenz dauerte mehrere Stunden, und nachdem sich der Baron Karl empfohlen, machte sich der alte Graf das unendliche Vergnügen, seinen Neffen kommen zu lassen, und ihm nach

einigen Umschweifen alles mitzuteilen. Wir sind erfreut, sagen zu können, daß diese Nachricht den Grafen Eugen auf's höchste beglückte.

Der alte Graf von St. Alban ließ noch in derselben Stunde seinen Haushofmeister und Kammerdiener vor sich erscheinen, und zeigte ihnen an, daß die junge Dame, die soeben aus Deutschland angekommen und auf ihrer Reise einiges Unglück gehabt, die künftige Herrin seines Hauses sei, die Gemahlin seines Neffen, des Grafen von St. Alban. —

Nach diesen schweren Ereignissen, nach dieser unglücklichen Zeit voll Kummer und Not verlebten unsere Freunde in Neapel, namentlich der junge Graf von St. Alban, einen herrlichen Liebesfrühling und mit allen andern einen ebenso schönen wirklichen. Sie verließen Neapel im Monat März, nachdem sie dort noch die schönsten Frühlingstage verlebt, um dieselben in Rom wiederzufinden, und dann zogen sie über Mailand an den Comersee, wo

Ende April Blätter und Knospen frisch und bunt eben erst aus der winterlichen Hülle herausgesprungen waren.

Aus dieser Reise, die des Schönen so vieles bot, müssen wir uns mit kurzen Worten erlauben, noch eine Begebenheit hervorzuheben, indem sie zu innig mit den Namenlosen Geschichten verwandt ist.

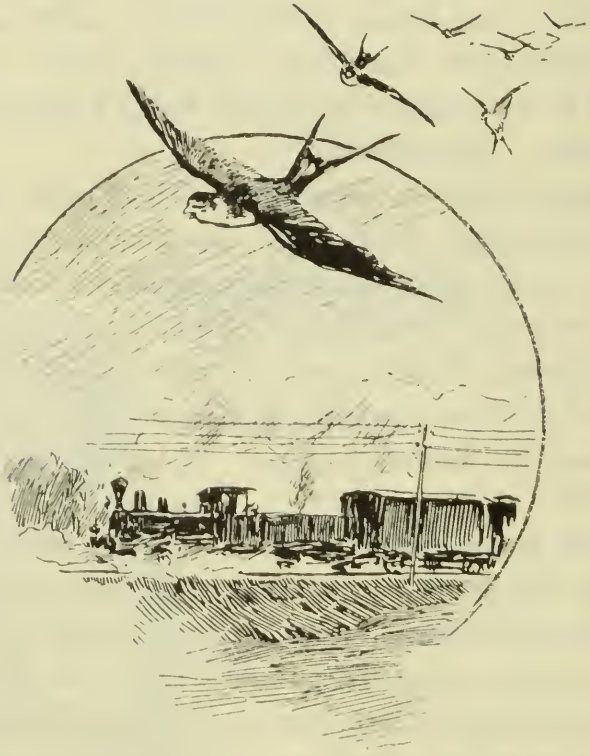
Lukas, der Jäger, der als Kurier vorauseilte kam abends nach Molo die Gaëta, diesem herrlichen, reizenden Ort mit seinen Orangen- und Zitronengärten. Vor demselben begegnete er auf der Heerstraße einem Trupp Galeerensklaven, welche nach Capua und den Gefängnissen von Neapel gebracht wurden. Einer der ersten, den er unter diesem Trupp mit Ketten beladener Menschen bemerkte, war — der Gevatter.

Auf einer Reise von Genua nach Civita Vecchia hatte er auf einem neapolitanischen Schiffe einen Streit bekommen und seinen Gegner mit einem Messerstich tödlich verwundet. Sein Maß war voll. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, und wer die Wohnung, Beschäftigung und Lebensweise dieser unglücklichsten aller Menschen je gesehen, wird eingestehen, daß er für seine vielen begangenen Verbrechen, wenn auch gerecht, doch schrecklich büßen mußte.

Auf der großen, prächtigen Villa des Baron Karl am Comersee richteten sich alle unsere Bekannten, mit Ausnahme der beiden Grafen von St. Alban, die ihr eigenes Landhaus dort hatten, häuslich ein. Sie waren aber meistens alle mit und bei einander, machten gemeinschaftlich ihre Partieen auf dem schönen See und führten ein angenehmes, freudiges Leben.

Wenn Maria, so unendlich glücklich mit dem Bübchen, welches durch ihre eifrigste Sorgfalt und durch die Kunst der beiden Ärzte in kurzer Zeit wieder hergestellt worden war, an ihrem Bogenfenster saß und in die spiegelnde Flut hinabschaute, so schwammen ihre Blicke auf der breiten Fläche dahin bis zu dem Fuß der Alpen und schwangen sich an den riesenhaften Felsen leicht in die Höhe, und ihr geistiges Auge blickte alsdann sehnsuchtsvoll nach

der Heimat, — nach Deutschland, nicht um ferner dort zu wohnen, sondern um das Grab ihrer Mutter aufzusuchen und all' die Lieben wieder zu sehen, die ihr, dem Kinde, so gut und freundlich gewesen. — Graf Eugen, der hinzutrat, schlang seinen Arm um ihren Nacken und unterbrach ihre Träumereien mit den Worten: „sobald es anfängt, hier sehr heiß zu werden, geliebte Maria, so wandern wir etwas weiter nach Norden."



Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Alte Bekannte

An einem außerordentlich warmen Herbstnachmittag desselben Jahres, in welchem unser voriges Kapitel schließt, fuhr ein Wagen in langsamem Schritt auf einer der Landstraßen, welche zu der Residenz führten, wo sich der erste Teil unserer namenlosen, aber sehr wahrhaftigen Geschichte begab. Diese Equipage war kein Postwagen, auch keine Extrapost, sondern jenes solide, ruhige Fortbewegungsmittel, welches man Hauderer zu nennen pflegt. Langsam fuhr dieser Wagen über alle Beschreibung, einesteils, weil es etwas bergan gieng, hauptsächlich aber, weil der Kutscher, vornen übergebeugt, fest schlief und also seine müden Pferde nicht antreiben konnte, dann, weil die zwei Passagiere im Wagen ebenfalls schliefen und sich deshalb nicht in der Verfassung befanden, ihrerseits den Kutscher anzutreiben. Fuhr-

leute, die dieser Equipage begegneten, knallten zuweilen heftig mit der Peitsche, versetzten auch wohl den Pferden einen gelinden Schlag und alsdann fuhr der Kutscher schlaftrunken in die Höhe, riß an den Zügeln, rief: hi! hi! und ein paar Schritte gieng es dann weiter in einem schläfrigen Trab. Doch gleich darauf wackelte der Kopf des Kutschers wieder so heftig vornüber, daß man glauben konnte, er suche auf dem Trittbrett ein verlorenes Geldstück; die Pferde senkten ihre Köpfe ebenfalls tiefer hinab, die beiden Reisenden im Wagen schnarchten gelinde und die ganze Gesellschaft bewegte sich schneckenlangsam vorwärts.

Die kleine Anhöhe, welche der Wagen hinauffuhr, war nun erstiegen und oben, wo es wieder bergab ging, stand rechts an der Straße ein Wirtshaus und vor demselben dichtbelaubte Nußbäume die einen herrlichen Schatten gaben, unter diesen tannene Tische und Bänke und daneben ambulante Futtertröge für die Pferde, welche hier rasteten und gefüttert wurden. Die beiden ermüdeten Tiere, welche den vorhin erwähnten Wagen zogen, schienen es für gewissenlos zu halten, den nun folgenden steilen Berg ohne Aufsicht hinabzufahren, auch mochten sie sich angezogen fühlen durch die erfrischende Kühle unter den Bäumen und namentlich durch die Futtertröge: ihr Schritt wurde noch langsamer, sie schienen einen Augenblick zu überlegen, dann aber wankten sie, vom gleichen Gedanken beseelt, rechts von der Straße ab dem Wirtshause zu und blieben genau vor der Thüre desselben stehen. Ein Hausknecht mit roter Weste und weißer Schürze bemerkte lachend die schlafende Gesellschaft und nachdem er einen Augenblick gewartet, ob sie durch das plötzliche Anhalten des Wagens nicht aufwachen würde, rief er, als das nicht geschah, ein lautes Hoi! Der Kutscher fuhr in die Höhe, schaute sich verwundert um und schien nicht unangenehm überrascht, als er sich so von der staubigen, heißen Chaussee weg, auf einmal in diese schattige Kühle versetzt sah und das Wirtshausschild bemerkte, das ihm in Gestalt eines Arms ein hölzernes Bierglas fast unter die Nase hielt, von welchem der gemalte Schaum recht appetitlich herniederfloß.

„Ihr seid mir brave Fuhrleute!“ sagte der Hausknecht lachend, „dankt Gott, daß euch die Post nicht begegnet ist. Die hätte euch in Grund und Boden hineingefahren.“

„Ich wär ihr schon ausgewichen,“ entgegnete brummend der Kutscher, indem er von seinem Bocke herabstieg, „meint Ihr denn, wenn man in der Hitz einmal ein bißchen die Augen zuthut, so schlafe man wie ein Dachs? Gieb mal 'nen Laib Brot heraus für die Pferde und 'nen Schoppen für mich!“

Der Hausknecht verschwand in der Thüre und der Kutscher, nachdem er seinen Pferden die Trensen abgestreift, trat an den Wagen, um seine Passagiere zu ermuntern. Diese beiden Herren hatten bis jetzt, fest in die Ecke des Wagens gedrückt, ruhig fortgeschlummert.

„Hier wollen wir ein bißchen halten,“ rief der Kutscher hinein, „es wird Ihnen schon recht sein; es giebt hier ein gutes Glas Bier und das kann man bei der fürchterlichen Hitze schon brauchen.“

Der eine der beiden Reisenden, die sehr fest geschlafen hatten, erwachte jetzt, schaute zuerst den Kutscher, dann seinen Reisegefährten verwundert an und konnte nur langsam begreifen, wo er sich eigentlich befinde. Der andre dagegen öffnete schneller die Augen, streckte die Hand zum Schlage hinaus und fragte, getäuscht durch einen plätschernden Brunnen im Hofe, ob es denn regne. Bald aber hatten sich beide versichert, wo sie eigentlich seien, und stiegen aus dem Wagenkasten, worauf der eine seine Uhr herauszog und sich dann prüfend in der Gegend umsah.

„Mir scheint, lieber Freund,“ sagte er alsdann, „wir sind entsetzlich schlecht gefahren; „es ist jetzt vier Uhr und Sie versprachen uns, wir sollten bis sechs Uhr in der Stadt sein; wenn ich mich aber nicht sehr irre, so befinden wir uns hier noch eine Stunde von Malzberg entfernt, von da haben wir immer noch zwei gute Stunden nach der Residenz.“

Der Kutscher zuckte mit den Achseln, murmelte etwas von der fürchterlichen Hitze, von der staubigen Chaussee und versicherte, wenn

die Pferde hier ein bißchen ausgeruht, würde es von hier hinabgehen wie „ein siediges Donnerwetter".

Die Reisenden ließen sich an einem tannenen Tische nieder, eine Kellnerin brachte Bier, fast so schäumend wie das gemalte über der Hausthüre, und reichte es den Gästen dar, die einen tiefen Zug aus den Gläsern thaten.

Wir haben uns von jeher im Lauf unserer wahrhaftigen Geschichte bemüht, unsern Lesern die Wahrheit zu sagen, wir haßten alle künstlich hervorgebrachten Effekte und hielten es als gebildete Leute für unsere Pflicht, neu auftretende Personen dem geneigten Leser sogleich vorzustellen. Wir wollen dies jetzt um so weniger unterlassen, da wir es mit ein paar alten Bekannten zu thun haben, die uns aber im Drange der Umstände seit längerer Zeit aus dem Gesichte verschwunden sind.

Von den beiden Reisenden, die sich soeben eine Cigarre anzündeten und unter den hochstämmigen Nußbäumen in das weite hügelige Land vor sich schauten, heiteren Blickes, aber nachdenkend, ist der eine der sehr ehrenwerte Tänzer Dubelli und der andere unser Freund, der Doktor Stechmaier. An dem Äußeren dieser beiden uns werten Personen bemerken wir zu unserer Freude, daß es ihnen wohl zu ergehen scheint. Beide sind sehr anständig gekleidet, und wenn sie auf dem Kopfe die Reisemütze tragen, so sehen wir zur Rechten und Linken des Wagens ein paar Hutschachteln baumeln und bemerken hinten aufgeschnallt mehrere anständige Koffer und nebenbei können wir versichern, daß die Uhr, auf welcher sich Dubelli vorhin nach der Zeit erkundigte, von Gold war à cylindre, quatre trous en rubis fin.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit, und wenn man ein gewisses Lebensalter überschritten hat, so macht uns dieser Zeitraum ebenso wenig jünger, als er uns verschönert. Dubelli hatte sich besser konserviert als der Doktor. Letzterer zeigte, als er seine Reisemütze zufällig ablegte, einen erschrecklichen Überfluß an Haarmangel. Er ließ die Haare seines Hinterkopfes ziemlich lang wachsen und trug den dort überflüssigen Saldo auf das gänzlich entblößte

Haben seiner unverhältnismäßig hohen Stirne. Dubelli hatte seine Locken ziemlich behalten, sein Gesicht sah gutmütig, freundlich, angenehm wie immer aus und sein Körper war schlank geblieben, wogegen der Doktor wohlbeleibter aussah, als früher, mit etwas röterem Gesichte; auch hatte er seine Brillengläser der schlechten Augen wegen blau färben lassen.

„So sind wir denn wieder im Vaterlande," sagte Dubelli und ließ seinen Blick über die freie Gegend freundlich hinweggleiten, „wir kehren zurück mit dem freudigen Bewußtsein, daß wir unterdessen vorwärts gekommen sind, etwas errungen, etwas vor uns gebracht und — manches erlebt haben."

Der Tänzer schien sich in den verflossenen Jahren Mühe gegeben zu haben, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die ihm in früherer Zeit das Aussprechen des St verursachte. Er stieß nur noch zuweilen und fast unmerklich an, aber von einem förmlichen Stolpern wie früher war gar keine Rede mehr.

„Lieber Doktor," fuhr der Tänzer fort, „ich kann Ihnen nicht sagen, welche große Freude es mir gemacht, als ich Sie gestern abend so unverhofft wieder sah. Sie sind einer jener lieben Menschen, die ich gekannt in der damaligen wildbewegten Zeit. Ihnen gieng es wie mir damals hundeelend und als Sie auf der tiefsten Stufe des Elends ankamen, betrat ich schon die unterste Sprosse jener Leiter, die mich, wenn auch nicht hoch empor, doch in eine angenehme, behagliche Mittelregion brachte."

Der Doktor hob würdevoll sein Glas gegen die Sonne, schielte sanft lächelnd in die glänzende Flüssigkeit und sprach: „ich war damals auf dem Punkt angekommen, auf einer Stellung im Leben, von der man wohl sagen kann, sie sei eine der untersten, jedenfalls eine der unbehaglichsten und unerquicklichsten."

„Ja, teurer Freund, jetzt, da alles vorbei ist, kann man schon frei und offen darüber sprechen. Als ich damals die Residenz verließ, um nach Paris zu gehen — Gott, ich vergesse jenen Abend nie, wo ich von Ihnen Abschied nahm —"

„Saß ich im Schuldgefängnis," entgegnete der Doktor; „in jenem kleinen, einfachen Gemach mit vier harmlosen Wänden, einer melancholisch verschlossenen Thüre, einem aufdringlichen Gitter vor den Fenstern und meinem Bewußtsein. Das Letztere war das trostloseste von allem — das Bewußtsein nämlich. Meine Schulden hatten eine für meine Verhältnisse erschreckliche Höhe erreicht. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich am ersten Tage meiner Gefangenschaft mein Sündenregister entwarf. Hierbei leistete mir der bewußte Stadtplan die besten Dienste. Ich nagelte ihn an die Wand, meinem Bette gegenüber und entwarf Pläne, auf welche Art ich die Straßen der Stadt, wenn ich wieder einmal in Freiheit sei, für mich wieder gangbar und offen machen könne. Von meinen Gläubigern hatte mich nur der Drucker und Verleger der „Laterne" einstecken lassen, und dieser heimtückische Buchhändler, ein kleiner, knusperiger Kerl, machte sich ein Vergnügen daraus, mich da festzuhalten, obgleich er wohl wußte, daß ich in langen Jahren nichts zahlen könne, und obgleich er obendrein noch ein Erkleckliches für meine Unterhaltungskosten zahlen mußte. So saß ich über ein halbes Jahr ohne irgend eine Aussicht; mein einziger Trost in diesem Leiden war Kerkermeisters Töchterlein; nicht als ob ich in Liebe zu ihr entbrannt wäre — Gott soll mich bewahren! das war nie meine schwache Seite — aber sie lieh mir Zeitungen, sie hielt mich mit den Stadtneuigkeiten auf dem laufenden, sie ließ mich von ihres Vaters Tabak rauchen, sie kochte mir für die sechs Kreuzer, die dem Papa täglich für mein Mittagsmahl ausbezahlt wurden, ein gar ordentliches Diner und sie sprach mir vor allen Dingen Mut ein. Sie hatte leider Gottes einen heftigen Ansatz zur Schwindsucht, war dabei sanft wie ein Engel, kurz in allem eine alte treue Seele."

„Eine alte Seele?"

„Oder wenn Sie lieber wollen, eine junge Seele in einem alten Körper. Sie war hoch in den Dreißigen, als sie starb, denn daß sie gestorben, habe ich erfahren."

Der Doktor trank bei diesen Worten still und wehmütig sein

Glas aus, und klopfte alsdann heftig auf den Tisch, um sich frisch einschenken zu lassen.

„Und die konservative Partei, für die Sie geschrieben und gelitten, that nichts für Sie?"

„Die konservative Partei," sagte der Doktor sehr ernst, „bekam bald wieder die Oberhand und als ich mich eines Tages an einen Träger derselben schriftlich wandte, bekam ich zur Antwort: ich möchte in meinem Dunkel ruhig sitzen bleiben, denn man habe entdeckt, daß sich in der damaligen Laterne unter dem Mantel der besten Gesinnungen erschrecklich radikale Grundsätze befunden; und man würde nichts thun, als mich freundlich verwarnen. — Nun bitt' ich Sie! Sie haben mein damaliges Blatt gekannt, die einzige

Stütze jener Leute, der grimmigste Feind aller Blätter von liberaler Färbung."

„Da wurde Ihr Peiniger es endlich müde, Sie festzuhalten?" fragte Dubelli, der mit seinem ersten Schoppen noch lange nicht zu Ende war.

„Auch er starb, der Gute," fuhr der Doktor fort, „er ging zu Grunde an diversen, unverdaulichen Verlagsartikeln. Eines Tags kam meine einzige Freundin betrübten Herzens auf mein Zimmer und erklärte mir weinend, daß ich heute in Freiheit gesetzt würde. — Was sollte ich aber vorderhand mit meiner Freiheit machen? Freilich hatte ich einen Roman beendigt, doch noch keinen Verleger dafür; aber die Geschichte war wahr, man kündigte mir meine Freiheit an. Doch sah ich mich veranlaßt, ein Zirkular an meine sämtlichen Gläubiger zu erlassen, des ungefähren Inhaltes: man sei im Begriff, mich wieder auf freien Fuß zu setzen, ich sei jedoch durchaus nicht gesonnen, mich dieser Freiheit für einige Tage zu bedienen, bis es vielleicht einem andern der Herren einfallen würde, mich wieder einstecken zu lassen, und erklärte darauf sämtlichen, nicht das Gefängnis verlassen zu wollen, bis sie einen Vergleich mit mir eingegangen, wonach sie sich verpflichteten, meiner Freiheit durchaus nicht mehr nachzustellen, sondern mir erlaubten, sie so bald ich einmal könnte, nach bestem Gewissen und Vermögen zu bezahlen.

„Die Herren hatten mich in dem halben Jahr auch ziemlich vergessen und unterschrieben deshalb sämtlich meinen Vorschlag und ich befand mich nach einem halben Jahre zum erstenmale wieder unter Gottes freiem Himmel. Meine Garderobe hatte während der Zeit nicht sehr gelitten: ich konnte ziemlich anständig ausgehen und wanderte mit meinem Roman zum nächsten besten Buchhändler, bot ihm das Werk an, von einer abschlägigen Antwort im voraus überzeugt. Doch schien das Unglück müde zu sein, mich zu verfolgen. Mein Roman wurde angenommen, ich erhielt sogar ein anständiges Honorar, das ich in zwei Hälften teilte; die eine überlieferte ich meinen Gläubigern, was diese leichtsinnigen Men-

schen so in Verwunderung brachte, daß sie mir bereitwilligst neuen Kredit anboten. Doch enthielt ich mich, an diesem Köder anzubeißen, denn ich behielt ja die andere Hälfte für mich. Die Freundin meiner Gefängnistage erfreute ich mit einem Andenken und eines Morgens wandte ich der Residenz, wo ich so lange unglücklich gelebt, den Rücken und ging nach B., einer kleinen, freundlichen Stadt, wo ich eifrig anfing, zu studieren und zu arbeiten. Mein erster Roman erlebte mehrere Auflagen, ich schrieb neue, die ebenfalls gingen, und erfreue mich jetzt eines guten, litterarischen Rufes. — Sie können sich denken, bester Dubelli, daß es auch mir gestern die größte Freude machte, Sie so unverhofft zu sehen, und noch mehr, als ich vernahm, daß wir heute den gleichen Weg machen würden, nach unserm ehemaligen Aufenthaltsorte. Ich versichere Sie, die kleine freundliche Residenz habe ich nie vergessen und wenn ein größeres Unternehmen, das mich dorthin ruft, zustande kommt, so siedle ich mich dort wieder fest an."

Der Tänzer hatte aufmerksam der Erzählung seines alten Bekannten zugehört und reichte ihm jetzt über den Tisch hinüber die Hand, die jener herzlich drückte.

„Mir ist es in der langen Zeit," sagte Dubelli, „seit wir uns nicht gesehen, gut, ich kann sogar sagen, sehr gut ergangen. Sie wissen, daß ich mit einer königlichen Unterstützung nach Paris geschickt wurde, um mich in meinem Fache zu vervollkommnen. Ich war fleißig, ich lernte viel, ich sah noch mehr. Man war so freundlich, über mich künstlerische Kritiken in die Zeitungen zu schreiben, ich bekam von allen Seiten her Anträge, nur von der Heimat nicht. Dort war mein alter Lehrer Benetti gestorben, — man hatte mich vergessen, und das schmerzte mich, spornte mich aber zu noch größeren Anstrengungen an. Ich arrangierte einige Ballets mit großem Erfolge, mein Name wurde bekannt, ich erhielt einen Ruf nach Berlin und endlich zu gleicher Zeit einen nach der Heimat. Dort sollte das Ballet, das in der letzten Zeit sehr gesunken, wieder zu altem Glanz gebracht werden; man berief mich als Ballet-

meister dorthin, und Sie sehen mich auf dem Wege, diese ehrenvolle Stelle zu übernehmen."

„Also sind auch Sie," sagte der Doktor, „an dem Punkte angelangt, den Sie vor einigen zehn Jahren sich in Ihren kühnsten Phantasien kaum als erreichbar gedacht haben. Sehr hoffe ich auf ein Zusammenleben von uns beiden; Sie werden sehen, daß auch ich in den vergangenen Jahren in Ihrem Fache manches gesehen, manches erfahren. Ich kann Ihnen hie und da an die Hand gehen, und das würde meine größte Lust sein, denn ich versichere Sie, meine Neigung zum Theater, die mich damals zu dem unglücklichen Versuch trieb, als Prinz Fortinbras aufzutreten, hat nicht abgenommen, und ich will nächstens den Versuch machen, ein großartiges Ballet für Sie zu schreiben."

„Das wäre köstlich," meinte der neue Balletmeister, „in unserer Zeit lassen sich wirkliche Talente selten herbei, den Text zu einem Ballet zu schreiben. Das alles bleibt uns überlassen, und wenn es auch viele Balletmeister giebt, die imstande sind, ein ihnen gegebenes Schema auszufüllen, so haben doch wenige das Talent, eine pikante Handlung zu erfinden. — Aber, lieber Freund, wir haben ja lange genug geplaudert, die Sonne sinkt stark gegen Westen hinab; ich denke, wir nehmen unsern Weg schleunigst wieder auf."

Bald hatte der Hauderer eingespannt, unsere Reisenden ließen das Verdeck des Wagens zurückschlagen, setzten sich auf ihre Plätze und rollten in der Kühle des Abends der Residenz entgegen.

Sie versanken beide in Träumereien, als sie nun der bekannten Gegend immer näher und näher kamen. „Dort," sagte der Doktor, „unter jener großen Linde, schaute ich vor zehn Jahren zum letztenmal rückwärts auf die Stadt, die ich verlassen."

„Und hier an dieser Stelle," erwiderte der Tänzer, „warf ich alle betrübten Erinnerungen hinter mich und träumte von einem neuen glänzenden Leben."

So rollten sie in ihrem Wagen dahin und je näher sie der Stadt kamen, desto einsilbiger wurden beide. Die Phantasie des

Doktors beschäftigte sich mit der Elstergasse Numero vierundvierzig, mit dem Wandschranke unten in diesem Hause, mit dem Quartier im vierten Stock, dann mit seinem Gefängnis auf der Polizei, und zuletzt dachte er an Kerkermeisters Töchterlein und nahm sich fest vor, ihr Grab auf dem Kirchhof, das gewiß in irgend einer Ecke einsam und verlassen liegen würde, aufzusuchen und auf demselben frische Blumen setzen zu lassen, Geranien und Reseda, die sie so sehr geliebt und womit sie wöchentlich seine Fenster geschmückt.

Die Phantasien des ehemaligen Schneiders bewegten sich unterdessen in viel höheren und glänzenderen Regionen. Er dachte an Maria, die Tänzerin, die er als kleines Mädchen in das Theater geführt, die eine berühmte Künstlerin geworden und dann in Italien spurlos verschwunden war. Lange hatte er nichts von ihr gehört, lange waren alle seine Briefe, die er ihr nach Rom, Neapel, Genua und Florenz geschrieben, unbeantwortet geblieben, die sorgfältigsten Erkundigungen, die er nach ihr angestellt, blieben ohne Resultat; da eines Tages — es war noch gar nicht so lange her, und wenn Dubelli an diesen Moment dachte, so schmunzelte er freundlich in sich hinein, — da erhielt er einen dicken Brief, die Aufschrift von ihrer Hand und dabei war das Kouvert mit einem schönen Wappen verschlossen, über welchem die neungezackte Grafenkrone schwebte. Wie hatte seine Hand gezittert, als er jenes Siegel erbrochen, und wie wurden seine Augen feucht, als er den Inhalt jenes Schreibens las! — Maria, die kleine arme Maria, die Tänzerin, hatte ihren Vater gefunden, und dieser Vater war ein reicher, vornehmer Herr und hatte sie mit seinem Neffen verheiratet, und das namen- und vaterlose Kind war jetzt Gräfin von St. Alban geworden! — Dubelli schüttelte lächelnd den Kopf, wenn er an alles das dachte und an die vielen Bekannten, die er da unten in der Stadt wiederfinden würde.

Jetzt hatten sie die Stadt erreicht. Plötzlich rollte der Wagen nicht mehr auf weichem Sand und das Klirren der Hufe und Räder auf dem Pflaster riß den Faden ihrer Phantasien plötzlich ab und die Wirklichkeit trat wieder in ihre Rechte.

„Wo fahren wir hin?“ fragte der Doktor, „haben Sie schon eine Privatwohnung, oder gehen wir zusammen in den Gasthof?“

„Ich denke, wir gehen in den Gasthof,“ entgegnete Dubelli, „ich werde mir dann mit Muße in diesen Tagen ein anständiges Quartier in der Nähe des Hoftheaters suchen.“

„Also in den englischen Hof!“ rief der Doktor dem Kutscher zu und der Wagen rollte dorthin.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Ein neuer Theater-Intendant.

Der Graf Alfons war aus Italien zurückgekehrt. Im Hofraum seines schönen, elegant eingerichteten Hauses waren seine Stallleute beschäftigt, sein Reisecoupé vermittelst einer außerordentlichen Wasserverschwendung vom Staube und Chausseeschmutz, der sich vom Commersee über den Splügen angesetzt hatte, zu reinigen. Dies Geschäft versahen zwei Stallbuben, und während sie eifrig an den Rädern herumwuschen, lehnte der Bediente, welcher den Grafen begleitet hatte, an der Thüre der Remise und unterhielt das ganze Dienstpersonal mit anmutigen und schrecklichen Historien aus dem Wunder- und Räuberland Italien. Dabei flocht er die unsinnigsten italienischen Ausdrücke in seine Erzählung, und so oft er es that, schaute die sämtliche Zuhörerschaft mit wahrer Ehrerbietung zu ihm auf.

Die Stallbuben, die den Hinterwagen jetzt vermittelst des Bockes in die Höhe hoben, um die Räder abzuziehen und frisch zu schmieren, behaupteten mit Kennerblick, die Achsen haben bedeutend gelitten und der Wagen müsse wahnsinnig gefahren worden sein, eine Bemerkung, die der betreffende Bediente mit einem stummen Kopfnicken bekräftigte, worauf der Koch, der ebenfalls in die Thüre getreten war, die Behauptung aufstellte: „es wird in Italien fast so schnell gefahren, wie in Rußland;" eine Bemerkung, die ihm durch einen Blick unbeschreiblicher Verachtung von dem Gereisten erwidert wurde.

„Nirgends fährt man wie in Italien," sagte er alsdann nach einer längeren Pause, und fuhr mit Wichtigkeit fort, als er sah, wie die Stallbuben aufhörten, die Räder zu drehen und erwartungsvoll aufschauten: „dort sind die Pferde ganz wild, sie laufen mit den Büffeln auf der Weide herum, und wenn eine Extrapost ankommt, fängt man ein Stück zwanzig ein, daraus sucht man die vier besten aus, der Postillon wird auf eines hinaufgeschnallt —"

„Aufgeschnallt?" fragte verwundert der Reitknecht des Grafen.

„Aufgeschnallt!" wiederholte der Gereiste mit großer Bestimmtheit; „dann läßt man die Pferde los und die vier Pferde gehen durch bis zur nächsten Station, wo sie aufgefangen werden. Dies ist namentlich der Fall in den Spontinischen Sümpfen."

„Aber," erlaubte sich ein Stallbube die schüchterne Frage, „wenn nun einer der Reisenden unterwegs aussteigen will, oder wenn man etwas aus dem Wagen fallen läßt, was man gern wieder haben möchte?"

„Ist rein unmöglich!" entgegnete der Gefragte und zog die Halsbinde in die Höhe. „Die italienischen Pferde sind von einer unbeschreiblichen Kraft und Wildheit; es ist schon vorgekommen, daß unterwegs ein Rad zerbrochen, ja beide Hinterräder, und dann haben sie den Wagen auf den Achsen und mit derselben Geschwindigkeit fortgeschleppt."

„Das ist aber fürchterlich!" sagten die Stallbuben, und der

hartnäckige Koch meinte, etwas dergleichen sei in Rußland nichts Ungewöhnliches. „Italien kenne ich nicht," fuhr er fort, „aber von Petersburg nach Moskau bin ich sehr oft gefahren, als ich noch in Diensten war bei dem Grafen Tatschkowsky. Wir legten diese Strecke, über hundert deutsche Meilen, gewöhnlich in zehn Stunden zurück."

„Oh!" riefen die Stallbuben, und der Reitknecht kniff lächelnd sein linkes Auge gegen den Koch zu, als wollte er sagen: so ist's recht! Der soll nicht glauben, daß allein er imstande sei, uns anzulügen.

Der Gereiste mochte den Koch kennen, und wohl wissend, daß er mit ihm nicht fertig würde, schien er einlenken zu wollen, indem er sagte: „die russischen Pferde haben allerdings ihre Vorzüge, sie sind sehr ausdauernd, aber gegen die Schnelligkeit der italienischen kommen sie doch nicht an."

„Ausdauernd und schnell!" sagte der unbezwingbare Koch; „ein russisches Pferd läuft zwei Tage an einem fort, es frißt, saust ja schläft im Galopp und kommt nie außer Atem."

„Aber das ist ja unmöglich!" versetzte der Gereiste verdrießlich, der noch viel ungeheuerlicheres über Italien auf dem Herzen

hatte, und sich so unverantwortlich überboten sah. „Wie kann ein Pferd nur einen halben Tag im Galopp laufen, ohne außer Atem zu kommen?“ worauf der Koch ruhig entgegnete:

„Diese Art russischer Pferde braucht gar keinen Atem, sie gehören zur Race der Unlungerer.“ —

Die Stallbuben hielten erstaunt in ihrer Arbeit inne, der Reitknecht lachte und der Gereiste schlug ergrimmt die Arme übereinander.

„Unlungerer,“ fuhr der Koch unbarmherzig fort, „sind Pferde, denen man als Füllen die Lungen herausgeschnitten und dafür Schwämme hineingeheilt hat, worin sie für mehrere Tage Wasser fassen, ungefähr wie die Kameele.“

„Aber Monsieur Georges,“ brauste der Gereiste auf, „wie können Sie sich einbilden, daß wir Ihnen solche Dummheiten glauben!“

„Dummheiten?“ sagte der Koch, — „nichts wie reine Wahrheit! Diese herausgeschnittenen lebendigen Lungen sind sogar als Leckerbissen in der Küche sehr gesucht, und die vornehmen Russen bezahlen sie mit schwerem Gelde.“

Nachdem er auf diese Art den Streit in sein Departement herübergespielt, zog er sich in dasselbe zurück und überließ den gereisten Lakaien seinem Schicksale, der noch einige schreckliche Räubergeschichten auf dem Herzen hatte, die er aber jetzt nicht wagte loszulassen. Auch wurde die ganze Gesellschaft im Hofe durch einen Zug an der Klingel beunruhigt, die aus dem Zimmer des Grafen läutete und den Lakaien schleunig ins Haus rief.

Es war eigentlich nichts bedeutendes, der Graf verlangte blos ein brennendes Licht zum siegeln; doch, da wir einmal mit dem Lakaien in die inneren Gemächer eingedrungen sind, so wollen wir auch dort bleiben und die Dienerschaft im Hof ihrem Schicksal überlassen.

Das waren noch dieselben Zimmer, in denen wir schon einigemal gewesen; die heimlichen Winkel mit den schwellenden Diwans, die prachtvollen Ölbilder, meist schöne Weiber vorstellend, die dicken

Teppiche mit Blumen in allen Ecken und Enden. Graf Alfons saß vor seinem Schreibtisch, er hatte eben sein Schreiben gesiegelt, und während er lange Züge aus seiner Cigarre that, lehnte er sich nachsinnend in seinen Stuhl zurück.

Er hatte Italien vor seinem Freunde verlassen, denn es war ihm langweilig geworden in der Nähe des liebenden glücklichen Paares, und dann hatte ihm auch seine Schwester Klara geschrieben, er möge nach Hause zurückkehren: es scheine ihr, — so waren ihre Worte — man habe allerhöchsten Ortes die gnädige Absicht gefaßt, ihm einen Posten anzuvertrauen, den er schon lange ambitioniert, und der mit seinen langjährigen Wünschen im vollsten Einklange stünde. Darauf war dann Graf Alfons in aller Eile angekommen, hatte sogleich eine Audienz bei Seiner Majestät dem König gehabt, und jetzt sehen wir auf seinem Tische ein Königliches Dekret liegen, welches ihn zum General-Intendanten der Königlichen Schauspiele ernennt. Der Graf war von der Gnade hocherfreut; ihm war das Theater das Höchste, er konnte jetzt mit vollem Recht Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen protegieren, er hatte von nun an dekretlich das größte Recht, hinter den Coulissen zu sein; und dann die Kunst selbst: wie nahm er sich vor, sie fortan zu hegen und zu pflegen! Er hatte soeben in den verbindlichsten, allergehorsamsten Ausdrücken sein Danksagungsschreiben abgefaßt, und sann nun darüber nach, ob es rätlich und thunlich sei, das sämtliche Personal des Hoftheaters, welches ihm dieser Tage in Masse vorgestellt und übergeben werden sollte, mit einer feierlichen Rede zu begrüßen. Das Sprechen vor vielen Leuten war sonst nicht seine Sache, und wenn er jetzt seinen Stuhl verließ, im Zimmer auf- und abschritt, und mehreremal ansetzte: nachdem mir Seine Königliche Majestät den schmeichelhaften Auftrag erteilt, das Königliche Hoftheater zu übernehmen, oder: meine Herren und Damen! Sie sehen in mir Ihren neuen Chef; oder vielleicht auch: die Kunst, meine Herren und Damen, bedarf eines neuen Aufschwungs. — Nachdem er so verschiedene Anfänge zu neuen Reden probiert, und selbst in seinem Zimmer nicht viel weiter, als

zu den einleitenden Worten gekommen war, fand er, daß eine förmliche Rede doch vielleicht zu familiär sein könnte, und beschloß, das sämtliche Personal mit keiner dergleichen zu erfreuen, sondern dasselbe stumm und ernst zu übernehmen.

Der Kammerdiener, der schon einigemal an der Thüre erschienen war und sich jedesmal zurückgezogen hatte, als er seinen Herrn in eifrigem Selbstgespräch begriffen sah, meldete jetzt einen Bekannten, der den Herrn Grafen zu sprechen wünschte.

„Ein Bekannter? — Wer kann das sein?"

„Ich glaube, ein junger Musiker," antwortete der Kammerdiener, „der —"

„Aber wie können mich diese Leute jetzt schon überlaufen!" sprach ernst der Graf, und ließ sich würdevoll in seinen Fauteuil nieder; „ich habe das Hoftheater noch nicht übernommen und also auch keine Mittel, etwas zu thun."

„Der Herr General-Intendant werden gnädigst verzeihen!" sagte lachend eine Stimme, bei deren Klange der Graf hastig aufsprang und dem Eintretenden entgegeneilte.

„Was zum Teufel!" rief er lustig aus, „seit wann lassen Sie sich bei mir anmelden? Und obendrein als Musiker! — Welche Idee, lieber Charles! — Seit wann sind Sie angelangt, wo kommen Sie her?"

Der junge Komponist schüttelte herzlich die Hand des Grafen, legte seinen Hut auf einen Stuhl und warf sich dem Grafen gegenüber in einen Fauteuil.

„Kurz, nachdem Sie im vergangenen Herbst," sagte er, „Ihre italienische Reise antraten, kam ich hieher. Es war mir natürlich sehr unangenehm, Sie, teuerster Gönner und Freund, nicht hier zu finden, doch hatte ich dafür auch wieder den Vorteil, daß ich mich von allen Zerstreuungen, allen Gesellschaften zurückziehen und nur meinen Arbeiten leben konnte. Ich war ungeheuer fleißig."

„Und haben Sie eine neue Oper komponiert?" fragte der Graf; „es wäre mir außerordentlich angenehm."

Der junge Komponist nickte mit dem Kopfe und erwiderte:

„doch war ich im Begriff, mit einer fertigen Partitur davonzuwandeln, um anderwärts mein Heil zu versuchen; denn Sie werden sich erinnern, bester Graf, wie wenig Glück ich bisher mit meinen Kompositionen beim hiesigen Hoftheater hatte."

„Mit Ausnahme des ersten Ballets!" lachte Alfons, „das einen ungeheuren Erfolg hatte —"

„Aber nur einmal gegeben wurde," ergänzte der Musiker, „weil die erste Tänzerin gegen mich intriguierte."

„Sagen Sie vielmehr, lieber Freund," antwortete der Graf, „daß die erste Tänzerin nicht eher gegen Sie intriguierte, bis Sie sie durch Entziehung der ersten Rolle aufs tiefste gekränkt. Ach, Elise war schön, ein liebenswürdiges Geschöpf! — Apropos, haben Sie immer noch diese Marotte? —"

„Welche, lieber Graf?"

„Nun, die mit den blonden Haaren, weshalb Mademoiselle Pauline damals die Rolle bekam. — Ja, ja, die blonden Haare waren Ihnen gefährlich, sie haben Ihnen viel Kummer, viel Sorge gemacht."

„Das weiß Gott im Himmel, Graf Alfons!" sagte sehr ernst der junge Musiker, „sie haben fast mein Lebensglück zerstört."

„Was Teufel!" erwiderte der Graf lachend, „so waren Sie wirklich in Pauline verliebt? — das hätte ich mir nicht eingebildet; und sie war gewiß auch hart gegen Sie — ich habe in meinem ganzen Leben keine niedlichere, hartherzigere, sprödere Person gekannt, als Pauline. Aber sie hat ihren Lohn erhalten, sie hat ungeheuer prosaisch geendet. Sie hat einen Landjunker geheiratet, wohnt etwa zwölf Stunden von der Residenz, an der Grenze des Schwarzwaldes, wo alle Kultur aufhört, und kann jetzt ihren Hühnern und Kälbern was vortanzen. — Ich kann das Bild gar nicht aus dem Kopfe bringen, wenn ich mir so einen großen Hof denke, das Ganze eine einzige Mistpfütze, und nun Pauline dazu, zierlich ihr Kleid aufhebend und mit den allerliebsten Füßchen von einem Stein auf den andern springend, um sich nicht naß zu machen. — Welche Engagements hätte das Mädchen haben können!

sogar hohen Orts hat man sich eine Zeitlang für sie interessiert, aber es war alles vergebens."

Der Graf hatte dies mit großer Selbstgefälligkeit gesprochen, mehr zu sich selbst, als zu seinem Gegenüber. Charles schien auf seine Worte gar nicht zu achten; er hatte den rechten Arm unter den Kopf gelegt, und hob die Blicke ernst und nachdenkend zur Decke.

„Also Pauline," sagte der Graf abermals, „hatte es Ihnen damals angethan? Trösten Sie sich, junger Mann, Sie waren nicht der einzige."

„Was ich?" antwortete der junge Musiker, der aus seinen Träumereien erwachte, „ich versichere Sie, lieber Graf, Mademoiselle Pauline, so schön sie war, hat mich vollkommen kalt gelassen."

„Aber die blonden Haare, bester Freund! — Das Faktum mit den blonden Haaren werden Sie mir doch nicht abläugnen wollen!"

„Allerdings!" sagte Charles mit einem tiefen Seufzer, „die blonden Haare, ja die blonden Haare! — — — — Aber gewiß nicht die blonden Haare der Tänzerin!"

„Also doch blonde Haare!" antwortete der Graf, „ja es gab eine Zeit, wo ich mich auch für diese Farbe lebhaft interessierte, warten Sie einmal, das Haar der Tänzerin war freilich schön, aber ich kannte damals ein anderes, viel reicher, viel glänzender, von einer herrlichen Farbe."

„Wo, bester Graf?" fragte der Musiker, der aufmerksam wurde, „doch was nützt mich mein Fragen; sie, die ich meine, ist und bleibt verschwunden."

„Fragen Sie immerhin!" lachte Alfons, „schon früher versprachen Sie mir einmal, mir etwas ganz merkwürdiges mitzuteilen, das Ihnen hier geschehen. Hängt jenes Ereignis mit den blonden Haaren zusammen?"

„Allerdings!" sagte der Musiker und fuhr dringender fort: „Sie erwähnten vorhin eines Mädchens mit diesen seltenen Haaren, die Sie in damaliger Zeit gekannt. War das hier in der Stadt?"

„Ja — a — a!" antwortete stockend der Graf.

„Sie war aus der Gesellschaft?"

„Allerdings!“ antwortete Alfons nach einigem Zögern, „sie war aus der Gesellschaft.“

„Und diese Dame kannten Sie vor ungefähr zehn bis zwölf Jahren?“

„Es mögen zehn bis zwölf Jahre sein.“

„Und Sie kannten sie genau, Graf Alfons?“

„Gott, wie Sie auf einmal anfangen, mich zu examinieren! — Nun ja, ich kannte sie genau, wie man hundert andere genau kennt. Aber sie war es gewiß nicht, für welche Sie schwärmten.“

„Wer kann das wissen!“ sagte Charles nachdenklich.

Der Graf schüttelte den Kopf, dann fuhr er fort: „aber dem sei wie ihm wolle, lassen Sie mich etwas von Ihrer Geschichte wissen, wenn Ihnen das eine Erleichterung ist, oder, wenn Sie vielleicht hoffen, dadurch etwas zu erfahren; alles, was ich weiß, will ich Ihnen gerne mitteilen.“ —

Der Musiker lehnte sich in den Fauteuil zurück und gab eine Zeit lang keine Antwort. Plötzlich sagte er: „Nun ja, hören Sie mich an! — Ich lernte damals durch Zufall ein Mädchen kennen — das Wie und Wo kann Ihnen gleichgültig sein — ein Mädchen, schön wie ein junger Frühlingstag, eine frische Knospe, süß geschwellt von der Kraft und Glut der Jugend.“

„Mit dem bewußten hellblonden Haar!“ ergänzte der Graf.

„Ich wurde mit ihr bekannt, wir sahen uns häufig, wir liebten uns. Doch durfte ich sie nur verstohlen sehen und sprechen, und nie in ihrem eigenen Hause, denn sie gehörte einer vornehmen und reichen Familie an und wohnte bei einer der ersten Familien in hiesiger Stadt.“

„Was Teufel!“ rief der Graf plötzlich auf, „bei einer der reichsten und vornehmsten Familien in der hiesigen Stadt? — Also war das Mädchen aus der Gesellschaft? — Das ist mir sehr merkwürdig! Ich erinnere mich doch aus jener Zeit her nicht einer einzigen bemerkenswerten Blondine.“

„Aber vorhin sagten Sie doch, nur ein einziges Mädchen und zwar aus der Gesellschaft, habe dasselbe Haar gehabt, wie Pauline.“

„Ja, die!“ antwortete lächelnd der Graf, „die kann es doch nicht gewesen sein!“

„Sie war groß und schlank — vielleicht sechszehn Jahre.“

Der Graf nickte mit dem Kopf.

„Sie hatte die schönsten, glänzendsten, blauen Augen.“

Der Graf nickte abermals.

„Und wenn sie sprach,“ fuhr der Musiker eifriger fort, „namentlich wenn sie eifrig sprach oder über etwas in Heftigkeit geriet, so warf sie trotzig die Oberlippe auf und zeigte schön geformte, blendend weiße Zähne.“

„Und sie warf häufig die Oberlippe trotzig in die Höhe,“ sagte der Graf nachdenkend. — „Herrliche Zähne!“

„Also war's am Ende doch dieselbe!“ forschte eifriger der Musiker, „ich beschwöre Sie, Alfons, wenn Sie eine Idee haben, wenn Sie glauben, daß auch Sie jenes Mädchen gekannt, so bitte ich Sie, so beschwöre ich Sie, sagen Sie mir, was haben Sie später von ihr erfahren? was ist aus ihr geworden? seien Sie mein wahrer Freund, geben Sie mir auch nur die kleinste Spur, sagen Sie mir ein einziges Wort über meine Anna!“

„Ich glaube, sie hieß Anna,“ sagte der Graf sehr leise und versank in tiefe Träumereien.

Charles Blicke hingen fest an seinem Munde.

„Aber nein,“ fuhr er nach einer Pause fort, „das ist unmöglich.“

„Es könnte aber doch möglich sein!“

„Gewiß nicht! gewiß nicht!“

„Fahren Sie in ihrer Geschichte fort!“

„Aber wenn Sie etwas wüßten, so —“

„So — —“ sagte der Graf nach einer Pause, „will ich Ihnen mitteilen, was ich kann. — — — — Also Sie liebten dieses Mädchen? — sie hieß Anna?“

„Ja, ich liebte meine Anna mit dem Feuer der Jugend, mit der Glut der ersten Liebe, ich betete sie an und hatte auch alle Ursache dazu. Sie — einer reichen, vornehmen Familie angehörend

— liebte ja mich so innig, so glühend, mich, den armen unbekannten Musiker, der, niedergedrückt von Kummer, von Mangel, nichts hatte, als seine Kunst und diese Liebe. Und das Mädchen mit ihrer Liebe war mir das Höchste; wie zu einem Stern in finsterer Nacht schaute ich zu ihr empor, die so hoch über mir stand, und da ich mich mit aller Kraft meiner Seele, meines Talents ihr zu nähern suchte, so hob ich mich empor, vielmehr sie hob mich empor, und wenn ich etwas geworden bin, so habe ich es ihr zu verdanken. Wie ein lichter Geist schwebte sie über mir und reichte dem armen Versinkenden ihre Hand und zog mich aus dem Dunstkreis dieser Welt in die heiteren, himmlischen Gefilde der Kunst." — — — —

Der Graf schüttelte leise den Kopf.

„Ich war damals der Verzweiflung nahe," fuhr der Musiker fort, „ich fühlte in mir die Kraft, in meiner Kunst etwas zu leisten, aber diese Kraft war gelähmt, ich litt Mangel an allem, ich fand keine Anerkennung. Sie half mir in jeder Beziehung; und dabei blieb unser Verhältnis so unschuldig, so rein, wir waren zwei spielende Kinder, und wenn sie stundenlang neben meinem Klavier saß und sich endlich entfernte, so war es mir genug, wenn sie mir die Hand reichte, und ich diese kleine weiße Hand in Verehrung an meine Lippen drücken durfte."

Der Graf schüttelte stärker mit dem Kopfe und sagte nach einer Pause: „nehmen Sie mir nicht übel, lieber Charles, ich thue merkwürdige Blicke in Ihr früheres Leben. Sie sagen mir, Sie hatten mit Mangel und Not zu kämpfen gehabt, aber Sie kamen doch in die besten Kreise der Gesellschaft, Sie hatten ja Freunde, wie mich zum Beispiel. Warum haben Sie denn um Gotteswillen nie über ihre Lage gesprochen?"

„Erlauben Sie mir, bester Graf," entgegnete der Musiker mit einem bittern Lächeln, „das ging damals nicht wohl an; es ist ganz richtig, Sie und viele Ihrer Standesgenossen kannten mich, hatten mich gern, aber weshalb? Mich, meiner Kunst zuliebe? — Gewiß nicht! das heißt, der wahren Kunst zuliebe nicht; ich

war gern bei Ihnen gesehen, ich durfte eine Cigarre bei Ihnen rauchen, denn ich wußte mich in Ihren Salons zu benehmen, und es gelang mir durch die fürchterlichsten Entbehrungen, in meinem Äußern so zu erscheinen, daß Sie sich nicht zu schämen brauchten, mich Ihrem Freund, dem Grafen A. oder dem Baron B. zu präsentieren. — Monsieur Charles — ein junger Musiker, der's aber, wie es scheint, nicht nötig hat, der uns durch etwaige Anforderungen nicht in Verlegenheiten bringen wird. — So ging ich bei Ihnen aus und ein, und nur deshalb wurde ich bei Ihnen geduldet. Ein einziges Wort über meinen wirklichen Zustand hätte diesen Nimbus zerstört und mich in Ihren Augen in die Alltäglichkeit zurückgeworfen; — ich brauchte Ihre Kreise, ich brauchte Ihre Protektionen, wenn auch keiner besonders viel für mich gethan. Als ich mein erstes Werk schrieb — und ich hätte es nicht schreiben können, Graf Alfons, wenn ich jenes Mädchen nicht gekannt hätte; ich bin stolz darauf, Ihnen das zu gestehen — als ich mein erstes Werk schrieb, und Ihnen und andern Bekannten daraus vorspielte, fand man es charmant, ja geistreich, aber Viele, nicht weil es charmant und geistreich war, sondern weil es jemand geschrieben, der in ihren Salons aus- und einging, der ein Anhängsel ihrer Gesellschaft war, der — es eigentlich nicht nötig hatte, sein Brot damit zu verdienen. So glaubten viele. Denn hätten manche gewußt, wie dringend ich auf mein erstes ärmliches Honorar gewartet, so hätten sie mich schon vor der Aufführung fallen lassen, fürchtend, wenn mein Werk falle, so falle ihnen der Komponist ebenfalls zur Last."

„Aber bester Charles, Sie urteilen hart über uns."

„Aber gewiß nicht ungerecht, Graf Alfons. Heute haben Sie freilich eine andere Ansicht von mir; ich habe Erfolge gehabt, mein Name ist genannt, und ich glaube fast, Sie würden mir heute jede Bitte erfüllen. Aber wenn heute an meiner Stelle ein anderer armer Künstler zu Ihnen käme, der Ihnen als talentvoll präsentiert würde, der nach einiger Zeit um Ihre Unterstützung bitten müßte —"

„So würde ich ihn wahrhaftig unterstützen," sagte der Graf.

„Vielleicht wohl!“ fuhr der Musiker lachend fort, „Sie würden ihn unterstützen, wie man jemand ein Almosen giebt, aber hier Ihre Fauteuils und dort Ihr Cigarrenkistchen blieben ihm fortan verschlossen. Ihr gebt wohl, ihr vornehmen, reichen Leute; aber die wenigsten von euch verstehen zu geben.“

„Brrr!“ sagte der Graf und schüttelte sich, „da habe ich eine tüchtige Lektion bekommen. Aber ich werde sie mir zweifach merken, als Mensch und als General-Intendant der Theater. — Doch fahren Sie in Ihrer Geschichte fort.“

„Diese Geschichte,“ sprach der junge Musiker mit sehr trübem Tone, „ist, wie es in jenem Liede heißt

— eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Wir mußten uns trennen, sie sagte mir beim Abschiede: Familienrücksichten, über welche sie sich jedoch nicht näher erklären könne, zwingen sie, die Stadt zu verlassen, nötigen sie, mir Lebewohl zu sagen, vielleicht auf immer — — vielleicht; freilich gab sie mir Hoffnung auf ein Wiedersehen, aber diese Hoffnung hat sich bis jetzt nicht erfüllt: ich habe nie mehr etwas von ihr erfahren.“

„Und machten Sie damals,“ forschte der Graf, „keinen Versuch, ihre Wohnung ausfindig zu machen? Oder hat sie Ihnen nie gesagt, wo sie wohne? Wenn sie das verheimlicht, warum suchten Sie es nicht zu erfahren, warum folgten Sie ihr nicht einmal von weitem? — Thaten Sie denn nie Schritte, zu erfahren, wer das Mädchen eigentlich sei?“

„Das hatte sie mir strenge untersagt,“ antwortete Charles, „sie hatte mich beschworen bei allem, was ihr und mir heilig sei, ihr nicht nachzuforschen; sie versicherte mich hoch und teuer, daß in dem Augenblick, wo ich etwas näheres über sie erfahren würde, unser Verhältnis zu Ende sein würde, zu Ende sein müßte. — Ach! und ich liebte sie so innig!“

„Und sagte sie oft," fragte Alfons weiter, „daß sie aus einer großen, reichen Familie sei?"

Der junge Musiker schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete nach einer Pause: „nein, sie deutete das nur einigemal an, aber oft sprach sie davon, wie elend sie sei, wie gering sie sich neben mir vorkomme. Ich, der doch zu ihr aufschaute, wie zu einem Schutzgeist, stünde hoch über ihr. Ich begriff diese Reden nie, ihre einzige Hoffnung wäre — so sagte sie mir beim Abschiede — daß mir später einmal vergönnt sei, sie zu mir emporzuziehen."

„Ah so!" sagte der Graf und versank in tiefes Nachdenken.

„Doch was helfen diese Grübeleien!" fuhr Charles fort; „noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, das Mädchen einst wieder zu finden, und wenn ich sie finde, so soll keine Macht der Erde imstande sein, sie mir wieder zu entreißen."

„Und Sie besitzen kein Bild von ihr?" fragte Alfons nach längerem Stillschweigen; „ich wäre wirklich begierig, diese Züge zu sehen, vielleicht, daß ich mich doch ihrer errinnerte."

Der Musiker zog aus einer Brieftasche ein kleines Portefeuille heraus, öffnete es, drückte an eine Feder, und ein kleines Miniaturbild kam zum Vorschein, das er dem Grafen überreichte.

Dieser nahm es rasch aus seinen Händen, lehnte sich in seinen Fauteuil zurück, und betrachtete das kleine Bild lange ernst und schweigend. — — Ja, sie war es, es war Anna, die ihm zweimal erschienen war, und die selbst auf ihn, den vielerfahrenen, einen solchen Eindruck gemacht hatte, daß er heute nach langen Jahren dieses Mädchen nicht vergessen konnte.

„Und es ist dieselbe mit dem blonden Haar, die Sie auch gekannt?" fragte Charles erwartungsvoll; worauf der Graf, ohne ihm eine Antwort zu geben, nur leicht mit dem Kopf schüttelte, aufstand und die Klingel zog.

Ein Bedienter erschien in der Thüre.

„Ist Amadäus von seinen Ausgängen zurückgekommen?" fragte der Graf und jener antwortete:

„Soeben trat der Haushofmeister ins Vorzimmer. Er wünscht den Herrn Grafen zu sprechen."

„Laß' ihn sogleich hereinkommen!"

Der Diener zog sich zurück und gleich darauf trat Amadäus ein.

Er hatte sich seit dem letzten Herbst durchaus nicht verändert, der alte Mann. Wenn man ihn so sah mit seinem schneeweißen Haar, dem ruhigen Gesichtsausdruck, im schwarzen Frack, weißer Weste und Halsbinde, die ganze Gestalt auch bis in das kleinste Detail unverändert, so hätte man glauben können, er komme soeben von der Treppe herein, wo er im vergangenen Herbste draußen auf dem Jagdschlosse die Herrschaften entlassen.

Meister Amadäus näherte sich ehrfurchtsvoll dem Grafen, der ihm, die Hand entgegenstreckend, die seine herzlich schüttelte.

„Nun, alter Herr," sagte Alfons lächelnd, „habe ich alles ordentlich wieder nach Hause gebracht, fehlt nichts an meinem Wagen und den Reiserequisiten; ist von meinen Kleidern und der Wäsche nicht zu viel dahinten geblieben?"

Worauf Meister Amadäus lächelnd erwiderte:

„Man kann nicht mehr verlangen, Herr Graf, es ist in der That ordentlich zugegangen. Freilich muß der Reisewagen gleich

zum Sattler, es ist viel daran ruiniert, aber das ist bei so einer langen Reise nicht anders zu erwarten. Ein Fußsack ist allerdings zurückgeblieben, von den Reisepfeifen fehlen auch einige, Franz behauptet, sie wären zerbrochen — dafür aber —" hier stockte der Alte schlau lächelnd.

„Nun, dafür aber? — Was wollen Sie sagen, Amadäus?"

„Dafür aber haben Sie auch einiges mit zurückgebracht, Herr Graf, was ich Ihnen nicht mit auf die Reise gegeben!"

„Nun, was denn?"

„Es ist nicht der Rede wert," sagte Meister Amadäus und schaute von seinem Herrn zu dem jungen Musiker hinüber, der den Kopf in die Hand gelegt hatte und das ganze Gespräch nicht zu hören schien.

„Sie brauchen sich vor dem Herrn nicht zu genieren!" bemerkte der Graf laut lachend. — „Was habe ich denn zurückgebracht, das ich nicht mitgenommen?"

„Nun, ein paar Damentaschentücher!" versetzte ebenfalls lachend der Haushofmeister, worauf der Graf in ein unmäßiges Gelächter ausbrach und zu dem Musiker sagte: „sehen Sie, Charles, ich bin eigentlich nicht verheiratet, wie Sie wissen, aber meine Gardinenpredigten bekomm' ich dennoch. Ich versichere Sie, Meister Amadäus führt ein scharfes Regiment, das heißt, was mich anbelangt; nicht das geringste läßt er mir passieren. Aber sollten Sie glauben, daß dieser alte Herr selbst die merkwürdigsten Geschichten anstellt?"

„Ich, Herr Graf?"

„Daß er junge Mädchen im Walde auflieft, mit sich nach Hause nimmt und lange Zeit in meinem Schlosse bei sich behält?"

„O, Herr Graf," bat der alte Mann, „nicht diesen Scherz! Sie wissen, Herr Graf, in dem Punkte bin ich in der That wie ein Kind, in dieser Sache verletzt mich das kleinste Wort, selbst von Ihnen, Herr Graf."

„Es ist ja nur Scherz!" fuhr dieser fort, „ich wollte Sie eigentlich nur fragen, wem gleicht dieses Portrait?" Mit diesen Worten übergab er ihm das Taschenbuch.

„Das ist die Magdalene! — bei Gott, das ist sie!" rief der alte Mann aus, nachdem er einen Blick auf das Bild geworfen. „Gewiß, Herr Graf, die Magdalene!"

Der junge Musiker war bei diesen Worten rasch aufgesprungen und trat so hastig auf den Haushofmeister zu, schaute ihm so dringend ins Gesicht, daß dieser mit einer leichten Verbeugung einen Schritt zurücktrat und bald den Grafen, bald den Fremden überrascht und befremdend anblickte.

„Ich glaube auch," sagte der Graf nach einer kleinen Pause, „nach Ihrer Schilderung, Amadäus, könnte es die Magdalene sein."

„Wer ist die Magdalene, was soll's mit ihr?" fragte Charles heftig.

Der Graf winkte mit der Hand, ruhig zu sein, und zeigte auf den Haushofmeister, der das Bildchen nahe vor seine Augen brachte, es lange betrachtete und stumm mit dem Kopf nickte. Endlich sagte er: „o, Herr Graf, wollten Sie mir vielleicht solch' eine große Freude machen? — ist das Bildchen hier für mich? — Ich wär' außerordentlich glücklich!"

„Es gehört nicht mir," erwiderte Alfons, „es gehört jenem Herrn."

Bei diesen Worten blickte Meister Amadäus zuerst den Grafen ernst an, dann blickte er forschend auf den Musiker, ließ die rechte Hand mit dem Bildchen sinken und fuhr mit der linken mehreremal über seine Stirne und sein Gesicht. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ja, ja," sagte der alte Mann nach einem längeren Stillschweigen, „dies Bild gehört Ihnen. Sie haben ein Recht darauf; Sie haben dies Wesen — ich glaube nicht, daß sie von dieser Welt war — vor mir gekannt, genauer gekannt — Sie sind wahrscheinlich ein Dichter, ein Poet. — Es ist wohl möglich, daß Ihnen ein solch' reines Geschöpf in Ihren Phantasien erschienen ist. — Doch nein! Sie müssen sie auch in der Wirklichkeit gekannt haben! — Sie haben sie gekannt — Sie haben sie oft gesehen! — Gab es ein Mädchen, so gut, so lieb, so mild wie sie?" — —

Heftig wollte der Musiker etwas entgegnen, oder eine Frage stellen, doch der Graf faßte ihn schnell bei der Hand und bedeutete ihm stille zu sein, indem er abermals auf den alten Mann zeigte. Das Gesicht desselben hatte einen merkwürdigen Ausdruck angenommen: sein Auge glänzte und starrte vor sich weit in unendliche Fernen. —

„Jetzt seh ich sie wieder," sagte er auf einmal mit leiser Stimme, „ich seh sie hier in diesem Zimmer; o lächeln Sie nicht so ungläubig, ich sehe sie gewiß. Dort an jenem Stuhle steht sie, sie stützt die Hand auf die Lehne desselben. Ihr Gesicht ist verschleiert, und sie streckt jemand die Hand zum Abschiede entgegen, — aber nicht Ihnen — sondern meinem Herrn, dem Grafen, der diese kleine Hand küßt und sie ehrfurchtsvoll zur Thüre hinausbegleitet. — Dort schwebt sie hin — — ja, sie war es — sie war es gewiß!" Hier seufzte der alte Mann tief auf und schaute alsdann lächelnd um sich. Sein Gesicht und seine Augen nahmen den gewöhnlichen Ausdruck an, und erst, als er sah, daß die Blicke der beiden Anwesenden überrascht, ja entsetzt an seinem Gesichte hafteten, wurde er sehr ernst und sagte mühsam lächelnd: „ah! ich habe gewiß etwas sonderbares gesprochen; verzeihen Sie mir, Herr Graf, es ist die alte schlimme Gewohnheit, die ich nicht lassen kann."

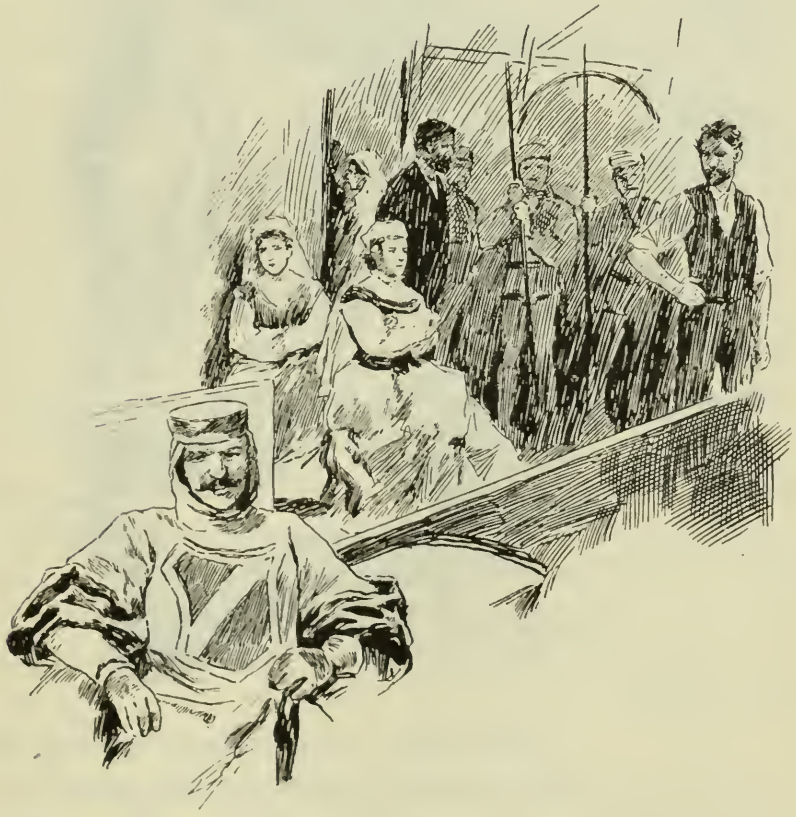
Er reichte das Bild mit einer tiefen Verbeugung dem Musiker, der aber zugleich mit dem Taschenbuch die Hand des alten Mannes ergriff und festhielt.

„Welche Bewandtnis und welcher Zusammenhang," fragte er alsdann mit leiser, aber dringender Stimme, „ist zwischen diesem Bild und jenem Mädchen, das Sie Magdalene nennen? Sprechen Sie, Amadäus! Und Sie, Graf Alfons, martern Sie mich nicht länger. Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir alles, was Sie wissen!"

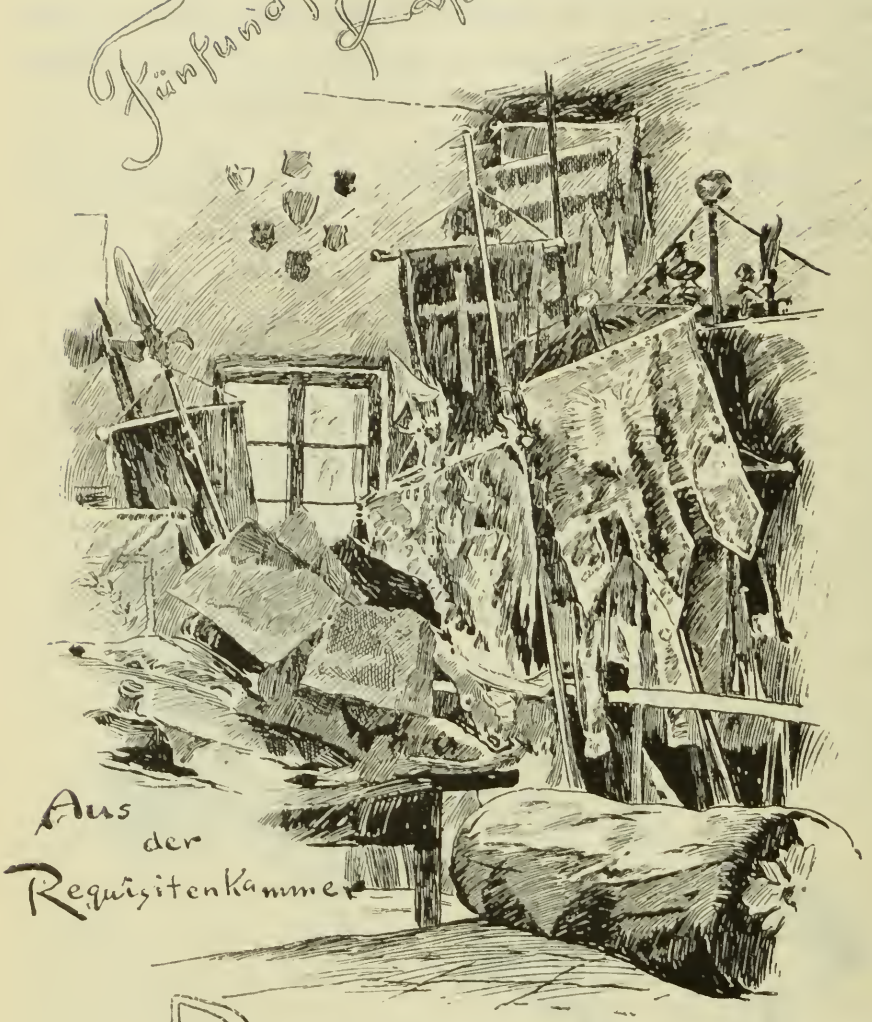
Der Haushofmeister sah seinen Herrn fragend an, dieser zuckte die Achseln und entgegnete: „was ich weiß, ist wenig genug, aber Amadäus kann Ihnen einiges mitteilen, was Ihnen interessant sein wird. — Sprechen Sie, Amadäus, ich bitte Sie darum; thun

Sie meinem Freunde den Gefallen, und sagen Sie ihm, was Sie von der Magdalene wissen. Er hat sie in der That genau gekannt, sehr genau, und kann Ihnen auch seinerseits einiges über sie mitteilen. Mir aber erlaubt, daß ich mich entferne, ich habe dringende Geschäfte. — Bester Charles, ich sehe Sie morgen auf dem Theater. Bleiben Sie ruhig da, Amadäus! und nochmals bitte ich Sie, erzählen Sie meinem Freunde ausführlich Ihre Geschichte!" —

Damit ging der Graf in das Nebenzimmer und Charles blieb mit Meister Amadäus allein.



Fünfundfünfzigstes Kapitel.



Aus der Requisitenkammer.

Der Balletmeister Herr Dubelli hatte nie die zarten Neigungen des menschlichen Herzens gekannt, hatte sich nie auf gewisse Art zu einem weiblichen Wesen hingezogen gefühlt, hatte nie eine Geliebte gehabt. Was bei ihm die Stelle einer solchen vertrat, was sein ganzes Herz ausfüllte, war die Kunst, war das Theater. Sie liebte er leidenschaftlich,

für sie hätte er sein Leben gelassen. In dieser Beziehung hatte Dubelli einmal den einzigen Streit seines Lebens; da einstens ein großer langer Mime behauptete: die Tanzkunst sei eigentlich keine Kunst, da hatte Dubelli am Rande des Duells geschwebt und somit vielleicht am Rande des Grabes.

Der neue Balletmeister hatte sein Departement übernommen, und er als Chef desselben sah mit großer Betrübnis, daß viel, sehr viel zu thun sei, um aus den übrig gebliebenen Trümmern einer früheren besseren Zeit wieder etwas neues, dem Auge wohlgefälliges, aufzubauen. Die ersten Tänzerinnen, die er damals gekannt, waren von der Bühne abgetreten; die Künstlerinnen zweiten Ranges ebenfalls; die einen hatten einen andern Lebenslauf ergriffen, andere sich verheiratet und wieder andere waren gestorben und verdorben. Was nun noch übrig geblieben aus jener Zeit, das waren ältere Damen, welche die zwölf Jahre, die über sie dahin gerollt, nicht schöner gemacht, wohl aber dicker und fauler. Dubelli bemerkte mit Schmerz, daß diese Wenigen, die er bis jetzt als kräftige Stützen seines neuen Aufbaues betrachtet, ein schlechtes Fundament abgeben würden, denn ach! es war nicht mehr wie damals, wo sich alles herzudrängte, um an einer schwierigen Gruppe, an einem großen Ensemble Teil zu nehmen, wo es für eine Schande angesehen wurde, wenn Signor Benetti jemand nicht beschäftigte. Heute suchte sich alles vom Dienste zu befreien, so gut es ging, und da wurde alles mögliche vorgeschützt, um auf den Abend vom Dienst frei zu sein. — Schauerlich! sogar die schreckliche Gewohnheit des Strickens hinter der Scene, auch bei den Proben, war unter den Tänzerinnen eingerissen und auf dem Balletsaal wurden, ehe Dubelli kam, statt der Übungen an der Stange die mannigfaltigsten Handarbeiten angefertigt.

Die älteren Koryphäen, die sich jetzt Solotänzerinnen nennen ließen, zogen sich bei ihren Übungen gar nicht mehr aus, sondern tanzten in ihren langen Kleidern schläfrig den Pas durch, den sie gezwungen waren, dem Publikum heute abend zum besten zu geben. Die Violine, die früher nie gerastet, die den ganzen Vor-

mittag in den kläglichsten Tönen die lustigsten Tanzmelodien hinausgejubelt hatte, war verstummt und hing in einer Ecke; wir glauben, um die Saiten hatten die Spinnen ihr Nest aufgeschlagen, wie einst um die Säulen der alten griechischen Kaiserpaläste. Der Künstler selbst saß an einem Tischchen auf dem Balletsaale und schrieb Noten zu einem kleinen Nebenverdienst. Die jüngeren Ratten, eine ganze Schaar kleiner fauler, unbehülflicher Wesen, saßen am Boden und spielten mit Knochen und Kugeln, und auf der Straße watschelten sie so entsetzlich einwärts daher, daß man sie für alles, nur nicht für Tänzerinnen gehalten hätte.

In diese Wirtschaft nun trat der neue Balletmeister, der schon eine Ahnung von dem Unwesen hatte, fest entschlossen, mit kräftiger Hand die Zügel zu ergreifen; er schauderte aber förmlich zurück, als er am ersten Morgen die tolle Wirtschaft im Balletsaale mit angesehen. Ja, er ging trauernd nach Hause, verhüllte sein Haupt, und wir glauben, er weinte heiße Thränen.

Darauf ermannte er sich aber kräftig und begann, ein zweiter Herkules, diesen Augiasstall der Kunst auszumisten. Da gab es in den ersten Tagen rotgeweinte Augen und müde Beine, da krachten die alten Balken des Balletsaals, da jauchzte die Fidel, daß es eine Lust und Freude war, und bald schälte sich, Dank diesen Bemühungen, aus der wirren Masse ein gesunder Kern heraus, in das ganze Balletwesen kam ein neues Leben, neues Gedeihen. Aber den Balletmeister kostete das manche trübe Stunde, manche schlaflose Nacht. Und er hätte es auch nicht so durchsetzen können, wenn er nicht von seinem neuen Chef, dem Grafen Alfons, auf's kräftigste unterstützt worden wäre. Den ganzen Tag hatte er zu thun, bald in den Garderoben, bald in den Requisitenkammern, und der Intendant, von seiner Tüchtigkeit, seiner Brauchbarkeit in jedem Punkt überzeugt, ließ ihm auch da freie Hand.

Es war für Dubelli in mancher Hinsicht ein wehmütiges Gefühl, wenn er so durch die Balletgarderobe auf und ab schritt und die alten Sachen durchmusterte. Da hingen sie so still, so friedfertig, so leblos neben einander, die einst so glänzenden, jetzt ab-

getragenen Kleider, die an dem Körper der schönsten Mädchen das Publikum entzückten. Da waren Ausrüstungen vom Ballete, welche die jetzige Generation kaum dem Namen nach kannte. Da hing Freund und Feind traulich neben einander; neben leichten Nymphen und Bajaderen Helden aus dem Mittelalter, neben dem Kopfschmuck wilder Indianerinnen das glänzende, malerische Kopfnetz der zahmsten Spanierinnen.

Müd und matt ging der Balletmeister nach so vollbrachtem Tagewerk in seine Wohnung und auch da hatte er keine Ruhe, arbeitete an neuen Entwürfen, an neuen Plänen für sein nächstes Ballet. Spät am Abend konnte er noch oft sein Haus verlassen und nach dem Theatergebäude gehen, vielleicht auch zuweilen die dunklen Treppen hinaufsteigen bis zur Bühne, oder den Balletsaal öffnen, alles in dem Gefühle, was wir Eingangs dieses Kapitels andeuteten: um, was andere für eine lebendige Geliebte thun, in ihrer Umgebung zu weilen und selbst ungesehen in ihrer Nähe zu sein.

Das Gebäude des Königlichen Theaters lag auf einem freien Platz, seine Front war demselben zugekehrt, eine Seite begrenzte eine vorbeiführende Straße, die beiden anderen stießen an den großen Schloßpark, und hier war des Abends, namentlich wenn keine Vorstellung gegeben wurde, tot und still. Das Opernhaus war vordem ein Lustschloß gewesen, eines der merkwürdigsten Gebäude, das man sehen konnte. Auf hohen Treppen, die außen angebracht waren, trat man in den ersten Stock, wo sich damals große Konzertsäle und Gesellschaftszimmer befanden. Alle Decken waren hier gewölbt und ruhten auf Hunderten von schlanken Säulen; Springbrunnen plätscherten in den Gängen und Treppen und sammelten ihr Wasser in zierlichen Marmorbassins, die namentlich abends bei großen Festen, wenn das Haus im Lichterglanz strahlte, seltsam glänzten und leuchteten. Das Haus war von innen und außen mit den reichsten Sculpturen bedeckt, mächtige Karyatiden stützten die Thore, schlanke Statuen trugen die Fensterbalken und auf den Schultern riesenhafter Gestalten ruhte das Dach. Dieses hatte an der Front einen ungeheuren Giebel, welcher von Verzierungen aller Art,

von Laubwerk und Figuren in Holz geschnitzt wimmelte und seine Spitze über alle Nachbargebäude, selbst über das Schloß hoch emporstreckte.

Im Lauf der Zeiten wurde aber das Lusthaus nicht mehr zu großen Festen benützt. Die Springbrunnen versiegten, die Bassins trockneten aus. Die Armleuchter an den Wänden trauerten in Stille und Dunkelheit, die Gemächer, in welchen Seide und Samt gerauscht, wo der Fuß der Damen zierlich geschleift, wo Degen und Sporen des Kavaliers geklirrt, bedeckten sich mit Staub, und in den Sälen fast ohne Fenster, nur für nächtliche Feste berechnet, herrschte eine dichte melancholische Finsternis.

Da wurde das Lusthaus zum Theater umgeschaffen. Die große Treppe an der Front des Gebäudes hinweggerissen machte einem bequemeren Eingang für das Publikum Platz. Die verschiedenen kleineren und größeren Säle im Innern wurden zu einem einzigen großen Raume vereinigt, Gewölbe hie und da durchbrochen, die breiten steinernen Wendeltreppen in schmale hölzerne verwandelt. An der Seite nach der Straße zu baute man ein neues Gebäude an das alte, und hier herein verlegte man Musiksäle, Garderoben, die Bureaus und dergleichen mehr. Das Ganze bekam ein jugendliches frisches Ansehen und als nun am ersten Theaterabende der innere große Raum im Glanze von Hunderten von Lichtern strahlte, lachende Gesichter im Parterre und in den Logen saßen, als der Contrebaß brummte und die Violine ihre lustigen Weisen dazwischen ertönen ließ, da schien den Körper des alten Gebäudes eine innerliche Lust zu durchströmen und eine große Freude, daß durch sein Inneres nun wieder frisches Leben rausche, und es nicht mehr so tot, starr und einsam dazuliegen brauche. Doch konnten die alten Mauern, die Säulen und Steingebilde der alten Zeit doch nicht so bald vergessen, und wenn in diesen Räumen auch wieder wie ehemals Samt und Seide rauschte und Harnisch und Schwert klirrte, so war dies doch nur eine künstliche, nachgemachte Geschichte und dauerte nur wenige Stunden und dann war es wieder tot wie vorher.

Auch an dem Gebäude selbst hatte man die früheren prächtigen Zeiten nur unvollkommen verwischen und verdrängen können.

Da sah man von außen die riesenhaften Gestalten, welche Thor und Dach trugen, halbvermauert und aus einer neuentstandenen Nische, wie aus einem Kerker hervorschauend. Da kam man in den neumodischen Korridors an langen Säulenreihen vorbei, die, wenn man sie auch hinter einem neuen Überzug verborgen, doch durch Kalk und Mörtel trotzig hervorblickten und nicht ganz verschwinden wollten. Die Gewölbe unter der Bühne waren fast ganz wie ehedem geblieben und wenn an den zierlich gehauenen Kapitälern oder an den schweren phantastischen Fenstergittern neugemalte Dekorationen ähnlicher Art lehnten, so sah das wehmütig und komisch aus.

An der Seite, die auf die Schloßgärten führte, hatte man das alte Gebäude fast ganz unverändert gelassen. Dort führten noch hohe Treppen von außen hinauf, da waren die Fenster noch in alter Pracht und Herrlichkeit geblieben, da strömte das Regenwasser noch aus den Mäulern fabelhafter Untiere, die sich unter dem Dach mit langen Hälsen und vorgestrecktem Oberkörper weit hinaus beugten, auf den Boden herab, da sah man unten noch eine offene Gallerie, deren Decke von einer Reihe alter Ritterge-. stalten getragen wurde und die mit einem prächtigen Gitter verschlossen war. Doch waren die armen alten steinernen Ritter hier unten müde geworden, so ganz allein den Dienst zu versehen, und zuerst hatten sie traurig ihren Kopf gesenkt, dann war ihnen der eine Arm abgefallen, dann der andere und endlich hatte man ihre edlen, aber morschen Leiber stützen müssen, mit neuerem gemeinem Mauerwerk, zwischen dem sie traurig hingen, hier die Gesichter ohne Nasen, dort die Körper ohne Hände, ja ohne Kopf. Ihre Waffen waren schon lange vorher verwittert und die Zeichen auf ihren Schildern verwischt und mit Schlingkraut überwachsen. — Ach, das Schlingkraut, die Pflanzen und Gesträuche, welche sich von dem Schloßgarten zu ihnen hingeschlichen, war in ihrem frischen saftigen Grün nun ihr einziger Trost, vor allem aber die uralten mächtigen Bäume, welche auf dieser Seite des Gebäudes seit undenklichen Zeiten in einer Reihe stehen geblieben waren. Sie hatten sich so

lange, lange Jahre hindurch gekannt, die Bäume und die Ritter, und gute und schlimme Tage zusammen verlebt, Regen und Sonnenschein zusammen ertragen, sich beständig anschauend, anfänglich die ehrenfesten, kräftigen Ritter die schwächlichen unbehilflichen Bäumchen, jetzt die alten, kräftigen Stämme, die armen, alten, zerfallenen, unbehilflichen Rittersleute. — Das ist der Lauf der Welt.

Hier herum erging sich unser Freund, der Balletmeister Dubelli, an stillen Abenden so gern. Er umkreiste das weite Gebäude und ließ sich dann wohl auf eine Steinbank nieder, die unter den Bäumen vor den verwitterten Stein-Kavalieren angebracht war.

Das that er auch an einem schönen Herbsttage und versank da in tiefe Träumereien, und blieb hier, an vergangene Tage und an die Zukunft denkend, sitzen, bis die Dunkelheit mächtig hereingebrochen war. Der weite Garten lag still und einsam, die Bäume erschienen fast schwarzgrün, in einiger Entfernung violett, die niedrigen Sträucher bildeten nur eine einzige unförmliche Masse, die Alleen sahen wie Schluchten und Hohlwege aus und von den Rasenplätzen leuchteten die Marmorfiguren gespenstisch durch die Dämmerung. Von den Teichen und Wasserbassins stiegen dunstige Nebel in die Höhe und halfen der Nacht alles in ihren schwarzen Schleier zu hüllen. Zuweilen erscholl der Ruf einer wilden Ente, die von einem Wasser zum andern hinüberstrich, und störte die stillen melancholischen Schwäne, die alsdann mit gesträubten Federn ihrem kleinen Haus auf einer Insel mitten im Teiche zuruderten. Der Mond, der hinter den Bergen voll aufstieg, vermehrte noch das Feierliche und Geheimnisvolle der schlummernden Natur. Zuerst bestrahlte er die Gipfel der höchsten Bäume, und die Blätter da oben zitterten fieberhaft dem hellen Lichte entgegen. Dann blickte er abwärts und kämpfte mit den Nebeln, die ihn nicht durchdringen ließen und auf die er sich lagerte in bläulichem Scheine. Nur hie und da gelang es ihm, das Wasser zu küssen, und die Wellen erzitterten dann ebenfalls vor Lust und Freude, wie die Blätter an den Bäumen. Vor einer weißen Statue auf hohem

Postament, welche mit dem weißen leblosen Marmorgesichte aufwärts an den Himmel blickte, schienen die Nebel in ängstlicher Scheu vorüberzuwallen, denn wenn sie hin und her wogend alles wieder mit ihrem grauen Schleier bedeckten, so wagten sie sich doch nicht an jenes Marmorbild, auf welches sich nun das volle Licht des Mondes ergoß und es leidenschaftlich küßte, so daß es schien, als zuckten die toten Augen und bewegten sich die marmornen Lippen. —

So kam es auch Dubelli vor, der nicht weit von dem Steinbilde saß, und es wurde ihm unheimlich in dessen Nähe. Es war ihm nicht anders, als sei aus den Gewölben des Theatergebäudes vor ihm die Marmorbraut entsprungen und thue sich hier gütlich im Mondenschein. Ja, es war ihm, als höre er drinnen Violinen, Klarinetten das Lied Zampas des Korsaren begleiten, und dann war es ihm wieder, als müßte jetzt die Marmorbraut neben ihm den Arm ausstrecken und ihm mit dem verhängnisvollen Ringe drohen.

Ach, der gute Dubelli war nie ein Zampa gewesen und seine Verheerungen, die er in weiblichen Seelen angerichtet, beschränkten sich auf jenes Spiel mit dem morschen Herzen der Honoratioren-

tochter, das einstens vor dem Andrang seiner Liebenswürdigkeit zu zerbröckeln gedroht. Und doch hatte er eigentlich so wenig Anteil an dieser Neigung gehabt! Aber die Erinnerung an jene Tage war ihm schauerlicher, als seine vorherige Phantasie mit Zampas Marmorbraut und er raffte sich auf, um diesen unheimlichen Platz zu verlassen. Kam es ihm doch vor, als sei es die selig verstorbene Honoratiorentochter, die jetzt vor ihn hin trete, um alte, nie gerechtfertigte Ansprüche auf ihn geltend zu machen. Glaubte er doch fast, sie wende den Kopfe herum und blickte ihm bedeutungsvoll nach, als er über den Schloßplatz ging und nach seiner Wohnung eilen wollte. Ja, so oft er einen Schritt vorwärts machte und sich umwandte, sah er das weiße Gesicht, und nur, als er hiedurch geängstigt in die alte Gallerie trat, hinter die Reihen gebrechlicher Ritter, verschwand ihm Statue und Erscheinung, denn die Aussicht dorthin wurde ihm verdeckt durch die Leiber der alten Kavaliere.

Es giebt Stunden, wo der Mensch sehr schwach ist und wo sich sogar ein sonst sehr ruhig denkender, aber phantasiereicher Mensch vor Gespenstern fürchtet, und so erging es dem Balletmeister heute abend. Er hatte dem Begräbnis der Honoratiorentochter vor einigen Tagen beigewohnt, die Glocken hatten so traurig geläutet, ihre beiden Söhne hatten hinter unendlichen Sacktüchern geweint, und der junge Eduard, der eigentlich kein junger Eduard mehr war, hatte unserem Freunde, als er im Zuge bei ihm vorbeischritt, einen sonderbar lächelnden Blick zugeworfen, als wollte er sagen: „warte nur, jetzt bin — ich sie los, jetzt kommt die Reihe an dich!"

Von diesen Gedanken gequält, huschte er hinter den alten Rittern vorbei, sich scheu umschauend, ob das unheimliche Marmorbild ihm nicht nacheile, und stieg rasch die Treppen hinan in das Theater; dort wollte er durch wohlbekannte Treppen und Gänge zur andern Seite wieder hinausgehen.

Für manchen andern wäre in solcher Stimmung und zu solcher Zeit das weite leere Theatergebäude kein Zufluchtsort gewesen. Wie krachte die alte Thüre, als Dubelli sie langsam öffnete, wie

schwarz gähnten ihm die weiten Gänge zur Rechten und Linken entgegen. Wie hohl klang nicht das leiseste Räuspern, der Ton seiner Schritte! Doch Dubelli fühlte sich hier so heimisch und heimlich, daß er mit den Händen vor sich tappend ruhig seines Weges ging. Er war nur froh, daß er die mondscheinbeschienene Figur nicht mehr vor sich sah.

Bald hatte er die Bühne erreicht, die von einer einzigen kleinen Laterne, dem Licht der Wache, erleuchtet war. In tiefer Dunkelheit lag vor ihm das große Haus. Die Coulissen standen rechts und links in unsicheren Umrissen und das „Wer da?" der Wache, die ihn kommen hörte, dröhnte wie eine Riesenstimme durch das leere Gebäude.

„Ah, Herr Balletmeister!" sagte der Wachehaltende, nachdem sich ihm der Ankommende zu erkennen gegeben, „was machen Sie so spät auf der Bühne?" Der alte Mann, der heute abend den Dienst hatte, war eigentlich froh, daß er in seiner Einsamkeit gestört wurde. Er zog geschäftig eine alte Tabaksdose aus Birkenrinde hervor und bot dem Herrn Dubelli eine Prise. Dann wiederholte er seine Frage, was den Herrn so spät in's Theatergebäude führe.

„Ich war — ich wollte nur," sagte Dubelli in einiger Verlegenheit, „ich hatte im Balletsaal etwas vergessen, ein wichtiges Papier, das ich mir heute abend noch mitnehmen möchte."

„Aha!" meinte der Wachhaltende, „das ist Ihnen auf dem Spaziergange eingefallen, na, warten Sie, ich will Ihnen ein bißchen leuchten."

„Gott bewahre!" sagte der Balletmeister und hob den Arm des Andern zurück, welcher eben seine Laterne emporheben wollte. „Das geht nicht an, Ihr dürft Euern Posten nicht verlassen, es muß nach der Vorschrift immer Licht auf der Bühne sein."

„O, so einen Augenblick!"

„Auch keinen Augenblick!" sagte ernst der Balletmeister; „nein, nein, ich mag nicht die Ursache sein, daß jemand seinen Dienst versäumt, ich finde meinen Weg schon allein. Den Weg zum Balletsaal kenne ich wie meine Tasche, das Papier, welches ich suche,

liegt auf dem Tisch an der Thüre, will's schon finden, will's schon finden. — Gute Nacht!"

Der Wachhabende bot noch eine Prieſe an, und als ſich hierauf Dubelli mit eiligen Schritten entfernte, ſah er ihm traurig nach. Er hätte ſo gar gern noch eine Viertelſtunde von der Wache verplaudert: es war ſo entſetzlich ruhig und einſam hier auf der Bühne und das fühlte der Wachhabende wohl, wenn er ſo auf und ab ſchritt, von einer Seite des Theaters zur andern, oder vom Hintergrunde zum Vorhang.

Dubelli hatte die Bühne hinter ſich und eilte in dem langen Gange fort, in welchem ſich auf der Seite gegen den Park allerlei alte Gelaſſe, unter anderem die große Requiſitenkammer befand. Die Thüre derſelben war nur angelehnt und der Balletmeiſter konnte ſich nicht enthalten, einen Augenblick hier hinein zu treten. Das Gemach hatte nur ein einziges, langes, ſchmales Fenſter, an welchem aber heute abend eine alte weiße Fahne mit rotem Kreuz, ein Stück aus den Kreuzzügen, herabhing und dem Mond, der drüben ſchon hoch am Himmel ſtand, nicht verſtattete, mit ſeinem vollen Licht in das Zimmer zu dringen. Nur ein weißer, dämmeriger Schein erfüllte es und zeigte in unbeſtimmten Umriſſen all' die merkwürdigen Gegenſtände, die an den Wänden hingen, in den Ecken ſtanden, auf dem Boden umher lagen, oder ſich auf den verſchiedenartigſten Geſtellen befanden. Hier war die Rüſtkammer großer Kriegs- und anderer Züge, von hier aus wurden die Heere bewaffnet, die, jedes aus ſechsunddreißig Mann beſtehend, die blutigſten Schlachten auf der Bühne aufführten. Hier ſah man Harniſche und Helme berühmter Männer, manche ebenſo genau und wahr, wie ſie in den großen Arſenalen gezeigt werden. Dort lehnten alte verblichene Fahnen aus dem Mittelalter neben reich vergoldeten Infulen, Pickelhauben neben Biſchofsmützen. Hier ſtand die Rüſtung von Hamlets Vater, dort der Harniſch des blutgierigen Gloſter, da ein Schäferſtab neben dem Beile, womit unglückliche Königinnen, ſowie außerordentliche Verbrecher enthauptet worden waren. Von einem Schrank herab grinſte ein Totenſchädel aus Fauſt's

Zimmer und daneben hing an einem dünnen Faden der Marschallstab Talbots, halb verdeckt von der Fahne der Jungfrau von Orleans.

All' diese Gegenstände sah Dubelli mit einer gewissen Freude, der sich aber heute in stiller Nachtstunde ein kleiner Schauder beimischte. War doch sein Dichten und Trachten von Jugend auf bei diesen höchst phantastischen und merkwürdigen Gerätschaften gewesen! Hatte er nicht schon früher, ehe er noch mit sich im reinen war, welcher Branche im Theater er sich zuwenden wollte, ehe er noch fühlte, daß er in sich die Kraft habe, ein außerordentlicher Tänzer zu werden, für die Stellung eines Schauspieldirektors geschwärmt, zu einer Zeit, wo er noch Flickschneider war und wo er noch ebensowenig die Gewißheit hatte, König zu werden? — Ihm war diese Kammer der liebste Tummelplatz seiner lebhaften Phantasie, und wenn er früher sah, wie sein Freund, der Theaterschneider, eine alte Fahne auszubessern hatte, so konnte er sich ganz leicht den Zug vergegenwärtigen, welchem dieselbe feierlichst vorangetragen würde, und wie die hohe Geistlichkeit aussah, die ihr folgen mußte, und die Bettelmönche dahinter und die Ritter und Edelfräulein und der ganze Troß des gemeinen Volkes. Mit welchen erhabenen Gefühlen nahm er damals ein großes Ritterschwert in die Hand, oder einen alten Harnisch und dachte der wilden Worte alle, welche Schwert und Harnisch schon vernommen. Oder wenn es auch nur eine Laute ohne Saiten war, mit der er sich beschäftigen konnte, so drangen für ihn süße Melodieen aus dem alten Holze und er sah verliebte Pagen und glühende Damen in allerlei verbotenen und höchst gefährlichen Situationen.

Auch heute Abend stand der gute Dubelli fest gebannt in dem Zauberkreise, den er mit der Schwelle zur Requisitenkammer überschritten. Ach, er betrachtete alle diese Gegenstände mit einem unnennbar süßen Gefühl. War er doch kein Fremdling mehr in diesen heiligen Hallen, war er doch in gewissen Beziehungen Gebieter über diese herrlichen Sachen und konnte sie in's Leben rufen, konnte sie mitspielen lassen, angenehm und schauerlich.

In der Mitte der Requisitenkammer stand ein uralter Lehnstuhl mit Leder bezogen, in welches alte Wappen in Gold und Farben eingepreßt waren. Was hatte dieser Stuhl nicht schon alles erlebt, seit unfürdenklichen Zeiten, wo er in wirklichen alten Schlössern gedient, bis heute, wo er oft gebraucht wurde in Ritterburgen von Holz und Papier.

Der alte Stuhl öffnete seine Arme so traulich und weit, und schien den Balletmeister ordentlich einzuladen, sich einen Augenblick auf ihn niederzulassen, daß er in der aufgeregten Stimmung, in welcher er sich gerade befand, nicht unterlassen konnte, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten.

Dubelli träumte von einem nächsten, ersten und großen Ballet, von dem Werke, das er selbst erfunden und in Scene setzen wollte. Zu diesem unerhörten Spektakel mußte die ganze Requisitenkammer herhalten. Da gab es Hochzeiten in feierlichem Zuge genug, Tanz und Spiel, Freude und Lust, Mord und Todschlag. Dubelli warf einen Blick um sich und zählte die Harnische, die ihm aus den Schränken aus allen Seiten des Gemachs entgegenfunkelten. Doch war es zu trüb in dem Zimmer, weshalb er die alte mittelalterliche Fahne vor dem Fenster in die Hand nahm und auf die Seite schob. — — — —

Das volle Licht des Mondes, das so lange abgesperrt gewesen, drang nun gierig in das Gemach und beleuchtete die fernsten Ecken desselben mit seinem weißen sanften Scheine. — Da war es auf einmal, als ziehe rings um die Wände des alten hohen Zimmers ein tiefer, langer Seufzer. Es war ein Ton, wie ihn Jemand ausstößt, dessen Seele von einem heftigen, unerträglichen Drucke endlich befreit wird. Dieser Seufzer dauerte einige Sekunden, und dazu krachten die alten Schränke, stöhnten die geschnitzten Bänke und knarren die wackeligen Stühle rings herum, ja dieses Krachen und Knarren setzte sich an dem Holzgetäfel der Wand und Decke fort, und jedes Brett dort, jede Fuge gab einen eigentümlichen Ton von sich. Es war ein Geräusch, wie es wohl in einer Stube mitten im Winter entsteht, in der plötzlich sehr

stark geheizt wird, wo sich alsdann alle Möbel, alle Gerätschaften von innerem Wohlbehagen dehnen und recken.

Entsetzt blickte Dubelli um sich und ließ bei dieser Bewegung den Zipfel der Fahne, den er in der Hand behalten hatte, fahren, die nun sogleich wieder das Fenster bedeckte, und wie sie solcher Gestalt den Mond ausschloß, ward es auch wieder ruhig und still wie vorher in der Requisitenkammer. — „Sonderbar!" murmelte der Balletmeister und schaute mit scheuen Blicken in dem Gemach umher und horchte mit scharfem Ohr auf den Gang hinaus, ob dort vielleicht schwere Tritte sich vernehmen ließen, die etwa die alten Balken des Zimmers in Bewegung gesetzt und so den Lärm hervorgebracht. Aber da draußen war alles ruhig und still, so ruhig, daß man nichts hörte, als das sonderbare Klingen und Rauschen dieser Stille selbst. —

Nach einigen Minuten wollte Dubelli über das, was er gehört, lächeln. Doch brachte er dieses Lächeln nur mühsam hervor, und doch lächelte er und redete sich ein, es sei doch in der That komisch, sich so etwas einzubilden, und so lächelnd, aber dabei wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, faßte er nochmals die alte Fahne und dabei zitterte seine Hand so heftig, als er sie wieder vom Fenster wegzog, daß er an dem morschen Zeug einen starken Ruck that, wodurch derselbe von der Stange herabfiel und auf den Boden niederwallte.

Und abermals gab es denselben Ton wie vorhin. Und das Seufzen rings herum wurde immer stärker und lauter. Aber je länger es dauerte, je mehr verlor es den Charakter der Unheimlichkeit und verwandelte sich in ein vergnügliches Sumsen und Sausen. Dazwischen klirrten die Harnische leise und rauschten die Kirchenfahnen und krachten die Tische und Stühle und rasselten die Schwerter und Ketten, deren es auch hier gab, und aus jener Ecke hervor kicherte es und lachte aus diesem Schrank und lachte anhaltend und immer lauter, und schien eine tolle Fröhlichkeit rings herum zu herrschen, die nicht zu bändigen war.

Mitten in diesem Lärmen saß Dubelli auf dem alten Stuhle

und schaute zuerst entsetzt, dann verwundert um sich her, und als das Gekicher und Lachen nicht aufhören wollte, lächelte er selbst mit; aber es war ein verlegenes, unfreiwilliges Lächeln, wie man es in einer Gesellschaft zu thun pflegt, wo eine plötzliche Heiterkeit losbricht, von der wir nicht wissen, ob wir sie nicht selbst durch irgend etwas Unschickliches oder Sonderbares hervorgerufen. Und wie der Balletmeister lächelte, so lachten die Geister rings herum — es waren offenbar Geister, die hier ihr Wesen trieben — und als nun Dubelli, hievon angesteckt, ebenfalls, aber krampfhaft anfing zu lachen, so brach von allen Seiten ein solch' tolles Gelächter und Gewieher los, daß Dubelli plötzlich ernst wurde und entsetzt um sich her schaute. Da hörte das tolle Lachen mit einemmale auf und aus der Totenstille, die nun herrschte, vernahm er eine alte zitternde Stimme, die aber sehr heftig und gebieterisch sagte: „was soll das wahnsinnige Lärmen, ihr Lumpenpack? Was soll der tolle Jubel, ihr undankbares Gesindel?"

Diese Stimme tönte dem Balletmeister so entsetzlich nahe, daß er erschrocken in die Höhe fuhr. Doch fühlte er sich sanft wieder auf den Sitz des Stuhls zurückgezogen und die Stimme von vorhin sagte: „bleiben Sie ruhig sitzen, Verehrtester, haben Sie keine Furcht! Ich bin es, der mit Ihnen spricht, ich, der alte Lehnstuhl, auf dem Sie sitzen. Kehren Sie sich nicht an die schlechte Aufführung des Volkes da an den Wänden; sie freuen sich eigentlich nur über den kräftigen Mondschein, der durch das Fenster hereindringt, der ihre alten Leiber angenehm durchstrahlt."

Es war das erstemal in seinem Leben, daß unser Freund einen Stuhl sprechen hörte, weshalb wir es begreiflich finden, daß er vor Überraschung, ja Schreck keines Wortes mächtig war und regungslos sitzen blieb.

„Sie müssen wissen, mein Sohn," fuhr der alte Stuhl in sanftem Tone fort, „daß das Licht des vollen Mondes auf uns arme alte Wesen einen merkwürdig kräftigenden Einfluß ausübt. Durch dasselbe sind wir imstande, uns in einsamen Nächten Mitteilungen zu machen, wir können uns früherer, längst vergangener

Zeiten erinnern und es ist alsdann keine kleine Lust, uns gegenseitig aus diesen alten Zeiten etwas mitzuteilen. — Ihr aber, schlechtes, undankbares Gesindel, laßt euer unanständiges Lachen bleiben! Ihr solltet euch doch diesem Menschenkinde zu Dank verpflichtet fühlen, denn seine Hand war es, welche jene neidische, mißgünstige Fahne von dem Fenster entfernte."

„Ich bin gar nicht mißgünstig," klagte die Fahne, „man hat mich gewaltsam vor das Fenster geheftet."

„Es ist auch gar keine Fahne," brummte eine alte zerfetzte Standarte aus der Ecke; „dieses Geschöpf war ehedem ein schlechtes Bettuch, auf welches man ein unbekanntes Wappen gemalt und so diesen Fahnenbastard hergestellt."

Das tiefgekränkte Tuch am Boden wollte etwas erwidern, doch sagte der alte Lehnstuhl ernst und bestimmt: „laßt mir das Gezänk sein. In einer kleinen Stunde verschwindet der Mond für uns und dann ist auch alles wieder aus. Aber wie gesagt, seid freundlich und höflich gegen dies Menschenkind, man könnte doch wahrhaftig bei einigen von euch einen gewissen Grad von Bildung erwarten. Und wenn auch gemeine Landsknechtharnische und geringe Reitersporen in ein so pöbelhaftes Lachen ausbrechen, so solltet doch ihr aus der guten Gesellschaft, ihr aus Grafen-, Herzogs-, ja Königsgeschlechtern, nicht mit einstimmen!"

„Das Schwert Karl Moors hat angefangen," klirrte ein goldener Harnisch, „freilich ein Graf, aber was für einer!"

„Von einem Räuberschwert kann man nichts anderes erwarten," sagte ernst der Lehnstuhl; „aber jetzt ruhig! — Junger Mensch," fuhr er fort, „wir danken dir für den Dienst, den du uns erzeigt, und zur Belohnung hiefür wollen wir dir gerne gestatten, zu deiner Belehrung noch einige Zeit hier zu verweilen, wofern es dir nämlich Freude macht. Doch wenn du dich entfernen willst, nimm nochmals unsern besten Dank; die Thüre steht dir offen."

Dubelli hätte nun gern das letztere gethan, doch war er so erschreckt und bestürzt von dem, was er gehört, daß er nicht imstande war, aufzustehen und zu entfliehen. Ja, die Kehle war

ihm wie zugeschnürt, er konnte nicht einmal ein Wort der Erwiderung, wie er als höflicher Mensch gerne gethan, hervorbringen.

„Du willst also da bleiben?“ fuhr die zitternde Stimme nach einer längeren Pause fort; „wohlan, du sollst eine jener Geschichten hören, wie sie sich die Geister zu erzählen pflegen. Erwarte aber gar keine jener erbärmlichen Gespenstergeschichten, womit ihr Menschen einander zu erschrecken pflegt und woran kein wahres Wort ist, wir teilen uns der Reihe nach aus unsern Erlebnissen mit, und was du von uns hören wirst, hat sich einstens begeben und du kannst es uns getrost nacherzählen.“

Statt aller Antwort nickte Dubelli mit dem Kopfe, schielte aber dabei nach der Thüre und überlegte, daß dieselbe mit einem guten Sprunge zu erreichen wäre.

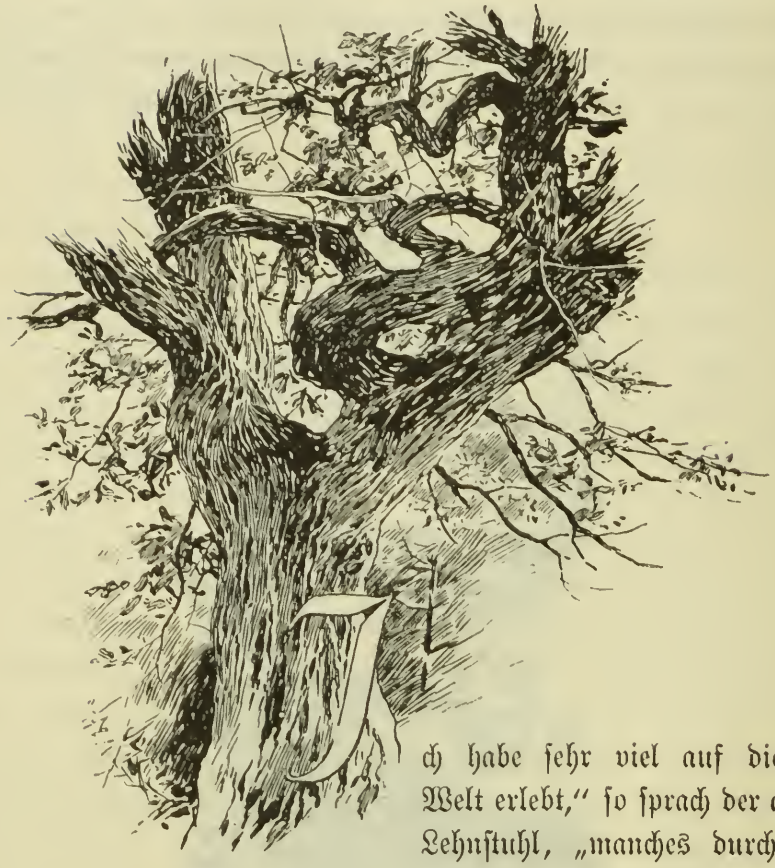
„An wem ist denn eigentlich die Reihe heute Abend?“ sagte der alte Lehnstuhl mit etwas lauterer Stimme und auf diese Frage hin brach fast ein ebenso großer Lärm los, wie vorhin. Alles klang und klirrte, krachte und stöhnte durcheinander und jeder wollte das Recht haben, eine Geschichte zu erzählen. Vor allem krachte ein Tisch auf's allerlauteste und versicherte, etwas nie erhörtes auf dem Herzen zu haben. Dazwischen klapperte ein Dolch vor allen andern hervor und versprach eine Schauergeschichte, wie sie noch nie da gewesen. Es gelang dem alten Stuhl nicht, diesen Sturm zu beschwichtigen, und wer weiß, wenn endlich Ruhe eingetreten wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke der kurze Rock einer Tänzerin, der sich, Gott weiß wie, hieher verirrt, mit einer feinen, aber durchdringenden Stimme ebenfalls um das Wort gebeten hätte. Dies aber rief eine solche Indignation bei den altadeligen Geschlechtern hervor, daß sie starr vor Erstaunen sämtlich still schwiegen und es hiedurch dem alten Stuhle möglich ward, sich verständlich zu machen.

Mit einigen wenigen, aber passenden Worten hielt er dem Kleide der Tänzerin das höchst Unziemliche seines Begehrens vor und sagte dann zur Versammlung: „leider ist unsere Zeit für heute Nacht so knapp zugemessen, daß wir uns der möglichsten Kürze

befleißigen müssen. Ich habe selbst eine Kleinigkeit auf dem Herzen, die ich euch nicht vorenthalten möchte, soferne ihr mir hiezu eure Zustimmung gebt. Ihr wißt alle, wie ungerne ich erzähle. Doch wenn ich über das Recht des Erzählens eine Debatte eröffne, so kommen wir heute zu nicht mehr, als zu Zänkereien und ich möchte doch unsern Gast hier nicht mit einem so schlechten Begriff über unsere Zusammenkünfte entlassen. Erlaubt mir deshalb, daß ich euch berichte, auf welche Art ein Künstler, dem ich angehörte, bevor ich zum Theater kam, wahnsinnig wurde. Es ist dies eine wahre Geschichte, eigentlich nur eine kleine Episode, aber ganz nach eurem Geschmack."

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Aus der Requisitenkammer.



„Ich habe sehr viel auf dieser Welt erlebt," so sprach der alte Lehnstuhl, „manches durchgemacht, gutes und schlimmes, viel gesehen, viel mit angehört seit jener Zeit, wo mein Urstoff, kräftiges Eichenholz, in frischer Jugendkraft lustig im dichten Walde wuchs, die Wurzel war ausgebreitet, die Zweige hoch gegen den Himmel gestreckt. Ach! wir dachten, das würde ewig so fortgehen, und wir nach einigen hundert Jahren, alt und mürbe geworden, endlich zusammenfallen und müde und schwach auf dem weichen

Waldboden ausruhen können, den wir so lange beschattet. Wenn ich von wir spreche, so meine ich damit den Baum als Familie, dessen Glieder seltsam in der Welt herum verstreut wurden, wie ihr gleich hören werdet.

Eines Tages kamen die eigennützigen, habgierigen Menschen und maßen uns in die Breite und in die Höhe. Dann hieben sie mit scharfer Axt ein Stück von unserem Kleide hinweg, und wir glaubten schon, das sei alles, was uns geschehe. Wir lachten darüber; was that uns am Ende diese kleine Wunde? die verharschte und wuchs in ein paar Sommern wieder zu! Aber wir hatten uns verrechnet. Eines Morgens kamen jene Menschen wieder und hatten noch andere bei sich, welche große Äxte und Sägen trugen, und diese Mordinstrumente legten sie lachend vor uns hin. Da wußten wir schon, was die Stunde geschlagen hatte. Bald begannen sie denn auch ihren Angriff auf unser Familienglück, und während von einer Seite die scharfe Säge seufzend ob der harten Arbeit in unsere Grundvesten einbiß, wüteten auf der andern Seite die schneidigen Äxte und bald fühlten wir ein leises Beben und Zittern durch den Stamm bis hinauf in die letzten Zweige. Nun legten sie Seile an und zogen uns nieder. Es war ein gewaltiger Fall, als wir dahin stürzten, und rechts und links rissen wir in unserem Schmerze große und kleine Äste von den benachbarten Bäumen und unten knickten wir Gesträuch in großer Menge zusammen. Sogar von unserer eigenen Nachkommenschaft, die lustig um uns emporgewachsen war, wurden einige zerschmettert und vernichtet, aber wir trösteten uns damit, indem wir dachten: es ist besser, in erster unbewußter Kindheit zu sterben, als ein Schicksal zu erfahren, wie das unsrige.

Nun ging es, wie es mit uns armen Bäumen gewöhnlich geht: unsere Familie wurde gewaltsam getrennt und wir erlebten an den verschiedenen Gliedern derselben viel Unglück. Wären wir noch beisammen geblieben zum Bau eines großen Hauses, in Gemeinschaft mit ehrenfesten Steinen, geschwätzigem Kalk, blinkendem Glas und vornehmen Tapeten, oder wären wir mit andern Hölzern

unserer Gattung zum Bau eines prächtigen Schiffs benützt worden, das stolz auf allen Meeren schwimmt, so was hätte ich mir schon gefallen lassen. Aber wir wurden jämmerlich zerteilt und manche verfielen einem entsetzlich harten Schicksal. Viele von uns wurden zu gemeinen Kisten und Kasten verarbeitet, andere zu Mühlenrädern verschnitten, doch der Schandfleck unserer Familie war ein Galgengerüst, zu welchem viele meiner Brüder verwendet wurden. O das war ein niederdrückendes Gefühl! — Mir allein wurde ein besseres Los zu teil: ich erhielt in der Werkstätte eines Kunstschreiners eine aristokratische Erziehung, wurde sorgfältig vor Nässe und Kälte bewahrt und vor den garstigen Würmern, und als ich endlich das gehörige Alter erreicht, um in das Leben einzutreten, kam ich in die Hand eines geschickten Gesellen und wurde zu dem herangebildet, was ihr hier vor euch sehet.

Unsere Zeit ist zu kurz, um euch auch nur einen Überblick zu geben von den Schicksalen, die ich seit jener Zeit durchgemacht. Meine Laufbahn begann ich bei einer reichen vornehmen Familie, doch ging ich mit dieser ebenfalls zu Grunde. Zugleich mit dem Haupte derselben nahmen mich finstere Kerkermauern auf, und einmal auf diese Art abwärts gestiegen, dauerte es lange Zeit, bis ich wieder zu einer ehrenvollen Existenz kam. Und auch da ging es mir abwechselnd bald gut, bald schlecht. Doch genug davon. Meinen letzten Sprung abwärts that ich aus einem reichen prächtigen Schlosse in die Kammer des Auktioneurs und wurde da als alt und gebrechlich um billigen Preis einem jungen Künstler zugeschlagen, dem es Freude machte, sein Zimmer mit meinesgleichen zu möblieren.

Dieser junge Künstler war ein Maler, doch bemerkte ich, der in seinem Leben so viel schönes und erhabenes gesehen, daß es mit seiner Kunst nicht weit her war. Der Maler hatte einige Bilder auf dem Protektionswege vorteilhaft verkauft, und was seine Freunde ihm zulieb thaten und sagten, das betrachtete er als seinem Verdienste gebührend und bildete sich ein, er sei was rechtes. Auch hatte er geheiratet, ein junges, schönes Weib, und sie schenkte

ihm ein kleines, ebenso schönes Kind, das er außerordentlich liebte. In dem Punkt war er sehr glücklich, aber die Bestellungen blieben aus, die Bilder, die er malte, konnte er nicht verkaufen, und Not und Kummer drangen zu den Thüren und Fenstern herein. Anfänglich behalf sich das brave Weib mit dem wenigen, was noch übrig geblieben war, und wußte dies wenige so anzuwenden, daß es wie viel aussah. Aber dies wenige ging auch zu Ende und da hatten sie gar nichts mehr. Ach! das Glück ist ein entsetzliches Ding: es flieht die Zimmer der Armut und nistet sich nur bei den Reichen und Vornehmen ein! — Der Maler hatte am Ende gar nichts mehr, und wenn er und sein Weib und das kleine Kind essen wollten, so mußten sie ein Stück um das andere aus ihren Zimmern verkaufen. Die alten Waffen, die er besaß, die schweren geschnitzten Tische und Stühle, die farbigen Damastvorhänge, meine guten alten Kameraden, mit welchen ich manche Stunde vergnügt zugebracht, nahmen nach einander von mir wehmütigen Abschied, und endlich blieb er allein. Auch ich hätte schon längst fort gemußt, doch war der alte Lehnstuhl dem unglücklichen Maler wie das tägliche Brot. Er saß darin den ganzen Tag und brütete vor sich hin, niedergebeugt von Kummer und Unglück, unfähig zu jeder Arbeit. Dafür aber arbeitete die unglückliche Frau desto mehr, und daß sie arbeitete und so viel arbeitete und Nächte durch arbeitete, sich und das Kind zu erhalten, daß mußte sie ihm verheimlichen, denn er liebte sie so unaussprechlich.

Auf seine Kraft vertrauend, hatte er sie nur in der guten Absicht zum Weibe genommen, ihr, der Angebeteten, eine glänzende, sorgenlose Existenz zu bereiten. — — Und nun? — Ich wußte wohl, wie es in seinem Kopfe tobte und arbeitete, und warum er die Nägel krampfhaft in meine Arme vergrub und vor sich hinstarrte stundenlang, tagelang. Aus diesen tiefen finsteren Träumereien konnte ihn nur das kleine unschuldige Kind aufwecken, wenn es sich so zwischen seine Knice drängte und ihm so lieb, so ruhig, so lächelnd in die Augen blickte.

Zuerst saß er so in dem alten Lehnstuhle und dachte nach,

wie seine Lage zu ändern sei. Dann aber fing er an sich zu überzeugen, daß er doch ein großer Künstler sei und daß nächstens ein Prinz, ein König bei ihm vorfahren müsse und an seine Thüre klopfen und große Bestellungen machen. — —

Und auf dies Klopfen wartete er nun lange Tage und schaute unverwandt nach der Thüre hin. Ja, wenn in dem Zeitpunkt das kleine Kind zu ihm hinlief und ihn freundlich anlächelte, so schob er es auf die Seite: bst! bst! sei ruhig, es wird gleich klopfen! Und wenn das arme Weib ihm die feuchten Haare aus der bleichen Stirne strich, so entfernte er langsam ihre Hand von seinem Kopfe und sagte: „sei ruhig, meine Liebe, ich kann ja nicht hören, wenn es klopft.“ Und wenn man ihm sein ärmliches Mahl brachte, so legte er plötzlich Messer und Gabel nieder und neigte das Ohr gegen die Thüre des Zimmers und wartete auf das Klopfen. — —

So ging das eine Zeit lang fort, und der Arzt, den man rief, schüttelte den Kopf und riet eine Luftveränderung, und die Freunde von ehemals traten zusammen, als sie von dem trostlosen Zustande des armen Künstlers hörten und gaben die Mittel zu dieser Reise und Luftveränderung. — Aber da war es zu spät und er wollte um alles in der Welt nicht aus seinem Zimmer. Er sagte, er müsse da bleiben, um zu hören, wenn es endlich einmal anklopfe, und es müsse bald anklopfen und es könne gar nicht mehr lange dauern. — Horch! —

Da war nun nichts mehr zu machen, und die arme junge Frau zehrte sichtlich ab, und das kleine Kind floh entsetzt den Vater.

Der hatte nun auch bald des Nachts keine Ruhe mehr; ihn floh der Schlaf und er fuhr Stunde um Stunde in die Höhe und horchte, ob es nicht endlich klopfen würde. Da eines Nachts, wo alles draußen so ruhig und still war, wo man nichts hörte als das leise Rauschen und Flüstern des Nachtwindes in den Bäumen vor dem Fenster, da richtete er sich plötzlich in seinem Bette empor, abgezehrt und hager, und schaute mit den erhitzten Augen um sich herum und sagte: „horch, es hat geklopft!“ Entsetzt fuhr die Frau in die Höhe; sie saß auf dem alten Lehnstuhle neben dem Bette

und versetzte: „du irrst, mein Lieber, ich habe nichts gehört, es hat gewiß nicht geklopft.“

„Du hast recht!“ sprach er darauf lächelnd, „es pressiert gar nicht, es hat sehr entfernt geklopft, draußen auf dem Felde.“

Die Frau legte ihr Gesicht auf seine weiße Hand und weinte lange und viel, bis der Morgen kam.

In der nächsten Nacht richtete er sich wieder auf und sagte abermals: „horch, es klopft schon wieder, und schon viel näher und deutlicher. Ich glaube, es war unten an der Hausthüre.“ Obgleich nun die Frau wieder versicherte, es habe in der That nicht geklopft, so lächelte er ungläubig und sagte: „es thut nichts, es wird schon noch deutlicher klopfen.“

In der darauf folgenden Nacht sprach er mit einem seltsamen Lächeln: „jetzt wirst du doch endlich das Klopfen auch hören, es

ist schon ganz nah', es klopft schon ganz deutlich. Jetzt an der Stubenthüre, jetzt hier, sehr stark, sehr stark!" Darauf führte er ihre Hand an sein Herz, und das schlug gewaltsam, als wollte es die Seiten aus einander sprengen. „Weißt du was," fuhr er fort, „laß' einen Augenblick das Kind zu mir kommen; wenn es morgen Nacht wieder klopft und noch näher, o viel näher, da werde ich rufen: herein! und es kommen die ungeheuren Aufträge von Königen und Kaisern, und ich werde dann so mit Arbeit überladen sein, weißt du, daß ich mich eine Zeit lang hindurch gar nicht mehr um euch bekümmern kann, ja, euch vielleicht gar nicht mehr kenne, wenn ihr bei mir steht. — O das ist freilich sehr traurig, entsetzlich traurig!" Und wie er das sagte und sie ihm das kleine Kind brachte, da drückte er es fest in seine Arme, und seine Thränen träufelten herab über sein eingefallenes Gesicht auf den Kopf des Kindes. „Ich habe euch lange nicht so lieb gehabt, wie in diesem Augenblicke," fuhr er mit leiser, schwankender Stimme fort: „o, ich habe euch unendlich lieb, und alles, alles wird jetzt besser werden. Du, süßes Weib, lebe wohl, und auch du, armes, armes Kind, morgen hat aller Kummer ein Ende. — O Gott!" —

Und wieder kam eine Nacht und wieder richtete er sich im Bette auf, aber sein Auge glänzte unheimlich, seine Lippen zitterten fieberhaft. Und endlich sagte er wieder: „horch, es klopft!" und dann hielt er seinen Kopf mit beiden Händen und rief laut hinaus: „O hier klopft es; — — wie es hier so entsetzlich klopft! Und überall, überall, draußen auf dem Felde, auf der Straße, an der Hausthüre, überall, überall! an der Stubenthüre, an den Wänden, an der Decke; überall, überall sind Herren und Grafen, Könige und Kaiser, und sie wollen herein, um mir große Aufträge zu geben!" — Bei diesen Worten sprang er von seinem Lager auf und war nicht mehr zu halten. Er riß die Thüre und Fenster auf, damit die Besteller bequemer hereinkommen könnten; und alsdann machte er tiefe Bücklinge, nahm die Aufträge freundlich in Empfang und ging eifrigst an die Arbeit. — Sein Atelier aber war fortan das Irrenhaus; dort stand er vor einer großen Wand mit einem

Stück schwarzer Kohle und zeichnete die entsetzlichsten, fratzenhaftesten Gestalten." —

Dubelli hatte dieser unheimlichen Erzählung des alten Lehnstuhls mit wahrem Entsetzen zugelauscht, und wie er sagte: der Künstler habe zuerst lange auf das Klopfen gewartet, so horchte auch er ängstlich um sich herum, ob er nicht irgend etwas Ähnliches vernähme; wie jener alsdann das Klopfen auf weitem Felde vernommen, so glaubte auch er, er höre die dumpfen Schläge, und immer näher und näher. Und dann schien es unter dem Boden zu klopfen, und dann in dem alten Stuhle; jetzt fühlte er sein Herz gewaltsam schlagen, dann seine Pulse fieberhaft pochen. Sein Haar klebte ihm auf dem Kopfe fest, er erhob sich langsam vom Sessel, um zu entfliehen, doch fürchtete er sich, einen Schritt zu thun, denn er war überzeugt, sowie er sich zur Flucht wende, so jage all' das tolle Gesindel hinter ihm drein, mit Hallo, mit Geklirr und Gekrache.

„Ja, ja," fuhr der alte Lehnstuhl mit leiser Stimme fort, „so ging es dem armen Künstler, dem ich dazumal angehörte, und ich mußte ihn in das Irrenhaus begleiten. Er war einer von den gutmütigen Wahnsinnigen, und wenn er je zuweilen etwas heftig wurde, so brauchten die Wächter, um ihn zur Ruhe zu bringen, nur ganz leise an die Thüre zu klopfen, dann war es sogleich totenstill in seinem Zimmer." —

In diesem Augenblick klopfte es wirklich ganz leise an die Thüre der Requisitenkammer; Dubelli fuhr in die Höhe, und rings um ihn her war es totenstill. Er fürchtete etwas neues, noch weit entsetzlicheres, das zu ihm hereintreten würde, und wandte scheu seinen Kopf nach dem Eingang. Dieser öffnete sich langsam, und dem Balletmeister wurde es außerordentlich wohl zu Mut, als er bemerkte, wie ein Lichtstrahl durch den offenen Spalt hereindrang, und wie darauf die Leuchte des alten Wächters sichtbar wurde, und dann sein Arm, sein Kopf und die ganze Gestalt.

„Sind Sie wirklich noch da, Herr Balletmeister?“ fragte der alte Mann, „es war mir, als habe ich Sie vorhin hier hereingehen sehen, und da Sie so lange in dem finsteren Gemach blieben, so dachte ich, du mußt doch sehen, es ist Ihnen am Ende was zugestoßen.“

Dubelli erhob sich von dem alten Lehnstuhle, strich sich das Haar aus der Stirne und nahm seinen Hut wieder auf, der neben ihm herabgefallen war. Er sah so verwirrt und aufgeschreckt aus, daß man vollkommen die Ansicht des Wachhabenden teilen konnte, der lachend sagte: „Ei, ei, Herr Balletmeister, Sie haben heute viel geschafft und sind, ermüdet, wie Sie waren, auf dem alten Stuhle eingeschlafen.“

„Ganz recht,“ erwiderte Dubelli mühsam lachend, „ganz recht, mein Freund, es muß wahrhaftig so sein. Ich weiß nicht, wie es kam; ich fand die Thüre nur angelehnt, ging in das Zimmer, setzte mich auf den alten Stuhl und muß eingeschlafen sein.“

„Fest eingeschlafen?“ fragte der alte Wächter und hob seine Laterne in die Höhe, um dem Balletmeister ins Gesicht zu leuchten.

„Fest eingeschlafen!“ entgegnete Dubelli, „und ich habe obendrein noch ganz merkwürdiges Zeug geträumt.“

„Und ich bin nur froh,“ sagte der Wächter ernst, „daß Sie hier geschlafen haben; ich habe schon gefürchtet, Sie hätten hier wachend allerlei gesehen und gehört.“

„So? So? — Also man sieht hier zuweilen etwas?“

„Still, still! Man spricht nicht gern davon. Ich habe es von dem alten Requisitenverwalter. Ihm machte es Spaß, oft in der Nacht, wenn der Vollmond recht klar herein schien, auf dem alten Stuhle zu sitzen, aber er sagte immer, man müsse Nerven wie Stricke haben.“

— „So, so! — In der That!“

„Ganz gewiß!“

Bei diesen letzten Worten nahm der Wachhabende seine Laterne unter den Arm, zog seine Dose abermals hervor und offerierte dem Balletmeister eine Prise, die dieser auch annahm. Dann

verließen beide die Requisitenkammer, zogen die Thüre hinter sich zu, und Dubelli ließ sich die langen Gänge und Treppen hinableuchten, und verließ auf der andern Seite eiligen Laufes das Theatergebäude.

Er war außerordentlich ergriffen von dem, was er gehört, erfahren, vielleicht geträumt, wie er sich selbst einreden wollte. Doch war kein Schlaf in seine Augen gekommen, und er mußte sich gestehen, daß es schon was ganz außerordentliches sei, was ihm widerfahren.

Der Mond war ruhig seines Weges fortgewandelt und war eben im Begriff, hinter dem Dache des Schlosses niederzutauchen.

Die eine Seite des Theaters, wo Dubelli dasselbe verlassen, lag in tiefem Schatten, und man konnte hier die Gegenstände auf der Straße schwer unterscheiden. Mochte es nun von dieser Dunkelheit kommen, oder war es vielleicht der Umstand, daß Dubelli, als er vorwärts auf die Straße eilte, sich rückwärts scheu nach dem Theatergebäude umsah, und deshalb nicht bemerkte, wer ihm in den Weg lief, genug, er hörte auf einmal dicht vor seinen Ohren das Rasseln eines schweren Wagens, und bemerkte jetzt, plötzlich zurückspringend, daß ein allerhöchster Hofwagen erster Klasse mit vier Laternen, zwei vorn und zwei hinten, gerade im Begriff gewesen war, mit ihm zu karambolieren, wobei er, als der Schwächere, jedenfalls unterlegen wäre. „Hoi ho!" rief eine kräftige Stimme vom Bock herunter, „muß das alte Mistzeug einem gerade zwischen die Räder rennen, kann Er seine besoffenen Augen nicht aufthun, oder meint Er vielleicht, ein alter Hofwagen mit vier Laternen werde Ihm aus dem Wege fahren? — He, alter Schlingel!" —

Der Kutscher auf dem Bock, der diese Kraftworte von sich gab, hatte im gleichen Augenblick seine Pferde angehalten, einesteils um den Anprallenden nicht zu überfahren, andernteils aber auch, um die eben erwähnten Worte mit mehr Nachdruck von sich geben zu können. Dabei beugte er den Kopf auf die rechte Seite, und als nun das volle Licht der einen Wagenlaterne auf sein Gesicht

fiel, konnte Dubelli einen Ausruf der Freude, ja des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Mögt Ihr nun wettern, wie Ihr wollt," antwortete er dem Kutscher, „so war es doch in der That nicht schön von Euch, Meister Winkler, einen alten Bekannten in halbe Lebensgefahr zu bringen. Ich hab' doch oftmals von Euch selbst gehört, daß so ein alter solider Hofwagen, wenn er leer nach Hause gehe, sich im Schritt zu bewegen habe."

„Ei, wie ist mir denn?" antwortete der Kutscher von oben, „die alte Stimme sollte ich doch wahrhaftig kennen. Gebt Euren Namen an, da unten! Mich blenden die alten Laternen teufelmäßig. Man kann vor ihnen gar nicht auf die Seite sehen, und mich soll der Teufel holen, wenn ich imstande bin, zu unterscheiden, ob Ihr ein Mensch, ein Vogel oder sonst ein Ding seid."

„Diesmal bin ich nur ein Mensch!" antwortete lachend der Balletmeister, „und noch dazu ein Mensch, der sich Dubelli nennt."

„Dubelli! — alter Dubel!" lachte nun der Herr Winkler von seinem Bock herunter, „na, da soll ja ein — Freu' mich ungeheuer, Sie wieder zu sehen. — Alter Balletmeister geworden — hätten mich eigentlich auch besuchen können; aber natürlich ein Künstler und ein alter Hofkutscher! Nun, wartet einen Augenblick. Jetzt will ich in der Geschwindigkeit den Wagen an die alte Remise fahren, und komme gleich wieder zurück; so schnell laß' ich Euch nicht wieder los. Soll doch ein altes Donnerwetter dreinschlagen! Nur einen Augenblick, guter Dubel, bin gleich wieder da. — Brr!"

Und dahin flogen die Pferde mit dem schweren Wagen bis vor die Thüre der Remise. Dort stand schon die Stallwache, den Oberkutscher erwartend; dieser warf die Zügel herab, übergab feierlich die Peitsche mit dem Elfenbeingriff, und stieg nun eilends von dem Bock herunter, um seinen alten Freund sogleich aufzusuchen.

Der Oberkutscher, Herr Winkler, war etwas dicker und stattlicher geworden, und die reiche, goldbesetzte Livree stand ihm recht

gut. Er vertauschte den schweren Hut mit einer leichten Mütze, die er im Andenken an frühere Zeiten etwas verwegen aufs Ohr setzte. Auch steckte er im gehen seine Hände in die Hosentaschen, was sonst bei einem Oberkutscher nicht leicht vorkommt, und dann suchte er den alten Dubel auf.

„Aber jetzt sagt mir vor allen Dingen," redete er den Balletmeister an, „seid Ihr vornehm geworden, Herr Dubel, kennt Ihr einen alten Bekannten nicht mehr, oder darf man sich mit Euch ungeniert unterhalten, wie zu jener vortrefflichen Zeit, als wir im Kutscherzimmer jenen famosen Punsch tranken?"

„Das sollt ich Euch fragen!" sagte lachend der Balletmeister und schob seinen Arm unter den des Herrn Winkler. „Ihr seid eine wichtige Person im Staate, führt die allerhöchste Person und leitet auf diese Art gewissermaßen das ganze Reich. — Aber wohin gehen wir?"

„Wenn Ihr mir die Freude machen wolltet," antwortete der Oberkutscher, so laßt uns einen Augenblick nach meinem Hause gehen, zu meinem alten Weib."

„Aber es ist ja schon sehr spät."

„Thut gar nichts," antwortete lachend der Oberkutscher, „wenn ich Dienst habe und darauf nach Haus komme, fängt das rechte Leben immer erst an. Marie soll Euch einen guten alten Punsch machen, und meine Nachkommenschaft, es sind deren bereits sechs, könnt Ihr in ihren alten Nestern bewundern. Am Tage habt Ihr doch keine Zeit, mich zu besuchen."

Bald hatten sie die Wohnung des Herrn Winkler erreicht, und dieser in der Freude seines Herzens, den alten Dubel wieder gefunden zu haben, machte schon auf der Treppe einen solchen Heidenlärm, daß der Balletmeister ihn dringend bat, doch ruhig zu sein und die späte Nachtstunde zu bedenken.

Wirklich öffnete auch die Frau Oberkutscher ganz erschreckt ihre Stubenthüre, und entsetzte sich noch viel mehr, als sie am Arm ihres Gemahls einen fremden Mann erblickte, der sie in ihrem etwas tiefen Negligé überraschte. Dazu bellten ein paar

Hunde, und aus dem Nebenzimmer ließen sich einige schreiende Kinderstimmen vernehmen, die es sehr übel aufzunehmen schienen, daß man sie so unsanft aus dem Schlafe geweckt.

„Da bring' ich den alten Dubel!" rief der Oberkutscher äußerst lustig, als er in sein Zimmer trat, „du wirst dich doch noch erinnern, Marie! Einer meiner besten Bekannten, und wenn ich nicht irre, dein Brautführer bei der Hochzeit."

Madame Winkler, immer noch eine sehr hübsche, runde, kleine Frau, hatte in der Eile ein Tuch umgeworfen und begrüßte ihren späten Gast aufs beste.

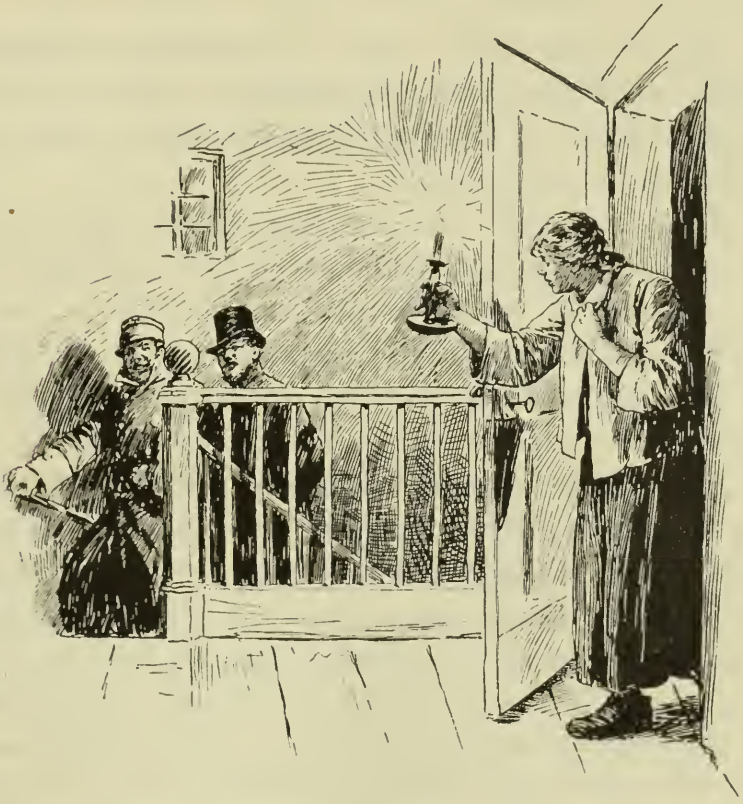
„Das war eine Hochzeit!" fuhr der Herr Winkler lachend fort, „wie habe ich mich damals alteriert, als die alten Glocken nicht anfangen wollten zu läuten — weißt du noch, Marie — und es endlich einen einzigen Schlag that, als sich der alte Steinmann selbst an die Glocke gehängt."

„Schweig' doch davon still," bat die Frau, „wer wird noch an so schauerliche Geschichten denken? Nehmen Sie Platz, Herr Dubelli."

„Du hast recht," entgegnete Herr Winkler, „aber jetzt mach' nur einen kleinen Punsch; wir müssen noch eine Stunde zusammen verplaudern."

Eilfertig räumte hierauf der Oberkutscher in eigener Person alles vom Tische, was sich darauf befand und womit die Kinder am abend gespielt; Bilderbücher, zerbrochene hölzerne Pferde, Peitschen und dergleichen mehr. Dann sollte Dubel ruhig sitzen bleiben, gleich darauf bat er ihn, einen Augenblick ins Nebenzimmer zu kommen und die Winklersche Familie anzuschauen, und als die Frau dagegen protestierte, gab er eine Sekunde lang nach, um seinen Gast im nächsten Augenblick doch in das Schlafzimmer zu führen, wo die sechs Stücke Nachkommenschaft teils schliefen, teils erweckt sich in ihren Betten herumwälzten. Auch ruhte er nicht eher, bis er sie alle aus dem Schlafe aufgestört, und seinem Gaste bestens *vorgefahren*, wie er sich auszudrücken pflegte. „Das ist der künftige Oberkutscher," sagte er, „der da will leider

Gottes ein Tänzer werden, wie Ihr, alter Dubel, und dieser da hat Neigung zum Tambour, und was die drei Mädel anbelangt, so sind es halt drei Mädel, über die sich noch nichts sagen läßt. — Aber jetzt kommt zu unserem Punsch!"



Damit zerrte er den Balletmeister, der als ein höflicher Mann alles gelobt und bewundert hatte, in das Wohnzimmer zurück und drückte ihn auf einen Stuhl nieder.

Hier ging es nun an ein gegenseitiges Fragen und Erzählen. Zuerst mußte Dubelli mit der größten Umständlichkeit von sich geben, was er von den Schicksalen des Baron Karl, des Jägers Lukas und vor allen Dingen von dem der kleinen Marie wußte. Was die letztere anbelangte, so war schon davon, daß sie ihren Vater wieder gefunden, ein unbestimmtes Gerücht in die Residenz

gedrungen, und die Freude des Oberkutschers war unmäßig, als er erfuhr, daß das Kind der verstorbenen Marie, die seine Mutter gepflegt und erhalten, eine vornehme Dame geworden war.

Ja, seine Mutter, die alte Frau Winkler, danach erkundigte sich der Herr Dubel nun eifrigst und wunderte sich, daß sie nicht da sei.

„Ach, die gute Frau!" sagte der Oberkutscher, nachdem er wehmütig ein Glas Punsch ausgetrunken. „Sie hat noch ein paar Jahre heiter und vergnügt mit uns gelebt, und dann ist sie gestorben; Gott hab' sie selig!"

„Die Frau Welscher hab' ich gestern besucht," sagte Dubelli; „es war mir ein eigenes Gefühl, als ich so die Treppen wieder hinaufstieg, als ich oben die alten Zimmer wieder sah und den Tisch, auf welchem ich so oft mit Nadel und Schere gesessen. Die Frau selbst hat sich sehr gut erhalten; sie sieht gut und rüstig aus."

„Das will ich meinen!" sagte Herr Winkler, „sie kommt häufig zu uns, ihre Kinder sind nun herangewachsen, die beiden Mädchen führen das Geschäft fort, und der junge Herr Welscher ist ein geschickter Schreiner geworden. — Eine brave, brave Frau. Ich versichere Euch, wenn die Frau in dem Viertel nicht wohnen würde, so gäbe es dort allein mehr Prozesse, als im ganzen Land. Aber alles fragt sie um Rat, die Leute der halben Stadt kommen zu ihr, und wenn einer triumphierend kommt und sagt: die Frau Welscher hat mir recht gegeben! so läßt der andere die alten Flügel hängen und spricht kein Wort mehr. — — Wenn nun die kleine Marie," fuhr er nach einer Pause fort, „ich wollte sagen, die alte Gräfin oder vielmehr die junge Gräfin, einmal wieder hieher kommt, wird sie auch die alte Frau Welscher besuchen? — Ich hoffe so!"

„Davon bin ich überzeugt!" antwortete Dubelli, „das Mädchen hat ein Herz wie ein Edelstein, und was darin einmal eingegraben ist, das verwischt sich nicht."

„Ich versichere Euch, alter Dubel," lachte der Kutscher, nach-

dem er ein anderes Glas Punsch getrunken, es würde mir die unsinnigste Freude machen, wenn sie hieher käme. Als Gräfin würde sie zu Hof geladen, man schickt ihr eine Equipage, und mich soll der Teufel holen, wenn es mir nicht das größte alte Pläsir machen würde, sie selbst durch die Straßen zu kutschieren."

„Aber Winkler!" sagte die Frau Oberkutscher mit einem Ton des Vorwurfs.

„Nun ja, ich weiß schon, was du sagen willst," entgegnete begütigend der Herr Winkler, „freilich, ich meine nur so. Natürlich als Oberkutscher; ich sagte ja nur, es würde mir außerordentlich gefallen, wenn es anginge."

„Von dem Gevatter schrieb mir Lukas auch," erzählte Dubelli weiter, „der Kerl hat in Italien entsetzliche Streiche gemacht, und der Jäger wird Euch das selbst einmal erzählen; — endlich haben sie ihn aber erwischt und in Neapel zu den Galeerensklaven gesetzt, wo er das Tageslicht nimmer sieht, und wo ist Heulen und Zähneklappern."

„Amen!" sagte die junge Frau.

„Habt Ihr denn nichts weiter gehört," fuhr Dubelli fort, „was aus jener Frau Müller geworden ist? — Ihr erinnert Euch doch noch ganz genau: im Hinterhaus der Kiliane, wo jenes Lumpengesindel seine Auflage hatte."

„Die ist verschollen, wahrscheinlich gestorben und verdorben," antwortete der Oberkutscher. „Damals vor zehn Jahren, das werdet Ihr Euch noch erinnern, machte der Gevatter einen Versuch, sie ums Leben zu bringen, indem er glaubte, die Alte habe sehr viel Geld bei sich versteckt. Hiedurch wurde die Polizei aufmerksam gemacht und bekümmerte sich ein bißchen angelegentlich um die alte Müller, und da fand es sich denn, daß sie gar kein Recht habe, hier in der alten Stadt zu wohnen. Sie war aus einem kleinen Dorfe an der Donau, und dahin hat man sie auf dem alten Schub gebracht. — Sieh, da fällt mir eben ein," fuhr der Oberkutscher, gegen seine Frau gewendet, fort, „Marie, du mußt dich doch der Tochter dieser Müller erinnern, der Anna. — Nicht?"

„Ich hab' sie nur ein paarmal flüchtig gesehen," antwortete die Frau Winkler; „sie soll sich aber an dem Treiben ihrer Mutter geschämt haben, überhaupt ein braves Mädchen gewesen sein."

„Und schön," sagte Herr Dubelli, indem er sein Glas zum Munde führte.

„Das muß wahr sein!" rief der Oberkutscher. „Schön war die Anna, ein prächtiges Mädchen! Wahrhaftig schön, sehr schön! — Und da wollte ich also sagen — du weißt, daß man seit langen Jahren nichts von ihr gehört hat — neulich fuhr ich also nach dem Jagdschloß, und wie ich so mit leerem Wagen zurückkomme — ich ließ die Pferde langsam gehen, es war da draußen vor dem Thor, du weißt, wo die vielen Gärtner wohnen — da begegnete mir ein Frauenzimmer, die ich mir so ganz zufällig anschaue."

— „Winkler! — Winkler! —"

„Auf Ehre, Marie, ganz zufällig!" lachte der Oberkutscher, „das Frauenzimmer sieht auch in die Höhe und ich erkenne — wen glaubt Ihr wohl? — Nun, mich soll der Teufel holen, es war die Anna."

„Ah, du hast dich geirrt!" sagte die Frau.

„Nein, ich hab mich nicht geirrt," fuhr Herr Winkler ruhig fort, „es war die Anna, wie sie leibt und lebt, sehr einfach, ja ärmlich gekleidet. Sie war älter geworden, recht älter; aber immer noch schön, ich versichere Euch, alter Dubel, immer noch schön!"

„Ich kann das nicht gut glauben," sagte die Frau nachdenkend; „möglich wäre es freilich. Es war ein armes, unglückliches Mädchen."

„Recht arm!" sagte der Oberkutscher.

„Recht unglücklich!" setzte Dubelli hinzu.

Damit schlug die Uhr die Mitternachtsstunde und der Ballettmeister nahm seinen Hut und war nicht mehr zu halten. Er versprach, nächstens wieder zu kommen, wünschte der Frau gute Nacht, und der Oberkutscher begleitete ihn die Treppen hinab.

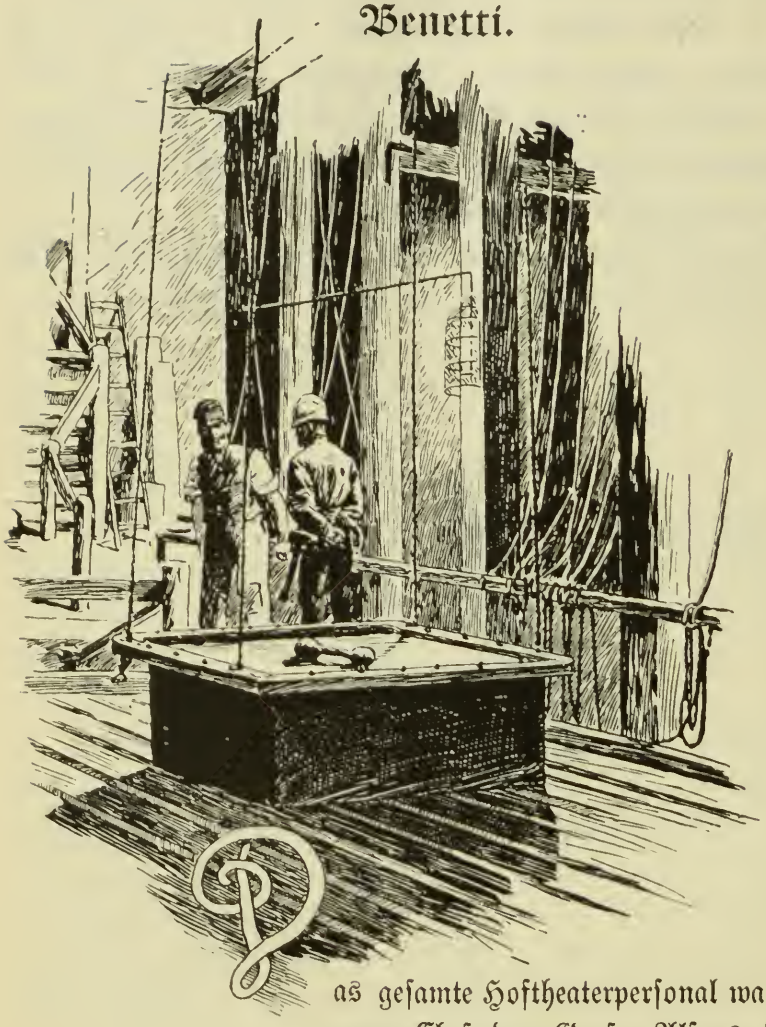
„Apropos," sagte der Balletmeister unten an der Treppe, „was ist denn aus Jean geworden, dem Hoflakaien? Ist er immer noch im Dienste?"

„Ei freilich!" lachte der Oberkutscher, „aber er ist nicht mehr hier beim alten Hof. Er war ihnen zu schlau und vorwitzig; es wollte ihn keine Hofdame mehr nehmen, und da haben sie ihn zum Portier gemacht auf dem Jagdschlosse, von dem ich vorhin sprach. Da zeigt der alte Kerl den Fremden die seltenen Waffen und Hirschgeweihe und schwätzt ihnen dabei die Ohren voll. Ihr müßt ihn wahrhaftig einmal besuchen."

„Das will ich auch gewiß thun," entgegnete Dubelli, reichte seinem Freunde die Hand und ging seiner Wohnung zu.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Venetti.



Das gesamte Hoftheaterpersonal war seinem neuen Chef, dem Grafen Alfons, feierlichst vorgestellt und übergeben worden. Der neue Generalintendant hatte keine Rede im allgemeinen gehalten, es dagegen vorgezogen, den verschiedenen Klassen seiner Untergebenen einige passende Worte zu sagen, und die meisten waren, zufrieden mit ihrem neuen Chef, wieder an ihre Beschäftigungen gegangen.

Der Graf hatte hiebei mit Erstaunen bemerkt, welche Menge Menschen er nun unter seinem Befehle hatte: ein Reich im kleinen, eine ganze Naturgeschichte; denn unter der Erde und auf der Erde gab es von seinen Angestellten, andere, die es mit dem Feuer zu thun hatten, wieder andere, deren Element das Wasser war, oder die sich in heiterer Luft, auf dem Schnürboden, umhertrieben. Dazu kamen die vielen Angehörigen großer Opern und des Ballets, ein Departement der Statisten, die Darsteller von Kameelen, Löwen und Affen, von Fröschen und Eidechsen, die Feuer- und Wassergeister, unterirdische Stimmen, Geheule und dergleichen mehr; unter den Zimmerleuten die Donnerer und Blitzer, die Regen- und Winderzeuger, unter den jüngeren Choristen die Volksstimmen, höhere Geistererscheinungen, alte Nobili, die im Hintergrunde der Bühne, kaum erkennbar, zum Schaffot geschleppt werden. Alles das hatte er gesehen und mit einem freundlichen Wort entlassen. Auch war er in die unterirdischen Räume hinabgestiegen, unter das Podium, und noch tiefer, wo sich große Coulissenmagazine befinden. Hier sah er aber mit einer wahren Wehmut so viele bekannte Gegenden, die er während einer Reihe von Jahren von seiner Loge aus betrachtet, und woran sich für ihn heitere, sowie traurige Erinnerungen knüpften.

Oben auf der Bühne begann jetzt die Generalprobe einer großen Oper mit Ballet, und die hiebei zu thun hatten, waren in den halbdunklen Räumen zurückgeblieben. Die Musiker saßen vor ihren Pulten, auf denen schwache Lichter bei der ungeheuren Finsternis des ganzen Hauses kaum imstande waren, die jedesmalige Seite des Notenblattes zu erhellen. Der Kapellmeister schob seine Brille etwas in die Höhe und bot dem Opernregisseur über den Soufleurkasten hinüber eine Prise.

„Was halten Sie nun eigentlich von der Musik der neuen Oper? Viel Spektakel, wenig Melodieen. Vor allen Dingen ein schlechtes Buch."

Der Kapellmeister, der selbst Komponist war, zuckte mit den Achseln, wollte aber doch das harte Urteil des Kollegen nicht unbedingt zugeben.

Die Oper war von dem neuen Chef dringend empfohlen, man interessierte sich höchsten Orts für den jungen Komponisten derselben, und dieser hatte den Kapellmeister durch freundliches, ehrerbietiges Benehmen für sich zu gewinnen gewußt.

„Sie ist bei allem dem nicht so schlimm," sagte der letztere über das Theater hinauf und schlug die Partitur auf. „Natürlich kein eminentes Talent, etwas Anfängerarbeit; im ganzen wenig gelernt. Doch ist die Balletmusik darin nicht übel, und dann wird meine Kapelle schon das ihrige thun, die Sache durchzureißen. — Aber warum fangen wir noch nicht an? Es ist bei Gott schon zehn Uhr durch, und wenn eine Probe länger als bis zwölf Uhr dauert, so sind meine Musiker nicht zu haben; man kann auch in der That nicht verlangen, daß sie zu Hause ihre Suppe kalt werden lassen. — Woran liegt's denn eigentlich?"

„Weiß der Teufel!" entgegnete der Regisseur, „ich habe schon sechsmal klingeln lassen, aber man bringt die Sängerinnen nicht auf ihren Platz. — Wo ist die Mademoiselle Steinberg?" rief er in die halbdunkle Bühne hinein.

„Hier!" antwortete eine Damenstimme, „ich lasse nie warten, Herr Regisseur."

„Das liegt wieder an unserer sogenannten Ersten," sagte mißmutig der Kapellmeister, worauf der Regisseur sich herumdrehte und dem Inspicienten anbefahl, die Madame Grölzer-Fiedelbogen-Tarpacci dringend zu bitten, jetzt endlich einmal die Garderobengeschäfte bei Seite zu lassen und gefälligst auf die Bühne zu kommen.

Bald darauf rauschte auch die Gerufene, einigermaßen erzürnt, zwischen den Coulissen hervor, zog aus der Seitentasche ihres schweren Damastkleides eine kleine goldene Uhr hervor und meinte gereizt, der Lärm sei gar nicht nötig gewesen, es sei überhaupt erst ein viertel über zehn Uhr.

Jetzt hatte sich auch Graf Alfons auf der Bühne eingefunden, nahm vorn seinen Platz unter den Prosceniumslogen, neben ihm der Komponist der neuen Oper, unser Bekannter: Musiker Charles.

„Also meine Herren, die Ouverture!"

Ehe er aber anfing, sah der Kapellmeister verbindlich auf die Bühne hinauf und sagte: „lieber Kollege, wenn Sie bei der Ausführung einige Ausstellungen in Betreff des Taktes, in Betreff der Tempi oder sonst zu machen haben, so bitte ich dringend, mich zu unterbrechen."

Drei Schläge mit dem Taktierstock — die Musik beginnt.

Es ist eine große, blutgierige Oper, die heute probiert wird: dumpf wirbeln die Pauken, die Kontrebässe grollen und solchergestalt beginnt die Ouverture mit einem raschen, lebendigen Satz, der sich dreimal wiederholt. Dann folgt ein düsteres, melancholisches Adagietto und hier schon nähert sich der junge Komponist dem Kapellmeister und bittet ihn, das Adagietto mehr adagio zu nehmen und sich eines außerordentlichen Piano zu befleißigen.

„Also noch einmal!"

Drei neue, ungeduldigere Schläge mit dem Taktierstock; aber bei der Wiederholung wird das Adagio nicht sanfter vorgetragen, ja sogar etwas mehr forte, als vorher. Auch seufzt eine erste Klarinette einen nicht hieher passenden wehmütigen Ton dazwischen, der dem jungen Komponisten die Nerven erschüttert und den der Kapellmeister mit einem strengen Blicke bestraft. — Ach, der arme Klarinettist wird bei der heutigen Probe noch mehr falsche Noten blasen, denn auch er ist Komponist und hat seit vierundzwanzig Jahren eine Oper fertig liegen, die er während drei neuen Regierungen und während zehn sich folgender Intendanten vergebens zur Aufführung eingereicht hat! Auch der Paukenist leidet an denselben Schmerzen und hat trotz des häufigen Zuredens des Kapellmeisters in seiner düsteren Gemütsstimmung die Pauke um einen Achtelston in der Stimmung zu tief gestellt, was seinem erschrecklichen Wirbeln einen höchst unheimlichen Charakter verleiht.

Der junge Komponist fügt sich in das Unvermeidliche — die Ouverture geht vorüber. Die erste Scene ist ein lachendes Gefilde: der prächtige Garten vor einem Schloß, das im Hintergrund auf malerischen Terrassen thront, ländliche Tänze sollen das Auge einer jungen Braut entzücken, die vorn mit malerisch aufgestütztem

Arm auf einer Ottomane ruht. — Aber ach! die Braut ist nicht entzückt; sie liebt nicht den, den sie lieben soll, und den, welchen sie liebt, soll sie nicht lieben.

Die Tänzerinnen produzieren vor ihrem Auge die malerischsten Gruppierungen, von dem trefflichen Dubelli großartig angelegt, doch sie sind nicht imstande, dem Auge der Frau Grölzer-Fidelbogen-Tarpacci ein Lächeln abzugewinnen, vielmehr erhebt sie sich mit einer Thräne im Auge und sinkt an den Busen ihrer Vertrauten, während sie singt: wozu all' diese Spiele, all' diese Tänze? Er, der allein mein Herz erfreuen kann, kommt doch nicht! Unmöglich — er wird nicht erscheinen. —

Aber in einer Oper und in einem Ballet ist alles möglich. Und so erscheint denn auch der fern Geglaubte; das diskrete Ballet zieht sich leise zurück, sechsunddreißig Tänzerinnen sagen sich pantomimisch: was müssen wir sehen? — Die Braut in eines anderen Armen! Und dazu schaudern zwei Dutzend Tänzer und scheinen sich zu sagen: wehe, das wird gräßlich enden!

So nimmt die Probe ihren Anfang und Verlauf, und die Musik ist in der That nicht so schlecht, wie der Regisseur gesagt, ja, die harten Musiker drunten scheinen sich hie und da an melodischen Klängen zu erfreuen, und der Kapellmeister kann es nicht unterlassen, dem jungen Komponisten bei verschiedenen Stellen mit voller Befriedigung zuzulächeln.

Aktus. —

Die Bühne wird verwandelt; die Choristinnen und das ganze Ballet strömen aus ihren Schlupfwinkeln hinter der Bühne herbei und erfüllen die Scene mit einem lustigen Gewühl. Der Kapellmeister schüttelt dem Kollegen die Hand, ältere erfahrene Musiker thun das Gleiche, Charles ist mit seiner Arbeit zufrieden und schwimmt in einem Meer von Wonne, weshalb er sogar auch sehr bereitwillig die große Arie der Madame Fiedelbogen für den zweiten Akt noch am heutigen Tage in einigen Kleinigkeiten abzuändern und sich obendrein bereit erklärt, dem Bassisten, dessen Partie sehr klein ist und der ihn dringend hierum ersucht, eine fürchterliche Wut- und Rachearie für den letzten Akt zu schreiben und einzulegen.

Die neue Dekoration steht; doch ehe die Musik wieder beginnt, hat der Kapellmeister eine ernstliche Klage über ein Orchestermitglied anzubringen.

„Sie werden natürlicherweise bemerkt haben, Herr Graf," sagte er, „daß die Kontrebässe bei gewissen Stellen nicht kräftig genug durchgreifen. — Herr Charles," hiemit wendet er sich an den Komponisten, „hat gewiß nur aus Freundlichkeit gegen die Kapelle dieses Mangels nicht erwähnt."

Der letztere hatte in der That bemerkt, daß statt der gewöhnlichen sechs Kontrebässe nur vier an ihrem Platz waren und hatte schon während der Ouverture und des ersten Aktes in seinem Inneren sehr eine Verstärkung dieser Instrumente gewünscht. Der gute Alfons mit einer sehr schwachen Idee von der Notwendigkeit eines starken Grundtones, hatte nicht im geringsten diese Schwäche des Orchesters geahnt, half sich aber trotzdem bei der Klage des Kapellmeisters mit der sehr ernst ausgesprochenen Frage, woher es denn komme, daß heute so ungeheuer wenig Kontrebässe da seien.

„Im ganzen haben wir sechs," referierte der Kapellmeister, „vier sind da unten, wie der Herr Graf sehen werden, der fünfte ist krank." —

„Und der sechste?" forschte der Graf mit einer sehr wichtigen Amtsmiene.

„Ja, sehen Sie, Herr Graf, der sechste," entgegnete der Kapellmeister mit einem Achselzucken, „ist einer von den alten privilegierten Musikern, unter der Regierung des höchstseligen Königs angestellt, für die Hauskapelle engagiert, welchen man leider nicht die strenge Verpflichtung auferlegen kann, im Orchester mitzuwirken. Was namentlich die Proben anbelangt, so hat man immer mit diesen Leuten zu kämpfen. Sie zu einer Probe heran zu bringen, ist ungeheuer schwer. Bei der Vorstellung freilich fehlt der alte Benetti, von dem ich eben spreche, niemals."

„Benetti," sagte der Graf, „den Namen sollte ich schon oft gehört haben."

„Sie werden den alten verstorbenen Balletmeister Benetti

meinen," antwortete Charles. „Dieser ist ein Bruder desselben, ein tüchtiger Musiker und außerdem ein Komponist für Kirchenmusik."

„Richtig, richtig!" sprach der Graf sehr ernst und zupfte seine Halsbinde in die Höhe; „aber da scheinen mir Unordnungen eingerissen, die man künftig nicht dulden soll. Es ist ja vollkommen unmöglich, daß der Mann abends richtig spielt, wenn er vorher seine Stimme nicht durchstudiert und den Proben beigewohnt."

Bei dieser Äußerung des neuen Chefs lächelte der Kapellmeister ein klein wenig, der Opernregisseur, der hinzugetreten war, hustete, und Charles sagte zu dem Grafen: „das wird in der That nichts machen, ob der alte Italiener zur Probe kommt oder nicht; mir wäre es nur lieb gewesen, heute morgen schon die volle Wirkung zu hören. — Aber," setzte er lächelnd hinzu, „wenn Benetti heute abend die ihm unbekannte Musik aufschlägt und einmal seinen Bogen in der Hand hat, so geigt er schon besser, als die übrigen vier zusammen genommen, die vielleicht alle Proben mitgemacht."

„Ist dem so?" fragte der Graf.

„Allerdings!" entgegnete der Kapellmeister, „doch wäre es mir gerade wegen der andern jüngeren Musiker angenehm, wenn man den alten Italiener bestimmen könnte, den Proben, wie die andern, beizuwohnen."

„Man muß ihm darüber einen Befehl zugehen lassen!" meinte der General-Intendant.

„Herr Graf, das wird nicht angehen," warf der Regisseur dazwischen, „diese alten Musiker haben ihre eigenen Privilegien und wenn man versucht, die anzugreifen, so könnte man gar mit diesen Leuten nicht mehr fertig werden."

„Natürlich!" sagte Alfons, „Privilegien sind heilig; aber wie wär' es, wenn ich mit Signor Benetti einmal privatim ein freundliches Wort spräche? — Bei der Vorstellung ist er mir, glaube ich, nicht genannt worden — er war vermutlich heute morgen nicht im Theater?"

„Nein, Herr Graf, er kommt nur in den Stunden, wo er zu spielen hat."

„Und was ist er für eine Art von Mann?"

Der Kapellmeister zuckte die Achseln und der Regisseur lächelte.

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen," entgegnete Charles. „Ich habe vor mehreren Jahren längere Zeit bei ihm Unterricht gehabt, und das muß ich schon gestehen: ich habe was tüchtiges bei ihm gelernt. Aber es ist ein merkwürdiger alter Kauz. Benetti ist hoch in den Sechszigen, vielleicht ein Siebziger, unverheiratet; er kam vielleicht vor fünfzig Jahren hieher, als der selige Herr die große Oper einrichten ließ. Damals waren die meisten Angestellten Italiener, und die beiden Benetti, junge, unternehmende Bursche, beide angehende Musiker, malten mit an den großartigen Dekorationen, die damals beliebt wurden, und darauf blieben sie hier. Der eine bildete sich für das Ballet und war auch für das Ausland ein berühmter Name, der Andere warf den Pinsel weg, widmete sich ganz der Musik und gab anfänglich in vornehmen Häusern Stunden. Doch wollte das letztere nicht gut thun, denn der alte Italiener ist ein so fürchterlich heftiger Mann, daß ihn der kleinste Fehler seiner Zöglinge veranlassen konnte, sie entweder mit dem Notenhefte hinter die Ohren zu schlagen, oder wenn das nicht anging, fortzugehen, um nicht mehr in das Haus zurückzukehren. Wie viel dergleichen Scenen habe ich mit ihm erlebt! Wie oft hat er mich zur Thüre hinaus bekomplimentiert und mich hoch und heilig versichert, er wolle mit mir nichts mehr zu thun haben! Aber er hatte mich lieb, das kann ich mit Stolz sagen; denn am andern Tag schon nach solchen Scenen schrieb er mit zwei Worten, ich solle wieder kommen, und wenn ich alsdann, wie sich das von selbst verstand, in seine Wohnung zurückkehrte, so nahm er mich mit offenen Armen auf und that alsdann seiner Heftigkeit vierzehn Tage die größte Gewalt an."

„Hat er Familie?" fragte der Graf.

„Nein," sagte der Kapellmeister: „er war auch niemals verheiratet, lebte sehr eingezogen, sehr anständig und man konnte von seinem Lebenswandel nur Rühmenswertes sagen. Ich war lange nicht mehr in seiner Behausung. Vor fünf, sechs Jahren, wo ich

mit ihm ein größeres Werk über ältere italienische Kirchenmusik bearbeitete, kam ich häufig zu ihm. Damals hatte er eine alte Haushälterin, die mußte viel mit ihm ausstehen; ich glaube sie ist unterdessen gestorben."

„Ja wohl, sie ist gestorben," versicherte der Regisseur, „ich weiß, der heftige, knauserige Italiener war damals in großer Verlegenheit, denn es wollte sich lange keine Person finden, die sich dazu hergab, seine ewigen Schimpfereien anzuhören, ja sogar die Zielscheibe eines Tellers oder eines Glases zu werden, wie das oftmals schon früher vorgekommen sein soll."

„Kann der alte Mann leben?" fragte der Intendant; „ist er gut bezahlt?"

„Außerordentlich gut!" antwortete der Kapellmeister, „diese älteren Musiker haben eine ungleich höhere Gage, als die neu Angestellten, und nebenbei hat sich Benetti ein anständiges Vermögen zusammengespart, von dessen Zinsen er allein leben könnte."

„Ich muß die Bekanntschaft dieses Mannes machen," sagte lächelnd der Intendant; „ich muß den alten Musiker haranguieren. — Weiß jemand, wo er wohnt?"

Der Kapellmeister zuckte mit den Achseln, der Regisseur ebenso, und sogar Charles wußte nicht die Wohnung seines früheren Lehrers.

Man rief nach dem Theaterdiener, doch ehe dieser erschien, näherte sich eine kleine sechszehnjährige Balletratte, die mit den feinen Ohren ihres Geschlechts aus einiger Entfernung das Gespräch ihres Intendanten belauscht, und flüsterte nach einem tiefen Knix dem Regisseur die gewünschte Adresse in die Ohren. Dieser pätschelte zum Dank sehr herablassend und freundlich den blonden Lockenkopf der jungen Tänzerin, die darauf mit einem ungeheuer tiefen Knix hinter die Coulissen entschwebte.

„Nun?" fragte Alfons.

„Der Herr Graf wissen vor den Thoren das Königliche Jagdschloß?" sagte der Regisseur. „Wenn man dort hinaus fährt, so hat man links an der Straße, ehe die Chaussee beginnt, eine Menge Gärten, in welchen kleine Wohnungen zerstreut liegen."

„Ah!“ rief Charles, „da herum wohnte auch ich früher.“

„In einem der ersten Gärten rechter Hand,“ fuhr der Regisseur fort, „bei einem Handelsgärtner — der Herr Graf werden dort mehrere große Treibhäuser bemerken — liegt ein kleines Häuschen, ganz in grün versteckt; dort soll Benetti wohnen.“

„Ah, das Haus ist mir bekannt,“ sagte der junge Komponist nachdenkend; „es wär' eigentümlich, wenn es meine alte Wohnung wäre.“

„Richtig, lieber Charles,“ entgegnete der Graf lächelnd, „ich glaube da herum war vor zehn Jahren Ihr Hotel.“

„Ein sehr bescheidenes.“

„Wissen Sie was; ich habe auf zwölf Uhr meinen Wagen bestellt; bis dahin ist die Probe wohl aus, dann begleiten Sie mich und zeigen mir den Weg.“

„Wenn Sie es wünschen, Graf Alfons, recht gern!“ entgegnete Charles mit leiser Stimme. —

Der zweite Akt. —

Auch dieser ging vorüber; ebenso der dritte, und mit jeder Nummer stieg die Zufriedenheit, das Wohlgefallen der ganzen Kapelle an der neuen Arbeit. Mehrmals konnten sich sämtliche Musiker nicht enthalten, am Ende einer derselben in ein lautes Bravo auszubrechen. Charles empfing Glückwünsche von allen Seiten und war außerordentlich glücklich.

Der Intendant lobte die Leistungen der Kapelle und der Sänger, sowie die wirklich schöne Arbeit des Balletmeisters Dubelli, der mit neuen Tänzen, zierlichen Arrangements und Gruppen sein möglichstes zur Ausschmückung der Oper beigetragen. Dann packten die Musiker ihre Instrumente zusammen, die Lichter wurden ausgelöscht, die Sängerinnen fuhren nach Hause, Choristen und Choristinnen verließen das Theater, ihre Notenhefte unter dem Arm, und bald lag das weite Gebäude einsam und still.

Dubelli, als er bei der Requisitenkammer vorbei ging, konnte nicht unterlassen, einen Blick hinein zu werfen, indem er jenes Abends gedachte, wo ihm hier so sonderbares begegnet.

Da standen die alten Gerätschaften und Waffen ruhig an ihrem Platze und die einzige Bewegung, die ersichtlich war, ging von der armen alten Kreuzfahrersfahne aus, die früher ein Bettuch gewesen war; und auch diese Bewegung kam einzig und allein von dem Luftzuge her, welchen das Öffnen der Thüre verursachte. Eine sorgsame Hand hatte die Fahne wieder an ihren alten Platz vor dem Fenster geheftet, und da jetzt bei der Mittagsstunde dasselbe ohnehin im Schatten lag, so herrschte in dem Gemach fast eine ähnliche Dämmerung wie neulich in der Nacht.

Aber das Rennen und Laufen in dem Gebäude, das Öffnen und Zuschlagen der Thüren, die vielen Menschenstimmen, sowie das Rasseln der wegrollenden Wagen hatte alle Poesie von diesem Orte verwischt und selbst Dubellis Auge sah heute nichts als alte Waffen und Gerätschaften, und selbst der weite Lehnstuhl, der auch heute morgen seine Arme wieder gastlich zu öffnen schien, hatte etwas ganz Harmloses und durchaus nichts Gespensterhaftes. Dubelli lächelte über seine Phantasien in jener Nacht und meinte am Ende, er könne vielleicht auf dem alten Lehnstuhle eingeschlummert sein und nur geträumt haben. Ja, als er sich nun dem Fenster näherte und durch dasselbe knapp in dem Schloßgarten die Marmorfigur sah, die ihm solchen Schrecken eingeflößt, so begriff er in der That nicht, wie er jenes lächelnde Gesicht einer schönen Flora für die Züge der seligen Honoratiorentochter habe halten können.

„Täuschungen! nichts als Täuschungen!“ murmelte er vor sich hin, als er das Gemach verlassen hatte und allein die Treppe hinabstieg. „Unser ganzes Leben ist eine fortlaufende Kette von Täuschungen; es ist am Ende natürlich, wenn man ungläubig wird, und wenn ich einmal tot bin und jenseits erwache, so werde ich mich am Ende nicht mehr davon überzeugen lassen, daß ich diesseits Dubelli der Balletmeister gewesen.“

Und doch war der gute Dubelli hier so überzeugt und durchdrungen von der Größe und der Wichtigkeit seines Amtes, jeder Zoll ein Balletmeister; und als die zu acht in einem Wagen wegfahrenden Tänzerinnen ihm mit den niedlichen Köpfen und kleinen Händen aufs

ehrerbietigste zuwinkten, als die Tänzer und Choristen auf der Straße den Hut abzogen und ihn aufs tiefste grüßten, da schritt er stolz dahin und sagte triumphierend zu sich selber: „und ich war vor einigen Jahren nichts als ein armer, hoffnungsloser Flickschneider!"

Der gereiste Reitknecht des Grafen Alfons stand neben dem Vordersitze des Phaetons seines Herrn und hielt die ungeduldig sich schüttelnden Pferde im Zügel. Die edlen Tiere hatten in der warmen Sonne schon lange gewartet und schäumten in die Zügel, thaten bald einen Schritt vorwärts, bald rückwärts. Endlich trat der Graf mit dem jungen Komponisten aus dem Gebäude, der

Reitknecht fuhr so nah wie möglich an die Treppen desselben, Alfons stieg auf seinen Sitz, nahm die Zügel in die Hand und Charles setzte sich neben ihn.

Der Reitknecht, der die Gewohnheiten seines Herrn genau kannte, zog eine riesenhafte Cigarrendose hervor, nahm zwei Stücke heraus, die er mit Zündern versah, worauf er, als beide brannten, eine dem Grafen in den Mund steckte, die andere dem jungen Musiker anbot.

Jetzt flogen die Pferde dahin, über den freien Platz vor dem Theater durch die Straßen, zum Thore hinaus, bis vor die Wohnung des Handelsgärtners, hinter welcher im Garten das bezeichnete Haus lag.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Benetti.

Sobald der Wagen des Grafen Alfons vor dem Garten anhielt, sprang der Reitknecht von seinem Sitze hinten hinab, um die Zügel in Empfang zu nehmen.

„Nun, lieber Charles," sagte Alfons, während er von dem Wagen stieg, „Sie gehen doch mit, Sie machen doch Ihrer früheren Wohnung und Ihrem alten Lehrer einen Besuch?"

Der junge Musiker schüttelte mit dem Kopfe. „Wenn Sie mich hier lassen wollen, ist es mir lieber," versetzte er. „Ich möchte den Garten und das Haus dort wegen der doppelten Erinnerung, die es für mich hat, nicht gerne wiedersehen. Ich habe, wie Sie selbst wissen, in den kleinen, mir einstens so lieben Zimmern zu traurige Stunden verlebt. Und dann, was meinen alten Lehrer anbelangt, so schämt er sich schon seit längerer Zeit seines Schülers."

„Ah, das ist unmöglich!" sagte der Graf lachend.

„Verlassen Sie sich darauf," entgegnete Charles; „als ich damals mein erstes Werk aufführen ließ, das bewußte Ballet —"

„Worin die blonden Haare vorkamen!" lachte der Graf.

„Dasselbe!“ antwortete Charles mit trübem Lächeln. „Nun, der alte Benetti hatte mir von jeher von der sogenannten profanen Musik abgeraten und mich oft dringend gebeten, mein Talent der Kirche zuzuwenden. Aber ich hatte einmal keinen Sinn dafür und so entstand trotz seiner dringenden Ermahnungen jenes Ballet.“

„Welches so außerordentlich gefiel!“

„Nur nicht meinem Lehrer. Er hätte an jenem Abend um alles in der Welt den Bogen nicht angerührt und schrieb mir einige Tage nachher einen förmlichen Absagebrief. Ja, als ich es kurze Zeit darauf doch wagte, ihn zu besuchen, wies er mir die Thüre und ersuchte mich um Gotteswillen, ihm die Schande nicht anzuthun und jemanden zu sagen, daß ich seinen Unterricht genossen. — Sie sehen, lieber Graf,“ schloß Charles achselzuckend, „da ist nichts zu machen.“

„Freilich, da ist nichts zu thun,“ pflichtete der Graf bei, „da werde ich mein Heil allein versuchen müssen.“

Damit zupfte er seine Halsbinde etwas in die Höhe, zog seinen Frack vornen und hinten in die Taille und schritt unternehmend dahin.

Das Gartenthor, das wir aus dem ersten Teil unserer wahrhaftigen Geschichte bereits kennen, stand offen und der Graf schritt auf einem breiten Sandwege gerade aus, auf ein kleines Häuschen zu, das, zwischen grünen Bäumen und Schlinggewächsen fast versteckt, die Wohnung des alten Musikers sein mußte.

Richtig, als er jetzt näher kam, hörte er die rührenden Töne eines Cellos aus den geöffneten Fenstern herausdringen. Der Bogen, welcher diese Klänge hervorbrachte, wurde offenbar von einer Meisterhand regiert, doch schien der Spieler zu seinen Übungen ein seltsames Musikstück gewählt zu haben. Auch war es dem Grafen, als singe er zuweilen dazu, denn er vernahm zwischen diesen Tönen, doch bis jetzt sehr undeutlich, eine Menschenstimme. Bald grollte das Instrument in den tiefsten Klängen und lärmte und klagte, und als Alfons jetzt näher trat, da vernahm er statt des Gesangs, den er zu hören geglaubt, die polternde Stimme des alten Benetti, die analog der Musik zu sprechen schien.

„Das alles habe ich schon zehntausendmal wiederholt! Aber es hilft nichts, es ist gerade, als wenn in mein Haus zehntausend Teufel gefahren wären. Warum läßt man mir keine Ruhe, warum muß das ganze Haus immer auf den Kopf gestellt werden? He! he! — Nun?" —

Dies schien eine Frage zu sein, doch als keine Antwort darauf folgte, klangen unendlich weiche und rührende Töne aus dem Cello hervor, und der Alte fuhr fort zu sprechen: „freilich ist der alte Benetti ein hartherziger Polterer, ein unangenehmer Kerl, — so sagen die Leute. Aber sie wissen es nicht, daß der arme alte Italiener immer gequält wird, daß sie ihm keine Ruhe lassen, Corpo di bacco! Und ich will Ruhe haben. — Nun, was hast du darauf zu antworten?"

Der Graf blieb ob diesem sonderbaren Gespräche erstaunt stehen und hörte jetzt, wie eine weibliche Stimme antwortete:

„Ich will Sie ja um Gotteswillen nicht stören, Signor Benetti, aber ich muß doch einmal im Tage in Ihr Zimmer kommen, um es in Ordnung zu bringen! Gewöhnlich sind Sie um diese Zeit in der Probe —"

„Ja, diese Probe!" schrie Benetti dazwischen. „Maledetto! diese Probe und die Aufführung morgen abend, lieber zerschlage ich morgen meinen Fiedelbogen, ehe ich eine Note von dem verfluchten Werk heruntergeige. — Und gerade an solchen Tagen, wenn ich gereizt bin, da mußt auch du noch mich obendrein quälen, du, von der mir das eigentlich am wehesten thut."

„Aber Sie müssen doch schon lange wissen," sagte die weibliche Stimme, „daß ich ja nur auf der Welt bin, für Ihre Ruhe zu sorgen, Sie zu pflegen wie einen Vater."

„Si Signora, das weiß ich!"

„Auch müssen Sie mir zugestehen, daß es Sie freut, wenn Sie mittags nach Hause kommen und finden Ihr Zimmer aufgeräumt, die Noten hübsch ordentlich hingelegt, das Cello an seinem Platz und frische Blumen in den Töpfen."

„Si Signora!" wiederholte der alte Italiener, und das Cello begann, wie ganz leise und unbewußt, eine freudige glückliche Melodie.

Graf Alfons, der unwillkürlich diesem Zwiegespräch zugelauscht hatte, trat näher und war diskret genug, seine Ankunft durch ein heftiges Räuspern und Husten, sowie durch starkes Auftreten an der Thürschwelle kund zu thun.

Augenblicklich verstummten auch sowohl Menschenstimmen als Cello und der Graf trat in das kleine Haus. Durch eine kleine Küche kam er in ein Vorzimmer und da von diesem die Thüre in ein anderes Gemach offen stand, so konnte er nicht umhin, sich jetzt auf einmal dem erstaunten Musiker zu präsentieren, der, sein Instrument zwischen den Knieen haltend, den Eintretenden eben nicht gerade freundlich anblickte. Eine weibliche Gestalt, die sich beim eintreten des Fremden einen Augenblick umgewandt hatte, drehte nun ihr Gesicht dem Fenster zu und beschäftigte sich auffallend mit den Blumen, die am Fenster standen.

Der Graf hatte seinen Hut abgenommen und grüßte den Musiker freundlich. Dieser erwiderte den Gruß ziemlich ernst.

„Da Sie nicht zu mir kommen, lieber Benetti," sagte hierauf der Intendant mit der freundlichsten Miene, die ihm möglich war, anzunehmen, „so muß ich Sie aufsuchen."

„Ich wüßte aber in der That nicht, Signor," antwortete der Italiener, „woher Sie auf die Vermutung kommen, ich solle Sie besuchen?"

„Sie kennen mich also nicht?"

„Nein, Signor, erinnere mich auch nicht, daß ich je die Ehre gehabt habe, Sie zu sehen."

„So muß ich mich Ihnen förmlich vorstellen," sagte lachend der Graf. „Durch die Gnade Seiner Majestät bin ich zum Generalintendanten der Königlichen Theater ernannt worden. Graf Alfons von B."

Der alte Musiker lehnte sein Cello an den Stuhl und erhob sich langsam, um seinem neuen Chef eine tiefe Verbeugung zu machen. Das Mädchen am Fenster aber zuckte bei Nennung dieses Namens, jedoch fast unmerklich, zusammen.

„Ich habe Sie heute morgen vermißt, lieber Benetti, und

da ich viel gutes von Ihnen gehört und Sie hochschätze, so komme ich hieher zu Ihnen, um Ihre Bekanntschaft zu machen."

Benetti war, wie gesagt, ein Mann weit in den sechszigen, sein Rücken etwas von diesem hohen Alter gebeugt; doch waren seine Bewegungen noch frisch und lebendig. Sein Kopf, mit dichtem weißem Haar bedeckt, zeigte scharfe, aber gutmütige Gesichtszüge, die man fast hätte sanft nennen können, wenn nicht die kohlschwarzen Augen unter buschigen, immer noch kohlschwarzen Augenbrauen dem ganzen Gesichte etwas außerordentlich lebendiges, ja in gewissen Augenblicken etwas herausforderndes, fast trotziges gegeben hätte. Die Kleidung Benettis war sich seit vielleicht fünfzig Jahren gleich geblieben. Er trug heute noch wie damals kurze schwarze Beinkleider, schwarzseidene Strümpfe mit Schuhen, dazu ein weißes Halstuch mit lang herabfallenden Zipfeln und einen schwarzen, wenn auch etwas altmodisch geschnittenen, doch sehr anständigen Tuchfrack.

Er fuhr mit der Hand über seine hohe Stirn durch sein weißes Haar und suchte sich, leicht lächelnd, zu entschuldigen, daß er bei der heutigen Probe, die ihm wohl angesagt worden wäre, gefehlt.

„Euer Excellenz werden wohl wissen," sagte er, „wie vergeßlich das Alter ist. Ich erinnerte mich wohl, daß mir für heute morgen ein Geschäft oblag, doch welches, war mir nicht mehr recht bewußt. Ich war im Begriff, in die Hauptkirche zu gehen, es war mir gerade, als sollte dort Probe von einer großen Messe sein. — Excellenz werden einem alten Manne verzeihen! — Magdalene! — gieb dem Herrn Grafen einen Stuhl."

Aber das Mädchen am Fenster, dem diese Worte offenbar galten, schien dieselben entweder nicht hören zu wollen oder wirklich nicht zu hören. Die einzige Bewegung, die sie machte, war, daß sie ihren Kopf tief zu den Blumen herabsenkte.

Graf Alfons warf einen flüchtigen Blick nach dem Fenster und bemerkte, daß das Mädchen, welches da stand, eine hohe, schlanke Gestalt war. Sie war dürftig, ja fast ärmlich gekleidet und schien offenbar die Haushälterin oder die Magd des alten Italieners zu sein.

Dieser warf ebenfalls einen Blick nach dem Fenster, einen Blick,

in welchem es zornig aufblitzte, und wiederholte mit ernsterer Stimme: „Magdalene, du sollst dem Herrn Grafen einen Stuhl geben!"

„Ich nehme mir ihn schon selber!" sagte lachend der Intendant und that ein paar Schritte nach dem Fenster, wo mehrere Stühle standen.

In diesem Augenblick drehte sich auch das Mädchen am Fenster herum, und wenn Graf Alfons nicht durch die vielen seltsamen Lagen, in welchen er sich während seines langen Hoflebens schon befunden, so vollkommen Herr seiner selbst gewesen wäre, wie er es war, so hätte er in diesem Augenblicke einen Ruf der Überraschung nicht unterdrücken können.

Es war Anna, die vor ihm stand, die ihm mit zitternder Hand einen Stuhl darbot.

Seit jener Zeit, wo der Graf das Mädchen zum letztenmale gesehen, waren zehn Jahre vergangen, zehn Jahre, die für sie gewiß keine Zeit der Freude gewesen. Das sah man wohl ihren Zügen an. Doch schien die harte Hand des Schicksals das Antlitz des Mädchens so schonend wie möglich, ja mit einer gewissen Scheu berührt zu haben, denn noch immer war dies Antlitz schön geblieben, ja auffallend schön und edel, und nur die früher so trotzigen, ja mitunter wilden Züge hatten sich weich und schwermütig gestaltet. Das war noch dasselbe schöne blonde Haar, dieselben glänzenden blauen Augen, die herrlichen weißen Zähne.

In dem Augenblicke, als sich das Mädchen herumwandte und dem Grafen voll in das Gesicht schaute, nahmen ihre Augen, ihre Züge einen schmerzlichbittenden Ausdruck an, der den Grafen wie ein Blitz durchfuhr, den er aber alsbald verstand. Und wohl auch mit aus diesem Grunde blickte er das Mädchen mit erkünstelter Gleichgültigkeit an, und kein Zug in seinem Gesichte verriet, daß er sie jemals gesehen. Das einzige, was er nicht lassen konnte, war, ihr eine tiefe, ja ehrfurchtsvolle Verbeugung zu machen, durch ein unbekanntes Gefühl der Verehrung hervorgerufen, das ihm aus dem innersten seines Herzens kam. Auch nahm er schnell den Stuhl aus ihrer Hand, stellte sich vor ihn hin und stützte sich mit dem Arm auf die Lehne desselben.

Das alles aber war das Werk von kaum zwei Sekunden, und dann sagte der alte Benetti zu dem Mädchen: „geh' hinaus, Magdalene!"

Der Graf blickte ihr einen Augenblick nach und sagte dann mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt: „eine Verwandte von Ihnen?"

„Nein, nein!" antwortete der Italiener lächelnd, „Benetti hat keine Familie in Deutschland. Sie führt meine Wirtschaft, — sie ist meine Haushälterin."

„Ei, ei!" sagte lachend der Graf und drohte dem Musiker mit dem Finger, „ei, ei! alter Herr! Sie haben eine schöne Haushälterin."

Benetti sah einen Augenblick nachdeckend an die Thüre, durch welche das Mädchen verschwunden war, und erwiderte alsdann ziemlich ernst: „Excellenz, ich bin bald siebenzig Jahr; ist das Mädchen wirklich schön? Ich weiß es wahrhaftig nicht; sie sieht mir aus wie jede andere. Aber sie ist sehr brav und sehr gut, und dient mir redlich, treu und unverdrossen. Und daß sie gerade mir unverdrossen dient, ist wohl ihre größte Empfehlung, denn ich kann sehr eigensinnig, sehr wild und heftig sein, Herr Graf."

„In der That," entgegnete der Intendant, „dergleichen hat man mir von Ihnen gesagt, lieber Benetti, und namentlich was Ihren ersteren Fehler, den Eigensinn anbelangt, so bin ich eben deshalb gekommen, um mit Ihnen ein freundliches Wort zu sprechen."

„Und das wäre?" sagte forschend der alte Italiener, und seine Augen, mit denen er den Grafen fest anschaute, blitzten unter den herabhängenden Brauen hervor.

„Der Kapellmeister wünscht," fuhr der Graf fort, „daß Sie mit Ihrem eminenten Talent auch ihn bei den Proben hie und da unterstützen möchten; namentlich heute bei der Probe einer neuen Oper hat man Ihre kräftige Hand sehr vermißt."

Der Graf sagte das eigentlich nur, um etwas zu sagen; seine Gedanken waren aber durchaus nicht bei dem, was er zu dem alten Musiker sprach. Vielmehr suchte er sich die Möglichkeiten klar zu machen, welche Anna vermocht haben könnten, sich zehn Jahre versteckt zu halten und hier in die Dienste des Italieners zu treten, gerade hier zu wohnen, in den Zimmern, wo sie mit Charles so viele glückliche Stunden verbracht. — Und auch hier hieß sie Magdalene, wie auf seinem Jagdschlosse, nach der Erzählung des alten Amadäus. — Magdalene, eine büßende Magdalene! — Die Seele dieses Mädchens kam ihm groß und erhaben vor; sie wußte gewiß, was aus Charles, ihrem Freunde, geworden war, gewiß war sie überzeugt, daß dessen Liebe zu ihr nicht erloschen. Und doch verbarg sie sich vor ihm; ja, sie wäre wahrscheinlich nicht in die Residenz zurückgekehrt, hätte sie ahnen können, daß Charles ebenfalls wieder kommen würde. Und dies herrliche Mädchen, dies

große edle Herz sollte zu Grunde gehen, weil sie, in Armut und Not geboren, nicht nur keine sorgsame schützende Hand fand, die sie vor Fehltritten bewahrte, sondern weil ihr das unerbittliche Schicksal eine Mutter gab, der alles käuflich gewesen, selbst die Ehre ihres Kindes? — Alfons schüttelte bei diesem Gedanken heftig mit dem Kopfe.

Inzwischen aber hatte er die ihm in der That vollkommen gleichgültige Antwort des alten Musikers überhört, ja er hatte seine eigene Anrede an denselben vergessen und wunderte sich, als ihm Benetti jetzt ernst und fest sagte:

„Ei freilich, Excellenz; wenn auch der Herr Graf über meine Antwort den Kopf schütteln, so muß ich doch wiederholen: Privilegien sind und bleiben Privilegien!"

Alfons sah den Musiker mit großen Augen an, dann, wie aus einem tiefen Traume erwachend, erinnerte er sich wieder des vorhin geführten Gesprächs und erwiderte lachend: „verzeihen Sie mir, bester Benetti, ich war mit meinen Gedanken ein wenig auswärts. Aber Sie haben vollkommen recht: Privilegien sind Privilegien, und Gott soll mich bewahren, daß ich eines antaste! Ich habe blos geglaubt, in einigen Fällen, wo es wichtig wäre, daß Sie den Proben beiwohnten, würden Sie vielleicht mir zu Liebe eine Ausnahme von der Regel machen."

„Das werde ich auch gewiß recht gerne thun, Euer Excellenz zu gefallen," entgegnete der alte Italiener, der sich etwas geschmeichelt fühlte. „Nur muß ich Euer Excellenz dringend ersuchen, mich für die vorliegende Oper gnädigst dispensieren zu wollen."

„Sie lieben den jungen Komponisten nicht, der sie geschrieben?"

Der alte Mann schüttelte den Kopf und sagte: „ich habe ihn einstens sehr geliebt — er war mein talentvollster Schüler."

„Ich weiß das," erwiderte der Graf, „er hat mir mit der größten Verehrung, mit wahrer Herzlichkeit von Ihnen gesprochen."

„Er war nicht böse," sagte nachsinnend Benetti, „nur etwas leichtsinnig. Die neue Zeit mit ihren leichtfertigen Moden, ihrem

ganzen seichten Wesen, hat ihn mit fortgerissen. Er hat seinem alten Lehrer mit einigen seiner Werke, die er gefertigt, sehr wehe gethan."

„Er bedauert das gewiß von Herzen!" sagte der Graf; „ich glaube, er würde alles darum geben, wenn Sie ihm gestatten würden, daß er sich Ihnen wieder nähern dürfte."

Der Italiener schüttelte bitter lächelnd seinen Kopf und wiederholte die Worte des Grafen: „er würde alles darum geben?" Dann fuhr er fort: „und ich verlangte so wenig von ihm! Als ihn damals, Gott weiß, welcher Dämon antrieb, jene Balletmusik zu komponieren, da habe ich, sein Lehrer, ihn gebeten, ja beschworen, das nicht zu thun. Wenn es nur eine Oper gewesen wäre! — aber eine Balletmusik! — Pfui!"

„Aber das Publikum war sehr damit zufrieden," entgegnete der Graf, „und vor allen Ihr verstorbener Bruder."

„Mein Bruder?" sagte der alte Benetti, „Gott hab' ihn selig! — Ja, mein Bruder, das war nun einmal sein Geschäft. Aber wenn Euer Excellenz wüßte, welche Scene ich mit diesem meinem einzigen Bruder hatte ob der absurden Zumutung, ihm Tanzmusiken zu schreiben! — Und dann erst das Publikum — was will das beweisen? Dem gefällt alles, was neu ist und glänzt und rauscht, und für das Publikum! — Excellenz können mir glauben — das hat mich hauptsächlich verdrossen, daß gerade jene Musik dem Publikum gefallen, oder vielmehr, daß er so gediegene Sachen der Menge für Tanzmusik auftischte. Da hätte es der elendeste Walzer ebenso gut gethan. Und es waren gediegene Sachen darunter, Excellenz — herrliche Motive, an denen sich der ernsteste Gesang nicht hätte zu schämen gebraucht. Erinnern sich der Herr Graf vielleicht noch etwas aus jenem Ballet?" — Benetti griff nach seinem Cello, ließ sich auf einen Stuhl nieder und nahm das Instrument zwischen die Kniee. „Da war im zweiten Akt ein Gedanke, den hatte er herrlich durchgeführt. Freilich mußte das zu den widersinnigsten Springereien dienen, und für jedermann klang es ganz einfach und nichtsbedeutend; aber der

Musiker fühlte wohl, daß er hier einem großen Talent begegne. — Erlauben Sie einen Augenblick, Excellenz."

Damit setzte der Musiker seinen Bogen an die Saiten und spielte mit der festen, kunstgeübten Hand ein einfaches, reizendes Motiv. Es lag etwas melancholisches und klagendes darin, tiefer Seelenschmerz, eine ganze traurige Liebesgeschichte. Und wie spielte der alte Mann dies einfache Thema! Es kam ihm vom Herzen und ging zum Herzen.

Der Graf hörte neben sich ein leises Geräusch und als er sich leise zur Seite wandte, sah er an der Thüre Magdalene stehen, und während sie den ihr wohlbekannten Tönen lauschte, flossen die Thränen über ihr Gesicht herab.

„So war es!" sagte Benetti, nachdem er eine Zeit lang das Thema variiert, „ich kann Ihnen nicht beschreiben, Herr Graf, wie es mich geschmerzt, als ich dies Thema in der Partitur des Ballets fand." Damit stellte er das Cello an die Seite, und wie er sich von seinem Stuhle erhob, bemerkte er an der Thüre das weinende Mädchen, das sich gerade zurückziehen wollte.

„Was willst du da, he?" rief er ihr zu, „kannst du nicht draußen in der Küche bleiben?" Und als die Arme verschwand, sagte er, zum Grafen gewendet: „die Magdalene, sonst ein gutes Geschöpf, ist eine vollkommene Musiknärrin, und wenn ich auf dem Cello anfange, zu spielen, dann weint sie. Es ist doch wahrhaftig recht komisch."

Der alte Italiener fand es aber eigentlich im Grunde nicht komisch, und sein Zorn, mit welchem er dem Mädchen nachblickte, war offenbar ein erkünstelter, denn als der Graf seinen Hut nahm, und dem Musiker zum Abschied die Hand reichte, schaute dieser immer noch nach der Thüre und sagte ganz leise: „ja, ja, sie ist in der That ein armes, unglückliches Geschöpf!"

Der Graf verließ das Haus und schritt durch den Garten dahin, zuerst schnell, dann immer langsamer, und wie er fast am Thore war, blieb er ganz stehen. Sollte er seinem Freunde etwas von dieser Begegnung sagen? — Nein, gewiß nicht! Wenigstens

vorderhand nicht, bis er vielleicht imstande gewesen, noch etwas näheres und genaueres über jenes Mädchen zu erfahren. — Ja, erkundigen wollte er sich, genau erkundigen, die ganze Geschichte auf's reiflichste prüfen und überlegen; und wenn etwas zu machen wäre für die Zukunft jener Unglücklichen, so wollte er das Seinige nach besten Kräften dazu beitragen. — Aber, war eine Vereinigung mit Charles möglich, durfte er hiezu die Hand bieten, nach dem, was er von der Vergangenheit jenes Mädchens wußte? — Nein, nein! als Ehrenmann durfte er keine Schritte thun, die beiden zu vereinigen; ihn, seinen Freund, ein Talent, ein geachteter, ja fast berühmter Name, und sie — — O, der Gedanke war fürchterlich für ihn.

Endlich aber mußte er den Garten verlassen, und draußen auf der Straße hielt Charles mit seinem Wagen.

„Nun?" rief ihm der junge Komponist lachend entgegen, „der Herr General-Intendant haben sich anständig lange aufgehalten. Ich glaube, Hochdieselben ließen sich die Anfangsgründe des General-Basses beibringen. Das wär' für einen Chef des Theaters allerdings recht notwendig."

„Ja, ja," sagte der Graf trübe lächelnd, „es ist so was, wir sprachen lange über Musik."

Damit trat er an den Wagen und stieg auf seinen Sitz.

„Aber Sie scheinen mir trübe gestimmt, lieber Graf," fuhr Charles fort, „haben Sie mit Benetti eine ernste Unterredung gehabt, oder hat Sie vielleicht da sonst etwas interessiert? Ei, ei!" fuhr er laut lachend fort, „ich habe mir sagen lassen, der alte Italiener habe sich eine neue Haushälterin zugelegt und da — haben sich natürlich der Herr Graf länger als gewöhnlich aufgehalten!"

Alfons nahm Zügel und Peitsche in die Hand; jedes der Worte, die Charles sprach, berührte ihn unangenehm, ja schmerzlich. Doch lag ihm alles daran, nicht befangen zu erscheinen, weshalb er sich Mühe gab, in den Scherz einzugehen.

Die Pferde, des langen Wartens müde, schossen ungeduldig

dahin, und Alfons sagte zu seinem Nachbar: „ja, ja, Sie haben es erraten, ich habe einige Worte mit der Haushälterin des Alten gesprochen."

„Ist sie hübsch?"

„Passiert!"

„Jung?"

„Das kann ich nicht so genau sagen; aber," fuhr der Graf mit einem trüben Lächeln fort, ehe der Wagen rasselnd in das enge Thor hinein fuhr, „sie könnte Ihnen gefährlich werden, denn sie hat blonde Haare."

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Anna.

Das Geschäft, welches den Doktor Stechmaier in die Residenz geführt, — wir glauben verraten zu dürfen, daß es die Geschichte eben dieser Residenz selbst war, welche ein unternehmender Buchhändler in Worten und Bildern herauszugeben beabsichtigte, — war vollkommen zu Gunsten des Doktors abgemacht worden, doch bedingte dasselbe seinen längeren Aufenthalt in hiesiger Stadt.

Der Doktor, nachdem er während der Verhandlungen und während dem Abschließen des Kontraktes im englischen Hofe gewohnt, fand es jetzt für passender, sich nach einer Privatwohnung umzusehen und zog deshalb die öffentlichen Tagesblätter zu Rate, welche mit jeder Nummer eine große Menge zu vermietender Zimmer unter den allerbesten Bedingungen für die respektiven Mieter ankündigten. Da gab es denn allerlei, von acht Zimmern in der Beletage mit allen Erfordernissen bis herab oder vielmehr hinauf

zu gemeinschaftlichen Schlafstellen. Der Doktor aber, dem weder das eine noch das andere für seine Bedürfnisse passend schien, suchte nach Wohnungen von zwei bis drei Zimmern und nachdem er sich aus den betreffenden Blättern eine Menge solcher, die ihm zu konvenieren schienen, mit Straße und Hausnummer notiert, nahm er sich eines Tages die vollkommenste Zeit, waffnete sich auch mit der größtmöglichen Geduld, denn er wußte, was es zu sagen hatte, in hiesiger Stadt ein Logis zu suchen und zu finden.

Drei Zimmer in einer der besten Straßen der Stadt in einer der besten Lagen verwandelten sich bei näherem Betrachten in eine finstere feuchte Parterrewohnung, mit einem einzigen Zimmer in der Mitte, das rechts und links zwei Kabinette mit schiefen Wänden hatte, welche letztere unter zwei verschiedene Treppen hinein gebaut waren. Eine andere Wohnung, sommerlich gelegen, mit Zutritt in den Garten, ergab sich als ein altersschwacher Gartensalon, dessen Thüre und Fenster morsch waren, und der sich allerdings insofern zu einer Sommerwohnung qualifizierte, als es der sommerlichen Luft durch eine Menge Risse und Sprünge in Thüre und Mauern gestattet war, wenn und wie sie eben wollte, durch das Zimmer zu streichen. Ein drittes Quartier, mit schöner Aussicht, gut gelegen, bestand aus einem Zimmer an der Seite eines unaussprechlichen Gemachs, dessen Nachbarschaft, auch ohne daß man es vorher gesehen, von dem Mietsmanne aufs unangenehmste geahnt wurde. Die schöne Aussicht, welche dieses Quartier auszeichnete, bestand im Überblick auf die schwarzen Dächer der Nachbarschaft, und wenn der Einwohner vielleicht imstande war, seinen Hals auf eine fast unnatürliche Art zu verdrehen und um die Ecke des Nachbarhauses zu schauen, so gelang es ihm vielleicht, ein Stückchen Berg, ein paar Bäume und einen alten Kuhstall zu erblicken.

Andere Wohnungen, die der Doktor Stechmaier durchsah und prüfte, und die nicht so sehr an den eben gerügten Gebrechen und Fehlern litten, zeichneten sich dagegen durch die billigen Bedingungen aus, welche man bei ihnen stellte. Diese billigen Bedingungen

nämlich bestanden meist in den übertriebensten Forderungen, zuweilen in einem solch' großen Mietpreis, daß ihn kein Mensch imstande war zu erschwingen, oder in der Verweigerung eines Hausschlüssels, in dem Verlangen, gar keine Besuche anzunehmen oder um zehn Uhr sein Licht auszulöschen, ferner in dem Wunsche des Hauseigentümers, auf seinem Zimmer nicht zu pfeifen oder zu singen, keine Hunde, Katzen und Vögel zu halten, sich selbst zu rasieren, damit der auf und ab eilende Barbier die Treppen nicht verderbe, und dergleichen Quälereien und Chicanen mehr.

Der Doktor, als solcher und Schriftsteller, hatte nebenbei noch einige Schwierigkeiten mehr zu überwinden, denn wenn er hie und da ein Quartier fand, das ihm gefiel, und er sich darauf zu erkennen gab, so bedauerte man gewöhnlich, das Quartier nicht sogleich versprechen zu können: man hatte noch einem anderen zugesagt, ein paar Tage auf ihn zu warten! oder man war freimütig genug, geradeaus zu erklären, der Herr Doktor möge verzeihen, aber man habe sich einmal zur Regel gemacht, die Zimmer weder an Seiltänzer, Schauspieler, noch Literaten zu vermieten.

Eines der letzten Quartiere, die dem Doktor Stechmaier auf seiner Rundreise durch die Stadt noch zu besichtigen blieben, war in einem ansehnlichen Hause in einer neuen Straße, Nummer vierundvierzig, und hier beschloß er, zum letztenmal sein Heil zu versuchen. Es waren in diesem Hause zwei anständige, möblierte Zimmer zu vergeben, im ersten Stock das Nähere zu erfragen. Der Doktor stieg die Treppe hinauf und kam oben an eine Glasthüre, wo neben der Klingel der Name des Bewohners zu lesen stand: „Stadtrat Schwämmle." Der Doktor erinnerte sich dieses Namens aus früheren Zeiten her noch ziemlich dunkel und ungewiß, und da er mit sich selbst nicht ganz im Reinen war, ob er diesen Mann nicht früher gekannt, so zögerte er einen Augenblick, ehe er sich entschloß, anzuläuten. Der Titel „Stadtrat" war ihm einigermaßen unbehaglich, und wenn er sich auch in ganz anderen Verhältnissen als damals befand, so hatte er immer eine gewisse Scheu vor dem Stadtrate behalten, denn für ihn war

diese würdige Behörde beständig in gewisser Verbindung mit gerichtlichen Vorladungen, mit Schuldenliquidationen und dergleichen mehr gewesen.

Doch zog er endlich dennoch die Klingel und ein Dienstmädchen öffnete die Glasthüre.

„Ist der Herr Stadtrat Schwämmle zu Hause?"

Das Dienstmädchen zögerte einen Augenblick mit der Antwort und besah sich erst den Fragenden vom Kopf bis zu den Füßen. Als sie aber finden mochte, daß er nicht wie ein bettelnder Vagabund aussah, so sagte sie: „der Herr Stadtrat sind noch im obern Stock und werden im Augenblick in seine Wohnung kommen. Aber die Frau Stadträtin sind zu Hause."

Der Doktor Stechmaier trat in das Vorzimmer, es war dasselbe, dessen sich vielleicht der geneigte Leser von früher her erinnert, dasselbe, wo seiner Zeit der selige Steinmann Gasbeleuchtungs- und Kirchendienst-Audienzen gehabt.

In dem Zimmer hatte sich eigentlich gar nichts verändert. Da standen noch dieselben Tische und Stühle wie damals, doch waren sie älter und gebrechlicher geworden, die Gestalt derselben altmodisch, der Überzug abgeschossen und verblichen. Wie damals, stand die Thüre zum Nebenzimmer geöffnet, und wie damals saß die Stadträtin Schwämmle in eben diesem Zimmer beim Kaffeetisch. Sie war in ihrem Äußeren noch dicker, in ihrem Wesen aber zänkischer geworden. Mit einer sehr fetten Stimme befahl sie der Magd, dem fremden Herrn einen Stuhl zu geben, und als das geschehen war, schien sie wieder in stilles Nachdenken zu versinken. Die Schwarzwälder Uhr pickte, der Kanarienvogel versuchte einige Töne: doch war seine Zeit vorüber und es wollte nicht mehr recht gelingen. Zuweilen auch glaubte der Doktor, es schnarche ein Mops im Nebenzimmer, doch da dieser gelinde Schnarcher meist mit einem menschlichen Räuspern schloß, so erkannte er bald, daß es das schwere Atmen der Stadträtin sei, welches er so unverantwortlich verkannt hatte.

Endlich wurde draußen die Glasthüre geöffnet, gleich darauf

die Stubenthüre; der Doktor erhob sich und Stadtrat Schwämmle trat ein.

Der Stadtrat, obgleich bedeutend älter geworden, hatte immer noch so viel als thunlich sein imponierensollendes Äußere festgehalten. Sein Kinn vergrub er noch immer würdevoll in die Halsbinde, ja das Bäuchlein, das er sich zugelegt, sowie die silberne Brille gaben seiner ganzen Haltung etwas wichtiges, ehrwürdiges, zu welchem allein die sehr geschwinden Bewegungen, die sich der Stadtrat noch nicht abgewöhnt, nicht vollkommen im Einklange standen. Seine Züge dagegen hatten bedeutend gealtert, sein Haar war gebleicht, sein Blick etwas kummervoll geworden. Er begrüßte den Fremden mit einem sehr förmlichen Kopfnicken, dann fragte er: „wen habe ich die Ehre? Was verschafft mir diese Ehre?"

Der Doktor nannte seinen Namen und sagte, er habe im Tagblatte gelesen, daß hier im Hause Numero vierundvierzig eine Wohnung von zwei Zimmern zu vergeben sei, wonach man sich in der Beletage zu erkundigen habe.

Der Stadtrat räusperte sich, rieb die Hände übereinander, nahm ein freundlich seinsollendes Lächeln an und sagte: „der Herr Doktor sind ein Fremder, eben erst in der Stadt angelangt?"

„Vor einigen Tagen. Ich wohne im englischen Hofe," entgegnete auf diese Frage der Doktor.

„Ein sehr gutes Hotel," fuhr der Stadtrat fort, „ein sehr anständiges Hotel; allerdings sind hier im Hause zwei Zimmer zu vergeben, sehr schöne Zimmer, gut möbliert, doch —"

„Aber wie kannst du so genau wissen, ob die Zimmer wirklich noch frei sind?" ließ sich die fette Stimme der Stadträtin vernehmen. „Heute morgen waren mehrere Partieen da, welche die Wohnung eingesehen haben."

Der Stadtrat machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Nebenzimmer und sagte als höflicher Mann: „meine Frau!" Dann fuhr er mit lauterer Stimme fort: „allerdings bin ich nicht imstande, dem Herrn Doktor die Wohnung für bestimmt zuzusagen, die Hofrätin X. ist die Vermieterin und ich habe es nur aus freundnach-

barlicher Rücksicht übernommen, den Anfragenden die nötige Auskunft zu erteilen. — Der Herr Doktor sind Mediziner?"

„Bitte um Entschuldigung!"

„Also Jurist?"

„Noch weniger," entgegnete Stechmaier, „ich bin Doktor der Philosophie und Schriftsteller."

„Ah! — Ah! — So! — Schriftsteller?" antwortete der Stadtrat, und die fette Stimme aus dem Nebenzimmer rief so laut als möglich: „ich kann dich aber versichern, Schwämmle, daß die Zimmer wahrscheinlich schon genommen sind. Die verwitwete Hauptmännin Steiner hatte große Lust dazu, und was die Hofrätin anbelangt, so könnte sie für sich keine angenehmeren Mietsleute finden."

„Auch ich würde mich bemüht haben, im besten Einverständnis mit der Frau Hofrätin zu leben," sagte der Doktor so laut, daß die Stadträtin im Nebenzimmer diese Antwort auf alle Fälle hören mußte.

„Davon bin ich vollkommen überzeugt," versetzte der Stadtrat mit einem verlegenen Lächeln und rieb sich emsig die Hände. „Ja, ich bin dessen ganz gewiß; man muß natürlich vor allen Dingen bei der Hofrätin anfragen, ob die Zimmer noch frei sind, und in diesem Falle und wenn dem Herrn Doktor die Wohnung gefällt, wird die Sache durchaus keine Schwierigkeiten haben. — Im Gegenteil, ich für meine Person würde mich außerordentlich freuen, einen Mann, wie der Herr Doktor, einen bedeutenden litterarischen Namen, in unserem Hause zu wissen."

Der Stadtrat hatte bis jetzt nicht die entfernteste Ahnung davon gehabt, daß es überhaupt einen Doktor Stechmaier auf dieser Welt gebe. Dieser dagegen, nachdem er den Stadtrat gesehen und gesprochen, begann sich desselben doch von früheren Zeiten her so allmählich zu erinnern, und Geschichten, wie mit der Gasbeleuchtungseinrichtung contra Schlachthaus, und der neuen Kirche contra Löschcorps, begannen in seinem Innern aufzudämmern. An Widerspruchsgeist hatte es dem Doktor von jeher

nicht gefehlt, und da es ihn namentlich ärgerte, daß sich die fette Stimme des Nebenzimmers in seine Angelegenheiten mischen zu wollen schien, so beschloß er, das Herz des Stadtrates und die beiden Zimmer der Hofrätin im Sturme zu erobern.

„Es ist allerdings schade," sagte er nach einer Pause, „daß es den Anschein hat, als seien die fraglichen Zimmer bereits vergeben. Es wäre für mich namentlich wünschenswert gewesen, in diesem Hause zu wohnen, es hätte mir bei einer größeren Arbeit von einigem Nutzen sein können."

„Ei?" sagte der Stadtrat.

„Ich wurde," fuhr der Doktor in gleichgültigem Tone fort, „durch die Cottasche Buchhandlung hieher berufen, um für diese eine größere Arbeit, welche die hiesige Stadt betrifft, an Ort und Stelle zu vollenden."

„Sie wurden," entgegnete der Stadtrat mit so lauter Stimme, daß man es im Nebenzimmer deutlich hören konnte, „von der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart und Tübingen, hieher berufen?"

„Um für sie eine größere Arbeit zu vollenden," ergänzte der Doktor sehr bestimmt.

„Das ist sehr zu bedauern!" rief die fette Stimme aus dem Nebenzimmer, „aber ich versichere dich, daß die Hauptmännin Steiner das Quartier bereits genommen hat!" Worauf der Stadtrat an die andere Thüre eilte und mit leiser, aber eindringlicher Stimme sagte: „ich wollte, daß du mich im Frieden ließest mit deiner Hauptmännin Steiner!" Darauf kehrte er ebenso schnell zurück und sprach verbindlichst: „wollen Sie nicht gefälligst Platz behalten, Herr Doktor Stechmaier?"

„Ich will Sie durchaus nicht länger aufhalten," entgegnete dieser, aber Sie erlauben mir vielleicht, Ihnen behufs dieser größeren Arbeit später einen Besuch zu machen, wenn es nämlich meine Zeit erlaubt. Bei einer Wohnung hier im Hause hätte sich das freilich machen lassen."

„Und diese größere Arbeit?" fragte der Stadtrat.

„Betrifft die Geschichte der hiesigen Residenz, ihre Entstehung, ihre älteren und neueren Bauten, ihre Fortschritte mit der Zeit, ihre gesellschaftlichen und anderen Einrichtungen, und dabei wäre mir Ihr Rat, Ihre Erfahrung sehr zu statten gekommen. Ich glaube sogar, wenn ich mich recht erinnere, daß wir eine unserer besten städtischen Einrichtungen — die Gasbeleuchtung, und unser schönstes Bauwerk — die neue Kirche, Ihrem Eifer verdanken."

Der Stadtrat, aufs höchste geschmeichelt, zog seine Augenbrauen sehr in die Höhe, als wolle er sagen: damals stand ich unendlich erhaben, dann vergrub er sein Kinn so tief in die Halsbinde, als wollte er damit seine jetzige verborgene Stellung ausdrücken.

„Ich hatte mir mit zwei vortrefflichen Kapiteln für diese große Arbeit geschmeichelt, — Gasbeleuchtung — und dann — die neue Kirche. Wie gesagt, zwei vortreffliche Kapitel, vortrefflich durch die Mitteilungen, die ich von Ihnen zu erhalten hoffte."

„Das ist leider traurig," ließ sich die Stimme im Nebenzimmer hören, „aber die Hauptmännin Steiner wird morgen einziehen, wie ich glaube."

Stadtrat Schwämmle zuckte mit den Achseln und sagte: „diese Frau giebt niemals Ruhe und mit großem Unrecht. Sie liebt leider," setzte er mit leiser Stimme hinzu, „die Herren Schriftsteller nicht besonders, — wissen Sie, die sogenannten Litteraten, und so eine Frau versteht gar keinen Unterschied zu machen. Aber ich kann Sie versichern, daß die Zimmer droben noch nicht vermietet sind."

„Das wäre mir äußerst angenehm!" erwiderte der Doktor mit sehr lauter Stimme, „und was das Kapitel Gasbeleuchtung anbelangt, so —"

„Ha, ha, ha!" lachte die fette Stimme im Nebenzimmer, „dabei bitte ich aber nicht zu vergessen, des alten Schlachthauses zu erwähnen, das heute noch wie vor fünfzig Jahren zum Skandal der ganzen Nachbarschaft, zum Skandal der ganzen Stadt geblieben ist, wie es war."

„Frau!“ sagte sehr ernst der Stadtrat.

„Und wenn Sie an die neue Kirche kommen,“ fuhr die hartnäckige Stadträtin fort, und bei der Anstrengung des lauten Sprechens holte sie tief Atem, „so gedenken Sie ja des Löschcorps, das deshalb niemals zu stande kam, wodurch bereits so viel Unglück geschehen.“

„Frau!“ wiederholte der Stadtrat mit lauterer Stimme als bisher und eilte an die Thüre des Nebenzimmers; „schweige still, oder ich könnte mich veranlaßt sehen, dir einige Unannehmlichkeiten zu sagen! Es ist aber in der That besser, daß ich diese Thüre zuschließe und dich auf solche Art für unser Gespräch unschädlich mache.“

Bei diesen Worten drückte er die Thüre ins Schloß, doch ehe er mit diesem Geschäft zu Ende war, hörte man die Stadträtin sehr laut und gellend rufen: „dann bitte ich aber auch ein Kapitel zu machen, und das muß Steinmann heißen, und das muß erzählen, wie der Meßner von der Kirche sich am Glockenseile aufgehängt hat, weil er ein durchaus schlechter Kerl gewesen.“

Den Stadtrat hatte die bösartige Anspielung sichtlich erschüttert. Er zuckte mit den Achseln und sagte: „mit dieser Frau läßt sich nichts machen.“ Nach einer Pause fragte er den Doktor: „sind Sie verheiratet?“ und als dieser verneinte, fuhr er fort: „so machen Sie auch nie den Versuch, sich eine Frau anzuschaffen, man hat davon nur Kummer und Verdruß. Wenn auch alles anfangs sehr gut geht, — und dies war bei mir der Fall, — so legt einem doch endlich der Teufel ein Ei in die Wirtschaft. Was hat mich diese Frau nicht seit zwölf Jahren gequält, daß ich die Gasbeleuchtung contra Schlachthaus protegiert? Ihr Vater, nur Metzgeroberzunftmeister, sonst ein achtbarer Mann, agitierte seit jener Zeit gegen mich: ich verfeindete mich mit der ganzen Familie, man that mir alles gebrannte Herzeleid an, ich habe nichts als mein Bewußtsein, und vielleicht die öffentliche Stimme, wenn ich einmal nicht mehr bin; und auch das wenige will mir die eigene Familie nicht einmal lassen. Bester Herr Doktor Stechmaier,“ dabei faßte

er gerührt die beiden Hände des Schriftstellers, „ich werde Sie der Hofrätin vorstellen, Sie und kein anderer soll die beiden Zimmer haben! Und was die Kapitel anbelangt: Gasbeleuchtung und neue Kirche —"

„So können Sie sich ganz auf mich verlassen," entgegnete der Doktor.

Nachdem der Stadtrat noch einen vorsichtigen Blick auf die Nebenthüre geworfen, verließ er mit dem angehenden Mietsmanne seine Wohnung und stieg eine Treppe höher hinauf zu derjenigen der Hofrätin, wo er sich alsbald durch das Stubenmädchen anmelden ließ.

Sie traten in das Empfangzimmer, wo die violetten Plüschmöbel der seligen Schwiegertochter mit einem Überzug von weißem Zeug verhüllt waren; nicht wegen der Trauer, vielmehr wegen des Staubes und der Motten. An der Wand hingen in schweren goldenen Rahmen die Porträts des einstigen jungen Eduards und seiner nunmehr dahingeschiedenen Frau, der Honoratiorentochter. Sie waren von einem der ersten Poträt-Künstler der Residenz gefertigt; dieser gefühlvolle Mann hatte sich bemüht, in den zu einander hingeneigten Köpfen der beiden Porträts, wie in zwei Paar zärtlich schmachtenden Augen, der Nachwelt ein inniges glückliches Verhältnis ahnen zu lassen, wie solches aber leider bei dem Paare im dornenvollen Diesseits nie existiert. Unter diesen Porträts bemerkte man ein Aquarell, die Söhne Eduards vorstellend; nicht die unglücklichen Sprößlinge der englischen Königsfamilie, sondern die beiden Nachkommen des darüber hängenden Elternpaars. Wir

würden dieses Aquarells nicht erwähnt haben, wenn es nicht so außerordentlich in Zeichnung und Farbe gewesen wäre, daß man es auf einige Schritte für eine Landschaft hätte halten, oder wenn man einmal erkannt, daß es wirklich lebende Wesen gewesen seien, es nicht ebensogut für eine kleine Bärenfamilie oder für eine Zucht junger Meerschweine hätte ansehen können.

Doch die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich und die Hofrätin trat herein. Sie war ganz schwarz gekleidet, mit einem kleinen weißen Kragen, über welchem das eingetrocknete, sehr lange schmale Gesicht in blaßgelber Farbe glänzte. In der Hand trug sie ein Gebetbuch und ihr Schritt war so abgemessen und feierlich, ihren Kopf trug sie so wichtig und steif, die Augen blickten so unbeweglich, ja schwärmerisch auf den Stadtrat, daß man hätte glauben sollen, sie probiere den letzten Akt einer schrecklichen Tragödie, z. B. der Maria Stuart, und wandle geraden Wegs auf das Schaffot. — Aber ach, die Frau, die so ernst mit dem Kopf nickte und sich nach einer gelinden Handbewegung so feierlich auf ihren Stuhl niederließ, war kaum noch der Schatten der Hofrätin. Sie hatte mit dem Diesseits abgeschlossen, sie lebte nur noch in freundlichen Betrachtungen des Jenseits, und wenn sie sich je, was aber höchst selten vorkam, auf irdische Weise beschäftigte, so bestand das neben den Kaffeegesellschaften ihrer Glaubensgenossinnen in unendlichen Gardinenpredigten, die sie dem unverbesserlichen Hofrat hielt, der in Gesellschaft seines, nunmehr wieder ledig gewordenen, Sohnes die Wirtshäuser wieder mehr als je frequentierte.

Der Stadtrat stellte den Doktor in bester Form vor, bezeichnete ihn als einen unserer ersten deutschen Schriftsteller, der sich bei einem größeren Werke, das er im Begriff sei, herauszugeben, namentlich zur Aufgabe gemacht habe, die kirchlichen Einrichtungen der Residenz kritisch zu beleuchten und hauptsächlich für die Sonntagsfeier dringendere Verbesserungen vorzuschlagen. Der Stadtrat garantierte in jeder Hinsicht für seinen Freund, den Doktor Stechmaier, und nach einer kurzen Unterredung erhielt der letztere die beiden Zimmer um einen billigen Preis und begab sich in den

englischen Hof zurück, um seine Effekten in das neue Quartier bringen zu lassen. —

Der Balletmeister Dubelli war ebenfalls vor einigen Tagen ausgezogen und traf nun zufällig an der Thüre des Gasthofes mit dem Doktor zusammen, worüber sich beide außerordentlich freuten.

„Ich habe nach Ihnen sehen wollen, bester Doktor," sagte Dubelli, „und es ist mir sehr lieb, daß ich Sie hier treffe. Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, so kommen Sie mit mir, ich soll Sie unserem neuen Intendanten vorstellen, der es sehr wünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Der Doktor, nachdem er die nötigen Befehle wegen seiner Effekten gegeben, fügte sich gerne in das Verlangen seines Freundes, und beide begaben sich nach dem Hause des Grafen Alfons, wo sie auch sogleich vorgelassen wurden.

Der Graf war ganz Geschäftsmann geworden und saß vor einer Menge von Papieren, die er aber bei Seite legte und seinen Balletmeister, sowie den Doktor Stechmaier aufs freundlichste empfieng. Die Cigarren wurden angezündet und das Gespräch beschäftigte sich mit dem Theater, mit neuen Einrichtungen desselben, dann mit bedeutenden Erscheinungen der Litteratur und hierauf mit dem neuen Werke des Doktor Stechmaier.

Eine Hand wäscht in dieser Welt immer die andere, und eine anständige Kameraderie ist ebenso erlaubt, wie notwendig. Der Doktor nahm, nachdem Unterredung und Besuch vielleicht eine halbe Stunde gedauert hatte, aus den Händen des Intendanten gern einen Freiplatz für das Theater und hatte zu gleicher Zeit die Idee zu einem neuen Kapitel für sein unsterbliches Werk erobert.

„Apropos," sagte Graf Alfons beim weggehen zu Dubelli: „Ihr Gönner aus früherer Zeit, mein Freund, der Baron Karl, kommt in diesen Tagen mit seiner Familie hieher, um den Winter in der Residenz zuzubringen. Sie werden sich gewiß seines kleinen Hauses vor dem Thore noch erinnern; machen Sie ihm Ihren Besuch und stellen Sie dem Baron Ihren Freund, den Doktor

Stechmaier, vor. Ich hoffe, daß wir den nächsten Winter recht heiter unter uns zubringen werden. Bälle und große Gesellschaften sind für uns keine Vergnügungen mehr; ich hoffe, wir werden uns wöchentlich ein paar Abende sehen, um da einige Stunden angenehm zu verplaudern. Auch mein Haus soll zu diesem Zweck beständig offen sein. — Adieu Dubelli! guten Morgen, Doktor!"

Graf Alfons setzte sich wieder zu seinen Papieren nieder, doch hatte er kaum einige Minuten darin gelesen, als ihm sein Kammerdiener eine Dame meldete.

„Vom Theater?"

„Ich glaube nicht, Herr Graf. Ich habe sie nicht erkannt, denn ihr Gesicht ist dicht verschleiert," sagte der Kammerdiener.

„Wenn sie vom Theater ist," antwortete der Intendant, „eines unserer Mitglieder, oder vielleicht eine fremde Künstlerin, so soll sie sich an den betreffenden Regisseur wenden. Im anderen Falle aber, wenn sie mich persönlich zu sprechen verlangt, so laß sie eintreten."

Der Kammerdiener ging hinaus und einige Augenblicke darauf trat die angemeldete Dame ins Zimmer. Der Graf erhob sich und machte eine leichte Verbeugung. Er blickte forschend und betroffen auf diese Gestalt, die ihm bekannt erschien. — Sie schlug den Schleier zurück.

„Anna!"

„Ja, Herr Graf, ich bin es," sagte das Mädchen mit ruhiger Stimme; „ich hatte nicht geglaubt, ja nicht gehofft, Sie wieder zu sehen. Doch das Schicksal wollte es anders."

„Ich danke dem Schicksal dafür," versetzte Graf Alfons verbindlich und bat das Mädchen, in einem kleinen Fauteuil, den er ihr hinschob, Platz zu nehmen.

„Das Schicksal, Herr Graf," fuhr sie mit ruhiger Stimme fort, „oder vielleicht der Zufall, führte Sie vor einigen Tagen in unser Haus. Sie sahen mich, Sie schienen mich leider zu erkennen. O, Herr Graf, um Gottes Barmherzigkeit willen," — dabei faltete sie ihre Hände und ihre erkünstelte Ruhe wich einer heftigen Auf-

regung — „haben Sie jemand davon gesagt, daß Sie mich wieder gesehen? — Haben Sie es ihm gesagt, daß ich hier in der Stadt bin, daß ich mich in seiner ehemaligen Wohnung befinde? — Nein, Sie haben das nicht gethan! Ich hoffe auf Sie. — Nicht wahr, Sie haben ihm nichts gesagt?"

„Nein, Anna," sagte Alfons sehr ernst, „ich hielt es für besser, nicht davon zu sprechen."

„O, ich danke Ihnen dafür!" entgegnete das Mädchen, „ich wußte es wohl, Sie wollen mir nicht aufs neue meine Ruhe, meinen Frieden rauben. — Dann ist alles gut."

Graf Alfons blickte sie fragend an.

„Benetti," fuhr sie nach einer Pause fort, „hat dieses Schreiben an Sie gerichtet, er hat mich beauftragt, es bei der Dienerschaft abzugeben. Sie werden mir verzeihen, Herr Graf, daß ich es selbst in Ihre Hände lege."

Graf Alfons nahm erstaunt den Brief aus ihrer Hand, riß das Couvert ab und durchflog das Schreiben.

Der Italiener schrieb an den Chef des Hoftheaters:

„Euer Excellenz!

Euer Excellenz werden wissen, daß ich über fünfzig Jahre dem hiesigen Theater diene. Schon seit zehn Jahren befand ich mich im Recht meiner vollen Pensionsansprüche, die ich aber nicht geltend machte, da ich mich noch in der Kraft und Laune fühlte, für das Institut wirken zu können. Jetzt aber, Excellenz, beginnt diese Kraft nachzulassen, und zu gleicher Zeit fühle ich eine unbezwingbare Sehnsucht, noch einmal das Land zu sehen, wo ich geboren; es zieht mich zurück nach dem schönen Italien, dort möchte ich meine letzten Tage verbringen, um mich, wenn ich sterbe, begraben zu lassen in der heiligen Erde Roms. Euer Excellenz werden diese dringende Bitte eines alten Mannes und getreuen Dieners gerechtfertigt finden und Allerhöchsten Ortes bevorworten. Bekannt mit den wohlwollenden Gesinnungen Euer Excellenz, bitte ich demnach: mir baldigst meine Entlassung gestatten zu wollen; ich möchte gern

dies Land verlassen, ehe der Winter kommt, ich möchte gern jenseits der Alpen noch einige warme, angenehme Herbsttage genießen — es sind vielleicht meine letzten."

Der Intendant ließ die Hand mit dem Papiere sinken und blickte nachsinnend vor sich hin. „Und was bewog den alten Benetti zu diesem Schreiben?" sagte er nach einer Pause.

„Er hat diesen Entschluß schon seit längerer Zeit gefaßt," antwortete Anna, „ich glaube wirklich, Herr Graf, man kann es diesem alten Manne nicht übel nehmen."

„Und Anna — Sie?" — forschte Alfons weiter, „was wird aus Ihnen?"

„Ich verlasse mit ihm dies Land, ich begleite den alten Mann. Aufrichtig gesagt, Herr Graf, habe ich meinesteils diesen Entschluß erst gefaßt, seit ich Sie wieder gesehen, seit ich dadurch in meiner Verborgenheit entdeckt war. Auch er könnte ja eines Tags abermals den Versuch machen, seinen alten Lehrer aufzusuchen, sich mit ihm zu versöhnen — mich wiederfinden. — O das wäre schrecklich! Sie wissen nicht, Herr Graf, wie angenehm mir mein Geheimnis war, die Verborgenheit, in der ich lebte, — wie er glaubte, weit, weit weg von ihm, und doch in seiner Nähe! O ich war glücklich in dem Gedanken!"

„Und es ist Ihr fester Entschluß, Anna, mit dem alten Italiener zu gehen, dem mürrischen, alten Manne, der gewiß Ihr Leben verbittert; eine Existenz fortzusetzen, die Ihnen unerträglich sein muß?"

„Glauben Sie das nicht!" erwiderte ernst und bestimmt das Mädchen. „Es ist wahr, er kann heftig gegen mich sein, Tage lang unfreundlich, er kann mich schelten wegen Kleinigkeiten. Aber bin ich nicht vollkommen glücklich darin, soll ich nicht leiden und dulden, um wieder gut zu machen, was ich einstens gefehlt?" Bei diesen Worten glänzte ihr Auge und ihre Stimme hob sich. „Glauben Sie ja nicht, Herr Graf, daß ich ihn vergessen habe. O, ich liebe ihn inniger, ja leidenschaftlicher, als damals. Aber ich fürchte, ich würde ihn nur so lange lieben können, bis zu dem Momente, wo

ich ihn wiedersehen müßte, wo ich seine Stimme hörte, wo mich seine Hand berührte. Dann wäre alles vorbei, dann würde ich fühlen, daß ich kein Recht habe, ihn zu lieben, dann käme das entsetzliche Bewußtsein meines Unglücks — — meiner Schmach über mich, und ich wäre wieder so unerhört elend, wie damals. — Jetzt bin ich ruhiger geworden, und wenn ich so zurückdenke auf die Jahre, die verflossen sind, so begreife ich nicht, wie ich, die ihn so wahr, so innig, so rein geliebt, je daran denken konnte, es könnten Tage kommen, wo mich jenes entsetzliche Bewußtsein nicht mehr quälen würde — ja, wo ich ihm angehören könnte. — Das ist alles vorbei, Herr Graf; ich bin dem Schicksal dankbar dafür, daß es mir vergönnte, Ihnen diese wenigen Worte sagen zu können; es ist mir eine Erleichterung, eine Beruhigung; und dann habe ich noch eine Bitte: Sie versprechen mir feierlich, Herr Graf, — ich kann das von Ihnen verlangen — ihm meinen Namen jetzt nicht zu nennen; aber nach Jahren, vielleicht nach vielen Jahren, wenn Sie ihn dann wieder sehen, so sprechen Sie von mir: o dann sagen Sie ihm, wie unendlich ich ihn geliebt, weshalb ich mich verborgen, weshalb ich ihn geflohen, und daß ich mein ganzes Lebensglück mit Freuden geopfert, um seinen Namen rein zu erhalten!"

Mit diesen Worten hatte sich Anna langsam erhoben und ihr glänzendes Auge blickte begeistert in die Höhe.

„Nein, Anna!" rief Alfons, „dies Versprechen lege ich Ihnen nicht ab, bis jetzt sprach ich mit meinem Freunde nicht von Ihnen; aber ich müßte mich selbst verachten, wollte ich ihm durch ein feiges Stillschweigen sein höchstes Glück rauben, ein so edles, großes Herz, wie das Ihrige. — Ich werde ihm alles sagen!"

„Alles?" wiederholte das Mädchen mit seltsamer Stimme und ihr Auge blickte finster, ja wild. „Alles, Herr Graf?" Dabei hob sie ihre Oberlippe trotzig wie damals, so daß die glänzenden Zähne hervorblickten. „Alles, einem Freunde, dem Sie bis jetzt geschwiegen? — O Gott! Und mich seiner Verachtung preisgeben!"

Graf Alfons stützte sich mit der Hand auf den Tisch und schwieg erschüttert stille.

Aus ihren Augen brachen die Thränen hervor und rollten langsam über ihr schönes, bleiches Gesicht. „Ja, nach langen, langen Jahren," sagte sie mit leiser Stimme, „dann dürfen Sie sprechen, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, alsdann zu sprechen! Nach langen Jahren, wenn ich vielleicht nicht mehr bin, wenn er meiner kaum mehr gedenkt — aber heute!" — ihre Stimme wurde heftiger und sie richtete sich stolz auf, — „aber heute, jetzt, Herr Graf, soll er glauben, ich wolle mich in seine Arme werfen, ich wolle zu ihm zurückkehren, soll er mich vielleicht achselzuckend aufnehmen? — Und wenn auch nicht — soll er mich vielleicht nachschleppen durch dieses Leben, mich, die Verworfene, mich — — — einst die Geliebte seines glücklicheren Freundes?"

Der Graf war erschütterter, als je in seinem Leben. Er fühlte sich klein vor der Größe der Seele dieses Weibes. Er hatte einen Edelstein, ein unschätzbares Gut gefunden, und das sollte er hinwegwerfen in den Staub des gewöhnlichen Lebens, verschwinden, untergehen sehen in der Alltäglichkeit?

„Sie sind hart gegen mich," sprach er nach einer längeren Pause, „aber Sie haben recht und doch unrecht. Wir wollen sie nicht heraufrufen, jene Zeit, die lange hinter uns liegt, wo ich, ohne es zu wissen und zu wollen, das Gift in Ihre Seele träufelte, das — ich sehe es ein — Ihr ganzes Lebensglück verzehrt. Und doch kann ich Sie nicht so von mir lassen. Ich liebe Charles, wie meinen Bruder; ich habe Sie kennen gelernt, Anna, Sie sind wie ein Engel einem alten Manne erschienen, der edler und besser ist, als tausende von uns; ich kann Sie nicht von mir lassen, ich muß Sie meinem Freunde erhalten!"

„Unmöglich, Herr Graf!" sagte ernst und bestimmt das Mädchen.

„Warum unmöglich?" erwiderte Alfons mit fester Stimme nach einem tiefen Atemzuge. „Lassen Sie mich meinem Freunde alles sagen — alles, teure Anna, Ihre Fehltritte, Ihre Buße,

Ihre Leiden! Ich will mit den Worten der Wahrheit Ihr ganzes Herz, Ihre Seele vor ihm offen hinlegen, und wenn er Ihnen darauf nicht mit dem größten Entzücken seine Arme öffnet, sich nicht glücklich schätzt, ein solches Weib zu besitzen, wenn in seinem

Gesichte der geringste Zweifel zuckt, wenn nur eine Miene etwas anderes, als das unbeschreiblichste Glück ausspricht, so — biete ich selbst Ihnen meine Hand an, um ihm, um der Welt zu beweisen, wie ich von Ihnen denke, für welches unschätzbare Kleinod ich Ihr Herz, Ihre Seele halte."

Das Mädchen war erstaunt einen Schritt zurückgetreten; sie sah den Grafen mit ihren großen Augen fest an und ein leichtes

Lächeln stahl sich über ihre bleichen Züge. Dann preßte sie die Hand auf ihr Herz und ein langes: Ah! wie ein Seufzer der Befriedigung, des Glückes tönte aus dem Innersten ihres Herzens empor.

„Was kümmert mich die Welt?“ fuhr der Graf leidenschaftlich fort, „ich habe sie verachten gelernt. Was kümmert mich meine Stellung? — Ich werfe sie dahin. Ich könnte Ihnen sagen, Anna, daß ich Sie seit jenem Augenblicke nicht vergessen, daß Ihr Bild, wenn auch unklar und unbewußt, mich nicht verließ. — Doch glaube nicht, Mädchen, daß ich dir eine Erklärung machen will; ich will dich nur festhalten, wie einen kostbaren Edelstein, der am Rande des Abgrundes rollt: du sollst nicht verloren gehen, ich will dich retten, sei es für einen anderen, sei es für mich.“

Anna war bei diesen Worten des Grafen in ihren Fauteuil zurückgesunken und preßte beide Hände vor das Gesicht. Lange saß sie so da, und als sie langsam ihre Hände sinken ließ, standen ihre Augen voll Thränen, aber es waren nicht Thränen des Schmerzes, es waren Thränen des Glücks.

„Anna!“ rief der Graf und faßte eine ihrer Hände, „darf ich reden oder nicht?“

Da schüttelte sie leise ihr Haupt und sagte mit ruhiger Stimme: „wie danke ich Ihnen, Graf Alfons, für das Geschenk, das Sie mir mit Ihren Worten gegeben! O ich könnte niederknieen und unsäglich danken, dem Himmel danken, Ihnen danken! Wenn das, was Sie eben sagten, Ihr Ernst war, — und ich zweifle nicht daran, — so müssen Sie mich achten, ja, Sie müssen mich ehren, und dieser Achtung will ich mich wert machen.“

„So darf ich reden?“ fragte der Graf.

„Nein, nein, gewiß nicht!“ entgegnete leidenschaftlich das Mädchen. „Ein Wort aus Ihrem Munde zu ihm, daß ich in seiner Nähe sei, würde all' mein Glück zerstören, und wenn er mir auch seine Arme liebevoll wie damals öffnete, und wenn er

mich auch wieder an sein Herz zöge mit unendlicher und inniger Liebe, nachdem Sie ihm gesagt, was Sie ihm sagen wollten, nachdem Sie ihn versichert, wie hoch ich in Ihrer Achtung stände, o glauben Sie mir, Graf Alfons, das alles wäre nur für den Augenblick. Nach einiger Zeit würden doch Zweifel in ihm aufsteigen, er müßte sich sagen, das alles sei eine verabredete Sache zwischen uns beiden gewesen, und dann wäre sein und mein Leben gleich unglücklich. So aber bin ich es nur allein," fuhr sie mit leuchtenden Blicken und erhobener Stimme fort, „ja, Graf Alfons, ich achte Sie hoch, ich werde Ihren Edelmut nie vergessen, aber ich verlange Ihr Ehrenwort, einen Schwur bei allem, was Ihnen heilig ist, jetzt nicht zu ihm zu sprechen! Aber dabei bitte ich Sie flehend, ihm nach Jahren meine Geschichte zu erzählen, mein Herz offen darzulegen!"

„Anna!" entgegnete der Graf und küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, „Anna, Sie sind grausam, Sie thun unrecht."

„Schwören Sie mir, Graf Alfons! Es ist wohl die letzte Bitte, die Sie mir in diesem Leben erfüllen können."

„Und nichts kann Sie in diesem Entschlusse wankend machen?" sagte schmerzlich bewegt der Graf, „also nichts ist imstande, Ihren Sinn zu ändern?"

„Nichts, Graf Alfons! — Schwören Sie mir!"

„Ich schwöre es Ihnen!"

„Weder ihm selbst von mir zu sprechen, noch ihm durch einen andern von mir sprechen zu lassen, noch ihm in dieser Sache zu schreiben."

„Ich schwöre es Ihnen feierlich."

„So danke ich Ihnen herzlichst, Graf Alfons!" sagte das Mädchen in unendlich weichem Tone. — „Leben Sie wohl, ich darf Sie meinen Freund nennen; beweisen Sie mir diese Freundschaft und gewähren Sie bald die Bitte jenes alten Mannes. Ich kann nicht eher ruhig sein, bis ich weit, weit von hier bin!"

„Ich werde thun, was ich kann, Anna," antwortete Graf

Alfons gerührt und reichte ihr zum Abschiede die Hand. „Da ich es nicht vermag, Sie zurückzuhalten, so will ich Ihren Wunsch schleunigst erfüllen. Sie haben recht: was Sie thun wollen, muß schnell geschehen. Schon morgen soll Benetti seine ehrenvolle Entlassung haben."

Er geleitete das Mädchen ehrfurchtsvoll an die Thüre, und da wandte sie sich noch einmal um, reichte ihm ihre beiden Hände, die er fest und innig drückte. Sie blickte ihm dabei forschend in die Augen, sie hatte noch etwas auf dem Herzen, doch brachte sie eine Zeit lang kein Wort hervor. Endlich sagte sie aber mit ganz leiser Stimme, während sich ihre Augen abermals mit Thränen füllten: „nicht wahr, Graf Alfons, er liebt mich noch?" — Sie müssen das wissen. Liebt er mich noch wie damals? hat er keine Ahnung, wer ich war? Steht mein Andenken noch rein und unbefleckt in seinem Herzen?"

„Gewiß, Anna!" sagte der Graf tief ergriffen, „gewiß, er liebt Sie wahr und innig wie damals. Es wäre sein höchstes Glück, Sie zu finden, und deshalb sollten Sie nicht so fest auf Ihrem Entschlusse bestehen!"

„Das ist alles vorbei," erwiderte ruhig das Mädchen; „wie danke ich Ihnen, Graf Alfons, für alles, was Sie mir heute gesagt. — Leben Sie wohl! wir sehen uns wohl niemals wieder." Dabei zog sie ihren Schleier über das Gesicht, winkte dem Grafen mit der Hand, er möge zurückbleiben, und verschwand in dem Vorzimmer.

Graf Alfons schritt eine Zeit lang heftig im Zimmer auf und ab: ihn beschäftigte lebhaft das Schicksal jenes armen Mädchens. Aber er konnte nichts für sie thun, er konnte ihr in keiner Weise helfen. Er hatte ihr ja geschworen, nichts von ihrem Aufenthalte zu sagen, weder direkt an ihn, noch durch eine dritte Person, noch schriftlich. Die Hände waren ihm vollkommen gebunden. Mißmutig warf er sich in seinen Schreibstuhl und blickte lange Zeit gedankenlos in die Papiere vor ihm, ohne sich mit deren Inhalt zu beschäftigen. Er versank in tiefe

Träumereien; bald wollte er sie schriftlich um eine zweite Unterredung bitten, bald wollte er seinen Wagen verlangen, um zum alten Benetti hinaus zu fahren. Aber alle diese Projekte ver-

warf er wieder als unausführbar, und nach langem Nachsinnen nahm er das Schreiben des alten Italieners, schrieb dazu einige flüchtige bevorwortende Zeilen, siegelte diesen Brief zu und klingelte dem Bedienten.

Der gereiste Lakai trat herein.

„Dieser Brief wird sogleich besorgt!" sagte der Intendant, „aber augenblicklich, er darf keine Minute mehr im Hause bleiben. — War jemand da?"

„Niemand als der junge Herr, der häufig zum Herrn Grafen kommt. Er erfuhr im Vorzimmer, daß der Herr Graf beschäftigt seien und ließ die Karte zurück."

„Charles," sagte der Graf leise vor sich hin, „er war ihr so nah und doch so fern! — Wo ist Amadäus? Wenn er sich im Hause befindet, soll er gleich zu mir kommen!"

Auf diese Frage hin machte der gereiste Lakai ein äußerst verschmitztes Gesicht und verzog die Mundwinkel zu einem so komischen Grinsen, daß Graf Alfons, der zufällig aufblickte, gezwungen war, nach der Ursache dieses sonderbaren Lächelns zu fragen.

„Der Herr Haushofmeister," sagte der Lakai, „wartete lange im Vorzimmer, bis die Dame, welche beim Herrn Grafen war, herauskam."

„Bis jene Dame, welche eben bei mir war, herauskam?" wiederholte aufmerksam Alfons.

„Ja wohl, Herr Graf. Dann —"

„Nun dann? — Weiter!"

„Dann riß der Herr Amadäus seine Augen entsetzlich weit auf, wie er zuweilen thut, wenn er Gespenster sieht."

„Weiter, weiter!"

„Die Dame eilte sehr schnell an uns vorbei die Treppen hinab und der Herr Haushofmeister" — hier grinste der Lakai abermals —

„Nun, was that er?" fragte der Graf hastig in der höchsten Erwartung.

„Er nahm seinen Hut von dem Tische und eilte der Dame nach, die Treppen hinab. Wir sahen nach dem Fenster, — der Herr Graf werden verzeihen — und auf der Straße —"

„Nun, auf der Straße?"

„Dort oben an der Ecke holte der Herr Haushofmeister die Dame ein und verschwand mit ihr in einer Nebengasse."

„Gott sei Dank!" sagte Graf Alfons, indem er von seinem Sessel emporsprang, „das ist ein Hoffnungsstrahl für die Arme; vielleicht kann noch alles gut werden!"

Sechzigstes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

So sind wir denn, geliebter Leser, am Schlusse unserer namenlosen, aber sehr wahrhaftigen, Geschichten angekommen. Es wäre uns vielleicht wohl möglich gewesen, die ferneren Ereignisse unserer Bekannten aus den vorliegenden Blättern noch durch einige Kapitel weiter zu erzählen, wozu aber in der That kein rechter Grund vorhanden ist, indem das Leben aller derer, die sich in den sicheren Hafen einer angenehmen Existenz gerettet, fortan freundlich und beruhigt dahinfloß, und sie keine weiteren Stürme zu

erleiden hatten, die bedeutend genug wären, um hier aufgezählt zu werden.

Dem Balletmeister Dubelli, sowie dem Doktor Stechmaier ging es fortan auf das allererwünschteste, namentlich der erstere sah seine kühnsten Hoffnungen erfüllt, als er an einem der nächsten Abende jener Zeit, wo unser voriges Kapitel schließt, zu einer kleinen Gesellschaft bei unserem alten Freunde, dem Baron Karl, gebeten war, der mit seiner Frau und seinen Kindern, wie es Graf Alfons gesagt, den Winter in der Residenz zubrachte.

Alfred von C. war ebenfalls aus Italien zurückgekehrt und auf sein Gut bei Brüssel gereist, aber nicht um dort zu bleiben. Die Einsamkeit war ihm quälend, unerträglich geworden und er hatte es zugesagt, auch diesen Winter mit den Freunden zubringen zu wollen, aber diesmal in Deutschland. Graf Alfons hatte ihm den ersten Stock seines Hauses eingeräumt und erwartete ihn täglich.

So war es abermals Spätherbst geworden, und der geneigte Leser, der uns so lange und weit gefolgt, muß zu guter Letzt noch die Freundlichkeit haben, mit uns in jenes dunkle, feuchte Gewölbe zu treten, in welchem unsere namenlose Geschichten beginnen. Wie damals fegte ein rauher, naßkalter Wind hindurch, befeuchtete Wände und Boden mit einem Gemisch aus Schnee und Regen. Wie damals eilten die Fußgänger, die hier vorüber mußten, gern durch das alte Gewölbe, wo sie eine zeitlang vor dem Wetter draußen geschützt gehen konnten, und stampften wie damals mit den Füßen und traten hart auf und schüttelten sich, um Regen und Schnee von Stiefeln und Röcken zu entfernen.

Da fuhr eine glänzende Equipage dicht vor dem Eingang zum alten Stadtgraben; auf dem Bocke neben dem Kutscher saß in seinen Mantel gehüllt ein großer Mann mit schwarzem Haar und Bart, der jetzt, sowie der Wagen hielt, den Mantel abwarf und vom Bocke sprang, um den Schlag des Wagens zu öffnen. — Es war Lukas im schwarzen, einfachen Anzug, und nachdem er den Tritt herabgelassen, reichte, er einer jungen blassen Dame den Arm, half

ihr sorgsam auf das Pflaster und hob dann ein kleines Bübchen aus dem Wagen, das neben der Dame gesessen. Einige Augenblicke blieb diese stehen und blickte in dem finsteren schmutzigen Gewölbe umher, dann stützte sie sich auf den Arm des Jägers und preßte ihre feinen Lippen zusammen, als wolle sie das Weinen unterdrücken.

„Hier also hat sie oft gesessen?" sagte die Dame, worauf Lukas schweigend mit dem Kopfe nickte und sich mit der Hand über das Gesicht und den Bart strich.

„Wer Mama?" fragte der kleine Graf von St. Alban.

„Deine Großmutter," entgegnete die Dame mit zitternder Stimme, „deine Großmutter, die sehr arm und elend war."

Dem Kleinen schien das ein Spaß zu sein, denn er blickte lächelnd zu seiner Mutter empor und schüttelte seinen schwarzen Lockenkopf.

Alle drei gingen durch den Gang unter dem Stadtgraben; nach dem ehemaligen Kloster. An der Thüre blieb die Dame stehen und beschaute mit ängstlicher Hast die Treppen vor dem Hause, die alte Thüre, den großen, eisernen Klopfer: alles war noch da, wie vor langen Jahren, alles nicht mehr und nicht weniger zerstört, voll Löcher, voll Flecken und Rost, wie damals, wo sie aus der Tanzstunde kam und Mühe hatte, mit ihren beiden kleinen Händchen den schweren Klopfer in die Höhe zu heben.

Maria preßte die Hand auf ihr Herz und atmete schwer auf, als sie nun in den dunklen Hausgang trat. Da war die große Wendeltreppe mit dem morschen braunen Holzgeländer, mit den ausgetretenen Stufen und mit dem alten, holzgeschnitzten Kapuziner, der hier unten ebenso wie damals, mit ewig unverwandtem Blick nach der Thüre, Schildwache zu stehen schien. Hier nahm Lukas seinen Hut von dem Kopfe, wahrscheinlich in stiller Verehrung vor dem alten Herrn.

Die Gräfin von St. Alban stützte sich auf seinen Arm und sie stiegen die Treppen hinauf. Da wurden bei jedem Tritt, den sie that, bei jedem Winkel, an dem sie vorbeikamen, tausend Erinnerungen in ihr wach. Hier hatte sie sich versteckt, dort hatte sie

hinabgelauscht in das finstere Haus, um zu hören, ob sich der Kapuziner nicht zuweilen räuspere; denn so hatten es die anderen Kinder erzählt. Ach, es war ihr jeden Augenblick, als müsse jetzt Dubel die Treppen herabkommen, der Schneider Dubel in seinem abgeschabten Röckchen, ein Bündel unter dem Arm, oder die alte Kiliane mit ihrem weißen Haar und dem durchfurchten, freundlichen Gesichte, die sie so unendlich lieb gehabt. — Aber es kam nichts die Treppen herab, sie zu begrüßen: das Haus schien überhaupt viel stiller, als früher. Da hörte man keinen Lärm aus der Wirtsstube im ersten Stock, da erklangen durch das Haus keine jubilierenden Kinderstimmen.

Je höher Maria hinaufstieg, um so mehr fühlte sie ihr Herz zusammengepreßt, um so gewaltsamer drängten sich die Thränen nach ihren Augen. Jetzt hatte sie den Vorplatz erreicht: dort war die Waschküche, daneben das große Fenster, durch welches abends der Mond herein schien und wo die kleine Marie so gern getanzt hatte.

Hier war die Stubenthüre — Lukas klopfte an.

„Herein!"

Maria mußte sich gewaltsam zusammennehmen, damit es ihr möglich würde, etwas gefaßt über diese Schwelle zu treten, über diese Schwelle, die sie als Kind so oft betreten. Sie öffnete die Thüre — sie trat in das Zimmer. Da war alles noch, wie es ehedem gewesen, Tische und sämtliche Stühle standen auf derselben Stelle, an den Wänden hingen dieselben alten vergilbten Kupferstiche; ach, zu den Fenstern herein blickten unverändert die Giebel der Nachbarhäuser, die alten bekannten Dächer mit ihren Kreuzen, mit ihren Fensterladen, mit ihren Dachrinnen.

Es war Samstag nachmittag, wo die Arbeit der Woche gethan war und die Feierstunde bereits eingetreten. Dort war auch noch der alte große, viereckige Ofen, und neben ihm saß eine alte Frau, die emsig in einem Buche gelesen und jetzt verwundert aufblickte, wie der vornehme Besuch in ihr Zimmer trat. Sie hatte die Füße auf einen Schemel gestellt, ach, und diesen Schemel kannte

Maria nur zu gut! Wie oft hatte sie darauf gesessen, wie oft hatte sie mit ihm gespielt!

Überwältigt von all' diesen Erinnerungen, überwältigt endlich vom Anblick der alten Frau, ihrer zweiten Mutter, eilte Maria auf die Erstaunte zu, faßte ihre beiden Hände, kniete auf dem Schemel nieder und verbarg ihr Gesicht laut weinend an deren Brust. Aufs höchste überrascht, aber mit ahnungsvollem Herzen blickte die Frau Welscher auf die Dame zu ihren Füßen, dann aber erkannte sie Lukas, der ebenfalls in's Zimmer getreten war und dessen großes schwarzes Auge sonderbar funkelte und glänzte. Doch dauerte die Überraschung der Frau nur einige Sekunden. Wenn sie auch die Fremde nicht sogleich erkannt, so wußte sie doch jetzt und auf einmal ganz genau, welche Hände sie in den ihrigen hielt. Sie beugte ihr Haupt herab, sie hob das der jungen Frau in die Höhe, sie blickte ihr lange in die fremdgewordenen, ihr früher so bekannten Züge, dann rannen ihr langsam die Thränen über das Gesicht herab und sie sagte mit zitternder, ungewisser Stimme: „Maria, du bist es!"

Ja, sie war es, sie kehrte heim aus der Fremde, wo sie so unendlich viel geduldet und gelitten, wo sie endlich vor den Augen der Welt glücklich geworden war. Sie kehrte in ihre Vaterstadt zurück, in dies alte, geringe Haus, das ihre Gedanken, ihr Herz nie verlassen. Sie war Gattin und Mutter; aber sie hatte in dem prächtigen Palaste des Grafen von St. Alban nie jenes wohlthätige heimische Gefühl gefunden, das sie jetzt durchströmte, beim Anblick des alten Kapuzinerklosters, dieser vier weißen, einfachen Wände.

Das alles sagte sie mit vielen, beredten Worten der alten Frau Welscher, und ihre zweite Mutter verstand sie vollkommen.

Das kleine Bübchen blickte neugierig in dem einfachen Zimmer umher und verwunderte sich höchlich, als ihm die Mutter erzählte, hier habe sie als Kind lange, lange Jahre gewohnt, dort habe sie geschlafen, hier habe sie gespielt. Ha, wie lachte Maria vor Freuden laut auf durch ihre Thränen, als sie auf einem Schranke im

Nebenzimmer eine alte, hölzerne Figur erblickte, mit der sie als Kind so oft gespielt.

Den kleinen Grafen betrachtete die Frau Welscher lange und nachdenkend, dann sagte sie: „ja, er sieht dir ähnlich, Marie, sein Gesichtchen ist wie das deinige, als du noch klein warst." — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mehrere Stunden blieb Maria bei ihrer Pflegemutter: sie hatten sich gegenseitig so viel zu erzählen. Öfters kam Lukas in das Zimmer und meldete die Zeit, zog sich aber immer lächelnd zurück, wenn ihm die Gräfin ungeduldig, aber freundlich zurückwinkte und sagte: sie haben noch so viel zu besprechen. Endlich

aber mußte man sich für heute trennen, und dann rief Maria erst noch den Jäger herbei, und auch er mußte der Frau Welscher in der Geschwindigkeit sagen, wie es ihm ergangen, was er alles gesehen und erlebt.

„Und Sie haben in Italien schon den Baron Karl verlassen?" fragte die Frau Welscher, worauf Maria entgegnete:

„Ei freilich, Lukas war es, der mich in Neapel erkannt und aufgefunden. Ohne ihn wäre ich und das Kind hier elend zu Grunde gegangen. Dafür mußte er bei uns bleiben, und er ist unser Freund, unser Ratgeber." — Sie reichte ihm ihre Hand, die er gerührt und herzlich drückte.

„Jetzt, Mutter, muß ich mich entfernen. — Aber morgen komme ich wieder, oder du kommst zu mir, und so alle Tage, so lange wir hier sind." Damit schloß sie die alte Frau fest in ihre Arme, drückte mehrere innige Küsse auf ihren Mund und ihre Stirne und verließ das alte Kloster wieder.

Die Frau Welscher trat an das Fenster, blickte mit gefalteten Händen hinauf an den Himmel und dankte Gott, daß er das Herz ihres Pflegekindes so gut, so rein, so dankbar erhalten. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An diesem selben Tage war im Königlichen Hoftheater die erste Aufführung der neuen Oper unseres Freundes, des Komponisten Charles und das Publikum nahm dieselbe über alle Erwartung günstig auf. Der Komponist wurde nach jedem Akte und am Schlusse stürmisch gerufen, und als er erschien und seine Freunde hiebei bemerkten, daß er ungewöhnlich blaß und verstört aussah, so schrieben sie das dem ungeheuren Erfolge zu, den er gehabt, und der Gemütsbewegung, in welcher sich jeder Künstler in einem ähnlichen Falle befindet.

Einige dieser Freunde waren nach der Vorstellung in der Wohnung des Generalintendanten versammelt, um dem Komponisten ihre besten Glückwünsche darzubringen und ihre große Freude auszudrücken über das Gelingen seines vortrefflichen Werkes.

Aber er kam lange nicht.

Alfred von C. war von Lüttich zurückgekehrt und er erzählte dem Baron Karl, welche Änderungen er an seiner kleinen Villa getroffen. Der Balletmeiste Dubelli, im eleganten schwarzen Frack, dehnte sich mit ungeheurem Wohlbehagen in einem weichen Fauteuil und rauchte eine feine Cigarre. Der Doktor Stechmaier durchblätterte einige Albums, die auf dem Tische lagen.

Graf Alfons wurde von seinem Kammerdiener in das Nebenzimmer gerufen. Dort fand er seinen Freund Charles in heftiger Bewegung auf- und abgehen.

„Aber was treiben Sie, bester Freund?" fragte der Graf überrascht. „Wir erwarten Sie drinnen, um Sie mit dem gerechtesten Lob zu überschütten und Sie rennen hier im Halbdunkel auf und ab. Sind Sie von der Vorstellung so aufgeregt, oder haben Sie etwas anderes? — Bei Gott, was ist Ihnen begegnet?"

„Viel, unendlich viel!" erwiderte ernst der Musiker. „Sie wissen, daß ich vor einigen Tagen mit Ihrem alten Haushofmeister Amadäus über gewisse Sachen sprach."

„Ich weiß es."

„Heute sprach ich wieder mit ihm."

„Ah!"

„Ich weiß alles, Graf Alfons. Mein Unglück, mein Glück. — Der alte Benetti ist abgereist."

„Ja, gestern abend," erwiderte der Graf mit gespannter Erwartung.

„Er ist nach Florenz?"

Der Graf nickte mit dem Kopfe.

„So habe ich," sagte leidenschaftlich der andere, „eine kleine Bitte an Sie, Graf Alfons, die Sie mir nicht abschlagen werden."

„Gewiß nicht!" entgegnete schnell der Graf. „Ich will mit dem größten Vergnügen alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht."

„So leihen Sie mir einen Ihrer kleinen Wagen: ich muß noch heute nacht abreisen."

„Und wohin?" fragte Alfons.

„Und das fragen Sie im Ernst?" rief Charles mit bewegter Stimme. „Wissen Sie nicht, daß ich sie seit länger als zehn Jahren suche, daß ich jetzt endlich eine Spur erhalten, daß ich ihr nachreisen werde, wohin sie sich auch wenden mag?"

„Ich verstehe alles," entgegnete Alfons; „Gott sei Dank, daß es so gekommen ist!" Er zog die Klingel und gab dem eintretenden Kammerdiener einige Befehle. „Aber Sie kommen doch einige Augenblicke zur Gesellschaft?"

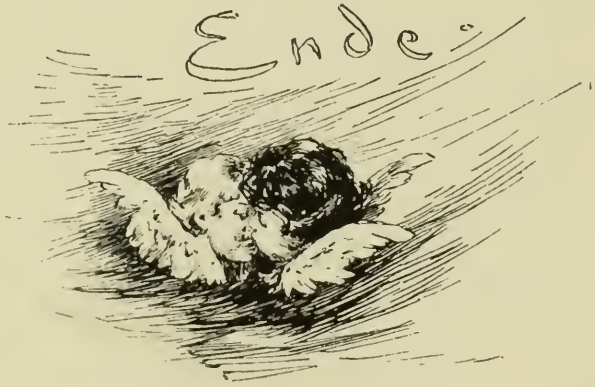
„Es ist mir fast unmöglich!" sagte Charles, ich bin zu aufgeregt, ich habe für nichts anderes Sinn, als nur für meine schnelle Abreise."

„Die Vorbereitungen hiezu werden soeben gemacht," antwortete Alfons, „kommen Sie nur einen Augenblick; natürlich erwähnen wir drinnen dieser Sache gar nicht. Sie sind fatigiert, ich lasse Sie, — so sagen wir — nach Ihrer Wohnung fahren. Sobald eingespannt ist, wird es mir gemeldet. Mein Kutscher führt Sie bis zur nächsten Station. Adieu, Charles — adieu, mein Freund! Möge Sie der Himmel glücklich führen; glauben Sie mir — ich kann über diese Angelegenheit nicht viel reden — aber glauben Sie dem Wort eines Mannes, der Ihretwegen gelitten hat, glauben Sie meiner Versicherung: wenn Sie glücklich werden, so werden Sie unendlich glücklich."

Charles drückte dem Grafen stillschweigend die Hand und beide begaben sich in das Nebenzimmer.

Hier wurde viel geplaudert und gelacht, nur der Held des heutigen Abends, der Komponist jener vortrefflichen Oper war und blieb einsilbig und in sich gekehrt. Er ist ermüdet, dachten die anderen und fanden es deshalb auch begreiflich, daß ihm eine halbe Stunde später Graf Alfons einen Wagen anbot, um nach Hause zu fahren, und darauf verließ er seine Freunde mit dem Wunsche des baldigen Wiedersehens.

Indem wir hiemit unsere namenlosen Geschichten schließen, müssen wir den geneigten Leser versichern, daß der junge Musiker, der in derselben Nacht mit flüchtigen Pferden nach Italien reiste, so bald nicht wiederkehrte, daß aber dagegen nicht sehr lange nachher Briefe von ihm in der Heimat eintrafen, worin er seinen Bekannten sagte, daß er jenseits der Alpen vollkommen glücklich geworden sei, und daß er still und zufrieden in Florenz lebe.



PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2284
H2A15
18--

Hacklander, Friedrich
Wilhelm
Namenlose Geschichten

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 05 08 016 0